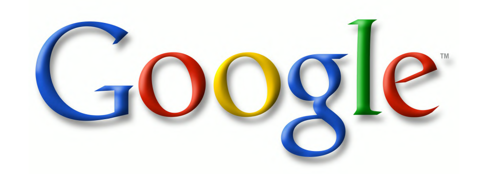
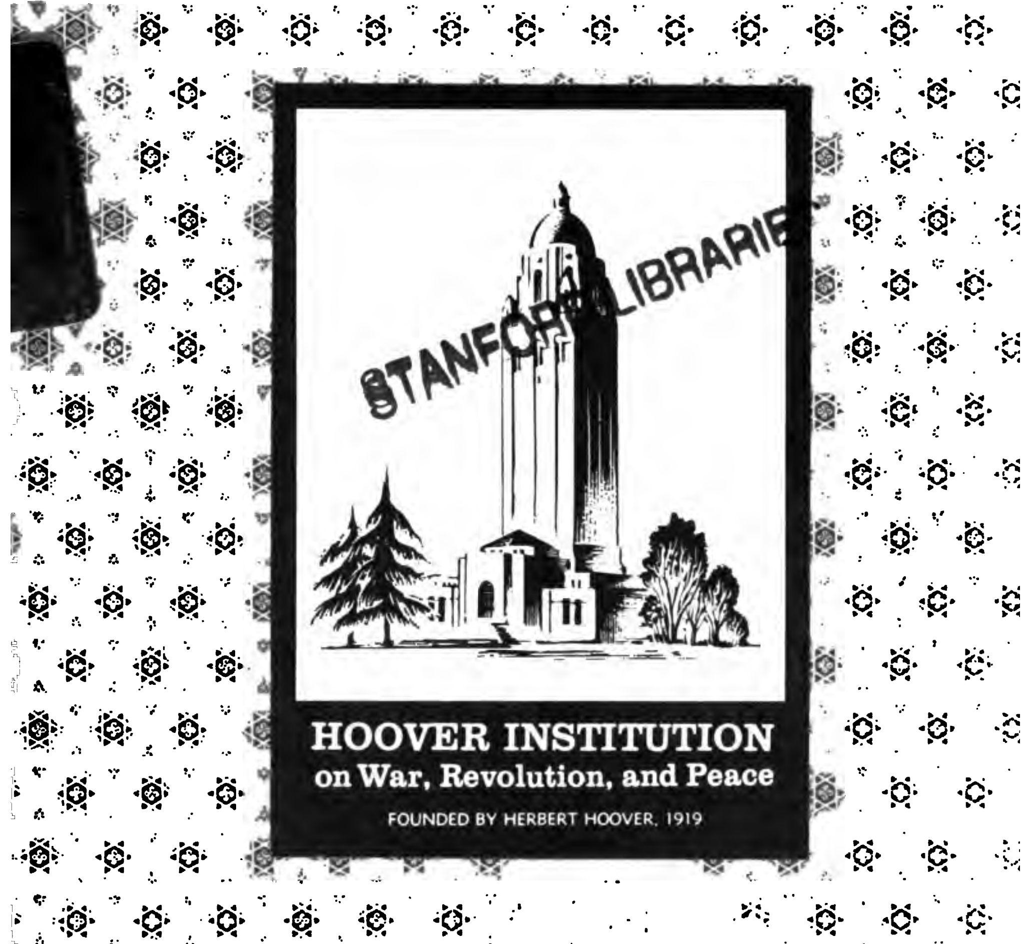
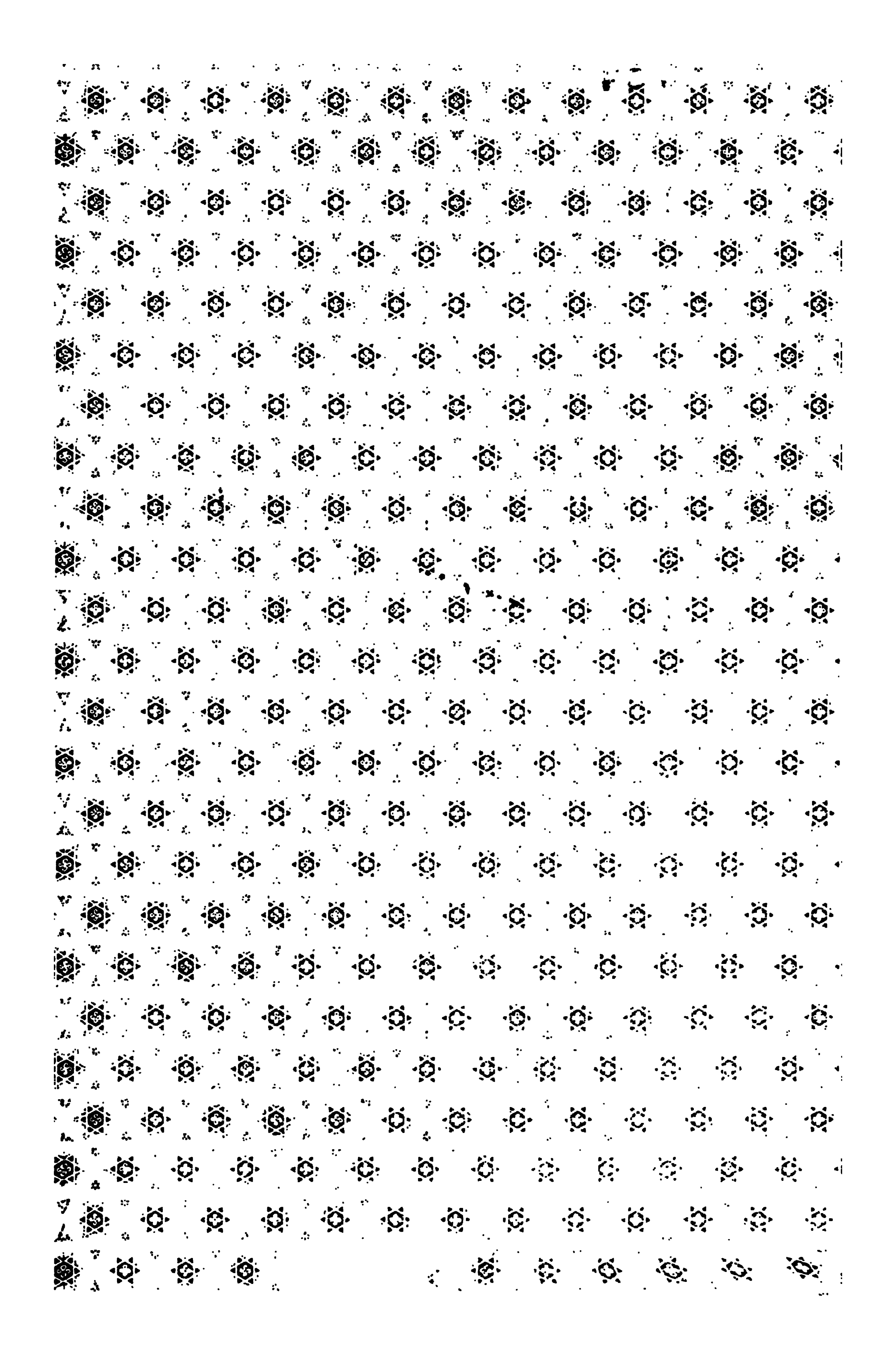



EMIN PASCHA,
DIE
AEQUATORIAL-PROVINZ,
DER MAHDISMUS
UND SEINE
RÜCKKEHR MIT STANLEY
VON
VITA HASSAN.


STANFORD LIBRARIES
HOOVER INSTITUTION
on War, Revolution, and Peace
FOUNDED BY HERBERT HOOVER, 1919







R Hassoun

Die Wahrheit über Emin Pascha,

die ägyptische Aequatorialprovinz und den Ssudān

von

VITA HASSAN,

ehemaligem Arzt und Apotheker der Aequatorialprovinz, Ritter des Osmanije-Ordens,

unter der Mitarbeit

von

ELIE M. BARUCK.

Aus dem französischen Original übersetzt und mit Anmerkungen versehen

von

DR. B. MORITZ.

BERLIN 1893

Geographische Verlagshandlung DIETRICH REIMER

Inhaber: HOEFER & VOHSEN.



R Hassoun

Die

Wahrheit über Emin Pascha,

die ägyptische Aequatorialprovinz und den Ssudan

von

VITA HASSAN,

ehemaligem Arzt und Apotheker der Aequatorialprovinz, Ritter des Osmanije-Ordens,

unter der Mitarbeit

von

ELIE M. BARUCK.

Aus dem französischen Original übersetzt und mit Anmerkungen versehen

von

DR. B. MORITZ.

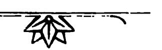
BERLIN 1893

Geographische Verlagshandlung DIETRICH REIMER

Inhaber: HOEFER & VOHSEN.

I. TEIL:

Emin Pascha, die Aequatorial-Provinz und der Mahdismus.





VORWORT.

Das vorliegende Werk ist ein neuer Beitrag zu der Litteratur über Emin Pascha und der Geschichte des äquatorialen und ägyptischen Ssudān, geschrieben von einem Augenzeugen, der länger mit Emin Pascha zusammen gelebt hat, als irgend ein anderer Europäer, der mit seiner Bildung den unschätzbaren Vorteil der Kenntnis der Landessprache verband und der in seiner Thätigkeit als Gesandter und Vermittler, ganz besonders aber in der Ausübung seines Berufes als Arzt, Vieles zu sehen und zu erfahren Gelegenheit hatte, was Anderen verborgen blieb.

Der Verfasser hat es sich zur Pflicht gemacht, nur die reine Wahrheit zu berichten. Seine Bewunderung für den Mann, der nicht nur sein Chef, sondern auch sein Freund war, hindert ihn nicht, Ansichten zu äussern, welche durchaus nicht stetes Einvernehmen mit den Handlungen Emin Pascha's erkennen lassen. Der objektive, streng sachliche Ton ist stets inne gehalten, namentlich auch dort, wo er über das Erscheinen der Stanley'schen Rettungsexpedition spricht. Hier ist seine Zurückhaltung umsomehr anzuerkennen, als er zu einer Kritik, respektive Entgegnung geradezu herausgefordert war. Wenn er sich trotzdem stets innerhalb der Grenzen einer vornehmen Reserve hält, so kann dies nur ein günstiges Vorurteil für die Zuverlässigkeit des Berichterstatters erwecken.

Da der Verfasser das Erscheinen seines Werkes selbst nicht mehr hat erleben dürfen, so dürften einige kurze biographische Notizen über ihn um so mehr am Platze sein.

Vita Hassan wurde am 14. Januar 1858 in Tunis geboren, wo sein Vater Dragoman am italienischen Konsulat war. Seinen Unterricht erhielt er in Alexandrien, musste jedoch mit 15 Jahren wegen der Mittellosigkeit seiner Eltern die Schule verlassen, um sich selbst sein Brod zu verdienen. Er wählte das Apothekerfach und brachte es bald soweit, dass er schon mit 19 Jahren die Leitung einer Apotheke in Kairo übernehmen konnte, welche dem Leibarzt der Wittwe des Chedive Abbās Pascha gehörte. Vermöge dieser Konnexionen erhielt er eine Anstellung im Regierungsdienste, zunächst freilich nur in dem kleinen Orte El Arīsch an der türkischen Grenze, von wo er 1880 nach dem Ssudān versetzt wurde. Im ersten Kapitel des Werkes berichtet er, wie er dorthin kam und Emin Pascha kennen lernte, mit dem zusammen er jene ereignisvollen 10 Jahre durchlebte und schliesslich den Schauplatz seiner Thätigkeit verlassen musste, aber gleich seinem Chef mit dem festen Vorsatze, wieder dorthin zurückzukehren. Leider sollte er nicht mehr dazu kommen. Im Sommer 1892 machten sich bei ihm die Anzeichen einer unheilbaren Krankheit bemerkbar, der er, ein neues Opfer Afrika's, am 14. März 1893 erlag, kaum ein Jahr nach dem Tode seines von ihm tief betrauerten Freundes Dr. Junker.

Allen, welche ihn kennen gelernt haben, wird seine Ehrenhaftigkeit, seine Anspruchslosigkeit und stets bereite Gefälligkeit unvergesslich bleiben.

Zum Schluss noch einige Bemerkungen über die in der Uebersetzung angewendete Art der Umschreibung arabischer u. s. w. Namen. Da das Werk für einen weiteren Leserkreis und nicht nur für Gelehrte bestimmt ist, wurde eine Transskription verwendet, die mit möglichster Vermeidung des schwerfälligen Apparates diakritischer Zeichen dem grossen Publikum eine annähernd richtige Aussprache der Namen ermöglicht. Hierzu ist zu bemerken, dass die durch einen Strich als lang bezeichneten Vokale auch gewöhnlich den Ton haben; sind, was selten geschehen ist, zwei Vokale als lang bezeichnet, so hat der zweite den Ton.

Das scharfe s ist mit ss bezeichnet; demgemäss bedeutet das einfache s die weiche Aussprache, lautet also wie das deutsche s am Anfange eines Wortes. Mit h sind die beiden Arten des arabischen h gemeint; es ist stets als ein scharfer Hauchlaut (nie also als Dehnungslaut) zu sprechen. Ch ist der stärkste Hauchlaut und stets wie das deutsche ch in Dach u. s. w. zu sprechen. Mit ' ist der eigentümliche arabische Kehllaut ain gemeint, der wie ein kurzer Vokal an = resp. = Absatz lautet. Gh bedeutet die stärkere Form desselben Lautes, dem das nachlässig gesprochene norddeutsche r am nächsten kommt.

— —·— — -



INHALTS-VERZEICHNIS.

Seite

Kapitel I 1

Einleitung. Abreise des Verfassers nach dem Ssudān. Ssuākin. Berber. Chartūm. Abreise von Chartūm. Die Ortschaft Ssobat. Der Fluss Ssobat. Die Ortschaft Schambe. Die Tuitsch. Wald und Affen von Schambe. Die Ortschaft Bōr. Die Mücken. Ladó. Ankunft bei Emin Bey. Seine Persönlichkeit und Lebensgeschichte.

Kapitel II 23

Reise nach Bōr. Emin's Sohn Fachri. Abreise nach Latuka. Annexion von Latuka. Die Urwälder von Latuka. Emin und Lupton. Die Leute von Latuka. Schönheit von Latuka. Leichtigkeit, mit der die Neger sich assimilieren. Die Sklaverei. Anekdote über die Sklaverei. Neue Methode des Häuserbaus in Ladó. Mein Haus. Das Hospital und die Apotheke. Krankheiten am Aequator.

Kapitel III 34

Monopolisierung des Handels. Der Handel von Ladó. Die Straussenfedern. Die Regierung als Händler. Modus der Auszahlung der Gehälter an die Beamten.

Kapitel IV 38

Annexion des Aequatorialgebiets. Die Händler. Baker. Gordon. Fausi. Reform. Insubordination des Ahmed Bey Ibrahīm. Energisches Auftreten Emin's. Räumung der südlichen Stationen.

Kapitel V 43

Territorium der Aequatorialprovinz im Jahre 1881. Bōr und seine Bevölkerung. Kiri. Die Bari. Dufilé. Die Madi, Metu und Kuku. Fowera. Die Magango und die Amiru oder Lango. Latuka und seine Bevölkerung. Fadibek. Die Schuli. Rōl. Die Dinka. Makraka und seine Bevölkerung. Gurguru. Die Mambettu.

Kapitel VI 64

Mambettu mit der Aequatorialprovinz vereinigt. Niedermetzlung der Garnison in Mambettu 1881. Hauāsch. Der Blutbund. Repressalien von Hauāsch. Der Fürst Mambanga. Mambanga gefangen. Krieg gegen den Fürsten Asanga von Majaggo. Hinterhalt. Asanga gefangen.

Seite

Kapitel VII 74

Die Militärmacht der Aequatorialprovinz. Bevölkerung. Soldaten, Chutarije, Tarāgma. Finanzielle Lage der Provinz in 1881 und 1882. Ausgaben. Einnahmen. Elfenbein. Straussenfedern. Rinderfelle. Kautschuk und Palmenöl. Tribut der Eingeborenen. Razzias. Ausdehnung des Gebietes der Provinz. Reformen und Projekte Emin's.

Kapitel VIII 85

Reise nach dem Bezirk Rōl. Emin befreit Sklaven. Die Danākla. Junker, Casati und Hauāsch. Thätigkeit von Herrn Gaspari in Ajak. Rumbek. Grenzbestimmung. Gosa. Ganda. Amadi. Mondfinsternis. Marcopulo. Eine Jagdpartie. Reise nach Chartūm. Ersetzung Rēūf Pascha's. Emin mit Abd el Kader Pascha. Die arabistischen Offiziere. Rückkehr nach Ladó. Herr Dabbenć. Nūr Bey und Bachīt Bey.

Kapitel IX 97

Ankunft in Ladó. Rückkehr Marcopulos nach Chartūm. Reise nach Makraka. Verleumdungen gegen Bachīt Bey. Sein Benehmen. Wandi. Ankunft des Hauāsch von Mambettu. Der Batingo. Rechtschaffenheit Emins. Versetzung des Hauāsch. Casati. Abgang der letzten Post nach Chartūm.

Kapitel X 105

Personalveränderungen. Abreise Emins und Casati's nach Mambettu. Aufstand der Dinka in Rōl. Niedermetzelung der Besatzungen von Rumbek, Ajak und Gōk el Muchtār. Unterwerfung der Dinka. Aufstand der Tuitsch. Emin's Rückkehr nach Ladó. Rückberufung von Junker und Casati. Versöhnung mit Hauāsch. Aufstand der Metu. Die Lage verschlimmert sich. Aufstand der Madi von Fatiko und Faloro. Lupton's Brief. Die Chutarije. Gefangennehmung des Barihäuptlings Loron. Der Büchsenmacher Balula. Fi ssabīl Allah (»Für Gottes Sache«). Moschee in Ladó. Emin Bey. Panik. Feuersbrunst. Brief von Karam Allah.

Kapitel XI 116

Nubien. Arabische Stämme des Ssudān. Ursprung der Araber des Ssudān. Die Aboriginer. Die Provinz Dongola. Das alte Königreich el Fung. Die Provinz Tāka. Chartūm. Soba und Hellet el Begeir. Das schwarze Theben. Antike Ruinen. Die Provinz Kordofān. Legende über die Stadt el Obeid. Gebel Marra. Die Provinz Ssennār. Die Provinzen Fasoglu, Faschoda, Bahr el ghasāl und Aequatoria.

Kapitel XII 123

Religion. Sitten und Gebräuche. Mut des Arabers. Seine Unempfindlichkeit gegen Schmerz und seine Todesverachtung. Der Ssoth oder Peitsche. Die Hochzeitsfeier. Die Merāra und der Selāt (Lieblingsspeisen). Die Saffa oder Hochzeitszug. Die Ghalwa oder Brauttanz. Pommade. Delka und Lachocha. Sehāma. Beschneidung der Knaben und Mädchen. Begräbnisceremonien. Tasmighat el Scha'ar oder Haarfrisur. Die Schaigēba. Die Ehe in Kordofān. Die Ehe bei den Hassanije. Der Sozialismus des Stammes Walad Abu Gerīd. Charakter des Ssudānarabers.

Seite

Kapitel XIII 139

Eroberung des Ssudān durch Mohammed Ali Pascha. Die Tscherkessen des Prinzen Ismaïl. Marsch der Armee. In Schendi. Der Ssultān Nemr. Attentat gegen den Prinzen. Rache des Mohammed el Defterdār. Monopolisierung des Handels. Verbot des Sklavenhandels. Verfrühte Massregel. Die Sklaverei kann nur durch jahrhundertelange Arbeit abgeschafft werden. Organisierung der Verwaltung des Ssudān. Die Erlasse des Mohammed Ali. Ahmed Pascha, Gouverneur des Ssudān. Abd el Latif Pascha. Ali Pascha Kako. Aufhebung des Handelsmonopols unter dem Chedive Abbās.

Kapitel XIV 161

Der Chedive Ssaïd Pascha im Ssudān. Die Räumung des Ssudān wird angeordnet. Petition der Häuptlinge und Notabeln zu Gunsten der Okkupation. Neuorganisation der Verwaltung des Ssudān. Abermalige Abschaffung des Sklavenhandels. Ssaïd Pascha's Rückkehr. Krieg gegen Malek el Nāssir. Niederlage der Aegypter. Projekt einer Eisenbahn nach dem Ssudān. Die Route nach Chartūm zu Lande und auf dem Nil. Empörung der Beduinen. Mūssa Pascha Gouverneur. Militärische Organisation. Neue Unternehmung gegen Malek el Nāssir. Die Cholera im Ssudān. Gafar Pascha Ssādik und Gafar Mas'har. Unterwerfung Malek el Nāssirs. Duldung des Sklavenhandels. Mássaua und Ssuākin. Der Ssudān auf der Pariser Weltausstellung von 1867. Harar und Seila. Eroberung von Darfūr. Sobeir Pascha und Ajūb Pascha. Gordon Pascha. Seine Inkonsequenz. Fausi. Tohami. Bussati. Die Beamten unter Gordon. No. II und No. I. Veränderung des Personals im Ssudān. Errichtung der Finanzverwaltung. Zu grosse Begünstigung der Eingebornen. Klagen gegen Gordon.

Kapitel XV 175

Gordon's Nachfolger Rëūf Pascha. Neue Veränderungen in der Verwaltung. Missgriffe Rëūf's. Die Unzufriedenheit nimmt zu. Ihre Ursachen. Abschaffung des Sklavenhandels. Die Erpressungen und Missbräuche. Die Beamten des Ssudān. Die Ssandjaks. Der Modus der Steuer- und Tribut-Erhebung. Käuflichkeit der Aemter der Steuererheber. Requisitionen und Frohnden. Loskauf von den Frohnden. Loskauf von der Konskription. Die Edikte gegen den Sklavenhandel bringen nur dem Beamten Nutzen. Die Justiz. Gelegenheit macht Diebe. Beispiele dafür. Wie man eine Untersuchung macht. Der Sturm bricht los.

Kapitel XVI 182

Mohammed Ahmed. Seine Familie. Seine Kindheit und Studien. Mohammed Ahmed in Chartūm. Sein Bruder Mahmūd Wad Abdullah. Sein aszetisches Leben. Mohammed Ahmed als Erleuchteter und Sozialist. Ein Refugium peccatorum. Unkluger Respekt der Unterbeamten. Die Mutassahabin. Soziale Theorien Mohammed Ahmed's. Sein Aufenthalt in el Obëid. Ankündigung seiner angeblich göttlichen Sendung. Er will schon zu den Waffen greifen. Seine Angehörigen bewegen ihn, el Obëid zu verlassen. Der Aufstand im latenten Zustande. Wunderthaten. Propaganda. Mahdistische Manifeste. Warnung des Mohammed Abdullah. Abu el Ssëūd geht nach Aba. Antwort des Mahdi. Expedition des Abu el Ssëūd gegen den Mahdi.

Seite

Verhandlungen. Erster Kampf. Panik in Chartūm. Der Bruder des Mahdi wirft ihm sein Benehmen vor. Der Mahdi verlässt Aba und geht nach dem Berge Gadir. Benachrichtigung Emin Bey's.

Kapitel XVII 192

Rāschid Bey schlägt die Derwische bei Kawa, wird am Gadir geschlagen. Erhebung von Kordofān und Darfūr. Slatin Bey. Eroberung von Abu Harās. Schlacht bei Kaschkil. Expedition von Ali Bey Abu Koka zum Entsatz von Bara und seine Niederlage bei Eid el Nebeik. Eroberung von el Tajāra. Expedition von Jussuf Pascha el Schallāli. Der Aufstand nimmt beunruhigende Dimensionen an. System Mohammed Ahmed's. Propaganda. Panik in Chartūm. Ankunft Abd el Kader Pascha's. Seine Politik und Energie. Divide et impera. Subeir Abd el Kader. Die Expedition Jussuf Pascha's kommt am Berge Gadir an. Er fordert den Mahdi auf, sich zu ergeben. Antwort desselben. Mystischer Charakter des Mahdistenkrieges. Abdullah Wad Daf'allah. Vernichtung des Korps Jussuf Pascha's. Der Schēch Madibbu. Erhebung und Belagerung von Schaka. Ausfall der belagerten Garnison und ihre Vereinigung mit Slatin's Kolonne. Omar Wad el Mukāschif greift Ssennār an. Gründe seiner Feindseligkeit. Giegler Pascha lehnt Verstärkung von Kairo ab. Expedition gegen den Emir Walad el Scherīf. Die Mahdisten unbesieglich. Vernichtung des Korps el Malik Jussuf. Angriff auf die Stadt Ssennār. Der Emir el Dakruri. Abd el Kader Pascha schlägt die Derwische in Ssennār.

Kapitel XVIII 204

Abd el Kader schlägt die Derwische in Temba. Ssāleh Walad el Mak siegt bei Fasoglu. Giegler Pascha beauftragt den Schēch Abu Ssin, Walad el Scherif zu schlagen. Belagerung von Bara und el Obëid. Der Mahdi verlässt den Gadir und lagert sich vor el Obëid. Angriff auf die Stadt. Die Mahdisten zurückgeschlagen. Bara und el Obëid ausgehungert. Bara ergiebt sich. Ein Eselskopf für 900 Francs. El Obëid kapituliert. Der Mahdi Herr von Kordofān. Die Expedition von Hicks Pascha. Abberufung von Abd el Kader Pascha. Hicks bricht nach Kordofān auf. Mahdistische Spione. Briefe des Mahdi. Sein Lager bei el Birke. Scharmützel. Schlacht. Hicks vernichtet. Der Mahdi schickt Boten nach Darfūr. Dara ergiebt sich. Belagerung von el Fāscher. Greuelthaten der Mahdisten. Verschüttung der Brunnen. Ausfall. Kapitulation von el Fāscher. Eroberung von Um Schanga. Slatin bei dem Mahdi, wird bekehrt und Abd el Kader getauft. Der östliche Ssudān. Osmān Digna bei Ssuākin. Mohammed el Chair in Berber. Belagerung von Chartūm. Abfall des Ssāleh el Mak. Schlacht von Gabalein. Neuer Abfall. Belagerung von Duēm. Belagerung und Eroberung von Berber. Hussein Pascha Chalifa bei dem Mahdi. Die Hadendoa. Fall von Ssinkat, Tokār, Kassala und Galabāt. Kritische Situtation von Chartūm. Projekt der Räumung Chartūms. Gordon's Mission. Unklugheit der Abberufung Abd el Kader's. Gordon's Ankunft in Chartūm. Sein Erlass. Verteidigungsanstalten. Ultimatum des Mahdi. Fortsetzung der Belagerung. Kampf bei el Kiteina.

Kapitel XIX 214

Die Belagerungstruppen von Chartūm werden verstärkt. Fortgang der Belagerung. Die Derwische in Ssennār werden verstärkt.

Verrat in Chartūm. Die Thätigkeit der Dampfschiffe. Belagerung von Um Durmān. Der Mahdi erscheint dort in Person. Kapitulation von Um Durmān. Benehmen des Mahdi. Gordon's Entsatz beschlossen. Langsamer Marsch der Entsatz-Armee. Schlacht von Metamme. Der Mahdi unter den Mauern von Chartūm. Der Sturm wird beschlossen. Die Derwische dringen ein. Schreckliches Erwachen. Gordon getötet. Der Oberst Wilson in Sicht von Chartūm. Zu spät. Wie Chartūm erobert wurde. Gemetzel und Plünderung. Widerstand der Provinz Dongola und ikre Besetzung durch die Mahdisten. Widerstand von Ssennār. Walad el Negūmi nach Ssennār geschickt. Eroberung und Zerstörung von Ssennār. Fluch des Mahdi über die Provinz. Osmān Digna's Thätigkeit. Eroberung von Kassala. Räumung von Galabāt. Hussein Pascha Chalīfe wird zum Emīr von Aegypten ernannt. Rüstungen der Mahdisten zum Angriff von Aegypten. Mahmūd Abdallah zum Emīr der Gaāfra in der Provinz Esne ernannt. Tod des Mahdi. Der Chalīfe Abdullah. Die Huldigung. Empörung in el Obëid. Scharmützel bei Wadi Halfa und Ssuākin bis 1889. Eine merkwürdige Legende. Ssittīn ssene we ssab'īn jōm.

— — —

KAPITEL I.

Einleitung. Abreise des Verfassers nach dem Ssudān. Ssuākin. Berber. Chartūm. Abreise von Chartūm. Die Ortschaft Ssobat. Der Fluss Ssobat. Die Ortschaft Schambe. Die Tuitsch. Wald und Affen von Schambe. Die Ortschaft Bōr. Die Mücken. Ladó. Ankunft bei Emin Bey. Seine Persönlichkeit und Lebensgeschichte.

Nach so vielen anderen, die über den Ssudān, über Emin Pascha und seine gewaltsame Rettung durch Stanley geschrieben haben, nach Dr. Junker, Stanley, Casati, Jephson, Nelson, Parke und Peters komme ich an die Reihe, mein Zeugnis abzulegen und über die Ereignisse, welche sich während der letzten zehn Jahre im Herzen Afrikas abgespielt haben, zu berichten. Denn wenn auch, von allgemeinen Gesichtspunkten aus betrachtet, über jene Länder und Ereignisse schon wahrheitsgetreu berichtet worden ist, so bleiben doch noch viele wichtige Fragen und interessante Einzelheiten, die der Aufklärung bedürfen, in Widersprüche und Dunkelheit gehüllt. Die lebhafte und entgegenkommende Aufnahme jener früheren Berichte seitens des Publikums liefert den deutlichen Beweis, dass alle Akte dieses modernen Dramas ihre Wichtigkeit und alle Ereignisse ihr Interesse besitzen. Das hartnäckige Schweigen Emin Pascha's hat in den Gemütern einen beständigen Zweifel gelassen; man weiss nicht, in wie fern man allem glauben soll, was auf seine Rechnung geschrieben wird. Ich erhebe den Anspruch, auf den folgenden Seiten die reine Wahrheit sowohl über die Aequatorialprovinz wie über Emin Pascha und unsere Rückreise, jene böse Odyssee, zu liefern.

Bin ich berufen, dieses Buch zu schreiben? Habe ich das Recht dazu? Ich kann ohne Bedenken darauf mit ja antworten.

Ich bin dazu berufen, denn während zehn langer Jahre habe ich mit Emin Seite an Seite gelebt und zugleich selbstbeteiligt oder als Augenzeuge allem beigewohnt, was sich abgespielt hat. Ich verliess ihn nur, um die gewöhnlich kurzen Missionen auszuführen, mit denen er mich beauftragte. Die Ssudanesen nannten mich, wie ich ohne Eitelkeit und ausschliesslich zur Charakterisierung meiner Stellung zu Emin Pascha sage: chaschm el mudīr »die Zunge des Mudir«; ich war nicht allein Teilnehmer seiner Handlungen, sondern auch der Vertraute seiner meisten Gedanken. Infolge meines langen Zusammenlebens mit Emin und stets in Berührung mit ihm, hatte ich seine geheimsten Seelenregungen kennen gelernt, so dass ich schliesslich im Stande war, bei Allem was er auch thun oder befehlen mochte, war es auch anscheinend unbedeutend, ohne Mühe und mit einer selten fehlenden Sicherheit das direkte oder indirekte Ziel, auf das er hinstrebte, zu errathen.

Das Recht, dieses Buch zu schreiben, habe ich demnach sicher; ich füge hinzu, dass ich auch die Pflicht hierzu habe, denn es wird sich mir dabei Gelegenheit bieten, Irrthümer aufzudecken, unter denen mein ehemaliger Chef sonst leiden könnte.

Jedoch soll man nicht etwa glauben, dass es meine Absicht sei, ein Loblied auf Emin Pascha anzustimmen; ich werde vielmehr die Irrthümer, die er begangen hat, offen und unparteiisch darlegen. Gleichzeitig aber werde ich auch jene seltene Güte, welche mehr die Tugend eines Missionars als eines Gouverneurs und Soldaten ist, gebührend würdigen, eine Güte, die Stanley und alle welche mit Emin verkehrt haben, zu konstatieren hatten, ohne zu einem Verständnis derselben durchdringen zu können. Ich werde die Schwächen des Mannes nicht vergessen, die die unvermeidlichen Folgen jener übermässigen und missbrauchten Güte waren. So wollte Emin Pascha niemals die Revolution im Keime ersticken, die sich um ihn vorbereitete; und nach seiner Erniedrigung durch die Gefangenhaltung in Dufilé verzieh er weniger dem Drange der Noth gehorchend, als aus Güte.

Wenn Aegypten ruhig geblieben wäre, wenn unerwartete Wirren es nicht in Anarchie und Unordnung gestürzt und die unselige Entwicklung des Mahdismus befördert hätten, so würde die Aequatorialprovinz unter dem Impuls Emin Pascha's und seiner hervorragend weisen Leitung ein kostbarer Edelstein in der Krone des Chedive geworden sein.

Ich bin weder ein Forschungsreisender noch Gelehrter, um den Anspruch erheben zu können, hiermit eine gelehrte Arbeit zu liefern und dafür auch nur den geringsten wissenschaftlichen Ruhm zu erwarten. Wenn ich als einfacher Apotheker Emin Pascha's mich in Dinge zu mischen hatte, die meinen Aufgaben völlig fremd waren und Missionen übernehmen musste, die mit meinem Berufe in keinem Zusammenhange standen, so geschah dies durch die Macht der Verhältnisse und den Drang der Umstände.

Bevor ich aber näher auf diese Ereignisse eingehe, halte ich es nicht für unnötig zu sagen, durch welche Umstände ich mit denselben in Berührung gekommen bin.

Als Beamter in El Arisch mit dem Titel eines Sanitäts-apothekers angestellt, wurde ich durch ein Schreiben Sr. Excellenz Nerutzos Bey, des damaligen Präsidenten der Sanitäts-Intendantur, vom 25. Mai 1880 No. 787 für den Posten eines Apothekers im Ssudān ernannt. Das Schreiben besagte ganz einfach: im Ssudān, ohne weitere Angabe in welcher Provinz oder welcher Stadt.

Mit einem Briefe des Ministeriums des Innern an die Adresse des damaligen General-Gouverneurs des Ssudān Rëuf Pascha, versehen, schiffte ich mich an Bord des Schiffes Hodeida nach Ssuākin ein, wo ich nach einer Ueberfahrt von sieben Tagen ankam. Ich war der einzige Passagier an Bord; auf mich allein angewiesen und im Begriff auf's gerathewohl in ein mir unbekanntes Land zu ziehen, blieb ich in unbestimmte und peinliche Betrachtungen versunken, welche die Vorahnungen naher Katastrophen gewesen sein müssen.

Denn wie ruhig auch damals der Ssudān erschien, so konnte er doch jedem, den seine Lebensschicksale dorthin verschlugen, Unruhe einflössen; die Augen und Gedanken wandten sich nach rück-

wärts, wie um den Seinen und dem Vaterlande ein letztes Lebewohl zuzurufen, die man verliess, ohne zu wissen, ob man sie je wiedersehen würde.

Der Gouverneur von Ssuākin liess mir am Tage nach meiner Ankunft mitteilen, dass noch am gleichen Tage eine Karawane nach Berber abgehen würde. Ich setzte mich mit ihr in Verbindung und hoch zu Kameel drang ich in dieses Land ein, aus dem ich erst nach fast zehn Jahren, nach tausend Gefahren und Leiden wieder herauskommen sollte. Die Reise vollzog sich ohne bemerkenswerten Unfall, und 14 Tage nach meiner Abreise von Ssuākin kam ich über Wadi Daruga, Rahwajan, Monnat. Bir Moho Bey etc. in Berber an.

Auf der ganzen Strecke fand sich reichlich Wasser in den in gewissen Zwischenräumen angelegten Brunnen. Bei jedem Brunnen fanden wir unfehlbar Hadendoa- und Bischāri-Beduinen der Umgegend, die dort ihre Herden tränkten und uns Mundvorrat, wie Mais, Brod, Milch, Butter, Käse u. s. w., verkauften.

Der Weg von Ssuākin nach Berber zieht sich durch eine fast ununterbrochene Sandwüste, aus der kahle Hügel und Felsmassen emporragen. Die Temperatur war auf dieser ganzen Reise sehr erträglich; wir hatten im Mittel 20—30 ^{0} C., was mich sehr verwunderte, denn wir waren mitten im Juli.

Berber war ein ziemlich bedeutender Platz, Hauptstadt der Provinz gleichen Namens und trotz seiner verhältnismässig geringen Bevölkerung Mittelpunkt des Handels dieser wichtigen Provinz, zumal für den Transitverkehr zwischen Chartūm und Ssuākin. In gesundheitlicher Beziehung liess die Stadt viel zu wünschen übrig; ihre engen und unsauberen Gassen erregten Ekel.

Die meisten Einwohner sind Gaālīje[1]) und der Handel befand sich ganz in den Händen der Gallāba[2]) (Händler). Es gab damals

---

[1]) Gaālīje, Angehörige eines arabischen Stammes im Ssudān, der sonst Gaālīn genannt wird. B. M.

[2]) Gallāba, Händler im allgemeinen, im besonderen Sklavenhändler resp. Sklavenjäger. B. M.

in Berber 5—6 Händler mit Lebensmitteln und Gebrauchsgegenständen, Griechen und eine Filiale der Firma Marquet in Chartūm. Ausser einigen wenigen Gebäuden, worunter die Mudirīje[1]), waren alle Häuser aus Luftziegeln erbaut. Die Garnison bestand nur aus Baschi bosuk (Freiwilligen), theils Türken theils Schaikīje[2]) Araber.

Das Klima von Berber ist unerträglich; die Hitze beträgt im Mittel 40° C. Ein heisser Wind, der schreckliche Chamssīn, weht dort beständig Tag und Nacht und wirbelt einen gelben erstickenden Staub so dick empor, dass man auf 50 Centimeter vor sich nichts erkennen kann.

Bei meiner Ankunft stellte ich mich dem damaligen Gouverneur der Provinz Ibrahīm Bey el Ssabbān vor; er hiess mich das Schiff erwarten, das erst 22 Tage später kam.

Während meines Aufenthalts in der Stadt versuchte der Mudīr mich dort zu behalten und wollte in diesem Sinne an den Director des Sanitätsdienstes in Chartūm schreiben; ich weiss nicht mehr, weshalb ich nicht darauf einging und schiffte mich an Bord der Ismailīje nach der alten Hauptstadt des Ssudān ein.

Die Fahrt von Berber nach Chartūm auf dem Nile dauert 7 Tage und man geniesst während der ganzen Reise ein wunderbares Schauspiel. Auf beiden Ufern ruht der Blick, soweit das Auge reicht, auf einer reichen und prächtigen Vegetation, und wenn man dieses Grün beständig 7 Tage lang sieht, kann man sich nicht vorstellen, dass wenige Kilometer weiter eine dürre und glühende Wüste existiert, in der nur in weiten Zwischenräumen eine kleine Oase wie eine Insel im Ocean Abwechslung bringt. Es ist klar, dass ein weit ausgedehntes Canalsystem, welches das Wasser des Nils von einem Punkte zum andern führte und sein Netz bis in das Innere des Landes ausdehnte, diese Gegend zu einer der fruchtbarsten machen müsste.

---

[1]) Mudirīje bedeutet sowohl Provinz wie Regierungsgebäude, hier das letztere. B. M.

[2]) Der arabische Stamm der Schaikīje wohnte am Nil, zwischen Abu Hamed und Korti. B. M.

Unser Schiff war mit Heizmaterial nicht ausreichend versehen, eine Sache, um die sich auch sonst kein Kapitän hier kümmerte. Man muss allerdings zur Rechtfertigung hinzufügen, dass das Heizmaterial, da es Holz war, für eine längere Reise in genügender Menge eingenommen, viel Platz an Bord gebrauchen und sehr beengen würde. Wenn das Heizmaterial zu Ende geht, macht der Kapitän beim nächsten Dorfe Halt und requiriert von den Scheichs das nötige Holz, wofür er ihnen Bescheinigungen ausstellt, deren Betrag von den an die Regierung zu zahlenden Steuern abgezogen werden sollte. Dieses System, das von allen Schiffen angewendet wurde, ist sehr misslich, denn es lässt dem Betruge weiten Spielraum. Thatsächlich konnte es geschehen — und es geschah oft —, dass der Kapitän im Einvernehmen mit dem Schiffsschreiber Bescheinigungen über den doppelten oder noch höheren Betrag der wirklichen Lieferung gegen ein Geschenk in baar oder Naturalien ausstellte.

Endlich kam ich in Chartūm an.

Chartūm ist oder vielmehr war damals eine wichtige Stadt. Mittelpunkt der Regierung des Ssudān, war sie auch Mittelpunkt des Handels dieses ungeheuren Landes. Auf dem rechten Ufer des weissen Nil erbaut, gewährte Chartūm dem landenden Reisenden einen malerischen Anblick, ohne jedoch sofort eine Idee von der Wichtigkeit des Platzes zu geben.

Da lag zunächst unmittelbar am Flussufer der Regierungspalast neben einem Gebüsch von Dattelpalmen, dann die Wohnung des Gouverneurs und eine Reihe Privathäuser mit zahlreichen und geräumigen Magazinen, alle an dem Ufer des Stromes, welches dergestalt den verkehrsreichsten Boulevard der Stadt bildete.

Eine ziemlich breite Strasse, auf deren Seiten die Mudirije und die Residenz des Generalgouverneurs lagen, führte in die Stadt; ich fand belebte und geräuschvolle Strassen in grosser Zahl, die nach allen Richtungen sich kreuzten, Häuser von ziemlich gutem Aussehen, Magazine und öffentliche Etablissements, alle geräumig und reinlich.

Für den, der die Vorstadt Alt-Cairo gesehen hat, wird es leicht sein, sich eine Vorstellung von Chartūm zu machen, das in seinem Gesammtaussehen dem ehemaligen Fostāt sehr ähnlich war.

Am nächsten Tage stellte ich mich Dr. Zerbuhl, dem Direktor des Sanitätsdienstes, vor, der mich leutselig empfing und mir den Vorschlag machte, zwischen den beiden damals unbesetzten Apothekerposten zu wählen, dem in Kolkol (Darfūr) und dem von Ladó (Aequatorialprovinz). Er sagte mir: Meinerseits rathe ich Ihnen eher zu dem Posten in der Aequatorialprovinz. Sie werden dort mit dem Mudīr Emin Bey zusammen sein, einem einsichtigen und verständigen Europäer, während Sie in Kolkol unter den Befehlen des Mudīrs von Darfūr, Nūr Angara, eines Halbwilden ohne Bildung und Erziehung, stehen würden und somit der Gefahr einer unwürdigen Behandlung stets ausgesetzt wären.

Diesem Rath folgend, wählte ich den Posten in der Aequatorialprovinz. Ich war in dieser Wahl gut inspiriert. Wäre ich nach Darfūr gegangen, so ist es mir sehr wahrscheinlich, dass ich in dieser Stunde nicht mehr am Leben sein würde. Denn der Mudīr Nūr Angara wurde wenige Zeit darauf die rechte Hand des Mahdi, und als Europäer würde ich wahrscheinlich eines seiner ersten Opfer geworden sein.

Nachdem ich fast $2^1/_2$ Monat in Chartūm gewartet hatte, kam endlich der Dampfer Embābeh von Badein an, wohin er den Kapitän Casati geführt hatte, und ich schiffte mich auf ihm nach meinem Bestimmungsort ein.

Laut in Chartūm eingetroffenen Nachrichten war der Strom durch Grasbarren gesperrt. Marno Bey [1]) erhielt den Auftrag, diese Sperren zu beseitigen und schiffte sich zu diesem Behuf mit uns ein. Unser Dampfer schleppte drei Barken und eine Mahūne mit ungefähr 500 Passagieren, darunter 200 Chutarīje und 200 Sträflinge, sowie einer grossen Menge Waaren und Munition für die Regierung in Ladó. Als wir nach 18 Tagen in Faschoda ankamen, liess Marno

[1]) Vgl. dessen Bericht in Petermann's Mitteilungen 1881; S. 411—426, ferner Junker, Reisen II, S. 54 ff.

Bey alle Passagiere, mich ausgenommen, an Land steigen, um sie, sobald der Strom frei geworden wäre, wieder aufzunehmen. Etwas weiter, in Ssobat, wurde auch ich ausgeschifft und Marno Bey fuhr mit den für die Aequatorialprovinz bestimmten 200 Chutarīje weiter, um mit ihrer Hülfe jene Sperren zu öffnen.

Ssobat ist ein kleines Dorf und gehört zu der Provinz Faschoda, von dessen gleichnamiger Hauptstadt es etwa 6 Stunden zu Wasser entfernt ist. Das Dorf war von Baker Pascha angelegt worden, der ihm den Namen Taufikīje gegeben hatte. Es liegt an dem gleichnamigen Fluss, der das Land der Galla durchfliesst und dessen Quelle noch nicht entdeckt ist. 1882 hatte Emin Bey von Abd el Kader Pascha den Auftrag erhalten, den Fluss auf einem der Dampfer, die den Dienst auf dem oberen Nil versahen, zu erforschen; unglücklicherweise aber verhinderten die Ereignisse diese Forschungsexpedition, welche die geographische Wissenschaft sicher um einige Entdeckungen in einem noch bis heute unbekannt gebliebenen Lande bereichert haben würde.

Südlich von Ssobat wohnen die Schilluk, nördlich die Nuēr; das Dorf selbst ist von Angehörigen beider Stämme bevölkert. Seine commerzielle Wichtigkeit ist gleich Null, wie übrigens das ganze Gebiet südlich von Faschoda.

Mein Aufenthalt in Ssobat dauerte genau drei Wochen; als Marno's Expedition zurückkehrte, schiffte ich mich nach der Aequatorialprovinz ein. Bevor der Anker gehoben wurde, liess der Kapitän Holz zum Heizen der Maschine laden. Dieses Holz, zum grössten Theil Ebenholz, wurde in den Wäldern Ssobat's von den Chutarīje geschlagen. Der Wald ist einer der ersten, in dem sich grosse Affen, Gorilla und Schimpansen, und wilde Tiere in ziemlicher Menge finden. Als das Schiff mit Holz versorgt war, nahm es seinen Curs gen Süden, und nach 5 Tagen erreichten wir Schambe, die erste zur Aequatorialprovinz gehörige Station.

Die Station Schambe ist von Baker Pascha gegründet, später von Gordon aufgegeben, aber wieder besetzt worden, um die Schiffe auf dem oberen Nil mit Holz zu versorgen. Schambe hat

sonst keine Bedeutung gehabt; es ist von dem Stamme Tuitsch bewohnt, der zu der grossen Familie der Dinka oder Djange gehört; ausser Honig wird in dem Bezirk nichts besonderes produziert, da der Anbau auf das allernotwendigste beschränkt wurde, bis zu dem Grade, dass die Garnison ihre Ration zu Gordon's Zeit von Chartūm und zu Emin's Zeit von Rōl oder Bōr erhalten musste.

Später wollte Emin den Bezirk von Law, der einen Tagemarsch von Schambe entfernt ist, seines Rinderreichtums wegen unterwerfen. Zu diesem Behufe unterstellte er ihn der Verwaltung von Schambe und nannte die Station Schambe-Law; aber die durch den mahdistischen Aufstand hervorgerufenen Ereignisse liessen ihm keine Zeit, dies Projekt zur Ausführung zu bringen.

In den Wäldern von Schambe herrscht das Ebenholz vor; die Affen finden sich dort in grosser Zahl und wagen es sehr häufig, bei Nacht in das Dorf und selbst in die Häuser zu dringen. Den unvorsichtigen Hausfrauen, die ihre Thüren offen lassen, werden häufig ihre Mundvorräte geraubt. Die Affen von Schambe erreichen eine ziemliche Grösse; sie sind manchmal so gross wie Akka-Zwerge, d. h. ungefähr 1.20 m; man behauptet auch, dass sie eine ausserordentliche Kraft besitzen.

In Schambe haben mir die Soldaten erzählt, dass 50 Mann, die in den Wald gegangen waren, um Holz zu holen, von einem ziemlich zahlreichen Heer dieser mit grossen Ebenholzästen bewaffneten Affen angegriffen worden waren und sich in aller Eile nach der Station hatten zurückziehen müssen. War dies ein Anfall von Patriotismus, der diese Schimpansen mit einem Male gegen die Eindringlinge aufregte?

Wenn die Eingeborenen sich einige Affen verschaffen wollen, suchen sie die Jungen zu ergreifen, die sich leicht an das häusliche Leben gewöhnen; aber um dieser habhaft zu werden, muss man die Wachsamkeit der Alten einschläfern, und dieses Resultat erreichen die Eingeborenen durch ein wirklich merkwürdiges Verfahren.

Der Neger geht unter einen Baum, auf dessen Zweigen eine Affenfamilie haust; er hat ein mit Merissa (einer Art alcoholischen Biers) gefülltes Gefäss in der Hand, er trinkt daraus einen Schluck, setzt das Gefäss unter dem Baum nieder und geht weg. Einen Augenblick darauf kommen die Affen vorsichtig vom Baum herunter, trinken nun ihrerseits, werden schnell berauscht und schlafen ein. Der Eingeborene, der von fern auf diesen Augenblick lauerte, kommt und schleppt schnell die Jungen fort. Die Intelligenz dieser Affen ist eine feststehende Thatsache; viele ihrer Handlungen entspringen im Grunde genommen einer Art gesunden Menschenverstandes und einer aussergewöhnlichen Methode. So z. B. schlafen sämmtliche Mitglieder einer Affenfamilie aus Furcht vor einem Feinde, namentlich den Leoparden, niemals zu gleicher Zeit; während die Alten ausruhen, stehen die Jungen Schildwache, und wenn die Jungen schlafen, bewacht sie die Mutter, während der Vater seinen Pflichten nachgeht, d. h. sich auf die Suche nach Nahrung für alle begiebt. Wenn es in der Nähe des Waldes keine Ernte zu plündern giebt, ernährt sich der Affe von Waldfrüchten und Graswurzeln. Aber wenn der weisse oder rote Mais reif wird, holen sich die Affen trotz der sorgfältigsten Bewachung der Neger ihren recht reich bemessenen Teil. Der Affe schleicht sich leise heran, um die Aufmerksamkeit nicht zu erregen; er versteckt sich im Felde mitten unter den Stengeln, bricht eine Anzahl Kolben ab, bindet sie in eine Garbe zusammen und schleppt sie eiligst nach dem Walde. So macht er es mit dem roten Mais. Bei dem weissen Mais aber, dessen Kolben grösser sind, verfährt er anders; er bindet sich ein Stück Baumrinde wie einen Gürtel fest um den Leib, bricht die Maiskolben ab, steckt sie in den Gürtel und sucht so sein Heim im Urwald auf.

Der Tuitsch, haben wir gesagt, gehört der grossen Familie der Dinka an. Physisch unterscheidet er sich von ihnen nicht; gross, schlank, von einer über Mittelgrösse hinausgehenden und manchmal zwei Meter erreichenden Statur, mit regelmässigen Zügen und der Hautfarbe eines ziemlich dunkel schattierten Negers, hat

der Dinka kein unsympathisches Aeussere. Seine Haare sind natürlich kraus und kurz bei beiden Geschlechtern, wie bei der ganzen schwarzen Rasse, aber seine Haut ist im Gegensatz sehr fein, sehr weich und sammetartig. In dem Dinkatypus ist die breitgedrückte Nase nicht stark ausgeprägt, man begegnet vielmehr in der Form nicht unschönen, wenn auch etwas platten Nasen.

Wenn der Tuitsch in physischer Hinsicht seinem Stammbruder, dem Dinka, gleicht, so weicht er von ihm im Charakter vollständig ab. Dieser ist thätig, kriegerisch, ein unerschrockener Jäger, beweglich und besitzt die ungewöhnliche Eigenschaft häuslicher Reinlichkeit. Der Tuitsch im Gegentheil verabscheut Krieg und Jagd, ist träge und arbeitet nur, um sich die notwendige Nahrung zu verschaffen, seine Behausung wie seine Person sind von einer widerlichen Unsauberkeit. Was dazu beiträgt, diese Unsauberkeit zu unterhalten und ihr einen besonders unangenehmen Geruch mitzutheilen, ist seine Lieblingsbeschäftigung, der Fischfang, den er im grossen betreibt, um den Fisch im getrockneten Zustande zu verkaufen, d. h. ihn gegen ein wenig Mais zu vertauschen und so der Unzulänglichkeit seines Ackerbaues zu Hülfe zu kommen.

Eine ihrer Seltsamkeit wegen erwähnenswerthe Sitte ist die Art und Weise, wie die Tuitsch und ebenso die Schilluk sich begrüssen. Wenn Freunde und Verwandte bei beiden sich begegnen, so spucken sie sich in die hohle Hand, was bei ihnen das Hutabnehmen des Europäers oder das Ssalāmun aleikum des Orientalen ersetzt.

Nachdem wir unsere Holzvorräthe in Schambe erneuert hatten, setzten wir unsere Reise nach Süden zur Station Bōr fort. Bōr ist ein ungesundes Dorf, von pestilenzialischen Sümpfen und auf der Stromseite von hohen und dichten Gräsern umgeben, die von Insekten und Reptilien jeder Art wimmeln. Die Mücken von Bōr sind sicher die unerträglichsten, welche ich auszuhalten hatte. Ihre Menge ist der Art und ihre Stiche so schmerzhaft, dass ich gezwungen war, es wie die andern zu machen, obwohl ich mich anfangs darüber amüsirt hatte, und mir zwei Neger mit Fliegen-

wedeln in der Hand zur Seite nahm, um mich vor den Angriffen dieser kleinen Bestien zu schützen.

In Bōr und Umgegend sind Haus- und wilde Thiere sehr zahlreich. Letztere sind Gegenstand einer eifrigen und häufig erfolgreichen Jagd, welche die hauptsächlichste Hülfsquelle der Eingeborenen bildet. Man findet dort auch Honig in grosser Menge und betreibt einen verhältnismässig bedeutenden Anbau von Sesam, Mais und Bohnen. Ebenso giebt es dort einen Fruchtgarten mit den verschiedensten Arten, der Staatseigentum ist.

Die Einwohner von Bōr und Umgegend sind Bōr, die der grossen Familie der Dinka angehören. Das zu diesem Bezirk gehörige Territorium ist sehr ausgedehnt und erstreckt sich im Südosten bis in die Nähe von Latuka; es ist aber schwach bevölkert und ausser der am Strome gelegenen Hauptstation hat die Regierung keine andere befestigte Station eingerichtet.

Von Bōr setzte der Dampfer seine Fahrt nach Ladó ohne Aufenthalt fort und passierte die Dörfer Wambesch, Bora und Schir.

Endlich komme ich in Ladó am 14. Januar 1881, 81 Tage nach der Abfahrt von Chartūm an; nicht dass der Weg so lang wäre, denn für gewöhnlich dauert die Fahrt nur 15—22 Tage, sondern vielfache Umstände, wie der durch Oeffnung der Grasbarren gezwungene 21 tägige Aufenthalt in Faschoda und die schweren Ladungen, die der Dampfer zu schleppen gehabt hatte, waren die Ursachen der ungewöhnlichen Dauer der Reise gewesen. Der Dampfer übrigens, ein schlechter Fahrer, führte den Spitznamen »El ágale min esch schitān«, d. h. die Eile ist vom Teufel[1]).

Es ist nicht überflüssig, hier eine summarische Beschreibung der Stadt Ladó zu geben; denn die gleiche lässt sich so ziemlich auf alle Dörfer dieses Teils des äquatorialen Ssudāns anwenden, und wenn man Ladó kennt, wird man sich leicht eine Idee von den übrigen Centren und Lokalitäten machen können, von denen ich im folgenden zu sprechen haben werde.

---

[1]) Die erste Hälfte eines arabischen Sprichworts; die zweite lautet: wettaánni min er rahmān »und die Langsamkeit ist vom barmherzigen (Gott)«. B. M.

Ladó, der Hauptort der Aequatorialprovinz, ist auf dem rechten Ufer des weissen Nils erbaut. Es besteht aus ungefähr 2000 runden Hütten (tokūl), die aus Pfählen und Binsen construirt sind. Sie sind mit Stroh vermittelst Bändern aus Baumbast gedeckt und im Innern mit einem Fussboden aus Erde und Koth versehen. Bloss die Residenz des Gouverneurs und die Magazine der Provinz waren aus Luftziegeln erbaut und mit Binsen gedeckt. Diese primitiven Wohnungen liegen zerstreut, bald einzeln, bald in Gruppen von 2, 3, 4, selbst 10, 20, 30 Hütten vereint; jede Gruppe ist von einer rechtwinkligen Umzäunung eingeschlossen, die aus demselben Material besteht. Die Strassen, die sie trennen, sind sehr breit, aber völlig kahl und ohne einen Laden. Gegen Mittag erhitzt eine glühende Sonne den Boden mit einer solchen Intensität, dass man die Hitze des Sandes durch das Leder der Stiefel fühlt. Wegen des beinahe gänzlichen Mangels an Geschäftigkeit scheinen die Strassen von Ladó zu jenen toten Städten zu gehören, von deren Verfall und Verödung die Geschichte berichtet. Kaum sieht man von Zeit zu Zeit einen Schwarzen sie eilig durchschreiten und die unleidliche Monotonie derselben für einen Augenblick unterbrechen.

Kaum in der Stadt angekommen, liess ich meine erste Sorge sein, mich meinem neuen Chef vorzustellen und mich ihm zur Verfügung zu stellen. Ich trat in den Hauptsaal des Gouvernementsgebäudes ein und fand im Hintergrunde eines quadratischen Raumes von mässiger Ausdehnung auf einem breiten orientalischen Diwan mehrere Personen sitzen, die sich unterhielten.

Emin Bey, den ich nach der Beschreibung erkannte, die man mir von ihm in Chartūm gemacht, hatte zu seiner Rechten Lupton Bey, seinen Untergouverneur, zu seiner Linken Nūr Bey Mohammed, den Befehlshaber der Truppen der Provinz, an dessen Seite der Kadi Hāgg Osmān und einige Offiziere waren.

Bei meinem Anblick unterbrach Emin Bey seine Unterhaltung und sagte zu mir: chairan (Was führt Sie her?) Ich setzte ihm sodann auseinander, dass ich für den Apothekerposten in seiner Provinz

bestimmt sei und zeigte ihm mein Ernennungsschreiben mit den Worten: Ich stehe zu Ihren Befehlen. —

Ich hatte ihn beim Eintritt italienisch begrüsst, er hörte mich bis zu Ende an und sagte dann:

Sie sprechen italienisch, wie ich höre?

Ja, mein Herr.

Er nickte mit dem Kopfe als Zeichen der Befriedigung, und ich übergab ihm dann ein Schreiben von einem Freunde, Herrn Giacomo Lumbroso, Generaldirektor der Post in Chartūm, durch welches er mich an Emin Bey empfahl. Es scheint, dass Herr Lumbroso in diesem Schreiben bemerkt hatte, ich sei italienischer Nationalität, denn kaum hatte Emin Bey das Schreiben gelesen, als er sagte:

Sie sind Europäer, Italiener?

Auf meine bejahende Antwort fragte er mich, wie es gekommen sei, dass ich mich in diese Gegenden verirrt habe und noch dazu für ein so unbedeutendes Gehalt und ob ich keinen anderen Zweck verfolge.

Ich antwortete bejahend, indem ich ihm die Verhältnisse auseinandersetzte.

Gut, sagte er, ich hoffe, dass wir zusammen etwas zu Stande bringen können, und fügte dann hinzu: Haben Sie meine Stationen Schambe und Bōr gesehen? sind sie in gutem Stande? geht dort alles ordentlich zu?

Ja, mein Herr; die beiden Stationen sind schön, sehr gut gehalten und es herrscht dort die vollkommenste Ordnung.

Als ich mich nach dem Kaffee zurückziehen wollte, hielt er mich zurück und sagte: Sie begreifen, dass es hier weder ein Hotel noch ein Restaurant giebt; ich kann Ihnen Wohnung nicht anbieten, denn es fehlt mir an Raum. Sie können aber in dem Hause wohnen, das Ihr Vorgänger inne hat und das Ihnen nach seiner Abreise ausschliesslich gehören wird; es ist zwei Schritte von dem meinigen. Was das Essen anlangt, so können Sie zu mir kommen, wenn es Ihnen angenehm ist; es wird stets ein Platz

an meiner Tafel für Sie bereit sein; meine Stunden sind ein Uhr für das Frühstück und sieben für das Abendessen, und ich würde glücklich sein, einen Europäer an meiner Tafel zu haben. Nachdem ich ihm für seine Güte gedankt, begab ich mich nach dem Hause meines Collegen Chalīl Efendi Wassīm, an den ich gewiesen war. Wassīm Efendi empfing mich höflich und behielt mich zum Essen bei sich. Als Wohnung bot er mir bis zu seiner Abreise eine Hütte an, die an sein Haus anstiess; solange er in Ladó blieb, pflegte ich bei ihm zu frühstücken, während ich für Abends das Anerbieten Emin Bey's benutzte und sein Tischgenosse war. Die Leutseligkeit, mit der Emin mich im Diwan und zu Hause empfangen hatte, machte mich ganz aufgeräumt und bei Tafel waren wir wie alte Freunde. In dem Benehmen Emins gegen mich gab es keine Zurückhaltung oder Hochmut eines Chefs gegen seinen Untergebenen, was auch mir jeden Gedanken an eine übermässige Zurückhaltung benahm, die man sich bisweilen unter ähnlichen Umständen auferlegen muss. Seit dem Abend meiner Ankunft hatte ich Musse, Emin Bey zu beobachten. Er war ein Mann von ungefähr einigen 40 Jahren, von mittlerem Wuchse und regelmässigen Zügen mit einem schwarzen runden Bart. Seine kleinen grauen Augen waren stets hinter einer goldenen Brille versteckt. Wenn man mit ihm spricht, fühlt man seine kleinen Augen scharf auf sich ruhen, wie um die feinsten Ausdrücke des Gesichtes seines Gegenüber zu erforschen.

Im allgemeinen ist seine Miene ernst und kalt, was Reserve auferlegt und in Entfernung hält. Wenn er mit jemand familiär wird, was sehr selten geschieht, ist er von einer ausserordentlichen Leutseligkeit und Herablassung, ohne jedoch seiner Würde etwas zu vergeben, mit der er sich stets umgiebt. Er hört alles mit grosser Kaltblütigkeit an. Manchmal jedoch bleibt er nicht Herr über sich und seine bewegliche Physiognomie verrät dann seine innersten Empfindungen. Ich habe bei Emin Bey eine sehr merkwürdige Eigentümlichkeit beobachtet, die mich frappiert hat: Wenn er in grossen Zorn gerät, fliesst ihm der Speichel aus dem

Munde und unter seinem Kinn erscheint eine Schwellung, die den Eindruck eines Kropfes bei ihm macht.

Ich verliess Emin Bey gegen 9 Uhr; dies ist die Stunde, wo er sich gewöhnlich zurückzog, um sich nach Beendigung seiner täglichen meteorologischen Beobachtungen zu Bett zu legen.

Am folgenden Tage begab ich mich mit meinem Collegen Chalīl Efendi in das Hospital, um die Kranken zu besuchen. Ich muss bemerken, dass in der Aequatorialprovinz der Apotheker ausser seinen eigenen Funktionen noch die eines Arztes zu erfüllen hatte; bei schwierigen Fällen und schweren Krankheiten wandte der Apotheker sich an die Kunst Emin Bey's.

Emin Pascha ist jetzt ein berühmter Name, der mit Recht der Geschichte angehört.

Was ist seine Heimat? warum hat er sie verlassen? Ich weiss es nicht, denn er hat sich in meiner Gegenwart niemals darüber geäussert und ich habe ihn nie danach gefragt. Der Mann, der mein Chef war und mich mit seiner Freundschaft beehrt hatte, besass meine ganze Achtung, und ich hegte für ihn eine ausserordentliche Bewunderung. Diese Achtung und Bewunderung werden durch die Kenntnis der Herkunft Emin Pascha's wie der mehr oder minder auffallenden Handlungen, die er vor der Zeit meiner Bekanntschaft mit ihm begangen hat, weder zu- noch abnehmen. Hätte ich damals gewusst, dass meine Lebensschicksale es so fügen würden, einmal darüber schreiben zu müssen, dann würde ich während der Unterhaltungen an den langen Abenden unter dem Aequator, wo ich Auge in Auge mit Emin Bey freundschaftlich da sass, versucht haben, ihm mehr zu entlocken, als er selbst erzählte, vor allem aber alles zu behalten, was er mir sagte. Der Gedanke an dergleichen lag mir aber vollkommen fern und heute kann ich das Resumé meiner Unterhaltungen mit Emin Bey über sein früheres Leben bis zur Ankunft im Ssudān nur aus dem Grunde meines Gedächtnisses schöpfen.

Als Dr. Schnitzler aus Gründen, die ich für ehrenwerth halten zu dürfen glaube, seine Heimat verliess, begab er sich direkt

nach Constantinopel, wo er nach seinem Uebertritt zum Islam bei der Türkischen Regierung als Militärarzt mit dem Range eines Hauptmanns in Dienst trat.

Als Emin Pascha eines Abends in Wadelai mit seinem ersten Schreiber Ahmed Mahmūd bei mir speiste, kam die Unterhaltung zufällig auf das Thema des Religionswechsels. Ahmed Mahmūd hatte es einzurichten verstanden, bei Tische eine Flasche Absynth zu zwei Dritteln ganz allein auszutrinken, zum grossen Erstaunen des Paschas und trotz seiner Ratschläge und Mahnungen zur Mässigkeit, die er selbst stets eifrig beobachtete.

In seiner Trunkenheit redete er von einem zum Islām übergetretenen koptischen Beamten und begann gegen die Personen zu sprechen, die ihre Religion verliessen, in der sie geboren sind. Der Pascha bewahrte einige Augenblicke eine Haltung, die trübe Betrachtungen verriet, fasste nach seiner Gewohnheit an den Bart, hob den Kopf und sagte zu ihm:

Hören Sie mich, Ahmed Mahmūd. Wenn ein Mann seine Religion eines Weibes wegen aufgiebt, ist er tadelnswert; thut er es des Geldes wegen, ist er verächtlich; aber wenn ihm das Messer an der Kehle sitzt, so ist er, wenn auch nicht ganz zu rechtfertigen, so doch zu entschuldigen und zu beklagen.

Diese Unterhaltung prägte sich meinem Gedächtnis fest ein, und ich bin seitdem in meinem Innersten überzeugt geblieben, dass irgend ein trauriges Geheimnis den Uebertritt Emins zum Islām herbeigeführt hat, ein Uebertritt, der zweifellos kein freiwilliger war und nicht leichten Herzens geschah.

In Constantinopel hatte Emin gleich in den ersten Tagen begriffen, dass die Kenntnis der Landessprache ihm unentbehrlich sei und wandte sich sogleich mit solchem Eifer diesem Spezialstudium zu, dass er in sehr kurzer Zeit seiner wissenschaftlichen Ausrüstung und der deutschen und englischen Sprache eine gründliche Kenntnis des Türkischen hinzufügen konnte. Da die Türkische Regierung ihn zum Dolmetscher bei dem Bey von Tripolis ernannt hatte, lernte er in dieser Stadt den englischen

Consul kennen, der mit einer Italienerin verheirathet war; sehr schnell befreundete er sich mit beiden. Emin kannte die italienische Sprache noch nicht, die einzige, die die Frau des Consuls ihrerseits sprach, sodass sie bei ihren Unterhaltungen den Consul zum Dolmetscher nehmen mussten. Es ist sicher sehr langweilig, sich eines Dolmetschers bedienen zu müssen, zumal bei einer intimen und freundschaftlichen Unterhaltung. Emin erkannte das und beschloss, das Italienische zu erlernen. Nach drei Monaten schon kannte er die Sprache Dante's soweit, um sie wie jetzt geläufig sprechen und schreiben zu können.

Nach Constantinopel zurückgekehrt, blieb Emin kaum einige Monate dort und wurde dann einer militärischen Expedition nach dem Libanon in Syrien mit dem Range eines Saghkol Aghassi (Adjutant-Major)[1]) beigegeben. Im Libanon erhielt Emin schwierige und gefährliche Missionen, die er aber vorteilhaft ausführte und wofür er zur Belohnung zum Major befördert wurde.

Nach Beendigung seiner Mission nach dem Libanon kehrte Emin nach Constantinopel zurück, wo einige einflussreiche Persönlichkeiten ihm den Vorschlag machten, die Leitung eines politischen Oppositionsblattes zu übernehmen. Die Fonds sollten von diesen Herren hergegeben werden, welche sich an der Mitarbeit beteiligen und das Blatt im geheimen inspirieren sollten. Emin hatte Zeit gehabt, die Intriguen des Ottomanischen Hofes kennen zu lernen. Er sah die Missbräuche aller Art, die geschahen, und die Tyrannei einer absoluten Macht. Emin war nicht ohne Enthusiasmus, und deswegen schlug er die schriftstellerische Laufbahn ein, die sich ihm aufthat, und die Zeitung »El Hakīka«[2]) (Die Wahrheit) erblickte das Licht der Welt. Ein Journal mit solchen Tendenzen konnte in Constantinopel nicht lange existieren. In der That verflossen kaum wenige Monate, als trotz des geheimen Einflusses, der die Zeitung und ihren Direktor

[1]) Ein militärischer Rang, der der türkischen und ägyptischen Armee eigentümlich ist und zwischen Major und Hauptmann steht. B. M.

[2]) Bekannter unter der türkischen Namensform Hakikat. B. M.

beschützte, El Hakīka unterdrückt und Emin mit fünf seiner Mitarbeiter, Personen vom Hofe, in die Verbannung geschickt wurde, um dort über das Schicksal der Helden der Wahrheit und des Rechts nachzudenken. Vier Monate verflossen für ihn und seine Gefährten im Exil, während dessen aber zwischen ihnen und ihren Freunden in Constantinopel eine lebhafte Correspondenz ausgetauscht und das Terrain für ihre Rückkehr nach der Hauptstadt vorbereitet wurde. Als der Boden gehörig vorbereitet war, begab sich Emin im geheimen nach Constantinopel. Dort gewann er durch Geld Zutritt zum Premierminister, den er vermittelst seiner Beredsamkeit für die Sache der Verbannten zu gewinnen wusste. Drei Tage nach der Rückkehr Emin's zu seinen Gefährten übergab einem dieser Herren, H . . . Pascha, ein Adjutant des Ssultans, im Auftrage seines Herrn die Insignien und den Firman eines Muschīr (Marschall) und eröffnete allen Verbannten, dass der Ssultan sie begnadigt hatte. Dies war die Frucht von Emin's Reise nach Constantinopel. Dort wurde Emin als Chefarzt einem Regiment beigegeben, jedoch nach drei Monaten nahm er mit seinen gleichen Gefährten die Veröffentlichung der Zeitung »El Hakīka« wieder auf, die er jetzt in England erscheinen liess. Die Polizei, die auf die Beine gebracht war, entdeckte einige Urheber des unbequemen Blattes, unter ihnen Emin, die nun alle aus dem türkischen Staatsgebiet ausgewiesen wurden. Mit dem Einführungsschreiben eines Pascha's von Constantinopel an Chalīl Agha, den obersten Eunuchen der Vize-Königin Mutter Ismail Paschas versehen, kam Emin aller Hülfsmittel bar in Alexandrien an. Aber Chalīl Agha war eine zu einflussreiche Persönlichkeit, als dass Emin mit seiner Protektion lange in Verlegenheit hätte bleiben können. Obwohl ihm Chalīl Agha verschiedene Stellungen vorschlug, so zog er es vor, in den Ssudān zu gehen und liess sich ein Empfehlungsschreiben an Ismail Pascha Ajūb, den damaligen Generalgouverneur des Ssudān, mitgeben.

Emin blieb in Alexandrien nur zwei Tage und schiffte sich im Vertrauen auf die Vorsehung für seinen Unterhalt bis Chartūm nach Ssuēs ein.

Die Vorsehung zeigte sich ihm in Ssuēs in der Gestalt eines nach Chartūm reisenden Kaufmanns, der es übernahm, Emin bis nach der Hauptstadt des Ssudāns mitzunehmen. In Chartūm angelangt, fand Emin Ismail Pascha Ajūb nicht vor, da dieser sich nach Darfūr begeben hatte, um die von Sobēr Rahmi (jetzt Sobēr Pascha in Cairo) vorbereiteten ihm nun leichten Lorbern zu pflücken. Emin sandte ihm das Schreiben Chalīl Agha's zu, Ismail Pascha hiess ihn seine Ankunft in Chartūm erwarten.

Während dieser Zeit machte Emin in Chartūm die Bekanntschaft des Consul Hansal und Ali Efendi Sserāg, Gordons Vertreter in dieser Stadt.

In Chartūm verwirklichte sich nun so zu sagen Emin's Traum und zwar auf folgende Weise: Bei Gordon Pascha, dem damaligen Generalgouverneur der Aequatorialprovinzen, befand sich ein Arzt namens Emin Efendi, der der einzige Sohn einer Wittwe in Cairo war. Die arme Frau konnte es nicht länger ertragen, von ihrem Sohn durch mehrere tausend Kilometer getrennt zu sein und petitionierte beim Chedive Ismail Pascha um ein Amt für ihn in Cairo. Die Bitte wurde erhört, und die Regierung schrieb an Gordon Pascha, den Dr. Emin Efendi nach Cairo zu senden. Einige Zeit nach Emin's Ankunft in Chartūm erhielt Ali Sserāg von Gordon den Befehl, ihm einen Arzt zu schicken und schlug den Posten Emin vor, der ihn natürlich mit Vergnügen annahm. Giegler Pascha, der 1882 Unter-Generalgouverneur des Ssudān wurde, war damals Telegrapheninspector in Chartūm. Er suchte Emin von der Abreise nach dem Aequator abzuraten und sagte ihm: Was wollen Sie da thun, etwa Zeit Ihres Lebens in dem Posten eines Arztes im Ssudān vegetieren? Emin gab ihm zur Antwort, der Grund, weshalb er dieses Amt anzunehmen sich beeile, liege weniger in der Notwendigkeit, sich den Lebensunterhalt zu verschaffen oder in der Aussicht sein Glück zu machen, als vielmehr in dem Wunsch, für die Wissenschaft zu arbeiten und unter diesem Gesichtspunkt der Welt und sich selbst nützlich zu werden. Giegler erwiderte ihm lachend, dass das ein eitler Traum sei und

dass man noch nie einen Menschen namens Mohammed oder Emin habe Ruf und Ruhm erwerben sehen.

Emin hatte Vertrauen zu seinem Stern. Er erwiderte Giegler, dass wenn man auch einen solchen bisher nicht gesehen habe, man ihn in Zukunft sehen würde. —

Das Königreich Uganda hatte damals einen intelligenten und mehr als seine übrigen Stammgenossen aufgeklärten Neger an seiner Spitze, den König Mtesa, Vater des jetzigen Königs Muanga.

Emin wurde von Gordon als Vertreter der Aegyptischen Regierung an Mtesa geschickt und wusste dessen Freundschaft zu gewinnen. Mtesa ermächtigte ihn sogar zu der Occupation eines Teiles seines Gebiets bis zu dem Lande Rondegana durch Aegyptische Truppen. Auf der Rückreise zum Aequator begegnete er Gordon in Mruli, erstattete ihm Bericht über das Ergebnis seiner Mission nach Uganda und übergab ihm die von Mtesa gesandten Geschenke. Gordon war von Emin's Thätigkeit befriedigt und erhöhte sein Gehalt von 25 auf 35 Aegypt. Pfund[1]) monatlich; ausserdem übergab er ihm das Amt eines Inspectors der Regierungsmagazine, das unter Gordon grosse Bedeutung besass. In Ladó machte Emin die Bekanntschaft des Dr. Junker, der aus Makraká von seiner ersten afrikanischen Reise zurückkehrte.

Ein zweites Mal reiste Emin nach Uganda und Unjoro und erneuerte hierbei seine freundschaftlichen Beziehungen zu Mtesa.

Mtesa's Freundschaft mit Emin erweckte Eifersucht, und so liess ein ägyptischer Oberst Nūr Bey Mohammed, um Emin's Pläne zu stören, einen Raubzug auf der Grenze Uganda's ausführen; aber Emin konnte im Namen seiner Regierung das Benehmen Nūr Bey's desavouiren, und die freundschaftlichen Beziehungen blieben bestehen.

Von Uganda ging Emin nach Unjoro zu Kabarega, dessen Freundschaft mit dem Gouverneur der Aequatorialprovinz aus dieser Zeit datiert. Emin blieb jedoch nur 30 Tage in Unjoro und wurde in demselben Moment nach dem Aequator zurück-

[1]) 1 Aegypt. Pfund = ± 20,18 Mark. B. M.

berufen, wo Gordon nach Chartūm abreiste, um sein neues Amt als Generalgouverneur des Ssudān anzutreten.

Ibrahim Bey Fausi war Gordon als Gouverneur der Aequatorialprovinz gefolgt und Emin blieb nun einige Zeit in Ladó.

Seit seiner Ankunft im Ssudān widmete er die freie Zeit, die ihm der Dienst liess, einzig und allein wissenschaftlichen Beobachtungen und Untersuchungen, die er je nach den Umständen aufzeichnete.

In der Absicht, seine Tagebücher zu publicieren, sandte er das Manuscript an Gordon mit der Bitte, es nach England zu schicken; dieser aber schickte es ihm mit der Bemerkung zurück, dass er ihn als Arzt und nicht als Forschungsreisenden oder Gelehrten engagiert habe. Als Prout von seiner Erforschung des Aequator zurückkehrte, begleitete ihn Emin und wohnte 21 Tage in Gordon's Hause in Chartūm.

KAPITEL II.

Reise nach Bōr. Emin's Sohn Fachri. Abreise nach Latuka. Annexion von Latuka. Die Urwälder von Latuka. Emin und Lupton. Die Leute von Latuka. Schönheit von Latuka. Leichtigkeit, mit der die Neger sich assimilieren. Die Sklaverei. Anecdote über die Sklaverei. Neue Methode des Häuserbaus in Ladó. Mein Haus. Das Hospital und die Apotheke. Krankheiten am Aequator.

Ich war kaum eine Woche in Ladó, als ich auf Vorschlag Emin Bey's mit ihm an Bord des Dampfers Tell Hawein auf eine Inspectionsreise nach der Station Bōr aufbrach. Während der ersten drei Tage in Bōr besuchte ich die Kranken, pflegte sie und gab ihnen Arzneien, wogegen Emin Bey die Bücher der Magazine controlirte, Uniformen an die Truppen verteilen liess und sich über die Lage der Dinge orientierte, indem er jeden fragte, ob er eine Ursache zur Unzufriedenheit habe. Er bekam so Beschwerden und Reclamationen zu hören, untersuchte sie und schaffte Recht, wo es not that; er liess die Truppen defilieren, ermahnte sie, der Regierung treu und gehorsam zu dienen, beförderte verdiente Soldaten, um sie aufzumuntern und die andern anzuspornen, ihrem Beispiel zu folgen; mit einem Wort, er bekümmerte sich mit einem geradezu wunderbaren Eifer und väterlicher Fürsorge um die geringsten Sachen zu dem Zweck, unter den Truppen und der Bevölkerung Zufriedenheit und Ordnung zu erhalten. Am dritten Tage schifften wir uns wieder auf dem Dampfer ein, der drei Kanonenschüsse abfeuerte; seit Gordon Pascha ist es Brauch, eine Ehrensalve von drei Kanonenschüssen bei der Ankunft oder Abreise des Mudīr abzugeben. In dem Augenblick, wo der Gouverneur an Bord stieg, präsentierten die am Ufer aufgestellten Truppen das Gewehr unter dem Rufe: Es lebe der Chedive! Kaum waren wir

wieder in Ladó angelangt, als man Emin die glückliche Entbindung seiner Frau (einer Abessinierin) und die Geburt eines Knaben meldete. Er empfing diese Nachricht mit Freude und gab dem Ueberbringer, einem türkischen Kawassen, ein Geschenk von zehn Thalern. Das Kind, das den Namen Fachri erhielt, starb drei Jahre darauf.

Etwa 14 Tage nach unserer Rückkehr von Bōr beauftragte Emin seinen Untergouverneur Lupton Bey mit der Verwaltung des Bezirks von Latuka und gab ihm Ibrahīm Hamār Geli als Wekīl oder Adlatus bei.

Der Distrikt Latuka besass eine besondere Wichtigkeit wegen der Menge und der Güte seines Elfenbeins. Dies erklärt die Sorgfalt Emins in der Wahl eines Administrators (Mamūr) wie Lupton Bey.

Ich hatte mein Amt angetreten, obwohl mein Vorgänger Chalīl Efendi noch nicht nach seiner neuen Bestimmung, dem Bahr el ghasāl, abgereist war. So verging die Zeit für mich mit der Sorge für die Kranken, und wenn mein Dienst zu Ende war, ging ich in den Diwān oder in das Haus des Gouverneurs. Am 14. April desselben Jahres nahm mich Emin Bey auf eine Inspectionsreise nach dem Bezirk Latuka mit. Diese Reise, die ungefähr zwei Monate dauerte, war ausserordentlich interessant und angenehm. Das Latukaland war von Baker annektiert, von Gordon aufgegeben und wiederbesetzt worden, der später anordnete, es gleich allen anderen Stationen im Süden abermals zu räumen. 1880 besetzte Emin Bey die verlassenen Stationen von neuem und schlug Latuka zur Aequatorialprovinz.

Latuka ist ein gebirgiges Land mit reicher Vegetation und dichten Urwäldern, die von Tieren und Vögeln aller Art wimmeln. Das Klima ist gemässigt und sogar sehr angenehm; die mittlere Temperatur beträgt 25° C. Klares, köstliches Wasser fliesst in Mengen zwischen den Bergen. In den dichten Urwäldern leben zahlreiche Elefantenheerden, ferner Rhinozerosse, Löwen, Leoparden, Büffel, Antilopen und Gazellen der verschiedensten Arten. Die

Löwen von Latuka müssten, wenn man den Eingeborenen Glauben schenken will, jene fabelhafte Grossmut, die man dem König der Tiere zuschreibt, im höchsten Grade besitzen. Sie erzählen, es sei nie vorgekommen, dass der Löwe einen Menschen angegriffen habe. Das kann sich aus dem Ueberfluss an Wild erklären, welches den Löwen eine leichte Beute wird; da sie niemals Hunger haben, brauchen sie die Ortschaften der Menschen nicht anzugreifen. Vögel sind in den Urwäldern in Unzahl vorhanden. Emin Bey hat verschiedene bis dahin unbekannte Arten entdeckt, aus denen er zusammen mit einigen Vierfüsslern eine prächtige Sammlung zusammengestellt hat. Das war auch die Veranlassung, die Emin so lange in Latuka festhielt, denn vor allem ist er ein leidenschaftlicher Naturforscher. Diese zoologische Sammlung aus Latuka wurde dann teils nach Berlin, teils nach Wien gesandt, wo sie in den Museen aufgestellt ist. Emin war auf seine wissenschaftlichen Arbeiten nicht minder eifersüchtig, wie auf seine Macht und vertrug ebensowenig eine Concurrenz, wie einen Eingriff seiner Prärogative. Als er erfuhr, dass sein Untergouverneur Lupton aus Nachahmung zwei Chutarije, den einen als Jäger, den andern als Vogelpräparator, zu wissenschaftlichen Arbeiten beschäftigte, allerdings ohne Sachkenntnis und wirklichen Nutzen für die Wissenschaft, bat er Lupton, ihm diese beiden Leute abzutreten, die er dann in seinen persönlichen Dienst nahm und sie aus eigener Tasche, den Jäger mit 8, den Präparator mit 15 Thalern monatlich bezahlte.

Die Einwohner von Latuka ähneln in ihrem Typus ihren Nachbarn, den Bari, zu denen sie jedoch keine Beziehungen haben. Ihre Sitten sind ungefähr die gleichen, nur dass sie ihr Haar behalten und die vier Schneidezähne nicht ausreissen, wie die meisten Neger. Wegen des Reichtums ihres Landes sind die Latukas hinsichtlich der Nahrung wählerischer, als andere Neger, fast ebenso wie die Dinka; sie essen nur Mais und andere Körnerfrüchte, Honig, Milch und Fleisch von geschlachteten Tieren. Sie sind ausgezeichnete Krieger und von einem Adel,

der gewissermassen ein Abbild ihrer prächtigen Wälder ist. Ihre Beschäftigung ist vor allem die Büffel- und Elefantenjagd; doch bauen sie auch Mais, Sesam und Kürbisse an, die, am Feuer geröstet, ein beliebtes Essen sind. Ferner halten sie zahllose Ziegenheerden, die sie in dem Urwalde weiden lassen, wo zwischen den Stämmen Unmengen von Blumen wachsen, die dem Fleisch der Tiere einen ausgezeichneten Geschmack verleihen. In Folge dieser reichen Nahrung sind die sonst so mageren und dürren Tiere von einer auffallenden Schönheit.

Ein Ziegenbock war Emin als Geschenk gegeben worden. Nachdem er unseren Leuten ein herrliches Mahl geliefert hatte, blieben noch mindestens 25 Rotl[1]) Fett übrig, das der Koch des Gouverneurs ausgeschmolzen hatte.

Um die Schönheit der Urwälder Latuka's zu beschreiben, müsste man die Feder eines Dichters besitzen. Tausende von Bäumen im prächtigsten Grün, die ihre Aeste bis zu einer Höhe von 50 Metern und mehr emporsenden, dichte und undurchdringliche Dickichte, die sich stundenlang während des Marsches fortsetzen; und unter diesen Riesendomen ein hoher, dichter, grüner Teppich, übersät mit tausenden von Blüten der verschiedensten Farben und Formen, die einen feinen und durchdringenden Geruch verbreiten. Unzählige Vögel mit ebenso lebhaften und verschiedenen Farben wie die Blüten beleben diese seltsame Waldesstille mit ihrem beständigen Gezwitscher und dem Geräusch der Flügelschläge, wenn sie durch das dichte Laubwerk streichen. Alles das erfüllt mit Erstaunen und Bewunderung und nirgends weiter, weder in Afrika noch sonst, habe ich ein so herrliches Schauspiel zu sehen bekommen. Die Schönheit des Urwaldes, die wirklich angenehme Temperatur des Klimas, köstliches und überreiches Wasser, alles dies macht Latuka zu einem Paradies, das man nicht mehr verlassen möchte.

Nachdem wir die Stationen Okello, Tarangole, Wataku und Faradjok, in welch letzterer wir zwei Tage blieben und wo Lupton

[1]) Ein Rotl = 445 Gramm. B. M.

Bey sich von uns trennte, inspiziert hatten, gingen wir in den Bezirk Fadibek zu den Schuli, besuchten die Stationen Agawu und Fadibek und kehrten dann nach Ladó zurück durch das Land der Bari, in welchem sich die Dörfer Obbo, Geēfi und die Stationen Laboré, Mugi, Kiri, Badein und Redjef befinden. In Ladó wieder angelangt, erfuhr ich, dass der Apotheker Chalīl nach seinem neuen Posten abgereist sei und mich als Herrn meines Hauses zurückliess. Als ich so mein eigenes Heim hatte, begann ich mich mit meiner Einrichtung zu befassen, denn bis dahin war ich nur der Gast meines Vorgängers gewesen. Ich kaufte mir einige Sklaven für den Dienst im Hause und versah mich mit den nötigsten Sachen, während ich meine Mahlzeiten noch bis auf weiteres an der Tafel des Gouverneurs einnahm.

Emin Bey bot mir an, eine vielversprechende Sklavin von mir zu sich nehmen zu wollen, um sie von seinem Koch schleunigst in die Geheimnisse der Kochkunst einweihen zu lassen. Ich nahm sein Anerbieten mit Dank an, und nach 40 Tagen verstand die Negerin, die ich ihm gesandt und die kaum wenige Monate vorher aus ihren Heimatbergen geraubt war, europäische Gerichte ganz leidlich zuzubereiten und die Haushaltarbeiten zu besorgen.

Das Nachahmungsvermögen ist bei den Schwarzen erstaunlich; es genügt oft, etwas vor ihren Augen zweimal vorzumachen, um zu erreichen, dass sie es behalten und fast ebenso vollkommen nachmachen können. Diese Fähigkeit machte unter der weisen und aufgeklärten Leitung Emins aus der Aequatorialprovinz ein glückliches Land, das sich durch die Ausdehnung des Anbaus und Einführung einiger Industrieen völlig selbstständig erhalten konnte.

Ich habe soeben von meinen Sklaveneinkäufen gesprochen und sehe das Gesicht des Lesers, der darüber erstaunt, dass ich selbst als Regierungsbeamter ein so böses Beispiel gegeben habe. Hierauf erwidere ich, dass im Ssudān alle Welt Sklaven besitzt. Wer je in dieses Land gegangen ist, weiss, dass es einem Europäer schlechterdings unmöglich ist, keine zu besitzen. So haben denn auch alle Europäer, Forschungsreisende sowohl wie Beamte es

nicht umgehen können, Sklaven unter irgend welchem Namen zu kaufen oder zu besitzen. Die Dienste jemandes kaufen, d. h. ihn als bezahlten aber freien Diener annehmen, ist im Ssudān ein Unding. Der Schwarze kennt das nicht.

Der Schwarze versteht die Sklaverei, der er sich unterwirft, so lange es ihm gefällt oder er nicht entfliehen kann, aber das Dienstverhältnis versteht er nicht. Was würde der Europäer in diesen Ländern anfangen, wenn er keine Sklaven kaufte? Wer würde ihm die Durra mahlen, Teig machen und Brod backen? Wer würde ihm auf dem Gebirge, im Urwalde oder im Dornengebüsch der Wüste sein Feuerholz suchen? Wer würde ihm jene tausend Arbeiten und kleinen Verrichtungen ausführen, die man auf Schritt und Tritt braucht, die er nicht einmal in Europa besorgen konnte, geschweige denn in Afrika, wo er Blut und Wasser schwitzen würde, bevor er sich einen Bissen schwarzes Durrabrod zwischen die Zähne stecken könnte? Es ist demnach unmöglich, die Humanitätstheorien von Freiheit und Gleichheit praktisch auszuführen. Man muss vorher den Neger zum Verständnis der Kenntnisse erziehen, die er bisher nicht besitzt. Ja noch mehr, der Europäer erweist dem Sklaven einen Dienst, und die Sklaverei, statt mit den Humanitätsideen in Widerspruch zu stehen, hilft vielmehr sie durchführen. Denn der Sklave, den wir in unsern Dienst nehmen, bleibt in seinem Lande und mitten unter den Seinigen, erhält seinen Lebensunterhalt leichter und besser, braucht im allgemeinen keine übermässigen Anstrengungen zu ertragen und lebt in sicherem Schutze vor den tausend Gefahren, die ihn in seinen Bergen umgeben. Er unterscheidet sich demnach wenig von dem bezahlten Dienstboten. Der einzige Unterschied besteht eben nur darin, dass er sich nicht den oder jenen Herrn selbst wählen kann; er selber aber giebt nichts auf diese freie Wahl, da er sie selbst nicht auszuüben versteht. So oft einige Beamten nach Chartūm abreisten und ihre Sklaven in Freiheit gesetzt wurden, war das Weinen und die Verzweiflung dieser nun herrenlos gewordenen Leute geradezu herzzerreissend. Als Emin während unserer Gefangen-

schaft in Dufilé allen seinen Sklaven die Freiheit gab, wollte keiner sie benutzen und sie blieben sämtlich in seinem Dienst. Ich will nun noch eine seltsame Thatsache anführen, die sich zwar nicht im Ssudān, sondern an einem civilisierten Orte zugetragen hat. Ein Pascha starb in Cairo und der Advokat F.... ward gerufen, seinen Nachlass zu ordnen. Unter diesem Nachlass befand sich ein Sklave, welchem einige Brocken von der Erbschaft seines Herrn zufallen sollten. Der Liquidator gab ihm etwas Geld in die Hand und den Freiheitsschein. Wenn der arme Schwarze zum Tode verdammt worden wäre, hätte er nicht mehr erschrecken können, als über diese unerwartete Freiheit. Er protestierte nach Kräften und sagte: »Frei, aber ich weiss nicht, was ich nun anfange, an wen ich mich wenden soll. Ich bitte Sie, verkaufen Sie mich. Der Herr, der mich kaufen wird, wird mich arbeiten lassen, er wird mir aber auch zu essen geben.« Ihn verkaufen? Das passte nun wenig zu den Ideen der modernen Gesetzgebung. Man liess den Schwärmer für die Sklaverei jammern, der schliesslich an den Ministerpräsidenten einen letzten Notschrei richtete; dieser lächelte über das seltsame Gesuch und nahm ihn in seine Dienste.

Nachdem mein Haus so in leidliche Ordnung gebracht war, beschloss ich, es noch weiter zu verbessern. Jene Hütten aus Stroh und Kuhdünger schienen mir widerlich und unserem fortgeschrittenen und verhältnismässig civilisierten Zustande wenig entsprechend, ganz abgesehen davon, dass sie keine ernstliche Sicherheit gewährten. Da es an Kräften nicht fehlte, so begriff ich nicht, weshalb man sie zur Verbesserung unserer Lage nicht brauchen sollte. Ich entschloss mich also, ein Haus aus Luftziegeln zu bauen; es war dies schon ein Fortschritt, und ich machte mich unverzüglich an die Arbeit. Ich fertigte zunächst sieben Holzformen für Ziegel von 35 cm Länge und 20 cm Breite an; indem ich meinen sieben Sklaven selbst mit gutem Beispiel voranging und vor ihren Augen einige Ziegel strich, konnte ich jeden an den ersten Tagen 100, an den folgenden gegen

500 Ziegel anfertigen lassen. Nach einem Monat hatte ich mehr als 40,000 Ziegel fertig. Ich überwachte die Arbeit selbst, die mit grosser Geschwindigkeit vor sich ging, und nach 14 Tagen besass ich ein ganz präsentables Haus mit hölzernen Thüren, die sicher solider waren als jene Schilfmatten, mit denen sonst die Wohnungen geschlossen wurden.

Da Material und ordentliche Arbeiter fehlten, hatte ich tausend Schwierigkeiten zu überwinden, um diese Unternehmung zu gutem Ende zu führen und verdankte dies Resultat hauptsächlich der Anwesenheit eines Maurers und eines Tischlers, die sich im Dienst der Regierung zu Ladó befanden und mir gefällig zu Hülfe kamen. Im übrigen wurde diese Hülfe nicht umsonst geleistet; die Provinz hatte zwar einen Maurer, einen Tischler, einen Schmied, einen Klempner und einen Anstreicher, doch wurden diese Handwerker monatlich von der Regierung besoldet und standen nicht anderen Leuten zur Verfügung. Wenn ein Beamter ihre Dienste gebrauchte, musste er die Arbeit von dem obersten Beamten der Provinz abschätzen lassen, und der Preis dafür wurde von seinem Gehalt abgezogen.

Als mein Haus in Ordnung war, lud ich Emin Bey und die obersten Civil- und Militärbeamten von Ladó zu einer Besichtigung ein. Alle waren von der Schnelligkeit überrascht, mit der ich das Haus gebaut hatte, das allgemein bewundert wurde und neben den Hütten von Ladó ein wahrer Palast war. Der Mudīr bezeugte mir seine volle Zufriedenheit mit dem so gegebenen guten Beispiel und fügte hinzu: »Wenn Jedermann hier eine solche Initiative und ein solches Verlangen nach Fortschritt zeigen wollte, würden die Dinge in Ladó viel besser gehen.«

Ich muss allerdings bemerken, dass Emin Bey mich zu dieser Unternehmung sehr ermutigt und durch seine Befehle, mir allenthalben zu helfen, viel beigetragen hat, dass ich die Arbeit zu einem guten Ende bringen konnte.

Der Plan meines Hauses war kurz folgender:

Trat man durch die Thür der Umfassungsmauer ein, so befand man sich in einem weiten Hof, in dessen Mitte ein ungeheurer Eucalyptus globulus und zwei Citronenbäume standen. Auf der linken Seite des Hofes lag ein Empfangsraum (Ssalamlik), ein Cabinet und ein Gastzimmer, auf der rechten Seite ein Dienerzimmer und ein Stall. Aus diesem ersten Hof gelangte man in einen kleinen Garten, in welchem ausser anderen Gewächsen sich eine Sykomorenfeige befand, unter deren Schatten es dem Dr. Junker so wohl gefiel, dass er bisweilen ganze Tage dort zubrachte. Auf der linken Seite des Gartens fand man ein geräumiges Gemach, das mir als Schlafzimmer diente, und ein Cabinet. Mein Schlafzimmer war durch einen schattigen Baumgang mit zwei weiteren Räumen an der rechten Seite des Gartens verbunden, deren einer meine Sachen enthielt, während der zweite als Privatsalon diente.

Im Hintergrunde des Gartens waren zwei kleine pavillonartige Gebäude; unter einem befand sich in grossen porösen Thongefässen (»Sīr«) der Wasservorrat, das andere, geräumig und vergittert, diente zugleich als Käfig und Menagerie und enthielt einige Gazellen, einige zehn Papageien und etwa 50 andere Vögel der verschiedensten Arten. Von dem Garten kam man in eine dicke Umzäunung; hier war links ein geräumiges Zimmer, das als Vorrats- und Rumpelkammer diente, in der Mitte ein bedeckter Gang, im Hintergrunde zwei Räume, die Backofen, Küche und Cabinette bildeten, und schliesslich rechts zwei Schlafzimmer für die Sklaven.

Ich gebe diese Beschreibung deshalb, weil die besseren Wohnungen in Ladó und den übrigen Aequatorialstationen ebenso eingerichtet sind.

Wenn in allen Häusern die Zimmer durch einen ziemlich grossen Zwischenraum von einander getrennt werden, so geschieht dies aus Furcht vor Feuer, das wegen des zum Bau der Hütten und bei Ziegelhäusern zum Dach viel gebrauchten Strohes leicht

entstehen und sich verbreiten kann. Wenn die Räume aber so getrennt liegen, so kann man das Feuer leicht isolieren und seiner besser Herr werden. Mein Beispiel war nicht umsonst. Einige Zeit darauf waren die Häuser des Gouverneurs und der obersten Civil- und Militärbeamten der Stadt gleichfalls aus Ziegeln erbaut.

Auch meinen Kranken wollte ich den Nutzen einer solchen Verbesserung zuwenden und baute aus Ziegeln und mit einer comfortableren und hygienisch besseren Einrichtung das Hospital und die Apotheke neu auf. Letzterer nahm ich mich besonders an und versah sie mit schönen Glasschränken, wo die Büchsen und Schalen in schönster Ordnung aufgestellt wurden, sowie mit einem sauberen und bequemen Laboratorium. Sie würde sich neben manchen Apotheken Cairo's nicht schlecht ausgenommen haben.

Während zehn Monaten verfloss uns die Zeit ohne ein bemerkenswertes Ereignis; jeder hatte mit seiner Arbeit zu thun. Meine Beziehungen zu Emin Bey blieben die denkbar intimsten und wurden mit allen Civil- und Militärbeamten immer herzlicher. Die Soldaten und Leute, die ich zu pflegen hatte, benahmen sich ergeben und respectvoll.

Bei der Ausübung der niederen Heilkunde hatte ich selten nötig, an die Kunst des Mudīr zu appellieren, denn die gewöhnlich vorkommenden Fälle waren sehr einfach. Es waren fast immer leichte Verwundungen durch wilde Tiere. Jedoch einmal wurde die Frau eines Soldaten in das Hospital gebracht, deren Gesicht und Hals von einem Leoparden buchstäblich zerfetzt war. Ich zog Emin Bey zu Hülfe; er riet mir ganz einfach Auswaschungen von kaltem Wasser. Ich machte die vorgeschriebenen Waschungen und fand am andern Tage nach Abnahme des Verbandes zu meiner grossen Ueberraschung, die Wunden der Unglücklichen ganz von Maden wimmeln. Ich hatte weder vorher noch nachher einen ähnlichen Fall gesehen und blieb ganz starr. Fast zwei Stunden hatte ich zu thun, die Maden mit der Pinzette zu entfernen und gebrauchte dann Aus-

waschungen mit Carbollösung. Am folgenden Tage fand ich keine Maden mehr und in dem Zustande der Kranken zeigte sich eine merkliche Besserung; ich setzte diese einfache Behandlung fort, und 39 Tage später konnte die Frau das Hospital vollständig geheilt verlassen. Kaum aber waren drei Tage vergangen, als ihr Mann mir unter Thränen erzählen kam, dass seine Frau soeben von einem Löwen gefressen sei; es stand nun einmal geschrieben, dass die Unglückliche einem wilden Tier zum Opfer dienen sollte.

In Ladó wie in den anderen Aequatorialstationen gab es weder Krankheiten noch überhaupt ernstliche Affektionen; nur selten kamen kleine Wechselfieber vor, mit denen ich aber vermittelst einiger Gramm Chinin oder bisweilen eines leichten Abführmittels bald fertig wurde. Während meines ganzen Aufenthalts in Ladó sind mir nur ein Fall von perniciösem, ein Fall von thyphösem, zwei von biliösem Fieber und einige syphilitische Fälle vorgekommen. Im Ssudān wie in allen andern Ländern schiebt man die Schuld hierfür auf den andern Theil. Die Neger versichern, dass sie diese Plage erst kennen gelernt haben, seitdem das arabische Element in das Land gekommen ist. Augenkrankheiten sind hier sehr selten. Die Augen der Ssudanesen sind, wie man ohne Uebertreibung sagen darf, die besten in der ganzen Welt, ebenso wie ihre Zähne die besten aller Racen sind. Eine sehr gewöhnliche und fast die einzige endemische Krankheit ist der Medinawurm, hier Frantīt genannt; doch kommt sie anscheinend nur bei den Negern vor und ist nicht tötlich.

KAPITEL III.

Monopolisierung des Handels. Der Handel von Ladó. Die Straussenfedern. Die Regierung als Händler. Modus der Auszahlung der Gehälter an die Beamten.

Bevor ich über die Ereignisse berichte, die auf diese Zeit der Ruhe für die Aequatorialprovinz folgten, möchte ich mir erlauben, ein paar Worte über die Art und Weise zu sagen, wie die Beamten der Provinz bezahlt wurden, sowie über die dürftigen geschäftlichen Transactionen, die seit der Monopolisierung des Handels zu Gunsten der Regierung noch stattfanden. Diese Monopolisierung datierte aus den ersten Zeiten der Annexion der Aequatorialgebiete; sie wurde von Gordon Pascha angeordnet und seitdem fortgesetzt.

In Ladó, wie in den übrigen Stationen des Aequator und des Bahr el ghasāl von Faschoda an, gab es keinen eigentlichen Handel mehr, wie ich schon bemerkt habe. Ladó besass an Händlern drei: Ssabra, einen Aegypter aus dem Ssaïd, einen Kopten namens Raphael und einen Griechen Dimitri; letzterer befand sich später unter den zwölf Hellenen, die Gordon beauftragt hatte, den englischen Consul zu beschützen und bis Berber zu begleiten, und die alle unterwegs von den Derwischen niedergemetzelt wurden. Diese drei Kaufleute von Ladó besassen zusammen ein Kapital von kaum 1500 Thalern[1]), das durch einige Stücken Calicot und Damūr Baumwolle), einige Flaschen alkoholischer Getränke und wenige Lebensmitteln repräsentiert wurde.

Die einzig bedeutenden Exportartikel waren monopolisiert und wurden nach Chartūm geschickt; es waren Elfenbein, Straussenfedern und Ochsenfelle. Der erste Artikel war durchaus Staats-

[1]) Ein ägyptischer Thaler (talari) = 4,35 Fr. B. M.

eigentum, und alle Eingeborenen mussten es unmittelbar nach der Jagd ohne jedwede Entschädigung an die Regierungsmagazine abliefern. Warum, wird man fragen, gab sich da der Schwarze überhaupt noch die Mühe, Elefanten zu jagen? Allerdings jagt der Eingeborene den Elefanten weniger seines Elfenbeins als seines Fleisches und Fettes wegen, die ihm reiche Nahrung liefern. Vor der Monopolisierung pflegte er das Elfenbein an die Händler gegen Glasperlen oder eine Flasche schlechten Alkohols zu vertauschen, wenn er es nicht wie manche Häuptlinge oder Duodezkönige um seine Hütte als Balustrade pflanzte, abgesehen natürlich von Ländern wie Uganda und Unjoro, die mit der Küste in Handelsbeziehungen standen. Später war der Schwarze gezwungen, Elefanten zu jagen, denn die Regierung verlangte von ihm Elfenbein als Tribut und er musste die geforderte Menge, um Ruhe und Frieden zu haben, liefern.

Die Monopolisierung hat dem schwarzen Eingeborenen viel weniger geschadet, als dem intelligenteren Araber, der aus dem Verkaufe des Elfenbeins auf dem Markt in Chartūm seinen schönen Nutzen hätte ziehen können. Die Straussenfedern mussten gleich dem Elfenbein an die Regierungsmagazine abgeliefert werden; doch bezahlte man sie zur Hälfte, während die andere Regierungsgefälle war. Und zwar geschah die Bezahlung zu folgenden Sätzen:

Das Rotl weisser Federn bester Qualität, namens Awām zu 18 Thalern = 76 Fr.

Das Rotl schwarzer Federn bester Qualität, namens ássuad, zu 12 Thalern = 51 Fr.

Das Rotl gewöhnlicher grauer Federn, namens rebēda, zu 3 Thalern = 12.50 Fr.

Diese Preise wurden nicht in bar bezahlt, sondern in Waren jeder Art, welche die landläufige Münze in der Aequatorialprovinz darstellten, in der auch die Gehälter der Beamten und der Sold der Truppen ausgezahlt wurde. Die nach Chartūm abgehenden Schiffe nahmen Elfenbein, Straussenfedern, Ochsenfelle und einige

andere kleinere Artikel mit; auf der Rückfahrt brachten sie Sonnenschirme, Schuhe, Tarbusche, Calicot, Glasperlen, Verbandswaaren jeder Art, Seife, Zucker, Kaffee, Thee, Getränke, Cognac, Branntwein, Bier, Wein, feine Liqueure etc. mit. Während meines ganzen Aufenthalts am Aequator habe ich nur ein einziges Mal von Chartūm eine bare Geldsendung von etwa 52000 Thalern ankommen sehen, die Rëūf Pascha zur Zahlung der bis Ende 1879 rückständigen Gehälter und Besoldungen der Civil- und Militärbeamten schickte. Diese Summe hat fast zehn Jahre hindurch den Fonds des Geldumsatzes in der ganzen Provinz gebildet. Jedes von Chartūm ankommende Schiff brachte uns für etwa 30000 Thaler Waren aller Art. Der Preis dieser Waren, die in Chartūm schon teuer eingekauft waren, wurde bei ihrer Ankunft zunächst um 10% als Regierungsgefälle und sodann um die Transportkosten erhöht; letztere wurden mit 1200 Piaster Tarif pro Tag für 90 Tage, d. h. vom Abgang des Schiffes von Chartūm bis wieder zu seiner Ankunft daselbst angesetzt, was 108,000 Pi. = 6640 Thaler ausmachte. Demnach erhöhte sich der Wert einer Schiffsladung von 30,000 Thalern um 3000 Thaler Steuern und ca. 6600 Thaler Transportkosten, d. h. im ganzen um ca. 30%. Und demnach erhielt der Beamte, der sein Gehalt in Waren ausbezahlt bekam, thatsächlich nur zwei Drittel desselben. Ebenso wurden auch die von den Eingeborenen als Tribut gezahlten Naturalien, wie Mais, Sesam, Bohnen, Honig, Sesamöl, vegetabilische Oele etc. den Beamten zu einem festen und gleichmässigen Satze abgelassen und auf ihr Gehalt angerechnet. Die Preise der Regierung hierfür waren folgende:

Roter Mais	das	Ardebb[1])	28	Pi. T.
Weisser „	„	„	30	„
Sesam	„	„	60	„
Bohnen	„	„	25	„
Kordofaner Bohnen	„	„	35	„

[1]) 1 Ardebb = 197.7 Liter. B. M.

Honig	das Rotl	1.50 Pi.
Sesamöl	„ „	1.25 „
vegetabilisches Oel		1 „

Bei jeder Ankunft eines Schiffes oder eines Teiles des Tributs versorgte sich jeder Beamte und Offizier mit Vorräten und stellte darüber dem Magazinverwalter eine Bescheinigung mit Angabe des Preises der entnommenen Waren aus; dieser Betrag wurde dann vom Gehalt resp. Sold abgezogen. So war bares Geld nicht nötig, und seine fast völlige Abwesenheit machte sich nie fühlbar.

Wir wollen uns nunmehr zur politischen Lage der Aequatorialprovinz und dem Stande ihrer gedeihlichen Entwicklung wenden.

KAPITEL IV.

Anexion des Aequatorialgebiets. Die Händler. Baker. Gordon. Fausi. Reform. Insubordination des Ahmed Bey Ibrahīm. Energisches Auftreten Emin's. Räumung der südlichen Stationen.

Erst 1871 war das Aequatorialgebiet und zwar durch Sir Samuel Baker erobert und dem Aegyptischen Ssudān einverleibt worden. Es erstreckte sich damals bis zum zweiten Breitengrad und umfasste Unjoro, das Reich Kabarega's. Bis dahin hatten einzig und allein die Kaufleute und Händler die Aequatorialländer, d. h. die späteren Aequatorial- und Bahr el ghasāl-Provinzen durchzogen. Sie hatten zahlreiche befestigte Serība's[1]) errichtet und plünderten bald die Neger auf Raubzügen aus, bald trieben sie Tauschhandel und erwarben gegen ihre eigenen Waren Sklaven, Elfenbein und andere Landeserzeugnisse, die sie zum Verkauf nach Chartūm schickten. Die Regierung erhob von diesen Händlern eine gewisse Steuer. Als dann die Truppen diese Gegenden besetzten und die Regierung ihre Autorität aufrichtete, suchte man die im übrigen Ssudān schon bestehenden Verwaltungsgrundsätze auch hier einzuführen, nämlich die Monopolisierung des Handels zu Gunsten des Staates und die Abschaffung der Sklaverei.

Durch dieses Regime wurden die Gallāba's (Händler) der Aequatorialprovinz allmählich entfernt, und 1880 war kein einziger mehr von ihnen übrig. Schwerer wurde der Kampf gegen diese Händler und Kaufleute im Gebiet des Bahr el ghasāl, wo sie

---

[1]) Wörtlich »Umzäunung«, mit Dornen und Pallisaden befestigte Niederlassungen, dasselbe was »Boma« in Ostafrika. B. M.

sich um ihren Chef Ssolimān Sobēr schaarten und der Regierung einen verzweifelten Widerstand entgegensetzten, der lange Zeit dauerte.

Auf Baker folgte 1877 der Oberst Gordon mit dem Titel eines Gouverneurs der Aequatorialprovinz. Er schlug seinen Sitz in Ladó statt in Gondókoro auf und errichtete zahlreiche befestigte Stationen. Nach Gordon wurde Ibrahim Bey Fausi berufen, die Provinz zu verwalten. Da er aber beschuldigt wurde, selbst Sklavenhandel betrieben zu haben, wurde er von Gordon Pascha, der nun Generalgouverneur des Ssudān geworden war, wieder abberufen. Gordon war in Verlegenheit um die Wahl seines Nachfolgers; Dr. Junker, der sich damals gerade bei ihm befand, nannte den Namen des damaligen Arztes der Provinz, Emin Efendi. Der Name schien Gordon zu missfallen, und auf Junker's Vorstellungen antwortete er: »Wer ist dieser Emin Efendi? Wie heisst er eigentlich? Er möge seinen wahren Namen nennen und zu seiner ursprünglichen Religion zurückkehren, dann werde ich ihn sofort zum Pascha machen und ihm das Gouvernement der Aequatorialprovinz übertragen. Aber so lange er seinen gegenwärtigen Namen beibehält, werde ich nichts für ihn thun«. Jedoch schon am nächsten Tage entschloss er sich, empört über Fausi's Betragen und da er sonst niemand für den Posten zur Hand hatte, an Emin Efendi zu schreiben, ernannte ihn zum Untergouverneur des Aequator mit 35 Aegypt. Pfund monatlich und befahl ihm, unverzüglich nach Ladó zu gehen, wo er auch sei, selbst wenn er nur eine halbe Stunde von Chartūm wäre, um dort Ibrahīm Bey Fausi zu arretieren und unter Eskorte nach Faschoda zu schicken.

Emin Bey befand sich thatsächlich dicht bei Chartūm, um über eine Mission an Mtesa von Uganda zu berichten. Das Schiff, welches ihm Gordon's Ordre brachte, begegnete ihm unterwegs. Sobald er von ihr Kenntnis genommen, antwortete er mit demselben Schiff, dass er sie ohne Verzug ausführen werde und machte sich sofort nach dem Aequator auf. Beim Empfang

von Emin's Brief, ohne noch zu wissen, ob seine eigene Ordre ausgeführt sei, schrieb Gordon Emin, dass er mit ihm zufrieden sei und erhöhte sein Gehalt von 35 auf 50 Aeg. Pfund, unter gleichzeitiger Verleihung des Titels eines Generalgouverneurs der Aequatorialprovinz. »Sie können sich, fügte er hinzu, als Miralāi oder Bey betrachten.« Emin Bey kam in Ladó an, liess Ibrahīm Bey Fausi verhaften und sandte ihn nach Faschoda. Zu dem Posten eines Arztes der Provinz, den er selbst bis jetzt inne gehabt, ernannte er bis auf weiteres den Apotheker Chalīl Efendi Wassīm. Dieser vereinigte seitdem in seiner Person die beiden Aemter eines Arztes und Apothekers, bis ich ihn ablöste.

Emin Bey reorganisierte die ganze Verwaltung der Aequatorialprovinz. Er hob die Mudirījen (Provinzen) auf und machte aus ihnen blosse Distrikte einer und derselben Provinz, deren Gouverneur er war und die das ganze Aegyptische Aequatorialgebiet umfasste. Er verstand es, die Chutarīje, die irregulären Danākla, zu zügeln, deren Betragen die Interessen der Regierung sehr geschädigt und ihr viele Feinde unter den Schwarzen geschaffen hatte. Sodann war er bestrebt, das Gebiet der Provinz weiter auszudehnen; er annektierte den grössten Teil des von Baker eroberten Gebiets und besetzte das Land der Lur und Latuka von neuem. Er befestigte die freundschaftlichen Beziehungen zu den Häuptern der Stämme und beschäftigte sich mit der Entwicklung des Ackerbaus. Unter Emin's Auspizien lenkte das Aequatorialgebiet in eine unverhoffte Bahn der Ordnung und des Gedeihens.

An der Spitze der ehemaligen Provinz Bōr, die nun zu einfachem Bezirk der Aequatorialprovinz herabgedrückt war, befand sich ein gewisser Ahmed Bey Ibrahīm, früher Quartiermeister in Faschoda, der nach dem Aequator verschickt war, um eine Strafe zu verbüssen, von Gordon aber auf seiner Durchreise begnadigt und zu einer Civilstellung, nach einem Jahre sogar zum Gouverneur von Bōr befördert worden war. Als Ahmed Ihrahīm erfuhr, dass seine Provinz ein blosser Bezirk und er selbst ein ein-

facher Mamūr Idāra (Bezirkschef) geworden sei, wurde er aufsässig und weigerte sich, Emin als Chef anzuerkennen. Sobald Emin dies erfuhr, brach er unverzüglich nach Bōr auf. An der Station angelangt, liess er Ahmed Ibrahīm rufen, der sich aber zu kommen weigerte. Darauf liesser die Truppen alarmieren, aber auch diese rührten sich nicht. Nūr Bey, der Oberbefehlshaber der Truppen der Aequatorialprovinz, ging nun selbst zu Ahmed Ibrahīm und brachte ihn auch glücklich zum Dampfer. Ahmed setzte sich ohne Umstände vor Emin nieder und rauchte seine Cigarette, ohne ihn irgendwie zu grüssen. Empört über diese Frechheit, hielt ihm Emin Bey eine strenge Ermahnung, auf welche Ahmed Bey kurz erwiderte: »Weshalb soll ich Sie grüssen? Sie sind Bey und ich auch; Sie sind Mudīr und ich auch und kenne keine Ordre, die Sie zu meinem Chei ernennt«. Sofort befahl Emin Bey seinen Soldaten, Ahmed zu arretieren, die aber nicht herantreten wagten. Da sprang der Kapitän Hauāsch Efendi vor, packte Ahmed Bey dank seiner ungewöhnlichen Körperkraft bei beiden Armen und fesselte sie ihm auf den Rücken. Nun befahl Emin Bey, ihn in den Kielraum des Schiffes zu werfen, was sofort geschah. Die Kunde hiervon verbreitete sich in dem Orte schnell, und jetzt entschlossen sich die Soldaten, als sie keine Stütze an ihrem Chef mehr hatten und das gleiche Schicksal für sich selbst fürchten mussten, in corpore zu erscheinen und dem Generalgouverneur, der seine Autorität so energisch geltend zu machen verstanden hatte, die militärischen Ehren zu erweisen. Emin Bey stieg nun an Land und liess Ahmed Bey durch den Kapitän des Dampfers nach Badein schaffen, mit dem Befehl an den Chef dieser Station, ihn in seinem Hause gefangen zu halten; zum Chef des Bezirkes Bōr ernannte er den Kapitän Abdullah Agha Nemēr. Dies war eine heilsame Lektion für die Soldaten, die, vorher zur Rebellion geneigt, sich nunmehr sehr ehrerbietig gegen den Gouverneur betrugen. Die Kunde von diesem Vorfall verbreitete sich durch die ganze Aequatorialprovinz, in der Emin fortan stets geachtet und gefürchtet blieb,

bis jene unseligen Ereignisse eintraten, welche die Auflösung der Provinz hervorriefen.

Um diese Zeit empfing Emin von Gordon Pascha den Befehl, die südlichen Stationen Fadibek, Fowera, Latuka, Carota u. s. w. bis Dufilé zu räumen, welch' letzteres die Südgrenze der Provinz bilden sollte. Emin Bey war dieser Räumung entgegen, seitdem nach den beträchtlichen Ausgaben für die Einrichtung der Stationen diese inzwischen für die Regierung schon recht einträglich geworden waren. Er umging also den Befehl. Statt sie aufzugeben, projektierte er vielmehr eine Ausdehnung der Provinz bis zum Albert-See. Gordon aber hielt an seinem einmal gefassten Entschluss fest und beauftragte Gessi Pascha, der sich im Bahr el ghasāl befand, nach dem Aequator zu gehen und die Räumung zu bewerkstelligen. Sobald jedoch Gordon den Dienst quittiert hatte, wurden die aufgegebenen Stationen von Emin wieder besetzt, dem sie später von grossem Nutzen geworden sind.

Gordon hatte vor seiner Abreise an Emin Bey geschrieben und ihm den Posten eines Gouverneurs von Ssuākin übertragen. Diese Versetzung war Emin nicht angenehm, weil es ihm in seiner Provinz gefiel und weil es ihm schwer wurde, seine wissenschaftlichen Arbeiten und Studien über das Land abbrechen zu sollen. Da Gordon bald darauf in Rëūf Pascha einen Nachfolger fand, konnte Emin in der ihm liebgewordenen Stellung verbleiben.

KAPITEL V.

Territorium der Aequatorialprovinz im Jahre 1881. Bōr und seine Bevölkerung. Kiri. Die Bari. Dufilé. Die Madi, Metu und Kuku. Fowera. Die Magango und die Amiru oder Lango. Latuka und seine Bevölkerung. Fadibek. Die Schuli. Rōl. Die Dinka. Makraka und seine Bevölkerung. Gurguru. Die Mambettu.

Im Jahre 1881 war die Mudirīje Chatt el Istiwā[1]) in zehn Idāra (Bezirke) eingeteilt, von denen jeder eine Anzahl Mahatta (Stationen) umfasste. Diese Bezirke führten zu Gordon's Zeit die Bezeichnung Mudirīje (Provinzen) und hatten als Sitz der Centralverwaltung die Stadt Ladó; der Chef hatte den Titel: Generaladministrator der Aequatorialprovinz.[2]) Die Zahl der Stationen belief sich auf 170, nicht zu erwähnen die Dörfer ohne Besatzung und die unterworfenen und tributzahlenden Stämme. Die zehn Idāra waren:

1.	Bōr	auf	dem	östlichen	Ufer	des	weissen	Nils
2.	Ladó	,,	,,	westlichen	,,	,,	,,	,,
3.	Kiri	,,	,,	,,	,,	,,	,,	,,
4.	Dufilé	,,	,,	,,	,,	,,	,,	,,
5.	Fowera			östlich	vom		,,	,,
6.	Latuka			,,	,,		,,	,,
7.	Fadibek			,,	,,		,,	,,
8.	Makraka			westlich	,,		,,	,,
9.	Rōl			,,	,,		,,	,,
10.	Gurguru			,,	,,		,,	,,

[1]) bedeutet wörtlich: Linie der Gleichheit, also Aequator. B. M.

[2]) arab. mudīr umūm chatt el istiwā. B. M.

Die Grenze unserer Provinz nach Norden bildete die zu Rōl gehörige Station Schambe, das frühere Taufikīje Baker's, auf dem westlichen Ufer des Stromes gelegen. Die Station war nur zu dem Zwecke, die Dampfer mit Holz für die Maschinen zu versorgen, angelegt worden. Der Boden ist bei Schambe zum grössten Teil sumpfig, das Land sonst mit ausgedehnten Urwaldungen bedeckt, in denen sich zahllose Heerden Affen, verschiedene Antilopenarten, Büffel und Elefanten finden. In dem Strome bei Schambe wie fast überall im Bahr el abjad leben zahlreiche Crocodile. Die Einwohner sind Tuitsch, von denen schon oben die Rede war. Die Neger auf den Bergen westlich vom Strom, gleichfalls Tuitsch, sind nicht unterworfen und man hat auch nie den Versuch hierzu gemacht.

Der erste Bezirk stromaufwärts nach Osten zu ist Bōr mit dem gleichnamigen Hauptort. Sein Gebiet umfasst vornehmlich ungeheure Ebenholzwaldungen, in denen sich so ziemlich dieselben Tiere wie in Schambe finden. Der Bezirk hat eine beträchtliche Ausdehnung und reicht bis Latuka, ist aber nur schwach bevölkert und ausser der Station Bōr ist kein weiterer befestigter Posten angelegt. Die Einwohner nennen sich Bōr, eine Bezeichnung, die sie ihrem Gebiete gegeben haben, wie das im ganzen Ssudān der Fall ist, wo jedes Land den Namen des Stammes, der es bewohnt, trägt. Die Bōr gehören zu der Familie der Dinka, sind aber im Gegensatz zu ihren Nachbarn, den Tuitsch, gefürchtete Krieger. Sie beschäftigen sich aber auch viel mit dem Ackerbau, besonders dem Anbau von Mais, Sesam, Kürbissen und Tabak. Mit besonderer Vorliebe befassen sie sich mit der Zucht von Hornvieh, von dem sie grosse, schöne Heerden besitzen. Ihre Sitten und Gebräuche sind denen der Dinka völlig gleich, weshalb ich mich beschränken kann, den Leser darauf zu verweisen.

Der zweite Bezirk weiter stromaufwärts gegen Süden ist Ladó, gleichzeitig die Hauptstadt der ganzen Provinz. Das Gebiet von Ladó ist in der Hauptsache eine sandige Ebene, aus der zwei

Gebirge aufsteigen, das eine 25 Kilometer nordwestlich von der Stadt und von nichtunterworfenen Stämmen bewohnt, das andere in der Nähe der Station Redjaf. Bei der Station Badein beginnt dann eine kleine Hügelkette, die bis Dufilé läuft. Die Bevölkerung des Bezirkes Ladó sind Bari oder Gilio; gleich den Bōr beschäftigen sie sich viel mit Ackerbau und Viehzucht. Sie bauen roten Mais, Sesam, Bohnen, Erdnüsse und eine Kürbisart, die sie urdjur nennen. Ausserdem besitzen sie zahllose Heerden Hammel, Rinder und Ziegen. Die Bari haben beide Stromufer von Ladó bis zur Station Chōr Aju incl. inne, d. h. auf eine Länge von ungefähr 140 Kilometern. Die Hautfarbe des Barinegers ist weniger dunkel, als die der Dinka. Sein Gesicht ist flacher, seine Nase mehr plattgedrückt und die Lippen viel wulstiger, als die des Dinka, bei dem sie eher fein sind. Der Bari reisst sich die vier Schneidezähne aus, wie die Dinka, Makraka, Madi, Schuli, Magango und Lango. Ein junges Barimädchen ist ziemlich gut gebaut; sobald es sich aber verheiratet und Mutter geworden, werden ihre Brüste schlaff und herabhängend, alle Muskeln erschlaffen, die Haut zieht sich in Falten und wird runzlig; sie wird dann geradezu widerwärtig. Die Häuptlinge, die die Mittel dazu haben, heiraten deshalb alle Jahre von neuem, um eine frische und hübsche Frau zu haben, und schaffen sich so einen ganzen Harem an. Wenn der Häuptling eine Nacht in der Hütte eines seiner Weiber zubringen will, so pflanzt er seinen Speer vor die Thür; die Frau versteht es und bereitet sich vor, ihren Herrn und Meister zu empfangen. Der gewöhnliche Bari, der nur eine Frau besitzt, muss sich ihren Wünschen fügen, die sie auf die Weise kundgiebt, dass sie an dem betreffenden Tage sich den ganzen Körper mit einer Schicht aus geriebenem Stein und rotem Ocker bedeckt. Der Bari verheiratet sich ohne Standesamt und Priester, wohl verstanden wie alle Schwarzen, mittels einer Morgengabe an Vieh, die je nach den Vermögensumständen der beiden Familien mehr oder minder reich ausfällt. Die Morgengabe wird seitens des Mannes an den Vater der Frau

gezahlt; stirbt letztere ohne Kinder, dann muss der Vater die Morgengabe dem Schwiegersohne zurückzahlen, falls er ihm keine andere Tochter als Ersatz geben kann. Das Hochzeitsfest besteht aus einem Mahle im Hause der Braut, an dem die Eltern und Freunde der beiden Familien teilnehmen und nach dessen Beendigung getanzt wird. Dieses Fest wie alle sonstigen Feste führen den Namen Congo. Der Congotanz wird in der Weise aufgeführt, dass Männer und Weiber zusammen einen Kreis bilden, springen und nach dem Tone der Nugāra, einer Art Pauke, Schreie ausstossen.

Der Musiker befindet sich in der Mitte des Kreises der Tänzer, die bald Kette bilden, wobei sie sich mit den Händen fassen, bald auseinander gehen, um mit den Stöcken den Takt zu schlagen. Diese Feste sind von starken Merissagelagen begleitet und dauern manchmal bis zum folgenden Tage. Ist der junge Ehemann reich genug, so wird der Congo an mehreren Tagen hintereinander wiederholt. Bei allen fröhlichen oder ernsten Festen wiederholen die Bari denselben Congo. Wenn einer gestorben ist, findet der Congo am Abend nach dem Begräbnis auf dem Grabe selbst statt, das mit Merissa besprengt wird. War der Tote ein wohlhabender Mann, so wird sein Grab mit dem Blute einiger Opfertiere begossen, deren Fleisch als Congomahl dient. Die Köpfe der zu diesem Zweck geschlachteten Tiere werden auf einen Pfahl gesteckt, den man auf das Grab des Verstorbenen setzt. Im Gegensatz zu den orientalischen Sitten wird die Geburt eines Mädchens bei den Bari als ein grösseres Glück betrachtet, als die eines Knaben; der Grund hierfür ist der, dass das Mädchen bei der Heirat ihrer Familie eine Mitgift verschafft, die der Bräutigam zu zahlen hat, wogegen ein Knabe nichts einbringt. Ein weiterer noch wichtigerer Grund für die Achtung, in der die Frauen stehen, und für die besondere Freude, die die Geburt eines Mädchens bereitet, ist die wichtige Rolle, welche die Frau in der Vermehrung der Rasse spielt. Die Morgengabe an die Frau besteht nicht immer blos in Tieren,

sondern häufig fügt man je nach den verabredeten Bedingungen noch eine Anzahl Lanzen und Pfeile hinzu.

Die Art und Weise, wie die Bari und andere Negervölker zählen, ist sehr eigentümlich. Sie fangen mit 1, 2, 3 an bis 10. Dann fangen sie von vorn an und zählen 1 und 10, 2 und 10 u. s. w. bis 2 Zehner, dann 1 und 2 Zehner, 2 und 2 Zehner, 3 und 2 Zehner bis 3 Zehner und so fort bis zur Zahl 100, die für sie 10 Zehner und der Gipfel ihrer Rechenkunst ist. Will man über 100 gehen, so nimmt man seine Zuflucht zu einem Strohbündel, das 100 Halme enthält und nach Bedürfnis verdoppelt oder verdreifacht wird.

Die Bari sind Fetischanbeter; sie schneiden in einen Baumstumpf die ziemlich rohe Figur eines Männer- oder Frauenkopfes, die ihren Gott Kudjur vorstellen soll. Diese Götzenbilder werden in den Hütten, bisweilen auch mitten in den Feldern, dann aber mit einem Schutzdach gegen die Sonne versehen, aufgestellt. Die Anbetung geschieht einfach in der Weise, dass von Zeit zu Zeit etwas Merissa vor den Füssen des Fetisch ausgegossen wird. Ausserdem stehen gewisse Tiere, der Stier und besonders der Bock, bei den Bari in abergläubischer Verehrung. Wenn man die Sitten der schwarzen Rasse hinsichtlich ihres Verhältnisses zu dem Stier genauer ansieht, so kann man unschwer in mehr oder minder deutlicher Weise herausfinden, dass es einfach der Apis der alten Aegypter ist, den sie verehren. Wenn die Erntevorräte zu Ende sind, lebt der Bari häufig wie sein Fetisch, der Kudjur, von Merissa oder Tamarindensyrup und den spärlichen wilden Früchten des Urwaldes. Der Bari ist träge, geht wenig auf die Jagd und verlässt seine Hütte erst ziemlich spät am Morgen wie ein hoher Herr. Wenn er seine Ernte eingebracht hat, bezahlt er den Tribut an die Regierung und verzehrt den Rest in kurzer Zeit, in 2 oder 3 Monaten; wenn er nichts mehr hat, verschafft er sich seine Nahrung durch etwas Fischfang oder Jagd und Einsammeln wilder Früchte. Der Bari ist, wie die meisten Neger, kein sehr starker Esser; sein Magen tyrannisiert

ihn nicht. Lebt er in Ueberfluss, dann missbraucht er ihn; gerät er in Not, so ist er mit sehr wenig zufrieden. Wegen seiner Verschwendung und seiner Sorglosigkeit um den kommenden Tag sagen die Araber der Provinz, dass er gleich dem Raben sei, der drei Monate im Jahre Datteln und während der übrigen neun . . . Aas frisst. Sicher kennt der Bari die Sprache der Ameisen nicht, sonst würde ihr guter Rat und ihr Beispiel ihm nicht fehlen. Thatsächlich sind die Ameisen in ganz Centralafrika in merkwürdiger Menge vorhanden; im Lande der Bari ist besonders die rote und schwarze Art vertreten. Nur der Bari, der in der Nähe der Stadt Ladó wohnt, hat, durch das Beispiel der Beamten angeregt, seine Trägheit abgeschüttelt, ist thätiger geworden und hat sogar Neigung zum Verdienst und Wohlleben bekommen. Dieser Fortschritt hat sich bei allen Negern, welcher Rasse sie auch angehörten, gezeigt, die in unmittelbare Berührung mit unsern Stationen getreten sind. Durch Ausdehnung des Begriffes des Wortes Kudjur, das in der Landessprache einen Beschützer vor Unheil bezeichnet, auf Menschen, die eine Art mittelalterlicher Zauberer darstellen, ist der Titel Kudjur in der Familie erblich geworden und geht vom Vater auf den Sohn über. Der älteste Sohn oder die älteste Tochter wird bei dem Tode des Vaters rechtmässiger Kudjur, und dieses Privileg vererbt sich nach denselben Successionsregeln, wie sie in Europa befolgt werden, d. h. wenn der Kudjur ohne Kinder stirbt, geht der Titel auf die Frau, oder wenn keine vorhanden ist, auf seinen Bruder, oder wenn ein solcher nicht existiert, auf seine Schwester über u. s. w.; hinterlässt er ein minderjähriges Kind, so übt einer seiner Verwandten die Kudjurschaft bis zur Grossjährigkeit des rechtmässigen Kudjur aus. Der Kudjur ist wie der Zauberer, der Allerweltsmann, der Regen macht oder Sonnenschein; an ihn wendet man sich, um Regen zu bringen oder zu beendigen, um eine Pest zu entfernen, Sieg zu verschaffen, die Zukunft kennen zu lernen und die Kranken gesund zu machen. Er ist gleichzeitig der Arzt, Astrologe und Magier seines Volkes und

damit Gegenstand allgemeiner Achtung und Verehrung. Wenn ein Mann irgend eines Verbrechens angeklagt wird, so lässt ihn der Kudjur die Abkochung eines gewissen Krautes trinken. Sobald der Patient dies eingenommen hat, wird er von einem brennenden Durst verzehrt und muss ungeheure Mengen Wasser trinken. Giebt er das Wasser von sich, so gilt er für unschuldig; behält es aber der Magen bei sich, dann wird der Unglückliche krank, stirbt wohl auch, und wird für schuldig befunden und nach den Landesgesetzen verurteilt.

Der Bari trägt keine Kleidung und hat nicht einmal das Feigenblatt des ersten Menschen; selbst die Haare kann er nicht leiden und lässt sich den ganzen Kopf rasieren, reisst sich auch die Augenbrauen und Augenwimpern etc. aus und duldet am ganzen Körper kein einziges Haar. Sein Rasiermesser ist irgend eine geschärfte und gut schneidende Waffe, eine Lanzen- resp. Pfeilspitze oder ein Messer. Die Augenbrauen, Augenwimpern u. s. w. bedeckt er mit angefeuchteter Asche, damit die Haare seinen Fingern nicht entgleiten, und reisst sie einzeln aus. Stets besorgen die Weiber das Geschäft eines Barbiers für die Männer und unter ihresgleichen erweisen sie sich gegenseitig diesen kleinen Dienst.

Die Frau allein bedeckt sich die Hüften mit einem Stück Fell, das sie vom Gürtel herabhängen lässt. Der Bari ist im allgemeinen kein grosser Held; ohne ein Hasenfuss wie der Tuitsch zu sein, greift er nur in Fällen dringender Not oder wenn er von seinem Häuptling gezwungen wird, zu den Waffen, Lanze und Pfeil. Die Industrie bei den Bari beschränkt sich auf Herstellung ziemlich gut gemachter Thontöpfe, Eisenperlen und Waffen, die zwar wenig elegant, aber bemerkenswert solide sind. Eine besondere Geschicklichkeit zeigt der Bari in der Herstellung der Eisenperlen, die er in kaum Stecknadelkopfgrösse mit einer geradezu wunderbaren Genauigkeit anfertigt.

Unter den Produkten des Bezirkes Ladó sind zu erwähnen: Salz, das sich in Unjati bei Ladó findet, ferner das vegetabilische

Fett; der Baum, der es liefert, ist in den Stationen von Kiri häufig. Es giebt überhaupt nur drei Salinen in der ganzen Aequatorgegend: Unjati in der ägyptischen Provinz, Kibiro und Usongora in Unjoro. Die Produktion von Unjati ist so ergiebig, dass das ganze ägyptische Aequatorialgebiet, also die Provinzen Bahr el ghasāl und Chatt el istiwā, von hier mit Salz versorgt werden kann. Von den Eingeborenen wird es gegen alle Naturalien und Vieh eingetauscht und bildet eine wichtige Einnahmequelle für die Regierung. Das Salz von Kibiro ist für Kabarega, den König von Unjoro, ein sehr gewinnbringender Handelsartikel; es wird exportiert und an die benachbarten Länder, besonders Uganda, verkauft.

Ausser den Salinen von Kibiro besitzt Unjoro noch eine weitere bei Usongora; doch ist die Produktion hier sehr beschränkt und das Salz, weil gut cristallisiert und sehr schön, für den persönlichen Gebrauch des Königs und seiner Familie bestimmt.

Der dritte Bezirk ist Kiri, zwischen Ladó und Dufilé, östlich vom Strome; er besteht aus einer fast ununterbrochenen Hügelkette. Kiri ist von schwarzen Bari bewohnt, die ungefähr dieselben Beschäftigungen treiben, wie die von Ladó. Unter den verschiedenen Produkten des Bezirks, Mais, Sesam, Bohnen u. s. w., verdient besonders das vegetabilische Oel Erwähnung. Ausser der Station Kiri giebt es noch drei grössere, Chōr Aju, Laboré und Mugi.

Der vierte Bezirk ist Dufilé, östlich vom Strome und ca. 150 Kilometer von Ladó entfernt. Hauptort ist die Stadt Dufilé. Der Distrikt ist in der Hauptsache gebirgig. Die Bevölkerung besteht zum grössten Teil östlich vom Strome aus Schuli, westlich von ihm aus Madi, Metu und Kuku, die allesammt Ackerbauer sind. Hauptsächlich bauen sie Mais, Sesam und Tabak. An Tieren ist das Land arm. Das Gebiet des Bezirks umfasst im Osten das ganze Madi-Land und einen Teil des Schuli-Landes, westlich vom Strome die Gebirge der Metu und Kuku.

Diese Völker, obwohl an Rasse und Sprache vollkommen verschieden, differieren sonst sehr wenig. Der Madi gleicht im Typus dem Bari, nur dass er beleibter ist und seine Haare nicht rasiert. Im übrigen besitzt er ganz dessen Faulheit und Sorglosigkeit. Mit Ackerbau giebt er sich nicht viel ab und zwar nicht sowohl um seine Nahrung zu gewinnen, als um den Tribut an die Regierung zahlen zu können. Hinsichtlich der Nahrung lebt er von der Hand in den Mund. Denn wenn er seinen Tribut bezahlt hat, bleibt ihm nur sehr wenig übrig, und dann sucht er je nach Bedürfnis seine Nahrung durch etwas Jagd, Fischerei oder den Fang von Ameisen zu erwerben, die wie bei anderen Negern sein Lieblingsessen sind. Die Madi sind im Gegensatz zu ihren Nachbarn, den mutigen Metu, wenig kriegerisch. Obwohl die letzteren nur durch einen Zwischenraum von wenigen Stunden von den Kuku getrennt sind, so ist ein deutlicher Unterschied zwischen den beiden Völkerschaften zu bemerken. In ihrem Aeusseren repräsentieren die Kuku einen schöneren Typus und erinnern fast an die Dinka; im Charakter aber stehen sie ihnen nach und sind nichts weniger denn kriegerisch. Alle drei Völkerschaften aber haben dieselben Sitten und Gebräuche. Die Frau verhüllt ihre Blösse mit einem kleinen Schaffell oder etwas Gras; auch die Männer tragen ein Schaffell, bald um die Hüften, bald auf den Schultern. Es scheint, dass diese Bekleidung mehr aus Luxus, als aus Schamgefühl geschieht; denn es ereignet sich häufig, dass dieses Schaffell nur die Schultern bedeckt, während der übrige Körper vollständig nackt bleibt. In Ermangelung von Kleidern aber tragen die Eingeborenen als Schmuck eine Menge Glasperlen und Kupferdrähte, mit denen sie sich das Handgelenk, den Unterarm, die Knöchel und den Hals als Arm- resp. Halsband bewickeln. An der Menge ihres Schmuckes kann man ihre Vermögensverhältnisse erkennen. Vor dem Erscheinen der Händler, das der bewaffneten Occupation der Aequatorialprovinz vorausging, waren die Völkerschaften sehr reich oder wohlhabend und besassen ungeheure Heerden. In dem kleinsten Dorf zählten

die Rinder nach Tausenden, und in der ersten Zeit der Eroberung konnten die Truppen von einer Razzia gegen die nicht unterworfenen Stämme leicht bis 10 000 Ochsen heimbringen.

Aber seit den Plünderungen und dem unerhörten Treiben der Händler sind die früher so blühenden Länder sehr verarmt. Zumal die Kuku sind sehr arm an Vieh und für die Fleischnahrung vollständig auf den Ertrag der Jagd und des Fischfanges angewiesen. Sie essen alles: Elefanten und Hammel, Fische und Crokodile, Eidechsen, selbst Schlangen und an Vegetabilien alle Früchte des Urwaldes, vorausgesetzt, dass sie als nicht giftig kenntlich sind; bei einer Hungersnot leben sie selbst von den Wurzeln der Gräser. Kurz, alles was der Eingeborene verdauen kann, findet er gut. Die geflügelten Ameisen bilden für die Schwarzen einen Leckerbissen und thatsächlich haben sie einen ganz angenehmen Geschmack. Diese weissen und an Grösse den Bienen gleichen Tiere finden sich während des Winters in allen Teilen des Ssudān in beträchtlichen Mengen. Vor Beginn der Regenzeit bauen sie ihre Wohnungen in Gestalt hoher Haufen aus Thonerde, die man Kantur nennt und überall im Ssudān finden kann. Die Kantur haben gewöhnlich einen Durchmesser von 0,50 m, bei gleicher Höhe; sie können jedoch auch eine Höhe von 3 m oder mehr bei 4—5 m Durchmesser erreichen, was ihnen den Anblick kleiner Hügel verleiht. Wenn die Regenzeit eintritt, dringen die Tropfen leicht in die Erde ein und höhlen darin kleine Löcher aus. Dann zündet der Eingeborene ein grosses Strohfeuer um den Kantur an. In dem Augenblick, wo die Ameise ihren vom Wasser überschwemmten Bau verlässt, ist sie wie erstarrt und kann nicht fliegen. Von dem Feuer angezogen wie der Schmetterling, verbrennt sie sich die Flügel und fällt auf die Erde, wo der Eingeborene sie sammelt, absiedet und aufbewahrt. Die Menge der Ameisen ist so beträchtlich, dass der Schwarze sich einen bis zur nächsten Ernte ausreichenden Vorrat einsammeln kann. Wie die Ameise, bildet auch der Fisch einen wichtigen Bestandteil in der Nahrung der Madi, Metu und

Kuku; getrocknet und geräuchert wird er aufbewahrt oder bei den benachbarten Völkerschaften gegen alle möglichen Produkte eingetauscht. Bei der ärmeren Klasse kann der Mann, wenn er keine Tiere oder Waffen besitzt, bei der Heirat als Morgengabe eine Quantität Fische geben. Der Brautwerber begiebt sich dann nach dem Beispiel des Erzvaters Jakob in den Dienst seines zukünftigen Schwiegervaters und liegt für dessen Rechnung eine bestimmte Zeit dem Fischfang ob.

Was die Industrie der Völkerschaften des Dufilé-Bezirks anlangt, so befassen sie sich mit Eisenarbeiten, ohne aber darin den Bari oder Mambettu an Geschicklichkeit gleichzukommen. Ihre Werkstätte ist die denkbar primitivste. Ein kleines auf vier Pfählen ruhendes Dach schützt den Arbeiter; das Eisen wird in einem beständig unterhaltenen Holzfeuer erhitzt, mit einer Zange aus grünem Holz herausgezogen und zwischen zwei grossen Steinen, von denen der eine als Hammer, der andere als Ambos dient, geschlagen. Was den Mangel an Werkzeugen ersetzt, ist die Geduld des Negers, der mit diesen seinen so beschränkten Mitteln Arbeiten ausführt, die man für unglaublich halten möchte; in der Anfertigung von manchen Sachen, wie Waffen und Geräten, hat er es zu einer gewissen Vollkommenheit gebracht.

Die wichtigsten, von Dufilé abhängigen Militärstationen sind: Fabbo, Fatiko und Wadelai, das letztere von Lur bewohnt.

Der fünfte Bezirk, Fowera, etwas oberhalb östlich von Dufilé gelegen, bildet die Grenze der Aequatorialprovinz, hinter welcher man nach Unjoro, dem Reich des Königs Kabarega, kommt. Der Hauptort war die Stadt Fowera, mit nur einer Station, Foda. Das Gebiet von Fowera ist vorwiegend gebirgig; die Bewohner sind Magugo und Amira. Sie bauen viel Tabak, eine den europäischen ähnliche Art Bohnen, namens Maranga, Linsen (Gifenda) und Mais, der überall das wichtigste Bodenprodukt ist. Sie besitzen zahlreiche Rinderheerden und treiben viel Bienenzucht. Im Bezirk von Fowera beginnen die Bananenpflanzungen, die für die Eingeborenen, noch mehr aber für die Reisenden die

Rolle der Vorsehung spielen. Ich werde auf das Gebiet von Fowera und seine Bewohner weiter unten ausführlicher zurückkommen.

Der sechste Bezirk ist Latuka, über den ich gelegentlich meiner Inspektionsreise mit Emin Bey schon des weiteren gesprochen habe. Hier mag es genügen hinzuzufügen, dass Latuka sicher und in jeder Beziehung das Paradies von Afrika ist. Der Boden ist zwar gleichfalls vorwiegend gebirgig, jedoch fast überall mit einer prächtigen Vegetation bedeckt. Die bedeutendsten, zu Latuka gehörigen Militärstationen sind: Okello, Tarangole, Oburé und Obbo.

Der siebente Bezirk ist Fadibek, zwischen Latuka und Fowera. Das Land ist gebirgig, die Einwohner sind Schuli, die Produkte so ziemlich dieselben, wie in den anderen Gegenden. Es wäre hierüber weiter nichts zu sagen, nur der Häuptling der Schuli, ein gewisser Agoy, verdient eine besondere Erwähnung. Obwohl von derselben Rasse, ist er unstreitig der civilisierteste Schwarze in ganz Central-Afrika; sowohl durch seine höflichen, fast gebildeten Manieren, wie durch seine saubere und, spasshaft genug, europäische Kleidung unterscheidet er sich durchaus von den anderen Negerhäuptlingen. Der Bezirk Fadibek wie das ganze Land östlich vom Strome von Latuka bis Manganga ist von den Schuli bewohnt, einer Völkerschaft, die sich sowohl durch ihren Mut im Kriege und auf der Jagd, wie durch ihre Neigung zum Ackerbau auszeichnet. Der Schuli hat ziemlich helle Farbe und trägt als Kleidung nur das Fell eines Schafes oder eines wilden Tieres und zwar bald über den Schultern, bald unter dem Arme oder um die Hüften. Mit Vorliebe beackert der Schuli den Boden, der seinen Fleiss mit so reichem Ertrage belohnt, wie ihn keine andere Völkerschaft erzielt. Bisweilen ist die Ernte so reich, dass sie in den Speichern verfault und er sie wegwerfen muss. Seine Sitten sind freier, als bei den anderen; in dieser Beziehung ist er das Gegenteil vom Dinka. Wenn er sich auch sehr eifrig mit Ackerbau abgiebt, so verschmäht er doch die

Vergnügungen nicht, und wenn er seine Arbeit beendet hat, kann man ihn essen, trinken, lachen und eifrig tanzen sehen. Letzteres ist sein Lieblingsvergnügen, und in die cadenzierten Bewegungen seines Congo weiss er viel Grazie und Eleganz zu bringen. Sein Aberglauben ist derselbe wie beim Bari, Madi u. s. w., seine Fetische sind hölzerne Figuren, welche Böcke, Ziegen, Weiber und Männer vorstellen.

Der Schuli besitzt wenig Haustiere, dafür bietet ihm der Urwald für seine Bedürfnisse eine Menge Giraffen, Büffel, Gazellen, Elefanten und Antilopen, deren Fleisch er trocknet und aufbewahrt. Seine Geschicklichkeit und sein Mut bei der Jagd sind unglaublich; ich musste darüber erstaunen, als ich eines Tages Gelegenheit hatte, mich davon zu überzeugen. Ich war mit Hauāsch auf dem Marsche nach Fadibek, als wir unterwegs bei einem gewissen Abu Ssala'a (»wildes Tier«), einem früheren Diener des Schēch Farag, auf den ich später zurückkommen werde, einkehrten. Abu Ssala'a rief einen Burschen von 15 oder 16 Jahren und befahl ihm, sich nach Nahrung für seine Gäste umzusehen. »Ich will«, sagte er, »keine toten, sondern lebendige Tiere, die sich unsere Gäste selbst schlachten mögen, damit sie sehen können, dass die Schuli gute Jäger sind.« Der Bursche ging ab und brachte nach Verlauf von knapp zwei Stunden ein Paar Gazellen geführt. Wie er es fertig bekommen hat, diese beiden flüchtigen Tiere zu fangen, weiss ich nicht, doch hege ich nicht den mindesten Zweifel darüber, dass er sie im Urwald gefangen hat. Bei den Schuli und in den bewohnten oder besuchten Gegenden kann ein einzelner Mann unbewaffnet allein reisen, ohne sich vor wilden Tieren fürchten zu müssen, da die Schuli höchst energisch auf sie Jagd machen und es für eine Schande halten, wenn ein Löwe oder Leopard in ihrem Gebiet gesehen worden ist. Seitdem die Regierungstruppen im Lande der Schuli erschienen sind, haben diese sich durchaus treu verhalten und nur sehr selten hatte die Regierung eine kleine Erhebung bei ihnen zu unterdrücken. Seit der Ankunft des Schēch Farag haben die Schuli die Weissen sogar lieben gelernt.

Rolle der Vorsehung spielen. Ich werde auf das Gebiet von Fowera und seine Bewohner weiter unten ausführlicher zurückkommen.

Der sechste Bezirk ist Latuka, über den ich gelegentlich meiner Inspektionsreise mit Emin Bey schon des weiteren gesprochen habe. Hier mag es genügen hinzuzufügen, dass Latuka sicher und in jeder Beziehung das Paradies von Afrika ist. Der Boden ist zwar gleichfalls vorwiegend gebirgig, jedoch fast überall mit einer prächtigen Vegetation bedeckt. Die bedeutendsten, zu Latuka gehörigen Militärstationen sind: Okello, Tarangole, Oburé und Obbo.

Der siebente Bezirk ist Fadibek, zwischen Latuka und Fowera. Das Land ist gebirgig, die Einwohner sind Schuli, die Produkte so ziemlich dieselben, wie in den anderen Gegenden. Es wäre hierüber weiter nichts zu sagen, nur der Häuptling der Schuli, ein gewisser Agoy, verdient eine besondere Erwähnung. Obwohl von derselben Rasse, ist er unstreitig der civilisierteste Schwarze in ganz Central-Afrika; sowohl durch seine höflichen, fast gebildeten Manieren, wie durch seine saubere und, spasshaft genug, europäische Kleidung unterscheidet er sich durchaus von den anderen Negerhäuptlingen. Der Bezirk Fadibek wie das ganze Land östlich vom Strome von Latuka bis Manganga ist von den Schuli bewohnt, einer Völkerschaft, die sich sowohl durch ihren Mut im Kriege und auf der Jagd, wie durch ihre Neigung zum Ackerbau auszeichnet. Der Schuli hat ziemlich helle Farbe und trägt als Kleidung nur das Fell eines Schafes oder eines wilden Tieres und zwar bald über den Schultern, bald unter dem Arme oder um die Hüften. Mit Vorliebe beackert der Schuli den Boden, der seinen Fleiss mit so reichem Ertrage belohnt, wie ihn keine andere Völkerschaft erzielt. Bisweilen ist die Ernte so reich, dass sie in den Speichern verfault und er sie wegwerfen muss. Seine Sitten sind freier, als bei den anderen; in dieser Beziehung ist er das Gegenteil vom Dinka. Wenn er sich auch sehr eifrig mit Ackerbau abgiebt, so verschmäht er doch die

Vergnügungen nicht, und wenn er seine Arbeit beendet hat, kann man ihn essen, trinken, lachen und eifrig tanzen sehen. Letzteres ist sein Lieblingsvergnügen, und in die cadenzierten Bewegungen seines Congo weiss er viel Grazie und Eleganz zu bringen. Sein Aberglauben ist derselbe wie beim Bari, Madi u. s. w., seine Fetische sind hölzerne Figuren, welche Böcke, Ziegen, Weiber und Männer vorstellen.

Der Schuli besitzt wenig Haustiere, dafür bietet ihm der Urwald für seine Bedürfnisse eine Menge Giraffen, Büffel, Gazellen, Elefanten und Antilopen, deren Fleisch er trocknet und aufbewahrt. Seine Geschicklichkeit und sein Mut bei der Jagd sind unglaublich; ich musste darüber erstaunen, als ich eines Tages Gelegenheit hatte, mich davon zu überzeugen. Ich war mit Hauāsch auf dem Marsche nach Fadibek, als wir unterwegs bei einem gewissen Abu Ssala'a (»wildes Tier«), einem früheren Diener des Schēch Farag, auf den ich später zurückkommen werde, einkehrten. Abu Ssala'a rief einen Burschen von 15 oder 16 Jahren und befahl ihm, sich nach Nahrung für seine Gäste umzusehen. »Ich will«, sagte er, »keine toten, sondern lebendige Tiere, die sich unsere Gäste selbst schlachten mögen, damit sie sehen können, dass die Schuli gute Jäger sind.« Der Bursche ging ab und brachte nach Verlauf von knapp zwei Stunden ein Paar Gazellen geführt. Wie er es fertig bekommen hat, diese beiden flüchtigen Tiere zu fangen, weiss ich nicht, doch hege ich nicht den mindesten Zweifel darüber, dass er sie im Urwald gefangen hat. Bei den Schuli und in den bewohnten oder besuchten Gegenden kann ein einzelner Mann unbewaffnet allein reisen, ohne sich vor wilden Tieren fürchten zu müssen, da die Schuli höchst energisch auf sie Jagd machen und es für eine Schande halten, wenn ein Löwe oder Leopard in ihrem Gebiet gesehen worden ist. Seitdem die Regierungstruppen im Lande der Schuli erschienen sind, haben diese sich durchaus treu verhalten und nur sehr selten hatte die Regierung eine kleine Erhebung bei ihnen zu unterdrücken. Seit der Ankunft des Schēch Farag haben die Schuli die Weissen sogar lieben gelernt.

Südlich von den Schuli wohnen die Lango, auch Amiru genannt; ganz im Gegensatz zu ihren Nachbarn, sind sie stets rebellisch gewesen und haben nie unterworfen werden können. Von Zeit zu Zeit wurden Truppen gegen die Lango gesandt, ohne anderes Resultat aber, als ihnen eine Anzahl Esel von den Weideplätzen abzujagen. Der Lango ist im hohen Grade kriegerisch; sein seltsamer Kopfschmuck verleiht ihm einen schreckenerregenden Anblick. Seine von Natur langen und dichten Haare werden zu einer förmlichen Decke zusammengeflochten und über den Nacken zurückgeworfen, mit der er sich das Gesicht verhüllt, wenn er sich in den Kampf stürzt. Trotz der zahlreichen Angriffe, die die ägyptischen Truppen gegen die Lango unternahmen, hat man niemals einen dieser schrecklichen Krieger gefangen nehmen können; und obwohl unsere Provinz Neger aus allen möglichen Stämmen besass, hat man unter unseren Soldaten oder unseren Sklaven nie einen Lango sehen können.[1])

Als Bekleidung trägt der Lango das Fell eines Schafes oder eines wilden Tieres; in seinen Sitten unterscheidet er sich in nichts von den Nachbarvölkern und auch seine Beschäftigungen sind dieselben: Ackerbau und Jagd. Der Viehstand der Lango besteht aus unzähligen Heerden Esel, von grauer Farbe mit einem schwarzen Streifen den Rücken entlang; diese Tiere ersetzen die Rinderrasse, die im Langolande fast unbekannt ist. Der Esel ist aber bei ihnen nicht unser geduldiges und verachtetes Lasttier, sondern liefert ihnen die Nahrung, Milch und Fleisch. Die Tiere können auch nicht geritten werden, da sie dazu nicht abgerichtet sind; und wenn unsere Truppen eine Razzia auf Esel gegen die Lango unternahmen, konnten nur die jungen Tiere nutzbar gemacht werden; abgerichtet leisteten sie dann gute Dienste. Einen Esel, der bei den Lango gross geworden war, reiten zu wollen, war verlorene Mühe; weder Sporen noch die stärksten Stockprügel vermochten ihn von der Stelle zu bringen. Man konnte ihn eher totschlagen, als dass er einen Schritt machen würde, befand sich

[1]) Bild eines Lango bei Junker, Reisen III, 509.

aber ein Gebüsch in der Nähe, so lief er in gerader Linie darauf zu, um die lästige Last zwischen den Dornen abzustreifen. So ist der Esel des Lango ebenso hartköpfig und wild wie sein Herr und ebenso schwer zu behandeln. Zwei befestigte Stationen gehören zu dem Bezirk von Fadibek: Labor und Galli, dazu Fadibek selbst.

Der achte Bezirk ist Rōl und umfasst das Gebiet westlich vom weissen Nil bis zum Bahr el ghasāl. Sicher gehört der Bezirk zu den wichtigsten der ganzen Provinz. Die zahlreiche Bevölkerung desselben bilden die Agar, Gok, Atwot, Belu und Metu, die alle dem grossen Stamme der Dinka oder Djange angehören.

Die Dinka sind sicher die schönste und edelste aller schwarzen Rassen. Hinsichtlich seines Charakters ist der Dinka stolz, mutig, rein und sittenstreng; was sein Aeusseres anlangt, so ist er schlank und hoch gewachsen, die Taille bei den Frauen ausserordentlich schmal, die Augen sind stolz und die Züge trotz der platten Nase sympathisch. Die Dinka teilen sich in zwei Abteilungen: die Dinka oder Djange, die im Norden der Aequatorialprovinz und im Bahr el ghasāl wohnen, und die Dinka Elsagiha, die mit den Nuēr und Schilluk die Provinz Faschoda bewohnen. Von der ganzen schwarzen Rasse sind der Dinka und der Latuka die einzigen, an die man ohne Riechfläschchen herantreten kann. Sie sind die einzigen, deren Transpiration nicht jenen kräftigen Geruch nach faulen Zwiebeln verursacht, der für die anderen Neger charakteristisch ist, ein Geruch, der noch auf mehrere Meter bemerkbar wird und jeden Aufenthalt in ihrer Nähe sehr unangenehm, wenn nicht unmöglich macht.

Der Dinka ist ein ebenso guter Krieger wie Jäger. Ausserdem treibt er sehr eifrig Ackerbau und baut besonders Erdnüsse, verschiedene Arten Mais und Bohnen an. Im Gegensatz zu den Madi und ihren Nachbarn ist er in seiner Nahrung reinlich und wählerisch; sie besteht hauptsächlich aus Milch, Honig, Mehl, Mais, Bohnen, Erdnussöl und sehr wenig Fleisch. Die Zubereitung der Speisen seitens der Dinkafrau geschieht sauber und ordent-

lich, so dass ich kein Bedenken trug, unter Umständen bei dem Dinka zu bleiben und selbst mit ihm zu essen. Die verheiratete Dinkafrau trägt ein gegerbtes Hammelfell um die Hüften, ihre Blösse zu bedecken; vor ihrer Verheiratung bleibt sie ohne andere Kleidung als die, welche ihr die Natur bei ihrer Geburt gegeben hat. Wenn die Frau des Dinka ihn verraten hat oder selbst verletzt worden ist, so tötet der Mann sehr häufig seinen Nebenbuhler, die Frau aber schickt er ihren Eltern zurück. Ihr selbst thut er kein Leid, mag sie auch mitschuldig sein; er hält sie für ein schwaches Wesen, das der Gewalt oder der Versuchung erliegen kann, und deshalb für entschuldbar.

Die Geburt von Zwillingen ist ein Ereignis von sehr schlimmer Vorbedeutung. Wenn dieses Unglücksereignis schon beim Menschen kaum ertragen wird, so zieht es bei den Tieren unbarmherzig den Tod der Mutter und der Neugeborenen nach sich; eine Kuh oder Ziege, die Zwillinge zur Welt bringt, wird sammt den Jungen sofort getötet.

Die Dinkakrieger tragen als Kleidung ein Leopardenfell; ihre Tapferkeit kann man an der Breite der eisernen Armbänder erkennen, die sie tragen und die manchmal von der Faust bis zur Schulter reichen. Diese Armbänder sind nicht beweglich, sondern um die Muskeln derart befestigt, dass sie die genauen Conturen jedes Punktes, auf dem sie anliegen, bezeichnen. Wenn ein Krieger sie sich anlegen lässt, schwellen die Arme an und bilden ernstliche Wunden, die manchmal Monate zu ihrer Heilung brauchen. Der Dinka ist zwar wie die anderen Neger Fetischanbeter, doch verehrt er vor allem den Stier und die Schlange. Der erstere führt den Namen Madjok, der grosse Gott, der Apis des Dinka, und wird deshalb niemals getötet. Der Madjokcult besteht in einem Congo, den man um das Tier mit Gesang, Musik und Tanz aufführt; diese Ceremonie wird manchmal mehrere Tage hintereinander wiederholt. Wenn das Tier dabei zu brüllen anfängt, so wird dies als ein Zeichen seiner Befriedigung angesehen, und der Congo geht lustig weiter. Das arme Tier,

das von dieser Demonstration nichts versteht, brüllt dann noch stärker.

Die Schlange ist der Gegenstand eines weniger lärmenden Cultus. In jedem Hause befindet sich eine ungeheure zahme Schlange, die das Zischen ihres Herrn kennt und auf diesen Ruf hervorkommt, um Milch aus einer Tasse zu trinken. Die Schlange ist durchaus harmlos und spielt die Rolle eines treuen Wächters des Hauses, wie bei uns in Europa die Hunde.

Die ausgedehnten und verschiedenen Anpflanzungen, die ungeheuren Rinderheerden und die grosse Produktion von Elfenbein machen den Bezirk von Rōl zu einem der wichtigsten des ganzen Aequatorialgebietes. Nach seiner Bodengestalt bildet Rōl eine weite Ebene, die von einer grossen Zahl von Bächen mit reichem und gutem Wasser durchschnitten wird. Die Eingeborenen beschäftigen sich darauf mit Landbau, Viehzucht und Elefantenjagd. Wenn man auch in den Urwäldern von Rōl zahlreiche Leoparden trifft, so unternehmen sie doch nur sehr selten Einfälle in die bewohnten Gegenden. Andere wilde Tiere trifft man in Rōl kaum an. Die hauptsächlichsten Militärstationen des Bezirks sind: Schambe, Rumbek, der Hauptort Ajak, Bufi, Ssajadīn, Lessi, Affard und El Gōk Muchtār.

Der neunte Bezirk ist Makraka und umfasst den ganzen Raum südlich von Rōl bis zum Bezirk Gurguru, der gewöhnlich unter dem Namen Mambettu bekannt ist. Der Hauptort ist die Stadt Kabajendi. Makrakaland ist sehr gebirgig und ausserordentlich wasserreich. Die Bevölkerung trägt den Namen des Landes und teilt sich in eine Menge kleiner Stämme, die manche Verschiedenheiten unter einander zeigen; ich nenne die folgenden: Moru-Miza, Moru-Kadderu, Mondu-Mondu, Abaka, Abu Kaja, Mondari, Fadjellu, Kakuak, Kallika, Ligi, Dongo, Abaja, Ugongo und Mondu.

Die Makraka im allgemeinen befassen sich fast ausschliesslich mit dem Ackerbau. Sie besitzen wenige Heerden und haben wenig Neigung zur Jagd. Für ihre Nahrung brauchen sie sehr

wenig; es genügt ihnen eine Hand voll Mais. Es ist ein friedliches und unterwürfiges Volk. Während meines zehnjährigen Aufenthalts am Aequator habe ich nie gehört, dass die Makraka der Regierung die geringste Schwierigkeit bereitet hätten. Ohne Zweifel gehören sie dem Stamm der Niamajem,[1]) ihren Nachbarn, an, denen sie im Aeussern wie im Charakter gleich sind. Sie haben denselben Typus, den gleichen mittleren Wuchs, dieselbe stark ausgeprägte platte Nase und die gleiche Chokoladenfarbe, dieselben Sitten und Gebräuche; sie teilen mit ihnen den Kannibalismus, obwohl in geringerem Masse, wegen des strengen Einschreitens der ägyptischen Behörden gegen den Genuss des Menschenfleisches. Wenn Makrakaträger uns Getreide oder Elfenbein brachten, mussten die Weiber ihre Kinder mit grösster Sorgfalt bewachen und sie bis zum Abgang der Makraka in ihren Hütten behalten. Trotz aller Wachsamkeit wurden aber jedesmal Kinder vermisst, ohne dass es den Behörden gelingen konnte, den Schuldigen zu ermitteln. Nicht selten konnte man in dem Sacke eines Makraka ein Menschenbein oder einen Arm finden; ebenso sah man häufig an den Plätzen, wo sie gelagert hatten, abgenagte Menschenknochen liegen. Als wir Makraka zu Soldaten nahmen, konnte die Menge an Fleisch einerseits und andererseits die Schwierigkeit, auf einer Regierungsstation sich ein Gericht Menschenfleisch zu verschaffen, bei den Makraka die Abnahme ihrer Anthropophagie bewirken. Der Makraka, der seinesgleichen verzehrt, hat naturgemäss auch keinen Ekel vor den widerlichsten Nahrungsmitteln, wie einer Kröte. Trotz seines Kannibalismus besitzt er merkwürdiger Weise mehr Schamgefühl, als die andern Neger und thut sein möglichstes, sich irgend einen Lappen zum Bedecken seiner Blösse zu verschaffen. Wenn sie in unsere Stationen kamen, um Tribut abzuliefern, so trugen sie stets Sorge, sich mit einem Gegenstand zu versehen, den sie gegen ein Stück Stoff umtauschen konnten, mit dem sie sich sofort bedeckten. Der Makraka ist ein guter Ackerbauer, und der Boden bildet

[1]) gewöhnlich Niam niam genannt. B. M.

den wichtigsten Gegenstand seiner Beschäftigung. Er besitzt keine Tiere und hat nicht die geringste Neigung zu den Strapazen und Gefahren der Jagd. Trotzdem ist er kein übler Soldat, und ohne so lebhaft wie die übrigen Neger zu sein, ist er gleichzeitig nicht minder beweglich und übernimmt jede Arbeit. Aus diesem Grunde hatte Emin Bey die Truppen der Provinz fast ausschliesslich aus Makraka gebildet.

Er hat dieselben Gebräuche, wie die andern und dieselben Fetische. Er reisst sich die vier Schneidezähne aus; nur in den an Mambettu angrenzenden Teilen haben manche die Sitte dieses Landes nachgeahmt und die Schneidezähne zu Spitzzähnen gefeilt.

Die wichtigsten Militärstationen von Makraka sind: Kabajandi, der Hauptort, Wandi, Makraka Sughaíjara[1]), Gosa, Kalika, Watako, Kudurma, Umm Dirfi, Rimo, Korobek, Ganda, Umbimba, Nuguma, Dangȯ und Dango-Kebīr.[2])

Der zehnte Bezirk ist Gurguru oder Mambettu. Er hat eine ungeheure Ausdehnung und reicht fast bis zum Gebiet des Congo, von dem er kaum durch einen 20 Kilometer breiten Urwaldgürtel getrennt ist. Ein Teil dieses Urwaldes gehörte übrigens zu dem ägyptischen Gebiet von Gurguru und der Major Hauāsch hatte die Zwergvölker der Akka bis auf 15 Marschtage weit im Urwalde unterworfen. Es ist dies der einzige Bezirk der Aequatorialprovinz, in den weder mein Beruf noch die Ereignisse mich geführt haben. Was ich demnach im folgenden darüber sagen kann, verdanke ich meinem Freunde und Gefährten, dem Major Hauāsch Montássar, der als Chef dieses Bezirkes während dreier Jahre dem Dr. Junker von grossem Nutzen gewesen ist.

Die hauptsächlichsten Militärstationen in Mambettu sind: Tangasi, Kobbi, Uniboron, Mperia, Ganga, Rensi u. s. w.

Das Land ist von den menschenfressenden Niamajem und Mambettu bewohnt. Die ersteren haben den nördlichen Teil

---

[1]) Klein-Makraka. B. M.

[2]) Gross-Dango. B. M.

desselben und den südlichen der Bahr el ghasāl-Provinz inne; die andern bewohnen den ganzen Süden bis zur Grenze jenes Urwaldes, Stanley's »grossem Walde«.

Mit dem generischen Namen Mambettu[1]) werden die Völkerschaften der Monfu, Mabodde, Abramo, Abarambo, Ababua, Bandje u. s. w. zusammengefasst, die ihrerseits in eine Menge kleiner, immer nach ihren Häuptlingen benannter Stämme zerfallen. Ihre Hauptnahrung ist die Banane, von der sie endlose Wälder haben. Sie bauen auch gelben und weissen Mais, aber sehr wenig, so dass er grade zur Merissabereitung hinreicht. Der Anbau des weissen Mais erfordert weniger Arbeit und ist zehnmal ergiebiger, als der des gelben. Den Anbau des weissen in Gurguru verdankt man Hauāsch Montássar, der ihn eingeführt hat und dessen unermüdliche Thätigkeit und intelligente Initiative diesem Lande auch die Einführung von Fruchtbäumen, Orangen, Citronen, sowie von Gemüsen der verschiedensten Arten, worunter namentlich Zwiebeln, ferner Tabak, wozu er sich den Samen aus Gadāref in der Provinz Kássala verschafft hatte, gebracht hat. Die Rinderrasse ist in Gurguru fast unbekannt; an Schlachttieren giebt es nur wenige Hammel und Ziegen. Letztere sind von einer andern Art als im übrigen Aequatorialgebiet und unterscheiden sich vor allem durch ihr langes Haar. Obwohl also die Tiere in diesem merkwürdigen Lande rar genug sind, so versagen sich die Einwohner doch nicht den Fleischgenuss; denn trotz des strengen Verbots der Regierung geben diese anthropophagen Völkerschaften den Genuss von Menschenfleisch nicht auf.

Im Gegensatz zu den meisten schwarzen Völkerschaften des Ssudān reissen sich die Mambettu und die Niamajem die Schneidezähne nicht aus, sondern behalten und feilen sie zu scharfen Spitzen, wie ich das früher gelegentlich von einem Teile der Makraka erwähnt habe.

---

[1]) Der Name wird von Schweinfurth Monbuttu, von Junker Mangbattu, von Casati Mambettu geschrieben. B. M.

Der Kodjur des Mambettu ist sehr merkwürdig und verdient eine spezielle Erwähnung. Zwei Arten davon stehen in besonderem Ansehn: das Mafinga und der Stock. Wenn man das Schicksal über den guten oder schlechten Ausgang irgend eines Unternehmens befragen will, so legt man ein glattes Bananenstämmchen mit den Enden auf zwei in den Boden gepflanzte Pfähle oder Bäume. Auf dieses vorher mit Fett bestrichene Stämmchen legt man mit unendlicher Vorsicht eine Reihe gleichfalls mit Fett gesalbter Bananenholzstückchen, die auf ihrer schmalen und schlüpfrigen Unterlage im Gleichgewicht bleiben müssen. Nun beschwört der Kudjur das Mafinga, sein Orakel zu geben, indem er ihm eine Frage vorlegt; behalten die in Reihe aufgepflanzten Holzstückchen ihr Gleichgewicht und fallen nicht herab, so ist die Antwort günstig; purzelt aber, sobald der Kudjur seine Fragen gestellt hat, die ganze Reihe herab, als ob ein boshafter Windstoss darüber gefahren wäre, so ist die Antwort ungünstig.[1])

Das Wahrsagen mit dem Stock wird gebraucht, wenn es sich um die Entdeckung von Schuldigen handelt. Alle die, auf welchen hauptsächlich der Verdacht ruht, müssen sich in einen Kreis stellen, in dessen Mitte der Kudjur sich befindet. Er hält in der Hand den grünen Zweig von einem besonderen Busche, der geglättet und in viele Stücke geknickt ist, so, dass die einzelnen Teile noch mit einander zusammenhängen. Er hält den Zweig an dem einen Ende und richtet das andere gegen den Kreis. Der gebrochene Zweig richtet sich krümmend auf und das freie Ende wendet sich einzeln gegen die Personen des Kreises, bis es auf einmal vor dem vom Orakel als schuldig Bezeichneten Halt macht.

---

[1]) Siehe eine Abbildung dieses Orakelapparats bei Junker, Reisen. Bd. II. S. 287. B. M.

KAPITEL VI.

Mambettu mit der Aequatorialprovinz vereinigt. Niedermetzlung der Garnison in Mambettu 1881. Hauāsch. Der Blutbund. Repressalien von Hauāsch. Der Fürst Mambanga. Mambanga gefangen. Krieg gegen den Fürsten Asanga von Majaggó. Hinterhalt. Asanga gefangen.

Bis zum Juli 1881 hatte das Mambettuland zu der Provinz Bahr el ghasāl gehört. Dann wurde es, ebenso wie Rōl, davon getrennt und mit der Aequatorialprovinz vereinigt, von der es weniger weit entfernt lag.

Im April 1881 erhielt der Major Hauāsch Efendi Montássar, der Oberbefehlshaber der Truppen in Makraka, den Auftrag, die Verwaltung des Bezirkes Gurguru zu übernehmen, der gleichfalls von Bahr el ghasāl abgetrennt und Aequatoria unterstellt wurde. Nur mit 45 Mann brach er auf, um sich mit den Chutarīje zu vereinigen, die in Gurguru garnisonierten. In dem Dorfe Anzia, der letzten Station von Makraka, fand er den erkrankten Kapitän Casati[1]), pflegte ihn den ganzen Tag und zog am nächsten Tage nach Birindji Soghaijar, der ersten Station von Gurguru, wo er erfuhr, dass die Eingeborenen soeben die Chutarīje-Garnison von 80 Mann niedergemetzelt hatten. Ohne sich von dieser Nachricht ausser Fassung bringen zu lassen, schrieb Hauāsch an Emin: »Die Garnison von Gurguru ist niedergemetzelt worden; ich gehe dorthin, um die Neger für ihre Erhebung zu züchtigen; wenn ich diese Unternehmung überlebe, werde ich Ihnen das Resultat mitteilen«. Von Birindji Ssoghaijar begab er sich nach dem Dorfe Tawil, wo er mit dem Chef den Blutaustausch vollzog und nach

---

[1]) Vgl. Casati, 10 Jahre in Aequatoria. Bd. I, 223 ff.

12 Tagen gegen 300 mit Flinten bewaffnete Neger versammeln konnte, die ihre Waffen aus der Zeit besassen, wo der Handel noch frei gewesen war.

Der Blutaustausch ist ein Bündnis offensiver und defensiver Art, das, durch das Blut der beiden Parteien besiegelt, sie unlöslich bindet. Das Verfahren hierbei ist folgendes: Jeder macht in den Arm oder die Seite mit einem scharfen Instrument einen leichten Einschnitt und taucht in das Blut des Anderen irgend ein Körnchen, am häufigsten Kaffee, das er alsbald verzehrt, und das Bündnis ist fertig. In anderen Ländern bestreicht man mit dem Blute beider Parteien die Wolle eines Schafes, das dann sofort geschlachtet wird, um den neuen Verbündeten als Mahlzeit zu dienen[1]). Wenn der Bund einmal abgeschlossen ist, fürchtet man keinerlei Verrat von einander, wenn man auch vorher Todfeind mit einander gewesen ist; die Vergangenheit mit ihrer Feindschaft ist vollständig vergessen, und die beiden paktierenden Parteien sind gehalten, sich wechselseitig Hülfe und Beistand zu leisten. Im Ssudān giebt es bis jetzt kein Beispiel, dass der Blutbund irgendwie verletzt worden wäre. Die Achtung der afrikanischen Wilden vor der beschworenen Treue könnte in ihrer Loyalität und Ritterlichkeit uns Kulturmenschen mit Fug und Recht als Beispiel dienen.

Mit seinen 45 Mann und den 300 Negern zog der Major Hauāsch nach dem Dorfe Bangedi am Uëlle. Der Häuptling, auf die Kunde von seinem Vorhaben und angelockt durch die Beute, schloss mit Hauāsch den Blutbund und liess seine ca. 1800 mit Lanzen bewaffneten Krieger zu ihm stossen. Mit dieser Verstärkung setzte sich Major Hauāsch nach Mambettu in Marsch. Er verliess das Land der Niamajem und drang durch das Bambaland bei dem Fürsten Asanga, Bruder des Fürsten Gambari, in Mambettu ein. Dort veranstaltete er viele Demonstrationen mit seinen Truppen und liess oft in die Luft schiessen, um die Eingeborenen einzuschüchtern. Mit Asanga

[1]) Vgl. die Beschreibung bei Junker, Reisen II, 499 ff.

schloss er den Blutbund und marschierte mit ihm und seinen 1500 Mann weiter. An der Spitze von 3600 Mann zog er in Kubbi ein, das zum Gebiet des Fürsten Gambari gehörte. Dieser war Gefangener in Bahr el ghasāl; sein Sohn Gomāa ging Hauāsch entgegen, schloss den Blutbund mit ihm ab und bat ihn, bei der Regierung die Freilassung seines Vaters zu vermitteln. Hauāsch erfuhr hier, dass die Niedermetzelung der Garnison in Tangāsi auf Veranlassung des dortigen Fürsten Jangara von dem Mambettufürsten Mambanga, dessen Gebiet sich hinter Tangāsi befindet, in's Werk gesetzt worden war. Er zog nun gegen Tangāsi, schlug dort Jangara, nahm ihn gefangen und stellte eine Untersuchung über die Niedermetzlung der Chutarīje an. Auf Grund dieser Untersuchung machte er sich gegen Mambanga auf. Dieser stand auf der Grenze des Abramolandes und wurde von Hauāsch so plötzlich angegriffen, dass er sein Lager verlassen und in das Innere von Abramo entfliehen musste. Der Major verfolgte ihn 17 Tage lang; da er ihn aber nicht einholen konnte, machte er in dem ehemaligen Hauptort Mambanga's bei dem Fürsten Mboró Halt und schloss mit diesem den Blutbund. Er baute hier eine befestigte Station, legte seine 45 Mann hinein und entsandte die schwarzen Hülfstruppen unter dem Befehle eines gewissen Muhammed Abdu, um die Stationen von Mambettu einzurichten und zu befestigen. Gestärkt durch das Bündnis mit Mboro, erwartete Hauāsch den Mambanga. Dieser that sein Möglichstes, um seinen Gegner einzuschüchtern und von seiner Verfolgung abzuhalten. Eines Tages kam ein Bote vom Fürsten an Hauāsch, brachte ihm die üblichen Geschenke und zeigte ihm vier mit gehacktem Stroh gefüllte Körbe mit den Worten: »Mein Herr lässt dir sagen, dass seine Leute so zahlreich sind, wie das Stroh, das du vor dir siehst; er will lieber dein Freund sein, als dein Feind und rät dir in deinem Interesse, von seiner Verfolgung abzustehen.« Der Major Hauāsch zog aus seiner Tasche ein Büchschen mit Wachsstreichhölzern, gab dem Boten Geschenke für Mambanga und sagte: »Wenn du bei deinem Herrn an-

kommst, wirst du thun, was ich dir zeigen, und ihm antworten, was ich dir sagen werde,« stiess die vier Körbe mit Stroh um, zündete es mit einem Streichholz an und sagte zum Boten: »Wenn du das hier vor deinem Herrn gethan hast, wirst du ihm erklären, dass, obwohl meine Soldaten nicht zahlreicher sind als die Streichhölzer in dieser Büchse (45), ein einziger genügt, Mambanga's Heer zu vernichten, wie ein einziges Streichholz genügt hat, dieses Stroh in Asche zu verwandeln.« Die Behauptung war wahrlich ein wenig übertrieben und der Heldenmut der Soldaten nicht weit her; man darf aber nicht vergessen, dass Hauäsch es mit Wilden zu thun hatte und Kühnheit in Worten und Handlungen mehr ausrichtete als Klugheit.

Nach zwei Monaten kam Mambanga zurück und griff Hauäsch auf die Kunde, dass dieser seine Hülfstruppen fortgesandt hatte, in dem Dorfe des Mboró an. Da Hauäsch genügend Munition besass, so stellte er seine Soldaten mitten in der Station auf und rings herum hinter einer Pallisadenbefestigung, die er vorsichtigerweise von vornherein gebaut hatte, die Schwarzen von Mboró. Nach einer Belagerung von ungefähr 3 Monaten unternahm Mambanga, der inzwischen alle Abramo ausser denen des Mboró versammelt hatte, den Sturm auf die Station. Es war etwa Mittag. Die Neger hatten strengen Befehl erhalten, die Befestigung nicht zu verlassen und den Feind dicht herankommen zu lassen. Hauäsch eröffnete nun mit seinen Soldaten ein gut genährtes und ununterbrochenes Feuer auf den Feind. Jede Kugel schlug in die dichte Masse und streckte unfehlbar einen nieder. Hinter den Verschanzungen geborgen, konnten die Soldaten mit ihren Verbündeten den Feind dezimieren, der sich gegen 8 Uhr Abends mit Verlust von 360 Mann zurückzog und in einiger Entfernung lagerte. Während der Nacht liess Hauäsch einige Hütten des Dorfes anzünden und versteckte seine Leute hinter Bäumen oder im Terrain mit dem Befehle, nicht eher auf den Feind zu feuern, als bis er das Signal mit einem Flintenschuss geben würde. Die Leute Mambanga's, die an ein zufälliges Feuer glaubten, stürzten

in Unordnung nach der unheilvollen Stelle, in dem Glauben, Beute machen zu können. Als sie im Bereich der Soldaten waren, gab Hauäsch einen Schuss ab; sofort wurden die Feinde von allen Seiten umringt und eine grosse Zahl niedergemacht. Man fand 382 Tote auf dem Platze[1]). Mambanga sammelte seine Leute und zog sich erschreckt nach Abramo zurück; die Häuptlinge, die ihm bisher gefolgt waren, verliessen ihn mit ihren Leuten und unterwarfen sich einer nach dem andern der Regierung, indem sie mit dem Major Hauäsch den Blutbund schlossen. Um diese Zeit empfing letzterer die Nachricht, dass Dr. Junker bei den Madi gefangen sei. Er liess ihn sofort nach Mambettu holen.[2]) 23 Monate später war Mambanga ein Fürst ohne Reich und Unterthanen und Gefangener seines Onkels, des Fürsten Asanga, Sohn des Nabimbari, im Lande Majaggó. Da liess er durch seinen Bruder Jodó Hauäsch sagen: »Die Braut, der du zwei Jahre nachgelaufen bist, ist von Azanga gefangen. Wenn du mutig bist, komm sie zu retten,« was heissen sollte: »Zwei Jahre hast du mich bekriegt, um mich zu unterwerfen; jetzt rette mich von meinem Onkel Asanga und ich werde mich ergeben«; gleichzeitig schickte er ihm seine gebrochene Lanze, was als der heiligste Eid bei ihnen gilt. Major Hauäsch ergriff die Gelegenheit, das Gebiet der Regierung weiter auszudehnen und versprach Mambanga seine Hülfe.

Zu diesem Behuf berief er die verschiedenen unterworfenen Fürsten zusammen und teilte ihnen sein Verlangen, Asanga mit Krieg zu überziehen, mit. Alle diese Häuptlinge bildeten mit ihren Leuten ein ganz respektables Heer von mehreren tausend Mann; sie waren bereit aufzubrechen, als ein Gesandter von Asanga kam. Dieser hatte von den Rüstungen Hauäsch's gehört und wollte ihm zuvorkommen, indem er seine Verbündeten von ihm abtrünnig zu machen versuchte. Wenn ein Gesandter ankommt, ist es Sitte, alle Einwohner des Ortes mit einer Art

---

[1]) Vergl. Junker, Reisen II, 490 ff. B. M.

[2]) Ibid. S. 470.

Jagdhorn zusammenzurufen und ihn nur in Gegenwart der ganzen Bevölkerung anzuhören, die von dem Häuptling über die zu erteilende Antwort um Rat gefragt wird. Der Häuptling kann nicht allein über Krieg beschliessen, er muss seine Leute zusammenrufen und ihnen seine Ansicht mitteilen, die dann erörtert oder gebilligt wird. Es ist dies eine Art Volksabstimmung, die, in Europa angewendet, wohl stets das Uebel des Krieges beseitigen würde. Als alle vereinigt waren, trat ein feierliches Stillschweigen ein und der Gesandte begann seine Rede mit folgenden Ausdrücken[1]: »Tapfere Häuptlinge, die ihr hier versammelt seid, und ihr, zahlreiche Krieger, die ihr mich umgebt; mein Herr Asanga rät euch, nicht dem gefährlichen Wege zu folgen, den Hauâsch euch vorzeichnet. Er führt euch ins Verderben, und vielleicht ist dies der Zweck, den dieser Weisse verfolgt. In das Haus Asanga's hat noch niemand einzudringen gewagt, als allein die Wolke. Darum bildet euch nicht ein, Asanga besiegen zu können; bleibt lieber in Frieden zu Hause und verlasst Hauâsch mit seinen verwegenen Plänen.« Dann wandte er sich an Hauâsch, der mitten unter den Häuptlingen war, mit folgenden Worten: »Hauâsch, mein Herr lässt dir sagen, dass du ein Narkuk (Kind) bist. Siehst du nicht, dass deine Haut noch rot ist, wie die ganz frische und zarte Haut eines Narkuk. Du bist noch nicht im Stande, die Strapazen des Krieges zu ertragen; der schlechte Weg voller Dornen und Steine wird dich ermüden, und du wirst besser thun, zu Hause zu bleiben, denn niemals wirst du den grossen Asanga besiegen können, dessen Land noch kein fremdes Volk betreten hat. Wenn du aber darauf bestehst, in Asanga's Land einzudringen, dann musst du deinen Herrn und selbst deinen Efendîna (Chedive) mit allen seinen Soldaten mitbringen, um von deiner Unternehmung einen guten Ausgang zu erwarten. Ich habe gesprochen.«

---

[1]) Es ist zu bemerken, dass ein Bote bei den Negern die ihm anvertraute Botschaft mit einer erstaunlichen Treue wiedergiebt, fast mit denselben Gesten, die er seinen Chef hat machen sehen, und derselben Betonung der Stimme. Er verschönert und schwächt nichts ab, sondern giebt alles wieder, wie ein Phonograph.

Der Major Hauäsch gab ihm zur Antwort: »Mein Efendîna ist nicht nötig, um deinen Fürsten Asanga zu fangen und zu hangen. Der letzte seiner Diener, ich z. B., genügt dazu und ich schwöre dir, dass ich im Augenblicke mich in Marsch setzen werde, um erst bei Asanga selbst Halt zu machen.« An die Verbündeten gewandt, sagte er: »Ihr habt nicht verstanden, wie beleidigend Asanga's Worte für euch sind. Ihr seid mehrere Fürsten mit euren Völkern, und er traut euch nicht zu, dass ihr in sein Land dringen könnt, wenn er sagt, nur die Wolke allein könne bei ihm herein. Das ist eine Beleidigung, die sofortige Bestrafung fordert, um ihm zu zeigen, dass ihr nicht so klein seid, wie er glaubt.«

Die Worte von Häuasch regten den Stolz seiner Verbündeten auf, die sofort erklärten, dass sie alle bereit seien, ihm zu folgen. Das ganze Heer setzte sich nun in Marsch und lagerte am siebenten Tage an einem Bach, der die Grenze von Asanga's Land bildete. Die Worte des Gesandten waren offenbar nur ein Einschüchterungsversuch gewesen, denn bei der Annäherung von Hauäsch verliess Asanga sein Dorf und zog sich mit allen seinen Leuten zurück. Hauäsch nahm sein Quartier im Hause des Fürsten und stellte am Abend Wachen aus Furcht vor einem nächtlichen Ueberfall aus. Am folgenden Tage erschien der Sohn Asanga's, um Hauäsch nach dem Zweck seines Einfalls zu fragen. Er wusste, dass die Plünderung nicht das Motiv des Krieges war, denn auf den strengen Befehl von Hauäsch hin waren weder die Felder noch die Häuser Asanga's berührt worden. Hauäsch liess ihm sagen, dass er selbst ohne Besorgnis kommen möge, und am vierten Tage hielt Asanga wirklich seinen Einzug in den Ort, wo ihn Hauäsch, von den vornehmsten Häuptlingen umgeben, inmitten seiner in Reihe und Glied aufgestellten Soldaten und Neger empfing. Der Major gab ihm ein europäisches Costüm, das er unverzüglich anlegte. Eine Stunde später erschien der gefangene Mambanga, überbrachte die der niedergemetzelten Garnison von Gurguru abgenommenen Gewehre und

erklärte seine Unterwerfung. Er kam auf allen Vieren in die Hütte, wo sich Hauäsch mit sämtlichen Häuptlingen befand, und setzte seinen ehemaligen Thron, den einer seiner Leute herbeischleppte, zu den Füssen von Hauäsch nieder mit den Worten: »Du hast mich besiegt, ich bin also kein Fürst mehr und übergebe dir den Thron, den du gewonnen hast.« Der Major gab ihm aber den Thron zurück und sagte ihm: »Du warst Fürst und wirst es auch immer bleiben, von mir hast du nichts zu fürchten.« Zu seiner Beruhigung schloss er den Blutbund mit ihm. Bei derartigen Festlichkeiten und feierlichen Gelegenheiten ist es Sitte, dass ein jeder der versammelten Häuptlinge einen Tanz aufführt, wobei er eine Rede hält, die sich auf die Angelegenheit des Tages oder seine Person oder auf irgend einen der Anwesenden bezieht. Mambanga erhob sich zuerst; sein Speech drückte seine Genugthuung darüber aus, dass er seinen Verfolger Asanga nun so erniedrigt sehen könne. Er sprach: »Asanga hat gesagt, die ägyptischen Soldaten werden niemals sein Land betreten, in welches allein die Wolke eindringen könne; er hat mich gehöhnt, indem er mir wiederholte, wie Hauäsch, der nur ein Kind und nicht fähig zum Kampfe sei, mich verjagt hat. Da steht jetzt der stolze Asanga, von demselben Hauäsch gebändigt; jetzt möge er seine Tapferkeit zeigen und den Mann, den er verachtete, verjagen.«

Jetzt erhob sich Asanga und begann mit einer verdächtigen Resignation: »Jeder Mann rühmt sich bei den Seinigen, aber wenn der Löwe in schwachen Netzen gefangen ist, kommen die kleinen Tiere, die er sonst mit seiner Grösse zerdrückte, ihm Trotz zu bieten.« Dann wendete er sich an Hauäsch und forderte ihn auf, zu zeigen, was er könne. Der Major stellte seine Soldaten in Schlachtordnung auf und liess sie eine Reihe von Manövern ausführen, welche die ganze Versammlung gleichzeitig entzückten und erschreckten. Bei jeder Salve warf sich alles vor Schrecken zu Boden; Hauäsch selbst machte einige Fecht- und Schiessübungen.

Nachdem so das Land unterworfen war, baute der Major eine befestigte Station für die Garnison; Cheria, Asanga's Bruder, sagte deshalb zu diesem: »Wie eilig sie es haben, eine Festung zu bauen! Bilden sie sich vielleicht ein, hier lange bleiben zu wollen?«

Ein Chutarije, der die Landessprache verstand, hörte diese Worte, die eine bevorstehende Gefahr verrieten und berichtete sie sofort an Hauäsch. Dieser war seitdem auf seiner Hut und richtete in unauffälliger Weise einen sehr strengen Wachtdienst ein. Um Mitternacht begab sich Mambanga heimlich in die Hütte von Hauäsch und teilte ihm mit, dass gegen ihn und seine Verbündeten ein Complot ins Werk gesetzt sei. Auf dem Wege, den er auf dem Rückmarsche einzuschlagen habe, lägen auf Asanga's Befehl 4000 Mann im Hinterhalt, um ihn anzugreifen. Hauäsch hatte seinen Abmarsch auf den folgenden Tag festgesetzt, heuchelte nun aber ein starkes Unwohlsein und verschob den Aufbruch. Er lud Asanga und seinen Bruder zum Essen ein; als sie in die Hütte traten, stürzten auf ein Zeichen von Hauäsch sechs Chutarije herein und fesselten die Verräter. Asanga und sein Bruder hatten keine Zeit, eine Bewegung zu machen oder auch nur einen Laut auszustossen, da sie im Nu bei der Kehle gepackt waren. Jetzt feuerte Hauäsch einen Schuss in die Luft ab; dies war das Zeichen für seine Leute, Asanga's Krieger anzugreifen, unter denen nun ein schreckliches Blutbad angerichtet wurde.

Nach diesem Streich liess Hauäsch in dem Lande eine kleine Garnison zurück und führte Asanga und seinen Bruder gefangen mit sich, nachdem er die Herrschaft über Majaggó Mambanga übertragen hatte. Als er in Tangasi erschien, war Capitän Casati aufs höchste erfreut, Asanga gefangen zu sehen, der ihn, als er auf seiner Reise nach Majaggó gekommen war, aufs schmählichste behandelt hatte.[1])

---

[1]) cf. Casati I, 173.

Ich habe diesen kurzen Bericht über meine Unterhaltungen, die ich später mit Hauāsch über diese Ereignisse hatte, nur deshalb gegeben, um zu zeigen, wie gross bei diesen wilden Völkern das Prestige der ägyptischen Regierungstruppen war, und wie leicht es in diesen Ländern ist, mit nur einer Handvoll Leute, aber unter Anwendung von List und Kühnheit ganze Völkerschaften zu unterwerfen.

KAPITEL VII.

Die Militärmacht der Aequatorialprovinz. Bevölkerung. Soldaten, Chutarīje, Tarāgma. Finanzielle Lage der Provinz in 1881 und 1882. Ausgaben. Einnahmen. Elfenbein. Straussenfedern. Rinderfelle. Kautschuk und Palmenöl. Tribut der Eingeborenen. Razzias. Ausdehnung des Gebietes der Provinz. Reformen und Projekte Emin's.

Jeder Bezirk der Aequatorialprovinz hatte an seiner Spitze einen Civil- und Militärchef mit dem Titel Mamūr Idāra und besass je nach seiner Wichtigkeit oder den kriegerischen Eigenschaften seiner Bevölkerung eine Garnison von 60—300 regulären Soldaten oder Chutarīje (arabischen Freiwilligen) und 10—200 Tarāgma (ssudanesischen Freiwilligen).[1]) Die militärische Macht der Bezirke war folgende:

	Reguläre Soldaten (Neger)	Chutarīje	Tarāgma
Bōr	120	—	40
Ladó . . .	300	—	70
Kiri	70	—	10
Dufilé . . .	170	—	30
Fowera . . .	60	—	20
Latuka . . .	—	200	20
Fadibek . .	—	170	40
Makraka . .	60	100	100
Rōl	130	—	40
Gurguru . .	80	70	30
	990	540	400

[1]) Tarāgma bedeutet Dolmetscher und bezeichnete ursprünglich Neger, welche den Verkehr der Regierung mit den Eingeborenen als Dolmetscher vermittelten; später bildete sich aus ihnen eine feste militärische Truppe. B. M.

Diese Handvoll Soldaten genügte, um die ganze Bevölkerung von Aequatoria, die man auf ungefähr 1 500 000 Seelen schätzen kann, in Respekt zu halten, von denen aber kaum 500 000 wirklich unterworfen waren. Es erklärt sich dies, wenn man berücksichtigt, dass die Bevölkerung in eine Unmenge von Stämmen der verschiedensten Rassen zerfiel, die stets mit einander im Kriege lagen. Folgende Tabelle giebt eine Uebersicht über die annähernde Zahl der unterworfenen Neger nach Rassen und Ländern:

Völkerschaften	Länder	Approximative Zahl
Dinka oder Djange	Rōl, Bōr	100 000
Makraka	Makraka	50 000
Mambettu	Gurguru	100 000
Bōr	Bōr	20 000
Bari	Ladó, Kiri, Makraka	100 000
Madi, Schuli	Dufilé, Fadibek, Fatiko	40 000
Magongo	Fowera, Wadelai und Station Foda	30 000
Lur	Wadelai	40 000
Latuka	Latuka	20 000
		500 000

Zu dieser Zahl kam im Jahre 1886 der Stamm der Landu von den neuen Stationen Miswa und Tuguru in einer Stärke von etwa 60 000 Seelen.

Der reguläre Soldat wurde aus den Eingeborenen rekrutiert; er erhielt eine militärische Ausbildung, wurde von der Regierung bekleidet und bewaffnet, empfing Rationen und einen Sold von 20 Piastern pro Monat.

Die Chutarīje waren arabische Freiwillige, meistens Danāgla.[1]) Sie waren mit Perkussionsgewehren bewaffnet, welche die Regierung lieferte, erhielten einen Sold von 100 Pi. pro Monat, aber weder Rationen noch Kleidung.

[1]) Bewohner von Dongola. B. M.

Die Tarāgma waren schwarze Freiwillige und hatten dieselbe Bewaffnung wie die Chutarīje. Sie empfingen an Rationen nur Fleisch und Mais nebst einem Sold von 20 Pi. pro Monat. Sie besorgten hauptsächlich den Postverkehr zwischen den verschiedenen Stationen, sowie mit der Centralverwaltung in Ladó. Im Falle der Not wurden sie auch mit den Truppen vereinigt und zeichneten sich durch ihren Mut aus. Als wir uns später seit der Invasion der Derwische unter dem Emīr Karam Allah nach dem Süden zurückziehen mussten, wurden die Truppen auf einige Punkte konzentriert und die Zahl der regulären Soldaten auf ungefähr 1370 Mann gebracht, die in ein erstes und ein zweites Bataillon eingeteilt wurden.

Wir wollen jetzt die Finanzlage der Provinz prüfen.

Sie hatte ein Ausgabebudget von ungefähr 11 000 ägyptischen Pfund, welches aus folgenden Posten bestand:

		Aegypt. Pfd.
Gehalt des Gouverneurs		600
„ „ Untergouverneurs		360
„ „ Oberbefehlshabers der Truppen		360
„ der Civilbeamten		4300
„ der Sanitätsbeamten (ein Apotheker, der gleichzeitig als Arzt fungierte, und vier Krankenwärter)		200
„ des Kadi		120
Sold der Truppen: Offiziere	1800	
Soldaten	3300	5100
		11 040

oder in runden Zahlen 11 000 ägyptische Pfund.

Diese 11 000 Pfd. reduzierten sich thatsächlich auf ungefähr 8000, wenn man sich vergegenwärtigt, wie diese Zahlungen erfolgten. Man könnte selbst alle Ausgaben gleich Null betrachten, wenn man berücksichtigt, dass die wichtigsten Bedürfnisse, die Lebensmittel, der Provinz als Tribut, also umsonst geliefert, von

dieser aber an die Beamten und das Militär verkauft wurden. Selbst wenn man aber auch die obigen 11 000 Pfd. als wirkliche Ziffer der Ausgaben beibehält, so waren die Einnahmen, welche der Provinz dank ihrer neuen Organisation durch den Generalgouverneur Emin Bey zuflossen, weit höher; wir wollen sie kurz aufführen:

Das als Tribut gelieferte Elfenbein betrug die runde Ziffer von 1700 Kantār [1]), nämlich:

Bōr	100
Ladó	60
Kiri	20
Dufilé	150
Fowera	20
Latuka	200
Fadibek	50
Makraka	500
Röl	200
Gurguru	400
	1700 Kantār

was, den Kantār zu 30 Pfd. gerechnet, allein 51 000 Aegyptische Pfd. ausmacht.

Von dieser Summe sind etwa 1000 Pfd. für Geschenke abzuziehen, die den überbringenden Negern gegeben werden, bleiben also 50 000 ägypt. Pfd.

Von den Bezirken Bōr, Dufilé, Fowera, Latuka und Fadibek kamen ungefähr:

1. 400 Rotl Straussenfedern als Tribut in Einnahme. Mit 11 Thalern oder 47 Frcs. das Rotl gerechnet, ergaben sie einen Durchschnitt von 19 000 Frcs. = 760 Pfd.
2. 5000 Rinderfelle, ca. 5 Pi. pro Stück = 250 Pfd. Totaleinnahme demnach 51 000 ägypt. Pfd. [2])

---

[1]) 1 ägyptischer Kantār = 44,5 Klgr. B. M.

[2]) Dies sind die von der Regierung in Ladó festgesetzten Preise und es ist wahrscheinlich, dass sie beim Verkauf dieser Artikel in Chartūm oder Kairo höhere Preise hätte erzielen können.

Diese Zahlen beziehen sich auf das Jahr 1881/82, wo die Verbindungen mit Chartūm noch ziemlich regelmässig waren. Sie hätten, wie man ohne Uebertreibung sagen darf, noch verdoppelt werden können, wenn die Verbindungen nicht unterbrochen worden wären, und der Mudīr seinen Plan, das Gebiet seiner Provinz noch weiter auszudehnen, hätte verwirklichen können.

Zu diesen Produkten könnte man noch Kautschuk und Palmenöl rechnen, die von Gurguru kamen. Als Emin Bey im Mai 1882 nach Chartūm abgereist war, hatte Hr. Marquet für Kautschuk 4 ägypt. Pfd. pro Kantār und für Palmenöl, das er nach England zur Fabrikation feiner Parfümseifen exportieren wollte, 4½ ägyptische Pfd. pro Kantār geboten Kautschuk haben wir nur einmal und zwar gegen 400 Kantār erhalten; zweifelsohne hätten wir mindestens 1000 Kantār jedes Jahr einsammeln können, wenn der Handel nicht gehemmt worden wäre.

Ausser Elfenbein und Straussenfedern erhielt die Regierung der Aequatorialprovinz von den Häuptlingen der Stämme einen Tribut an Naturalien, hauptsächlich Mais, Bohnen, Sesam, Honig, Sesamöl, vegetabilisches Oel, Erdnüsse oder Kordofaner Bohnen und Tabak.

Vor der Ernennung Emin Bey's zum Generalgouverneur war der Mais dem Personal der Provinz von der Chartūmer Regierung geliefert worden. Emin erhöhte den Tribut an Naturalien, namentlich das abzuliefernde Maisquantum; infolge dessen hatte die Provinz jene Sendungen von Chartūm nicht mehr nötig und hätte sogar noch Cerealien exportieren können, wenn die Beförderungsmittel nicht zu kostspielig gewesen wären.

Die folgende Tabelle giebt eine Uebersicht über die approximative Menge von Naturalien, die jeder Bezirk zu liefern hatte:

Namen der Bezirke	Mais od. Duchn od. Millet	Erdnüsse oder Kordofaner Bohnen	Sesam	Bohnen	Honig	Oel	Vegetab. Oel	Tabak
Bōr	1200	„	„	200	100[1]	100[2]	„	„
Ladó	3500	100[3]	150	100	200	100[4]	200	„
Kiri	500	400	300	500	100	150	„	„
Dufilé	4500	„	300	300	300	400	100	20
Fowera	400	„	50	„	„	„	„	„
Latuka	100	„	„	„	„	„	„	„
Fadibek	1000	„	100	100	200	200	100	„
Makraka	7000	„	700	300	200	400	„	„
Rōl	4000	200	100	200	300	300	„	„
Gurguru	200	„	„	„	„	„	400[5]	„
	22 400	700	1700	1700	1400	1650	800	20

Das Quantum der gelieferten Naturalien und der Wert derselben stellt sich demnach:

Mais	Ardeb	22 400,	macht pro	1	Ardeb	30 Pi.	668 000 Pi.
Kordofaner Bohnen	„	700	„ „	1	„	30 „	= 21 000 „
Sesam	„	1700	„ „	1	„	60 „	= 102 000 „
Bohnen	„	1700	„ „	1	„	25 „	= 42 500 „
Tabak	Kantār	20	„ „	1	„	326 „	= 6 520 „
Honig	Maass v. 6 Rotl	8400	„ „	1	„	1,50 „	= 12 600 „
Oel	6 „	9900	„ „	1	„	1,25 „	= 12 400 „
Vegetabil. Oel	6 „	4800	„ „	1	„	1,00 „	= 4 800 „
							869 820 Pi.

oder in runden Ziffern ungefähr 8700 ägypt. Pfund.

[1]) [2]) [4]) Die Ziffern beziehen sich auf Maasse von 6 Rotl für jedes.

[3]) Die Erdnüsse, die im Bezirk von Ladó abgeliefert werden, stammen aus der Gegend von Kiri.

[5]) Palmenöl, von dem eine Probe von Emin nach Chartūm gebracht wurde und wofür Herr Marquet $4\frac{1}{2}$ ägypt. Pfund pro Kantār geboten hatte. Nachdem die Handelsbeziehungen unterbrochen worden waren, wurde der Artikel nicht mehr als Tribut verlangt.

Beim Anblick dieser Ziffern wird man leicht begreifen, wie die Aequatorialprovinz während fast 6 Jahren sich von ihren eigenen Hülfsquellen hat erhalten können. Diese Ziffern repräsentieren das von der Regierung als Tribut verlangte Quantum, das zusammen mit den Erträgen der Ernten, welche die Beamten auf den verschiedenen Stationen erzielten, für die Bedürfnisse der Provinz vollkommen ausreichte. Wenn man übrigens von den Negern einen höheren Tribut hätte verlangen müssen, so hätten sie mit Leichtigkeit das Vierfache des obigen Quantums liefern können.

Die vorher genannten Requisitionen sind die, welche man offen eingestand, welche die Häuptlinge der Stämme selbst an die Verwaltung des Bezirks, zu dem sie gehörten, lieferten. Ausser diesen wurde noch eine andere Art von Requirierungen ausgeübt, welche noch niemand einzugestehen gewagt hat, die im Gegenteil abzuleugnen versucht worden sind. Dies waren die Razzias. Man kann fragen, wie und weshalb die Behörden der Provinz diese Art der Plünderung trotz der strengen Befehle des Generalgouverneurs dulden konnten. Die Antwort ist einfach: alles was im Ssudān verboten war, wurde trotzdem gethan; und gerade diejenigen, welche eine Sache offiziell unter Pauken- und Trompetenschall verboten, waren häufig die ersten, sie zu ihrem eigenen Nutzen zu thun oder wenigstens ihre Augen vor dem, was sie sahen, zu verschliessen. Wir wollen hierfür aus absolut sicherer Quelle einige Beispiele anführen: N.... Pascha, der Mudīr von ....., besass ungefähr 500 Sklaven, die seine Ländereien bebauten und von ihrem despotischen Herrn selbst nicht einmal mit Milde behandelt wurden, trotzdem war dies ein Vertreter der Regierung, der, anstatt den Gesetzen Mohammed Alis, Saīds und Ismails gegen die Sklaverei Achtung zu verschaffen, der erste war, der sie zu seinem Vorteil übertrat.

Eine andere Thatsache: Eines Tages befand sich Gordon Pascha ganz allein auf dem Wege nach Kordofan; er bemerkte eine Negerkarawane, die eine ziemliche Anzahl Sklaven führte. Als die Händler, Gallāba, ihn erkannt hatten, fragte er sie: »Hat

euch schon ein anderer ausser mir gesehen?« »Nein.« »Dann hat euch Gordon auch nicht gesehen, ihr könnt weiter gehen.« Derart war die Sklaverei verboten! Ich möchte niemanden angreifen, bleibe aber bei meiner Behauptung, dass im Ssudān nichts ernstlich verboten war. Der Grund hierfür ist der, dass es absolut unmöglich war, die Sklaverei mit einem Schlage abzuschaffen, wie es gleichfalls unmöglich ist, in diesen entlegenen Gegenden keine Razzias zu veranstalten. Es sind dies zwei notwendige Uebel, und die zu ihrer Beseitigung vorgeschlagenen Massregeln sind verfrüht. Am Aequator haben die Razzias niemals, auch zu Gordon's Zeit nicht, jenen Unglücklichen erspart bleiben können, welche, wie gesagt, noch jetzt unter dem Fluche Noah's gegen seinen Sohn Ham zu leiden haben. Der Neger trennt sich von seinem Ochsen oder seiner Kuh um keinen Preis, andererseits konnten die Civil- und Militärbeamten samt ihren Familien, zusammen gegen 4000 Personen, auch nicht ausschliesslich von Vegetabilien leben. Von Chartūm schickte man ihnen wahrlich kein Schlachtvieh, sie waren demnach notwendigerweise, wie auch anderwärts, auf dieses wilde Plünderungssystem angewiesen, das durch die Sachlage durchaus gerechtfertigt ist. Diese dira necessitas wurde in ihren Folgen von Emin Bey nach Kräften gemildert, der nach seiner Ernennung zum Generalgouverneur die strengsten Befehle ergehen liess, dass keine Razzia ohne seinen Befehl und dann nur gegen einen aufständischen oder feindlichen Stamm veranstaltet würde. Auf solche Weise waren die Razzias eine gute Beute und bildeten eine Art Kriegsentschädigung in Naturalien. Wenn man ohne Herausforderung zu dieser Gewaltthat gegen nicht unterworfene Stämme seine Zuflucht nehmen musste, um sich Schlachtvieh zu verschaffen, so wurden strenge Instruktionen gegeben, dass man der Person der Eingeborenen, ihren Feldern und Häusern keinen Schaden zufügen sollte. Wurden diese Instruktionen nicht immer befolgt, so lag dies an der Schwierigkeit, die Negersoldaten zurückzuhalten, wenn sie einmal losgelassen waren. Diese Ex-

peditionen wurden gewöhnlich in folgender Weise ausgeführt. Wenn in einem Bezirk der Provinz Mangel an Schlachtvieh eingetreten war, versammelte man 100 oder 150 Soldaten aus den Besatzungen verschiedener Stationen. Die Sklaven (Ferūch) der Beamten und Offiziere des Bezirkes vereinigten sich samt einem Teil der Bevölkerung mit den Soldaten. Die Expedition bestand so aus 3, 4—500 Personen und setzte sich gegen das betreffende Land in Marsch. In der Nähe des ersten Dorfes wurde bis zum Tagesanbruch bivouakiert und dann eine Anzahl Schüsse in die Luft abgegeben. Die unglücklichen Eingeborenen erwachten voller Schrecken und nur auf ihre eigene Rettung bedacht, ergriffen sie die Flucht und überliessen den Plünderern ihr ganzes Hab und Gut. Diese drangen in die Dörfer, raubten alles Vieh und begaben sich auf den Rückweg. Wenn die Beraubten sich von ihrem ersten Schrecken erholen und ihrerseits die Expedition verfolgen konnten, kam es zu blutigen Kämpfen, bei denen die Plünderer bisweilen schwere Verluste erlitten. Namentlich war bei den Dinka diese Art von Expeditionen sehr gefährlich, denn der Dinka kann sich nicht leicht von seinem Vieh trennen. Wenn man ihm seine Weiber und Kinder raubt, so regt er sich darüber weniger auf, als wenn man ihm einen Ochsen oder eine Kuh nimmt. Einmal im Jahre 1883 plünderte in der Bahr el ghasāl-Provinz eine von einem Chutāri namens Raffāï geführte 480 Mann starke Expedition dieser Art die Landschaft Wando im Gebiet der Niamajem. Die ganze Bevölkerung erhob sich und machte sich unter der Anführung ihres Fürsten Wando an die Verfolgung der Plünderer. Die Expedition wurde vollständig niedergemetzelt, ohne dass ein einziger entrinnen konnte. Dieses Verfahren der Razzias war übrigens zu jeder Zeit von den Negerstämmen gegen einander in Anwendung gebracht worden.

Die Umstände haben die Aequatorialregierung gezwungen, in dieser Beziehung dem Beispiele der Wilden zu folgen. Es ist also unglücklicherweise nicht zu leugnen, was man auch hierüber

sagen will, dass die Razzias im Aequatorialgebiet bis zum letzten Augenblick sehr beliebt waren.

Die Zahlen, welche wir weiter oben gegeben, beweisen den aufblühenden Zustand der Aequatorialprovinz im allgemeinen zur Evidenz. Wir können hinzufügen, dass wenn die Regierung Emin Paschas die Zeit gehabt hätte, ihre Reform- und Verbesserungspläne durch die Entwicklung des Ackerbaues und der Industrie in der Provinz in Ausführung zu bringen, diese sicherlich, wenn nicht andere Märkte versorgen, so doch wenigstens eine 2, 3, selbst 4mal zahlreichere Bevölkerung hätte befriedigen können. Die Hälfte des ungeheuren Gebiets der Provinz, d. h. alles Land zwischen dem zweiten und siebenten Breitengrad in seiner grössten Länge, und zwischen dem 27. und 33. Grad ö. L. (Greenwich) in seiner grössten Breite, ungefähr 360 000 Quadratkilometer, also fast ebenso viel wie die ganze Bodenfläche von Aegypten, besteht aus anbaufähigem Boden. Selbst in den Bergen von Latuka und Kiri, wo der Boden sehr felsig ist, baut man zwischen den Felsen Mais, Duchn oder Millet von bester Qualität. Wasser fehlt nirgends und ausser den zahlreichen Nebenflüssen des weissen Nil braucht man nur an jedem beliebigen Punkte 2 oder 3 m tief in die Erde zu graben, um süsses, klares und reichliches Wasser zu finden. Man braucht deshalb nur Arme und eine verständige Leitung, um alle diese Gegenden urbar zu machen und das Aequatorialgebiet in eins der fruchtbarsten Länder zu verwandeln.

Man würde übrigens undankbar sein, wenn man Emins Anstrengungen, den Zustand der Provinz in jeder Beziehung zu verbessern, nicht anerkennen wollte. Er liess sich verschiedene Pflanzen und Sämereien von allen Teilen der Welt schicken und versuchte verschiedene Arten von Gemüsen und Fruchtbäumen mit gutem Erfolg zu acclimatisieren. Namentlich gediehen die Gemüse wunderbar; von den Fruchtbäumen wollen wir später sprechen. Die wertvollsten Nutzpflanzen, welche Emin einführte, sind Baumwolle und Reis, die dank der eifrigen Unterstützung

des Major Hauäsch sehr gut gediehen. Von der Entwickelung der Maiskultur, die Emin zu verdanken ist, wollen wir hier nicht weiter sprechen. Die Baumwolle zumal wurde uns in der Folgezeit von grösstem Nutzen, als wir infolge der Störung unserer Verbindung mit Chartūm gezwungen waren, für unsere Bekleidung selbst zu sorgen. Die Reiskultur allerdings entwickelte sich niemals in besonderem Grade, obwohl sie sehr gut gelungen war. Sie verlangte eine gewisse Arbeit, während die Körnerfrüchte, wie Mais, Duchn, Bohnen und Sesam, die sie ersetzen konnten, in solchem Ueberfluss vorhanden waren, dass man sie bisweilen wegwerfen musste, da sie in den Magazinen verdarben. Und trotzdem waren die sumpfigen Umgebungen von Schambe und Ladó und die im Winter überschwemmten Teile die für die Reiskultur geeignetsten Ländereien, die man sich denken kann; sie würden erhebliche Mengen haben produzieren können. Um die landwirtschaftliche Lage des Landes vorteilhaft zu verbessern, hatte Emin die Regierung in Kairo mehrmals gebeten, einige tausend chinesischer Kulis nach Aequatoria zu schicken. Wäre dieses Projekt angenommen worden, so hätte man mit Sicherheit auf eine glänzende Zukunft des Landes rechnen können. Aber die Lage Aegyptens (es war 1881—82) erlaubte der Regierung nicht, an solche Dinge zu denken, und auf den letzten Brief Emins antwortete der General Stone Pascha, dass der Chedive zwar seinen Vorschlag zu schätzen wisse, dass aber die Umstände ihn zwängen, seine Ausführung auf später zu verschieben. Man weiss, was später geschah, und der Plan Emins blieb immer im Stadium des Projektes.

Wir glauben uns über diesen Gegenstand genügend verbreitet zu haben und wollen jetzt den für einen Augenblick unterbrochenen Faden unserer Erzählung wieder aufnehmen.

KAPITEL VIII.

Reise nach dem Bezirk Rōl. Emin befreit Sklaven. Die Danākla. Junker, Casati und Hauāsch. Thätigkeit von Herrn Gaspari in Ajak. Rumbek. Grenzbestimmung. Gosa. Ganda. Amadi. Mondfinsternis. Marcopulo. Eine Jagdpartie. Reise nach Chartūm. Ersetzung Rēūf Paschas. Emin mit Abd el Kader Pascha. Die arabistischen Offiziere. Rückkehr nach Ladó. Herr Dabbené. Nūr Bey und Bachīt Bey.

Nachdem die beiden Bezirke Rōl und Gurguru im Juli 1881 der Aequatorialprovinz einverleibt worden waren, fasste Emin den Entschluss, sie in eigener Person zu besuchen, um die Verwaltung einzurichten. Er nahm mich auf dieser Reise mit, und damals erhielt ich Gelegenheit, diese Bezirke, ebenso wie Makraka, d. h. die wichtigsten und reichsten der ganzen Provinz, kennen zu lernen.

In Begleitung des Sekretärs des Mudīrs, seiner 3 Baltadji (Ordonnanzen), seiner Diener und 14 Soldaten machten wir uns nach Westen auf den Weg. Von Ladó bis zum Dorfe Cango gebrauchten wir 5 Tage. Wir marschierten während des Tages und hielten am Abend im ersten besten Dorf an, wo wir gut empfangen und reichlich bewirtet wurden. Der Weg führte durch eine weite Ebene, die hin und wieder von Wasserläufen (Chōr) durchschnitten war und die wir an ihren Furten überschritten. Im Dorfe Serībet Cango wohnten arabische Danākla in grosser Zahl. Hier erschien eine schwarze Frau vor dem Mudīr, um sich über die schlechte Behandlung ihres Herrn, eines dieser Danākla, zu beklagen. Der Mudīr, der den unerhörten Despotismus dieser Chutarīje kannte, liess sich leicht von der Richtigkeit dieser Reklamation überzeugen, händigte der unglück-

lichen Frau ihren Freiheitsschein ein und liess sie in ihre Heimat zurückkehren. Da sich die Kunde hiervon schnell in dem Dorfe verbreitete, so erschienen Sklaven, Männer und Weiber, in grosser Zahl, um ähnliche Klagen vorzutragen. Der Mudīr brachte so den ganzen Tag damit zu, die Beschwerden der Unglücklichen ruhig und wohlwollend anzuhören, denen er sämtlich ihren Freiheitsschein aushändigte, indem er gleichzeitig ihre Entlassung in die Heimat anordnete. Auf diese Weise wurden im Laufe einer Woche gegen 350 Sklaven freigelassen und ihrer Heimat wiedergegeben. Wenn die Sache überhaupt möglich gewesen wäre, so würde Emin die Sklaverei sicherlich abgeschafft haben; wenn er aber trotz aller seiner Fürsorge für diese Unglücklichen, trotz seiner liberalen Gesinnung und seiner Prinzipien der Humanität und Gerechtigkeit diese Wunde Afrikas nicht hat heilen können, so liegt der Grund hierfür eben daran, dass in unserem Jahrhundert überhaupt niemand dieses Ziel wird erreichen können. Musste demnach auch Emin im Widerspruch mit seinen eigenen Gefühlen die Sklaverei fortbestehen lassen, so that er doch sein möglichstes, um ihre Uebel zu mildern.

In der Aequatorialprovinz beschützte die Gerechtigkeit Emins, wie wir sogleich sehen werden, ebenso sehr die Schwarzen jedes Standes, Freie und Sklaven, wie die Weissen.

Der Mudīr war auf die Danākla schon von jeher schlecht zu sprechen. Sie genossen übrigens, man weiss nicht weshalb, das Privileg, der Regierung keinerlei Abgaben zu zahlen, bereiteten ihr aber dabei mehr Aerger und Verdruss, als die Eingeborenen. Alle diese Gründe zusammen bestimmten den Mudīr, dem ein Ende zu machen und die Vorrechte dieser Araber aufzuheben, um so mehr, als dieselben auf keinerlei Weise verdient oder zu rechtfertigen waren. Er befahl ihnen demnach, wie alle anderen an den Staat Steuern zu zahlen, oder das Gebiet der Provinz zu verlassen. Sie zogen es vor, nach Chartūm zurückzukehren. Wenn so die Danākla mit der Gerechtigkeit des Mudīrs nicht zufrieden waren, so hörten andrerseits die Neger niemals auf,

seine Grossmut zu bewundern. Erst nach 8 Tagen hatten wir das Dorf Serībet Cango verlassen und uns nach Bufi, einer Station des Bezirks Rōl, begeben können. Der Chef derselben war ein Dongolaui, namens El Asab Agha. Emin inspizierte die ganze Verwaltung der Station, kontrolierte die Bücher, besuchte die Magazine, hielt eine Revue über die Garnison ab und vergass kein Detail, das einen Chef interessieren konnte. Am folgenden Tage erhielt der Mudīr binnen 2 Stunden zweimal Post von Gurguru. Die erste enthielt ausser der offiziellen Korrespondenz einen Brief von Dr. Junker mit Worten der Anerkennung für den Kapitän Hauāsch Montássar, den Chef der Station Gurguru. Es war darin gesagt, dass Kapitän Hauāsch den Häuptling Jangara, der die Sachen Junkers zurückbehalten hatte, besiegt und dem Doktor sein Eigentum wiederverschafft habe. Dr. Junker lenkte deshalb die Aufmerksamkeit des Mudīrs auf die einer Anerkennung würdigen Verdienste des Kapitän Hauāsch. Merkwürdiges Zusammentreffen! Die zweite Privatpost brachte einen Brief des Kapitän Casati, der Hauāsch einer Anzahl Schandthaten anklagte. Er erzählte, dass der letztere ohne jegliche Ursache den Häuptling Jangara angegriffen und sein Haus, seine Leute und seinen Besitz geplündert habe, um sich damit zu bereichern. Emin blieb angesichts dieser beiden diametral entgegengesetzten Zeugnisse unentschlossen und zog es vor, an seinen Chef darüber zu berichten, um die Schwierigkeit zu beseitigen, weshalb er die Briefe Junkers und Casati's kurzweg an den Generalgouverneur Rēūf Pascha einsandte. Das Ende dieser Angelegenheit war, dass Rēūf unter Berücksichtigung von Dr. Junkers Brief dem Kapitän Hauāsch eine Auszeichnung zu teil werden liess und Emin beauftragte, Hauāsch von dem Range eines Kapitäns (Jūsbaschi) zu dem eines Adjutant-Major (Sāghkol Aghassi) zu befördern.

Von Bufi begaben wir uns nach Ajak, wo wir 3 Tage später ankamen, nachdem wir in verschiedenen kleinen Dörfern Halt gemacht hatten. Vor der Ankunft in der Station war Emin

benachrichtigt worden, dass die Danākla der Station, um ihre Landsleute von Serībet Cango zu rächen und sich selbst nicht ähnlichen Massregeln auszusetzen, beschlossen hätten, ihn bei der Parade zu erschiessen. Diese Nachricht schüchterte Emin keineswegs ein, der in Ajak mit der vollkommensten Ruhe und ohne die geringsten Vorsichtsmassregeln zu ergreifen auftrat. Ajak ist eine der wichtigsten Stationen von Rōl; sie stand damals unter dem Befehl eines Gaāli, namens Defällah Abu Regāja. Wir fanden in dem Orte ein sauberes Haus für uns vorbereitet und wurden mit Enthusiasmus empfangen. Am folgenden Tage beschäftigte sich der Mudīr mit derselben eingehenden Inspizierung wie auf den anderen Stationen, während dessen ich die Soldaten und die Kranken besuchte. Ohne sich durch jene Nachricht von einer Verschwörung beunruhigen zu lassen, hielt Emin die Parade über die Truppen ab, deren achtungsvolle Haltung jene alarmierende Nachricht widerlegte. Wir blieben in Ajak fast zwei Wochen.

Die Bemühungen des Herrn Marco Gaspari um Hebung des Ackerbaues am Orte verdienen eine besondere Erwähnung. Ein Terrain von ungefähr 20 Feddān = ca. 8 ha, von einer dichten und undurchdringlichen Hecke indischer Feigen umschlossen, war zum Teil mit Fruchtbäumen verschiedener Art, zum Teil mit Gemüsen bepflanzt, während den Rest Felder mit Mais, Duchn oder Millet, Bataten, Bohnen, Sesam und Erdnüssen bildeten. In dem Baumgarten fanden sich ausser zahllosen indischen Feigenbäumen, die den Besitz umgaben, Bananen verschiedener Sorten, Feigenbäume, Dattelpalmen, Pfirsichbäume, Orangen und Citronen. Dies beweist, wie wir schon gesagt haben, dass der Boden des Landes sich für alle Kulturen eignet, und dass eine grosse Zahl europäischer Gewächse sich leicht acclimatisieren kann. In Ajak ist, wie überall bei den Dinka im Bezirk von Rōl, der Anbau der Erdnüsse überaus ergiebig. Manche Felder mit Erdnüssen sind stundenlang und reichen von einem Dorf zum anderen. Als Emin durch diese Felder kam,

liess er die Eingeborenen holen und fragte sie, warum sie kein Oel aus den Erdnüssen bereiteten. Er riet ihnen dringend dazu und versicherte ihnen, dass sie ein reichlicheres und angenehmeres Oel als vom Sesam daraus erzielen würden. Er legte den Häuptlingen die Lieferung eines gewissen Quantums von Erdnussöl an die Regierung als Tribut auf und zwang so die Eingeborenen, sich dieser neuen Industrie zuzuwenden, mit der sie in der Folgezeit sehr zufrieden waren. Wir verliessen schliesslich Ajak und gelangten nach 2 Marschtagen nach Rumbek, dem Hauptort des Bezirkes Rōl, dessen Verwaltung Ibrahīm Ghattās, einem Chutāri, übertragen war.

In Rumbek blieben wir 2 Tage, während deren Emin noch sorgfältiger wie sonst seine gewöhnlichen Inspizierungen abhielt und im besonderen anordnete, die Rechnungsbücher seit dem Datum der administraven Veränderung des Bezirkes neu anzulegen. Hinsichtlich der Verwaltung gab er strenge Instruktionen und befahl, dass der Chef fortan sich in allen Angelegenheiten direkt an die Regierung in Ladó zu wenden habe. Bevor Emin Rumbek verliess, empfing er einen Brief von Mūssa Bey Schauki, dem Untergouverneur von Bahr el ghasāl, der ihn bat, nach seiner Provinz zu kommen und mit ihm zusammen die Grenzen beider Provinzen zu bestimmen. Hinter Gōk Muchtār (letzte Station von Rōl) passierten wir den Fluss Chōr Timsāh[1]). Wir gebrauchten bei dieser Gelegenheit zum Passieren des Flusses unsere Angarebs (Bettstellen) als Sänften. Jeder von uns wurde von 16 Negern getragen, die mit vereinten Kräften sich der ziemlich starken Strömung an dieser Stelle entgegenstemmen mussten. Kaum 2 Kilometer auf dem anderen Ufer trafen wir Mūssa Bey, der uns entgegen kam. Lupton, der nach Chartūm gegangen war, um seine Ernennung und die Instruktionen vom Generalgouverneur zu erhalten, war in Bahr el ghasāl noch nicht angekommen, weshalb ihn Mūssa Bey vertrat. In seiner Begleitung reisten wir nach Gōk el Hassan, wo wir zwei Tage blieben. Als wir die

[1]) = »Krokodilfluss«. B. M.

Grenzregulierung beendet hatten, machten wir uns auf die Rückreise, die bis Gōk Muchtār auf demselben Wege geschah. Um von da nach Ladó zurückzukommen, entschloss sich der Mudīr, einen anderen Weg einzuschlagen, als auf der Hinreise, um einige andere Stationen besuchen zu können. Anstatt also den Weg auf Rumbek zu nehmen, wendeten wir uns nach der kleinen Station Liggi, im Süden von Rumbek, von wo wir nach einem zweitägigen Aufenthalt unsere Reise nach der Station Gosa, die zum Bezirk Makraka gehörte, fortsetzten. Von Gosa brachen wir nach Ganda, östlich von ersterem, auf. Da es Emin in Ganda sehr gut gefiel, blieben wir dort gegen 8 Tage, während deren der Mudīr unter Beihülfe seiner von ihm unzertrennlichen Bedienten des Jägers Abu Kerāa und des Präparators Gassem Allah Mohammed eine grossartige Sammlung von Vögeln, Insekten, Vierfüsslern und Pflanzen zusammenbrachte. Ich muss anmerken, dass Emin, vor allem ein Gelehrter und Sammler, seinen wissenschaftlichen Arbeiten einen guten Teil seiner Zeit widmete, mochte er auf Reisen oder zu Hause sein. Uebrigens ist die auf einer Anhöhe gelegene kleine Station Ganda wegen ihres milden Klimas, ihrer prächtigen Vegetation und des klaren Baches in hohem Grade angenehm. Von Ganda nach Wandi gebrauchten wir 5 Marschtage, indem wir Abends in Negerhütten einkehrten. Von Wandi zogen wir nach Amadi weiter, einer zu Ladó gehörigen Station, und blieben hier 2 Tage. In Amadi erhielten wir einen Brief von Lupton, in welchem er seine Ankunft in der Bahr el ghasāl-Provinz, sowie die Ernennung Marcopulo's zum Untergouverneur von Aequatoria anzeigte. Lupton Bey überhäufte Marcopulo, welcher der Bruder von Marcopulo Bey, dem Sekretär des Generalgouverneurs in Chartūm, war, mit Lobsprüchen. In dem Briefe teilte Lupton gleichfalls mit, dass ein gewisser Mohammed Ahmed, der sich Mahdi oder Prophet nannte, die Fahne der Empörung gegen die Regierung aufgepflanzt habe: er wohne, sagte er, auf der Insel Aba im Bezirk Kawa und habe eine grosse Anzahl aufrührerischer Derwische unter seinem Befehle.

Am Abend vor unserer Abreise von Amadi fand eine partielle Mondfinsternis statt. Dies Phänomen, das die Muhammedaner bekanntlich so erschreckt, machte auf die Neger nicht den geringsten Eindruck, abgesehen davon, dass sie einen Congo veranstalteten, der die ganze Nacht hindurch dauerte und von einem grösseren Gelage denn sonst begleitet wurde. In Unjati, einige Stunden von Ladó, erhielten wir die Nachricht von der Ankunft des Dampfers Bordein, welcher Marcopulo, den neuen Untergouverneur, brachte. Dieser kam Emin Bey entgegen, welchem die Truppen von Ladó die üblichen Honneurs erwiesen. Unsere Reise hatte beinahe vier Monate gedauert. Nach seiner Ankunft sah der Mudīr die eingegangene Post durch, bei der sich ein Brief von Rëūf Pascha mit einer Einladung nach Chartūm befand. Da Emin keine Eile hatte, blieb er in Ladó fast einen Monat, liess die von dem Bordein gebrachten Waaren an die verschiedenen Bezirke verteilen und erledigte die laufenden Angelegenheiten der Mudirīje.

Während unserer freien Zeit gingen Marcopulo und ich häufig auf die Jagd in den Urwald, stets in Begleitung eines kühnen Jägers Ssabra Ismaīls und vier oder fünf unserer Farūch (Diener). Als wir einst von der Jagd zurückkamen, blieben unsere Maultiere vor Schreck plötzlich stehen. Weder Hiebe noch Sporen konnten sie von der Stelle bringen; zwei Neger musterten mit ihren Luchsaugen das dichte Gebüsch vor uns und bemerkten darin zwei Löwen, die, mit ausgestreckten Vordertatzen auf dem Boden ruhend, in ihrer unbeweglichen und majestätischen Haltung Marmorstatuen glichen. Der Anblick, der unsere Maultiere starr gemacht hatte, brachte auch bei uns dieselbe Wirkung hervor, und wir blieben einen Augenblick unbeweglich und keiner Ueberlegung fähig. Unseren Weg fortzusetzen, wäre unmöglich gewesen; auf die Bestien zu schiessen, war zu gefährlich, deshalb entschlossen wir uns, eiligst den Rückzug anzutreten und unsere Maultiere den Bestien als Beute zu überlassen. Einige Augenblicke darauf wurden wir von neuem von demselben Feinde aufgehalten, der eine leichte Beute (die Maultiere) verschmähte und

uns abermals den Weg versperrte. Die Löwen schienen Versteck mit uns zu spielen und nolens volens waren wir gezwungen, den Kampf anzunehmen. Marcopulo war ein mässiger Jäger und hatte sich ausserdem niemals einem Löwen gegenüber befunden. Ssabra hatte zwar öfters ähnliche Begegnungen gehabt, aber er konnte nicht zwei Schüsse zugleich abfeuern und die Bestien treffen, und wenn einer von ihnen stehen blieb, dann wäre es sicher um uns geschehen gewesen; doch gab es hier keine Wahl, wir machten unsere Waffen schussfertig, um in demselben Augenblick auf den einen Löwen schiessen zu können, während Ssabra auf den anderen feuerte. Die beiden Löwen waren unbeweglich geblieben, vielleicht verachteten sie uns, da sie sich nicht entschlossen, uns anzugreifen, als plötzlich eine Kugel den einen wie vom Blitz getroffen niederstreckte. Der andere stürzte brüllend auf uns los und mit zwei furchtbaren Sätzen durchmass er den zwischen uns liegenden Raum von mehr als 15 Metern. Wir feuerten alle zu gleicher Zeit, aber da wir aufgeregter waren als der Jäger Ssabra, traf nur eine Kugel die Bestie an die Tatze, worauf das verwundete Tier sich unter einem Gebrüll zurückzog, das uns das Blut in den Adern erstarren machte.

Vor der Abreise nach Chartūm fragte Emin in einem offiziellen Schreiben bei mir an, ob ich einige Ergänzungen für die Apotheke gebrauchte. Als ich ihm auf demselben Wege erwiderte, dass mir einige der allernotwendigsten Artikel fehlten, lud er mich ein, mit ihm nach Chartūm zu gehen, er, um Rëūf Pascha zu besuchen, und ich, um die Apothekerwaaren von der Centralregierung in Empfang zu nehmen. Wir schifften uns auf dem Dampfer Bordein ein und mit uns mehr als 400 Danākla, die sich gleichfalls nach Chartūm begaben. Die Danākla waren dieselben, welche der Mudīr aufgefordert hatte, die Provinz zu räumen, wenn sie nicht wie die Eingeborenen Steuern bezahlen wollten. Ausserdem hatte das Schiff 500 Kantār Elfenbein geladen. Unterwegs hielten wir nur in Bōr und Schambe an, um Holz einzunehmen. Im Bezirke Kawa musste der Dampfer anhalten, da

dort der Befehl gegeben war, kein Schiff ohne spezielle Erlaubnis von Chartūm passieren zu lassen. Was war also passiert? Nach den Aufklärungen, die uns gegeben wurden und die den Brief Lupton's bestätigten, hatte der Mahdi die Insel Aba mit allen seinen Leuten verlassen und sich nach dem Berge Gadir in der Provinz Faschoda begeben. In Kawa erfuhren wir gleichzeitig die Rückberufung Rëūf Paschas und seine Ersetzung durch Abd el Kader Pascha. Rëūf Pascha war schon auf der Rückreise in Berber angelangt; Emin telegraphierte ihm, dass er gekommen sei, um ihn in Chartūm zu sehen und dass er seine Abreise sehr bedauere. Rëuf Pascha antwortete ihm telegraphisch: auch ihm sei unangenehm, dass er ihn vor seiner Abreise nicht habe sehen können und versicherte ihn seiner Freundschaft. Während dessen war eine Depesche von Chartūm angekommen, die unserem Schiffe weiter zu fahren erlaubte. In Chartūm wurde Emin bei seiner Landung von den ersten Beamten und Notabeln der Stadt empfangen, worunter sich der Untergeneralgouverneur Giegler Pascha, Bussati Bey Madani, der ehemalige Sekretär Gordon's, jetzt Finanzdirektor, der Sekretär Marcopulo Bey, die Consuln von Oesterreich und Italien befanden. Er war kaum an's Land gestiegen, als die von Emin aus Rōl ausgewiesenen Danākla sich vor Giegler drängten und um Gerechtigkeit schrieen. Man entfernte sie, und Emin nahm die von dem Pascha angebotene Gastfreundschaft an.

Chartūm war zu dieser Zeit in grosser Aufregung. Der unerwartete Aufstand des Mahdi beunruhigte jedermann, und ebenso phantastische wie widersprechende Ansichten wurden allenthalben verbreitet. Man rüstete damals schon die Expedition von Jūssuf Pascha el Schelāli aus, die leider ein tragisches Ende nehmen sollte. Am Abend empfing Giegler einen Brief von dem neuen Generalgouverneur Abd el Kader Pascha, der ihm seine Ernennung zum Generalinspector für die Abschaffung des Sklavenhandels mitteilte, gleichzeitig ihn aber aufforderte, auf seinem Posten als Untergeneralgouverneur bis zur Ankunft seines Nachfolgers zu verbleiben. Am folgenden Tage bezog Emin eine

schöne Wohnung, die ihm sein Korrespondent Butrus Sserkīs in Bereitschaft gestellt hatte. Unser Aufenthalt in Chartūm dauerte gegen 7 Monate; die ersten beiden brachten wir damit zu, die Ankunft Abd el Kader Pascha's zu erwarten und während der übrigen fünf warteten wir, ob der Generalgouverneur, der infolge des Mahdiaufstandes mit tausend Dingen von der grössten Wichtigkeit und zugleich mit der Organisation der Verteidigung beschäftigt war, die Zeit finden würde, mit Emin über die Angelegenheiten von Aequatoria zu beraten. Abd el Kader Pascha prüfte das Budget der Provinz, die Details der Einnahmen und Ausgaben, die Organisation und die Kräfte der Provinz. Er riet Emin Bey, was dieser übrigens schon gethan hatte, alle Chutarīje seiner Provinz zu entlassen und sagte ihm, dass er diesen Leuten nicht traue und dass es vorzuziehen sei, ein reguläres Corps von Schwarzen zu organisieren.

Er befahl ihm auch, Nūr Bey Mohammed, den Oberbefehlshaber der Truppen in Aequatoria, und den Oberstlieutnant Bachīt Bey Batraki, Chef des Bezirks Makraka, nach Chartūm zu schicken. In dem Moment, wo wir Chartūm zu verlassen im Begriff waren, kam ein Schiff mit 35 ägyptischen Offizieren an, welche an der Rebellion Arabi's teilgenommen hatten und die dafür in die Truppen des Ssudāns eingereiht werden sollten. Abd el Kader Pascha liess Emin Bey zurückrufen, zeigte ihm die kaum an's Land gestiegenen Offiziere und sagte ihm: »Wählen Sie ein Dutzend dieser Offiziere für Ihre Provinz und nehmen Sie dieselben unverzüglich mit.« »Aber, Excellenz,« erwiderte Emin, »sie sind ja kaum angekommen, lassen Sie dieselben sich erst ein wenig an das Klima hier gewöhnen, bevor sie noch weiter geschickt werden.« Abd el Kader Pascha sah Emin Bey mit schlecht verhehlter Ungeduld an und sagte: »Amān,[1]) Emin Bey, reisen Sie ab und nehmen Sie sie mit, dies ist nicht der Augenblick, den Sentimentalen zu spielen.« Die Unglücklichen, welche ihre Familien und ihre Sachen soeben erst an's Land gebracht hatten,

[1]) Amān »Verzeihung«. B. M.

mussten sich mit uns nach dem Aequator einschiffen; ferner wurden wir von Herrn Dabbené, einem seitens des italienischen Consuls empfohlenen Italiener, begleitet, der einen Ausflug nach dem Aequator machen wollte. Unterwegs sagte ich Emin, dass er gut thun würde, Nūr Bey und Bachīt Bey, die beiden einzigen höheren Offiziere, die wir in Aequatoria hatten, nicht nach Chartūm zu schicken, da die Gegenwart dieser erprobten Männer notwendig war, um den Truppen zu imponieren und sie im Respekt vor der Disciplin zu erhalten. Er erwiderte mir, dass er im Gegenteil sehr zufrieden sei, sie loswerden zu können, um das Budget der Provinz zu erleichtern.

Trotz aller meiner Argumente zu Gunsten der Beibehaltung der beiden Offiziere, Argumente, die sich auf die Möglichkeit eines wahrscheinlichen Einfalles der Derwische (was später auch wirklich geschah) und auf den Nutzen, für diesen Fall zwei Leute von ihrem Verdienst zu haben, gründeten, zeigte sich der Mudīr unerschütterlich, und meine Vorstellungen blieben ohne Erfolg. Diese Hast Emins, jene Beiden zu entfernen, hatte ihren ersichtlichen Grund in dem Charakter des Mudīrs, und ich, der ihn sehr gut kannte, begriff alsbald, dass ich grosse Mühe haben würde, ihn umzustimmen. Meine Befürchtungen wurden bald gerechtfertigt. Emin ist ein Mann, der stets in den Schatten gestellt zu werden befürchtet. Im hohen Grade eifersüchtig auf seine Macht, die er ungeteilt besitzen will, ist er argwöhnisch gegen Jedermann. Er will stets nur ganz kleine Untergebene haben und wenn einer von ihnen sich um einen Millimeter erhebt, wird er sofort der Gegenstand seines Misstrauens; er sucht ihn dann zu entfernen oder wenn das nicht möglich ist, ihm Schwierigkeiten zu bereiten und Intriguen anzuzetteln und ihn so mit den anderen Beamten zu entzweien, damit er nicht mehr zu fürchten ist.

Bei unserer Ankunft in Kawa fanden wir eine ungewöhnliche Entfaltung militärischer Streitkräfte vor. Es war die von Abd el Kader Pascha hierher gelegte Besatzung. Wir hielten uns dort nur gerade solange auf, um das nötige Heizungsmaterial ein-

zunehmen. In Schambe erzählte man uns, dass während unserer Abreise die Besatzung von Fadibek auf einer Razzia von den Amiru samt ihrem Anführer Mohammed Ali vollständig vernichtet sei, und dass auf die Nachricht hiervon der Untergouverneur Marcopulo eine Expedition von 2500 Schwarzen (Bambai von Makraka) mit 200 Soldaten unter dem Befehl Bachīt Beys ausgesandt habe, die Amiru zu bestrafen und Fadibek von neuem zu besetzen. Man fügte hinzu, dass die Amiru geschlagen, und die siegreiche Expedition Bachīt Beys auf dem Rückwege nach Ladó sich befände. Diese Nachrichten wurden uns in Bōr bestätigt.

— —

KAPITEL IX.

Ankunft in Ladó. Rückkehr Marcopulos nach Chartūm. Reise nach Makraka. Verleumdungen gegen Bachīt Bey. Sein Benehmen. Wandi. Ankunft des Hauāsch von Mambettu. Der Batingo. Rechtschaffenheit Emins. Versetzung des Hauāsch. Casati. Abgang der letzten Post nach Chartūm.

Bei unserer Ankunft in Ladó fanden wir Marcopulo im Bett und Bachīt Bey noch nicht zurück. Schon am folgenden Tage hatten die bösen Zungen der Provinz Emin Reden hinterbracht, die Marcopulo während unserer Abwesenheit geführt haben sollte. Hiernach sollte er gesagt haben, dass er durch Vermittlung seines Bruders, des Sekretärs des Generalgouverneurs, die Entlassung Emin Beys und seine eigene Ernennung zum Mudīr von Aequatoria zu erlangen suchte. Und in dieser Absicht, sagte man, liesse er sich im Arabischen unterrichten, worin er schon einige Fortschritte gemacht hatte. Solche Reden waren geeignet, Emins Verdacht und Misstrauen rege zu machen. Sein Plan war bald gefasst und ohne Verzögerung ausgeführt. Marcopulo war krank; Emin riet ihm und liess ihm raten, für einige Zeit nach Chartūm zur Luftveränderung und zu seiner besseren Pflege zu gehen. Sobald sich Marcopulo entschlossen hatte, diesem Rat zu folgen, schickte Emin mit demselben Dampfer, auf welchem Marcopulo abreiste, einen Brief an den Generalgouverneur, in dem er ihm mitteilte, dass Marcopulo die Luft in Aequatoria nicht gut bekäme, dass im übrigen die Provinz einen Untergouverneur mit 360 ägypt. Pfund pro Jahr nicht nötig hätte und dass es genügen würde, wenn man ihm als Untergouverneur Osmān Latīf, den Unterpräfekten von Chartūm, mit seinem Gehalt als Jus baschi,[1]) nämlich 750 Piastern,

[1]) Hauptmann. B. M.

schicken würde. Marcopulo und Nūr Bey Mohammed schifften sich an Bord des Dampfers ein, mit dem wir gekommen waren, und der an Ladung 650 Kantār Elfenbein, 1200 Ochsenfelle, 32 Kantār Rindertalg und 40 Kantār Honig einnahm. Bachīt Bey konnte mit Nūr Bey nicht abreisen, da er noch nicht nach Ladó zurückgekehrt war. Nach der Abfahrt des Dampfers beschloss Emin eine Inspektionsreise nach Makraka zu machen, beauftragte mit seiner eigenen Vertretung Ismaīl Efendi Hattāb und ernannte Ibrahim Gurguru zum Chef von Makraka an Stelle des nach Chartūm zurückgerufenen Bachīt Bey. Als er abreiste, nahm er mich wie gewöhnlich mit. Nach verschiedenen Aufenthalten in den Militärstationen kamen wir in Ganda an, wo der Mudır einen Brief von Ladó mit einer unsinnigen Verleumdung erhielt. Bachīt Bey war kaum in Ladó angekommen, als er in weiser Voraussicht ausserhalb der Stadt hatte Hütten aufschlagen lassen, um seine zahlreichen Leute dort unterzubringen, da sie im Orte selbst keinen Platz fanden. Andererseits hatte er seiner Unzufriedenheit mit seiner Rückberufung nach Chartūm Ausdruck gegeben. Diese beiden Thatsachen zusammen wurden Emin mitgeteilt und in dem Sinne gedeutet, dass Bachīt sich empört hätte und mit seinen Leuten ein Lager bei Ladó beziehen würde. Am folgenden Tage kam ein anderer Bote von Kabajandi mit einem Briefe von Ssālim Efendi Challef, dem Verwalter des Bezirkes von Makraka, mit der Nachricht, dass Bachīt Bey mit einer bedeutenden Zahl Schwarzer dort angekommen sei und den Mudir anzugreifen und ihn samt seinem Schreiber und Ibrahīm Gurguru in's Gefängnis zu werfen beabsichtige. Ohne sich die Zeit zu nehmen, diese Nachrichten auf ihre Wahrheit hin zu prüfen, befahl Emin Ibrahīm Gurguru, dem neuen Chef von Makraka, mit 100 Chutarīje abzugehen und Bachīt Bey tot oder lebendig zu ergreifen. Ich machte Emin begreiflich, dass es weder passend noch politisch wäre, Bachīt Bey, einen beliebten und geachteten Oberstleutnant, von einem einfachen Chutāri verhaften zu lassen, und dass es übrigens absolut notwendig wäre, festzustellen, ob sich die Nachricht

von Bachīt Beys Empörung bestätigen würde. Er erwiderte mir trocken, »ich bin Gouverneur, ich weiss, was ich thue und brauche niemandes Rat.« Emins Leichtgläubigkeit war sein schlimmster Feind und für einen Chef der schwerste Fehler. Sie hatte ihren Grund in seinem guten Glauben, dass man Unschuldige nicht verlästern und verleumden könne. Die Chutarije, Danākla, waren stets Feinde der regulären Soldaten, die Schwarze waren. Ibrahīm Gurguru war ein Danākla, Bachīt Bey zwar ein Schwarzer von Tagala, aber von bemerkenswerter Intelligenz und Energie. Diese Rassenfeindschaft bewirkte, dass Ibrahīm Gurguru den Befehl des Mudīrs mit Freuden entgegennahm und sich unverzüglich, um ihn auszuführen, in Marsch setzte. Bei seiner Ankunft in Kabajandi drang er mit unverschämter Miene in das Haus Bachīt Beys, der schon von der gegen ihn beschlossenen Massregel erfahren hatte. Es könnte auffallen, dass solche Nachrichten in diesen Gegenden sich so schnell verbreiten, wenn man nicht wüsste, dass die Neger alles, was sie sehen und hören, einander mitteilen, und zwar mit der grössten Genauigkeit, ohne es bisweilen zu verstehen. Bachīt Bey kam Ibrahīm entgegen und fragte ihn höflich: »Was hat Sie hergeführt? wollen Sie mich nach dem Befehl des Mudīrs tot oder lebendig gefangen nehmen?« »Ja.« »Und was ist dann der Grund für diese strenge Maasregel? alberne, von Blödsinnigen erfundene Gerüchte. Wenn ich dergleichen thun wollte, glauben Sie, dass Ihre hundert Chutarije mich einschüchtern würden? Nun, ich bin ein alter Soldat, ich kenne meine Pflicht und Schuldigkeit, ich weiss, dass Emin mein vom Chedive ernannter Vorgesetzter ist und dass ich ihm Gehorsam schulde; wenn ich solche Empörungspläne hätte, wie man sie mir unterschiebt, würde ich nicht Euch alle, den Mudīr, Sie und Ihre Soldaten in einem Augenblick gefangen nehmen und fesseln können?« Dann nahm er ihn bei der Hand, führte ihn aus dem Hause und sagte: »Sehen Sie gefälligst um sich, ob ich nicht mit dieser mir blind ergebenen Menge Sie alle im Nu vernichten könnte, wenn ich wollte.« Dann liess er mit der Trompete ein Signal geben und war in wenigen

Augenblicken von einer dichten Masse bewaffneter Neger umringt, die zu allem bereit schienen. Dann fuhr er fort: »Gehen Sie nun, versichern Sie Emin meines Gehorsams und melden Sie ihm, dass ich nach seinem Willen hierher einfach desshalb gekommen bin, um meine Familie nach Ladó abzuholen und die Ankunft des Dampfers abzuwarten, der mich nach Chartūm bringen soll.« In der That war Bachīt Bey bei unserer Ankunft in Kabajandi mit seiner Familie schon nach Ladó aufgebrochen, zum grössten Leidwesen der Schwarzen von Makraka, die ihn vergötterten. Der Mudīr setzte den neuen Chef von Makraka selbst ein und verpflichtete alle Schēchs zum Gehorsam gegen ihn. Auf der Rückkehr musste Emin einige Tage in Wandi bleiben, um seine leicht erkrankten Augen zu pflegen.

Nach ungefähr einer Woche erschien der Adjutantmajor Hauāsch Muntássar, der Chef des Bezirks Gurguru, und brachte gegen 500 Lasten Elfenbein. Er kam von dem letzten Feldzuge zurück, den er in Mambettu gegen den Fürsten Asanga unternommen hatte und den wir oben geschildert haben.

Am Tage der Ankunft Hauāsch's befand ich mich mit Emin Bey in Wandi, als man ihm plötzlich die Ankunft des Adjutantmajor ankündigte. Einige Augenblicke darauf hörten wir einen betäubenden Lärm: es war die Musik, welche die Leute des Hauāsch mit verschiedenen Instrumenten, Trommeln, einer Art Geige, Trompeten, Flöten u. s. w. machten.

»Allah pala ssene werssen« (was auf Türkisch heisst: er möge verflucht sein, dieser Hauāsch[1]), sagte Emin. »Da sehen Sie einen Ssaghkol Aghassi, der sich wie ein König geberdet und mit einer solchen Musik kommt.« Emin hatte kaum dies Wort gesprochen, als Hauāsch in unser Zimmer trat. Es war ein hagerer, langer Mann, tief gebräunt und mit einem strengen beinah abstossenden Gesichtsausdruck. Er trug das übliche Reisekostüm des Ssudāns, Hemd, Hose und kurzen Rock von roter Baumwolle und über dem letzteren den militärischen Gürtel, an welchem sein Säbel

[1]) Wörtlich: Gott möge Dir den Krummsäbel geben. B. M.

hing. Zwei Schritte vor dem Mudīr grüsste er militärisch, indem er die Hand zum Gesicht erhob. Emin fasste sich nach seiner Gewohnheit an den Bart und sagte nach einer kleinen Pause mit seiner gewöhnlichen Ruhe: »Sie sind angekommen?« »Ja, Herr Gouverneur.« »Was haben Sie mitgebracht?« »Ich habe Elfenbein gebracht.« »Befand es sich in dem Magazin von Gurguru, oder haben Sie es selbst erbeutet?« »Ich habe es Dank dem Schutze der Regierung und Eurer Excellenz Beistand selbst erworben.« »Haben Sie viel mitgebracht?« »500 Lasten« (eine Last ist etwa 40 Rotl). »Von welcher Qualität, Bringibar oder Kling?« »Von allen Sorten.« »Gut, gut, setzen Sie sich und nehmen Sie eine Tasse Kaffee«, und Emin rief den Diener, um den Kaffee zu bestellen. Während Hauāsch Efendi den Kaffee trank, fragte ihn der Mudīr nach den Verhältnissen von Gurguru, nach den Beziehungen der Regierung zu den Häuptlingen und nach den Einzelheiten der Kämpfe, die er mit bekanntem Erfolge ausgefochten hatte. Als Hauāsch sich verabschieden wollte, sagte Emin: »Gehen Sie nun, legen Sie Ihre Reisekleidung ab, ruhen Sie sich aus und besuchen Sie Ihre Freunde.« Dann wandte er sich lachend zu mir mit den Worten: »Begleiten Sie Hauāsch Efendi, vielleicht hat er Ihnen ein Geschenk, ein paar Papageien oder etwas Batingo mitgebracht.« Ich ging mit Hauāsch hinaus. Der Mann war trotz seiner strengen Miene ein gutmütiger Charakter, dienstbereit und gemütlich. Er fragte mich lachend: »Was hat denn unser Mudīr, warum regt er sich darüber auf, wenn meine Neger etwas Musik machen? Habe ich ihnen befohlen, mir einen Triumpheinzug zu veranstalten? Und deshalb nennt er mich verflucht?« »Wieso das?« »Habe ich es denn nicht bei meinem Eintritt gehört? Aber kommen Sie, Herr Doktor, ich freue mich, Ihre Bekanntschaft zu machen, obwohl ich Ihnen auf etwas sonderbare Art vorgestellt wurde.« Während unseres Ganges fragte er mich, seit wann ich am Aequator wäre. Meinerseits erkundigte ich mich nach seinen Erlebnissen, nach seinem Verwaltungsbezirk und nach Dr. Junker und Casati, die sich damals in der Nähe seines

Gebietes befanden. Nach einer halben Stunde waren wir die besten Freunde, und Hauāsch, der den Spass Emins ernst nahm, schenkte mir zwei schöne graue Papageien aus Mambettu, etwas Batingo, einige Lanzen, Pfeile und merkwürdige Waffen. Der Batingo ist eine Art Konserve aus Bananen, die man mit einem wohlriechenden Stroh räuchert und ihnen dadurch ein angenehmes Parfum giebt. Solche Konserven halten sich sehr lange, ein Jahr und länger, ohne zu verderben. Für den Mudīr brachte Hauāsch einige Vögel, Affen, Vierfüssler, Waffen und merkwürdige Geräte; nur dergleichen Sachen pflegte Emin im Namen und Interesse der Wissenschaft anzunehmen, um sie dann an die europäischen Museen zu schicken.

Emins Rechtschaffenheit und Ehrenhaftigkeit sind wahrhaft bewunderungswert, und wahrlich sehr selten sind Beamte, zumal solche im Ssudān, die ihm hierin gleichkamen. Wenn ein Bezirks- oder Stationschef irgend etwas an Emin sandte, etwa einige Lasten Getreide, einige Töpfe Honig oder Oel, etwas Bohnen, Sesam und dergleichen[1]), so nahm Emin in seiner aussergewöhnlichen Rechtschaffenheit daran Anstoss und befahl dem Magazinvorsteher in einem offiziellen Schreiben, den betreffenden Gegenstand zu buchen, nach dem üblichen Preise abzuschätzen und auf sein persönliches Konto zu setzen. Vor Erledigung dieses Verfahrens durfte nichts in Emins Haus. Vor Hauāsch's Ankunft in Wandi waren zwei ungünstige Berichte über ihn eingetroffen. Um wenigstens eine Wiederholung dieser Verleumdungen, die leicht Unannehmlichkeiten bereiten konnten, zu vermeiden, beschloss Emin, Hauāsch von Mambettu zu versetzen und ihn zum Befehlshaber von Ladó zu ernennen.

Obwohl Emin sicher einen schlechten Diplomaten abgegeben haben würde, so liebte er es doch, die Umwege der Politiker einzuschlagen. Die einfachsten Handlungen führte er gern im

---

1) Dergleichen geschah aus Freundschaft ohne jede Nebenabsicht zwischen den Beamten der verschiedenen Stationen, die sich die Produkte ihrer Gebiete zuschickten.

Geheimen und versteckt durch. Das war sein grösster Fehler, der sich aber aus dem Uebermass seiner Güte und seines Zartgefühls rechtfertigen lässt. Er hatte niemals den Mut, jemandem in's Gesicht etwas zu sagen, was ihm hätte unangenehm sein können, selbst wenn das öffentliche Wohl es noch so gebieterisch forderte. Die Versetzung musste Hauāsch unangenehm überraschen, der seine Stellung in Mambettu liebte, wo er seine Familie hatte. Emin vermied es demnach, seinen Entschluss ihm selbst mitzuteilen und schrieb ohne sein Wissen an Farag Agha El Gōk, der unmittelbar nach Hauāsch zur Verwaltung von Mambettu gekommen war, ihn vorläufig zu vertreten, und an Ismaīl Hattāb, den Chef der Kanzlei der Provinz, bei der Ankunft von Hauāsch in Ladó ihm das Kommando dieses Bezirkes anstelle von Abdallah Agha el Abd zu übertragen, Hauāsch seine Versetzung mitzuteilen und Abdallah Agha zum Posten eines Meauin (Bezirkschef) zu ernennen.

Als wir nach Ladó zurückkamen, war Bachīt Bey schon längst angelangt und wohnte in einem Hause, das ihm Ismaīl Hattāb in Bereitschaft gesetzt hatte. Angewidert von den Intriguen und Intriguanten der Provinz, nahm er keinerlei Besuch an, mit Ausnahme von Ismaīl Hattāb, der dann und wann zu ihm ging. Bei Emins Ankunft hatte Bachīt Bey, stets korrekt wie ein Soldat, für einen Augenblick den Oberbefehl über die Truppen übernommen, um dem Mudīr die militärischen Ehren zu erweisen und empfing ihn mit Respekt, als ob nichts passiert wäre. Er bat ihn aber anzuordnen, dass ihn ausser Ismaīl und mir, denen allein er den Zutritt gestattete, niemand besuchen solle.

Hauāsch hatte vor seinem Abgang von Mambettu in den Kämpfen mit den Eingeborenen 135 Gewehre erbeutet. Diese hätten sofort gebucht werden sollen, was Hauāsch bis dahin unterlassen hatte. Um dies Vergehen gut zu machen, griff er zu dem üblen Mittel, ein vordatiertes Verzeichnis einzusenden. Da er seine unschuldige List wenig geschickt ausführte, entdeckte sie der Mudīr, der darüber gegen Hauāsch aufgebracht wurde, ihn

seiner Stellung enthob und ihn durch einen gewissen Abd el Wahhāb Tal'at, einen der zehn mit uns von Chartūm gekommenen Offiziere ersetzte. Der Dampfer Tell Hauein, der eben von Chartūm angekommen war und uns wie gewöhnlich einige Waaren brachte, hatte Osmān Latīf, den an Marcopulo's Stelle ernannten Untergouverneur und einen Beamten der Mudirīje, den Meauin Ahmed Efendi Rāif an Bord. Bei Emin sah ich zum erstenmal den von Mambettu angekommenen Kapitän G. Casati und den Herrn Dabbené, der nach einem kleinen Ausflug nach Fatiko sich zur Rückkehr nach Chartūm bereit machte.

Der Dampfer, der letzte, der in Aequatoria ankam, brachte uns die Nachricht von dem Aufbruch der Expedition Hicks Pascha's. Tell Hauein mit 500 Kantār Elfenbein beladen, fuhr am 14. April 1883 ab und nahm Ismaīl Hattāb, Herrn Dabbené und Bachīt Bey mit

KAPITEL X.

Personalveränderungen. Abreise Emins und Casati's nach Mambettu. Aufstand der Dinka in Rōl. Niedermetzlung der Besatzungen von Rumbek, Ajak und Gōk el Muchtār. Unterwerfung der Dinka. Aufstand der Tuitsch. Emins Rückkehr nach Ladó. Rückberufung von Junker und Casati. Versöhnung mit Hauāsch. Aufstand der Metu. Die Lage verschlimmert sich. Aufstand der Madi von Fatiko und Faloro. Lupton's Brief. Die Chutarije. Gefangennehmung des Barihäuptlings Loron. Der Büchsenmacher Balula. Fi ssabīl Allah (»Für Gottes Sache«). Moschee in Ladó. Emin Bey. Panik. Feuersbrunst. Brief von Karam Allah.

Emin nahm damals verschiedene Veränderungen unter dem Personal der Station vor. Morgān Agha el Danassūri, der frühere Befehlshaber der geräumten Station Fowera, wurde abgesetzt, und Ibrahīm Alham, der ehemalige Kommandant von Fadibek, zum Chef der Station Laboré ernannt. Der Chef dieser Station, Ali Agha Gabūr, wurde Befehlshaber der Truppen daselbst. Der Oberbefehlshaber im Bezirk Rōl, Morgān Agha Ali, ein Bari, der von Haus aus ein einfacher Tarāgma war und mit einem Mal zu diesem Posten befördert worden war, hatte die unglückliche Idee, ohne Ermächtigung eine Razzia gegen ein unterworfenes Land zu unternehmen. Dies bekam ihm aber schlecht, denn alle Dinka der Gegend vereinigten sich und Morgān wurde samt allen seinen Leuten bis auf den letzten Mann niedergemetzelt. Jetzt wurde Mohammed Efendi Ssajād, der Befehlshaber von Dufilé, nach Rōl mit einer Kompagnie Soldaten gesandt, die aus den Besatzungen der geräumten Stationen gebildet war. Als Kapitän Casati nach Mambettu zuruckkehren wollte, reiste Emin mit ihm zusammen, um den Bezirk zu inspizieren. Vor seiner Abreise sagte er mir, da der neue Untergouverneur eben erst angekommen war: »Ich bedaure, Sie diesmal nicht mitnehmen zu können, denn während

meiner Abwesenheit werden Sie, vermöge Ihrer Erfahrung, Osmān Latif bei der Erledigung der Geschäfte gute Dienste leisten können.«

Einige Tage nach Emins Abreise gelangten nach Ladó die Nachrichten von dem Aufstande der Dinka in Rōl und der Niedermetzelung der Besatzung von Rumbek, Ajak und Gōk el Muchtār. Die Truppen der letzten Station waren vollständig vernichtet worden und nur ein Teil der Garnisonen von Ajak und Rumbek hatte sich retten und unter dem Befehl des Bezirkschefs Mohammed el Ssajād sammeln können. Emin erhielt diese Nachricht zu gleicher Zeit. Während von Ladó unter dem Befehl des Kapitänleutnant Ssolimān Agha Ssudān, eines braven und verständigen Offiziers, eine Expedition von 940 mit Remingtons und Feldgeschützen ausgerüsteten Soldaten aufbrach, um den Truppen von Rōl zu Hülfe zu kommen, entsandte Emin seinerseits den Befehlshaber von Makraka, Ibrahīm Gurguru, mit ungefähr 600 Mann, darunter irreguläre Soldaten und die übrigen Schwarze, Makraka. Beiläufig sei bemerkt, dass die Truppen der Provinz in diesem Augenblick gegen 1930 Mann stark waren, wovon 990 reguläre Soldaten, 540 Chutarīje und 400 Tarāgma. Diese Truppen waren jedoch nicht die einzigen Streitkräfte, auf welche die Provinz rechnen konnte. Wenn es sich darum handelte, einen nicht unterworfenen oder rebellischen Stamm zu bekämpfen, verbanden sich die Schwarzen eines anderen Stammes freiwillig mit den Regierungstruppen. Sie hatten hierfür ein doppeltes Interesse: einmal die Verteidigung ihres eigenen Gebietes, denn wenn die Regierungstruppen, die sie mindestens durch ihr Prestige beschützten, geschlagen worden wären, würden die Sieger in ihr eigenes Land Razzias unternommen haben. Konnten aber die Truppen mit Hülfe der Schwarzen siegen, so machten die Hülfstruppen ihrerseits Razzias in das besiegte Land und gewannen viel Beute, besonders das so sehr begehrte Vieh. Wir haben soeben bemerkt, dass Emin 600 Mann gegen die rebellischen Dinka geschickt hatte. Gleichzeitig bat er Lupton, den neuernannten Mudīr von Bahr el Ghasāl, ihm einige Verstärkung auf den Kriegsschauplatz

zu schicken. Emin schrieb Lupton: »Ihre Truppen können übrigens die Gelegenheit benutzen, einige Herden zu erbeuten, die Ihnen angesichts des Viehmangels in Ihrer Provinz nicht unwillkommen sein dürften.« Lupton schickte ein Hülfskorps von ungefähr 400 Chutarije unter dem Befehl des Muchtār Agha. Die vereinigten Streitkräfte mit den Trümmern der Garnison von Rōl beliefen sich auf 1200 Mann, von denen 700 Soldaten und Chutarije und 500 schwarze Hülfstruppen waren. Von Ajak aus, wo die Vereinigung vollzogen war, wurde der Feldzug unternommen, der nach drei Monaten mit der vollständigen Unterwerfung der Dinka endete. Aus der beträchtlichen Beute an Vieh wurde ein grosser Teil von den Hülfstruppen Luptons, der uns ausserdem 17000 Patronen geschickt hatte, nach Bahr el Ghasāl geführt. Während der Kampf gegen die Dinka von Röl so glücklich ablief, war es mit der Station Schambe, die von den Dinka erobert war, leider nicht der gleiche Fall. Noch heutzutage ist es unbekannt, was aus der Garnison geworden ist, die nach einem Bericht vollständig niedergemetzelt wurde, nach einer anderen Version sich mit ihrem Kommandanten habe einschiffen und nach Chartūm retten können. Emin erhielt diese Nachrichten in Tangāsi. Unter Zurücklassung von Casati eilte er sofort nach Ladó zurück. Hier herrschte unter den Soldaten Unzufriedenheit gegen ihren Befehlshaber Abd el Wahhāb Tal'at wegen seiner Strenge, weshalb ihn der Mudīr durch den Kapitänleutnant Ali Efendi Ssīd Ahmed ersetzte und ihn zum ersten Maauin der Mudirīje ernannte. Ferner berief Emin Ibrahīm Gurguru mit einem Teil seiner Truppen aus seinem Bezirk, um die Station Schambe-Law wiederzunehmen, da sich die Nachricht von der Niedermetzelung der Garnison bis dahin noch nicht bestätigt hatte. Diese Massregel wurde nicht wegen der absoluten Unentbehrlichkeit der Station ergriffen, als vielmehr um die Schwarzen zu bestrafen und zu verhindern, dass die von Chartūm kommenden Schiffe beim Anblick der zerstörten Station nicht etwa glauben sollten, dass es mit der ganzen Provinz ebenso stände. In dem Glauben,

dass die Garnison von Schambe von den Aufständischen nur eingeschlossen sei und Mangel an Lebensmitteln leide, beauftragte Emin den Abd el Wahhāb Tal'at, Proviant von Bōr dorthin zu schaffen. Zu diesem Zwecke und in Ermangelung eines Dampfers stieg Abd el Wahhāb mit 12 Soldaten in zwei Barken, die er von der Strömung forttreiben liess. Für die Rückkehr Tal'ats rechnete der Mudīr auf die Ankunft eines Dampfers von Chartūm, um die Barken heraufzuschleppen, die ohne Segel die Strömung nicht überwinden konnten. Obwohl seit langer Zeit kein Dampfer von Chartum angekommen war und wir ohne Nachrichten und in völliger Unkenntnis der tragischen Szenen, die sich im Ssudān abgespielt hatten, lebten, hofften wir noch immer, dass endlich ein Dampfer eintreffen würde. Ich reiste nach Redjef, um die Truppen zu besuchen; bei meiner Rückkehr erhielt Emin einen Brief von Dr. Junker aus Mambettu. Emin erwiderte ihm, dass er seit langer Zeit ohne Nachrichten von Chartūm sei und eine Verschlimmerung der dortigen Verhältnisse befürchten müsse. Da in diesem Falle die Reise durch den Bahr el Ghasāl für Dr. Junker gefährlich wäre, so riet ihm Emin, direkt nach Ladó zu kommen, von wo er über Uganda leicht nach Europa zurückkehren könnte, für den Fall, dass seine Befürchtungen sich bestätigen sollten. Junker antwortete, dass er Emins Ansicht teile und ihm für seine Ratschläge danke. Einen Monat später begaben wir uns, Emin und ich, in Begleitung einiger Soldaten nach Unjati, zwei Stunden von Ladó, um Dr. Junker zu empfangen, der dort angelangt war (März 1884). Da Emin noch auf Hauāsch erzürnt war, bat er Junker, ihn nicht zu empfangen. Jedoch in dankbarer Erinnerung an die vielen Dienste, die ihm dieser in Mambettu erwiesen hatte, war er weit davon entfernt, Emins Verlangen nachzugeben und verwandte sich im Gegenteil mit solchem Nachdruck zu dessen Gunsten, dass ihn Emin wieder in sein Amt einsetzte. Inzwischen (April 1884) war ich nach den südlichen Stationen gereist, um die Kranken zu besuchen. Ich kam nach Redjef, Badein, Kiri, Muggi, Chōr Aju, Laboré, Dufilé und Wadelai. Die Reise dauerte

fast einen Monat. Als ich auf der Rückkehr nach Dufilé gelangte, fand ich Hauāsch Efendi, der während meiner Abwesenheit seinen Dienst wieder aufgenommen und den Auftrag erhalten hatte, die Stationen der Bezirke Fadibek und Fowera zu räumen. Die Bezirke waren von der Zentralverwaltung der Provinz zu weit entfernt und besassen nur ganz schwache Garnisonen. Da zudem die Lage im Ssudān immer ernster wurde, so erschien es für alle Fälle dringend geboten, die weithin zerstreuten Truppen der Provinz möglichst zu konzentrieren. Kaum war der Aufstand in Rōl erstickt und die Hülfe für Schambe beschlossen, als der Stamm der Metu im Bezirk Dufilé sich erhob. In der Besorgnis, die geringen Streitkräfte der Provinz zu schwächen und zu zersplittern und vor einer Ausbreitung des Aufstandes bis nach Makraka rief Emin die Expedition des Ibrahīm Gurguru nach Norden zurück und befahl ihm, 50 Mann nach Dufilé zu Hülfe zu schicken. Dufilé war stark befestigt und der Aufstand konnte unterdrückt werden, bevor er grössere Ausdehnung erlangte; der Schēch der Metu, Wad Tira, wurde gefangen genommen und nach Ladó geschickt. Bei meiner Rückkehr fand ich die Situation bedeutend verschlimmert. Da wir schon länger als ein Jahr ohne Verbindung mit Chartum waren und von dem letzten Dampfer schon sehr schlimme Nachrichten erhalten hatten, fingen die Soldaten an, den Mut sinken zu lassen und zu murren, während Emin sein möglichstes that, sie zu ermutigen und zu beruhigen. Zu den bisherigen Momenten der Unruhe kam nun noch der Aufstand der Madi von Fatiko und Faloro gegen die Station Fatiko, ohne von Schambe und Bōr zu sprechen, von wo wir noch immer keine Nachrichten hatten. Während wir mit der Unterdrückung dieser Empörungen beschäftigt waren, erhielten wir in Ladó von Lupton die Nachricht, dass die Truppen des Mahdi unter dem Befehl von Nūr Angara nur wenige Tagemärsche von seiner Residenz ständen, dass ihre Zahl sich auf ungefähr 30,000 beliefe und dass er die Situation für sehr ernst halte. Er fügte hinzu, dass er etwa 1200 mit Remingtons bewaffnete

Soldaten habe, genügend Munition und an Lebensmitteln etwa 4000 Ardebb (8000 Hektoliter) Mais besässe, dass die Station stark befestigt sei und die Soldaten ihm geschworen hätten, für ihn in den Tod zu gehen. Lupton stellte sich Emin zur Verfügung, wenn er irgend etwas nötig hätte und schloss seinen Brief mit den Adressen seiner Verwandten in London, an die Emin im Falle seines Todes schreiben sollte. Luptons Illusionen wurden von niemand bei uns geteilt. In der That, die Truppen, auf welche er zählte, waren Chutarīje, d. h. Araber von derselben Rasse und demselben Glauben, wie die Mahdisten, Leute, ohne Treu' und Glauben, Räuber und Verräter. Es war nicht zu zweifeln, dass sie beim Erscheinen der Mahdisten samt und sonders zu ihnen übergehen würden. Seit langer Zeit schon hatte Emin alle die Unannehmlichkeiten, die ihm aus der Beibehaltung der Chutarīje erwuchsen, begriffen, nicht in der Voraussicht des Mahdisten-Aufstandes, auf welchen niemand gefasst war, sondern wegen ihres Charakters und ihrer schlechten Führung, welche der Regierung die Entfremdung und den Hass der Neger eintrugen. Thatsächlich begingen die Chutarīje überall Plünderungen an den Negern und entfremdeten sie so der Regierung, die im Gegenteil alles Interesse hatte, sie enger an sich zu fesseln. Zu dem letzteren Zweck war Emin bemüht, die Chutarīje aus der Provinz zum grössten Teil zu entfernen, indem er sie allmählich nach Chartūm zurücksandte; er ersetzte sie dann durch reguläre schwarze Soldaten. Jeder Bezirk hatte Besatzungen von Negern aus einem anderen Bezirk und aus einer anderen Rasse. Im Falle, dass sich die Bevölkerung eines Bezirkes erheben sollte, konnte man diese Empörung rücksichtslos unterdrücken, ohne befürchten zu müssen, dass die Soldaten der Besatzungen mit den Aufständischen fraternisierten. Die Entlassung der Chutarīje und die Reform in der Rekrutierung der Truppen war von Emin mehrfach aber vergeblich Lupton angeraten worden. Leider sollten die Ereignisse Emin bald recht geben.

Trotz seiner Besorgnis um Luptons Schicksal war es Emin absolut unmöglich, ihm Verstärkungen zu schicken. Die Streit-

kräfte der Aequatorialprovinz waren zu gering an Zahl und über ein weites Gebiet zerstreut. Ausserdem musste die Provinz dieselbe Gefahr wie Bahr el Ghasāl erwarten, und die Horden des Mahdi konnten jeden Augenblick ihren Einfall unternehmen, wie es dann auch wirklich geschah. Schliesslich waren auch die Anzeichen eines Aufstandes des grossen Barivolkes unter seinem Oberhäuptling Loron nicht länger zu verkennen.

Indem wir einen Augenblick Lupton Bey seinem Schicksal überlassen, wollen wir uns kurz mit den Ereignissen beschäftigen, die sich in rascher Reihenfolge am Aequator abspielten. Emin fühlte sich durch die Nachrichten über die Baris im hohen Grade beunruhigt, um so mehr, da der Stamm so zahlreich war, dass die gesamten Streitkräfte der Provinz sie im offenen Kampf nicht hätten überwinden können. Er war ferner in Sorge wegen des Aufstandes der Bör, der Niedermetzelung der Besatzung der gleichnamigen Station und des noch nicht unterdrückten Aufstandes der Neger im Süden, der Fatiko, Faloro und Magugo. Und alles dies traf am Vorabend von Ereignissen (Ankunft der Mahdisten) zusammen, welche die Anspannung aller körperlichen und geistigen Kräfte verlangten. Um also eine Verschlimmerung der Lage nicht abzuwarten, entschloss er sich zu einem Handstreich, um die dringendste Gefahr abzuwenden und die Empörung der Baris in ihrer Entstehung zu ersticken. Er berief den Befehlshaber der Truppen in Ladó, Ali Ssīd Ahmed, und erteilte ihm den geheimen Auftrag, Loron, den Oberhäuptling der Bari, gefangenzunehmen und bei Seite zu schaffen. Der Auftrag, von dem für den Augenblick unser aller Heil abhing, musste naturgemäss im allerstrengsten Geheimnis ausgeführt werden.

Damit die Kunde hiervon nicht zu den Bari dringen sollte, die sonst Zeit gehabt hätten, dem Handstreich zuvor zu kommen, nahm Ssīd Ahmed nur 120 Mann mit 2 Offizieren, Ibrahīm Hamar Geli, den Kommandanten von Latuka, der erst vor wenigen Tagen gekommen war, und Tia Mohammed den zweiten Befehlshaber von Ladó. Den Soldaten und Offizieren teilte er

mit, dass es sich um eine Razzia in das Gebiet jenseits der Bari handele. Gleichzeitig erhielt Abd el Wahed Meklat, zweiter Befehlshaber von Redjef, Befehl, mit 80 Soldaten nach Gondokoro zu gehen und sich Ali Ssīd Ahmed, der den Oberbefehl über die Expedition übernehmen sollte, zur Verfügung zu stellen. Die von Ladó und Redjef abgegangenen Truppen kamen zu derselben Stunde in der Nacht in Gondokoro an. Ohne Zeit zu verlieren, forderte der Oberbefehlshaber Loron auf, zu ihm zu kommen, um mit ihm eine Razzia in das Gebirge zu unternehmen. Loron, der möglicherweise Verdacht geschöpft hatte, weigerte sich, zu kommen. Da umringten die Soldaten vor Tagesanbruch sein Haus und nahmen ihn gefangen. Als er sich so überrascht sah, leistete er keinen Widerstand und reichte seinen Hals heroisch mit den Worten: »Ihr habt mich gefangen genommen, gut, ihr könnt mich jetzt töten, denn ich habe genug gelebt und mir genügt der Ruhm, euern grossen Baker, der mich niemals hat besiegen können, in Verzweiflung gebracht zu haben.«[1]) Loron wurde innerhalb der Station umgebracht und alle seine Güter eingezogen. In seinem Hause fand man 25 Gewehre, die samt seinen Herden von mehr als 900 Rindern konfisziert wurden. Loron's Sohn namens Ladó wurde zu Emin geführt. Es war an demselben Tage, wo die famose Botschaft vom Mahdi ankam und allgemeinen Schrecken in der Mudirīje verbreitete. Emin hatte die gefährliche Empörung durch den Tod ihres Oberhauptes ersticken wollen, gleichzeitig aber wollte er sich die in diesem Augenblick so wertvolle Freundschaft der Schwarzen zu erhalten suchen. Er beruhigte darum den Sohn Loron's und sagte ihm, dass er das geschehene Unrecht bedauere, aber dass es unmöglich gewesen sei, seinen Vater am Leben zu lassen, denn durch seine Empörung würde er den Seinen wie der Regierung gleich grossen Schaden zugefügt haben, und letztere hätte die Empörung sicherlich nicht ungestraft hingehen lassen. Die Hinrichtung Loron's wäre demnach unvermeidlich und

[1]) Baker, der das Aequatorialgebiet eroberte, hatte Loron niemals unterwerfen können.

in aller Interesse gewesen. Er setzte Ladó in die Würde seines Vaters wieder ein und gab ihm alle Güter desselben zurück, mit Ausnahme der Gewehre und einiger hundert Tiere.

Gleichzeitig mit der Expedition gegen Loron war Hauāsch Muntassar, der Kommandant von Dufilé, aufgebrochen, hatte die Rebellen im Süden, die Magugo, die Madi von Faloro und die Fatiko entscheidend geschlagen und in wenigen Tagen den Aufstand vollständig unterdrückt. Auf diesem Feldzuge hatte Hauāsch Efendi den berühmten lahmen Balula, den Bruder des Häuptlings Fatiko, gefangen genommen und nach Dufilé gebracht, wo er im Halsringe an der Reparatur verdorbener Gewehre arbeiten musste. Balula, auch Abu Kera (»der Lahme«) genannt, war der berühmte Waffenschmied des Königs Kabarega von Unjoro. Da er in der Reparatur der Feuerwaffen sehr geschickt war, behielt ihn Hauāsch in Dufilé und nutzte seine Fertigkeit aus. Als alle untauglichen Gewehre der Station ausgebessert waren, liess sich Hauāsch von Emin seine reparaturbedürftigen Waffen schicken, die von Balula samt und sonders wieder in Stand gesetzt wurden.

Während dessen hielten sich die Nachrichten von der Niedermetzelung der Garnison von Bōr noch immer aufrecht. Die dortigen Neger hatten schon begonnen, die Requisitionen zu verweigern. Als der Befehlshaber Abdallah Agha Nemeir mit seinen Lebensmitteln zu Ende war, musste er eine Razzia unternehmen, wurde aber auf dem Rückwege von den Bōr umringt, die unter dem Rufe »Fi ssebil Allah« (Für Gottes Sache) ihn mit seinen Leuten bis auf den letzten Mann niedermetzelten. Es ist merkwürdig, wie dieses Schlachtgeschrei des Mahdi selbst von den fernsten wilden Völkerschaften angenommen wurde, die nicht einmal seine Bedeutung kannten. Schon in dem letzten Aufstande im Süden war man erstaunt, von den Negern diesen schrecklichen Schlachtruf zu hören. Höchst wahrscheinlich findet diese Erscheinung in dem bekannten Nachahmungsvermögen der Neger und der Schnelligkeit, mit der sich die Nachrichten verbreiten, ihre Erklärung.

Seit dem oben erwähnten Briefe Lupton's war von Bahr el ghasāl keine weitere Nachricht gekommen und Emin Bey blieb mit den Angelegenheiten seiner eigenen Provinz beschäftigt. Um die Aufmerksamkeit von der gegenwärtigen Lage und von Besorgnissen für die Zukunft abzulenken, liess er inmitten des Hofes der Kaserne in Ladó eine Moschee erbauen. Oder konnte die Unternehmung einen anderen Zweck haben? Etwa um die Mahdistenhorden im Falle eines Einfalls zu beschwichtigen? Emins Klugheit, sowie seine Fähigkeit, auch die weitgehendsten Möglichkeiten der unbedeutendsten Dinge in's Auge zu fassen, können eine solche Vermutung rechtfertigen. Denn in Ladó, inmitten von heidnischen Völkerschaften und für einige wenige, nicht gerade sehr fromme Muhammedaner war das Bedürfnis nach einer Moschee wahrlich nicht so dringend, und wenn es bestanden hätte, dann würde Emin den Bau sicher viel früher unternommen haben, wo er noch nicht von so drückenden Sorgen gequält wurde. Diese Vermutung wird noch mehr dadurch bestätigt, dass Emin später kurz vor der Ankunft der Mahdisten aus seinen Archiven ein schönes Koranmanuscript hervorbrachte, den Rest der grossen Büchersendung, die Gordon dem König Mtesa von Uganda zum Geschenk gemacht hatte. Emin legte es ostentativ auf seinen Schreibtisch, neben seine unzertrennlichen Bücher, sein Tagebuch, das Buch mit den meteorologischen Aufzeichnungen, den Katalog seiner Vögel- und Tiersammlung und ein naturwissenschaftliches Werk. Emins kleine Fehler müssen ihm seiner unbestreitbaren Geistes- und Herzenseigenschaften wegen verziehen werden, die wir in der Folge noch weiter kennen lernen werden. Die Klugheit, von der er schon grossartige Beweise geliefert hatte, hat ihn nie verlassen. Höchstens könnte man ihm vorwerfen, sie in manchen Fällen zu sehr und dagegen zu wenig Energie angewendet zu haben. Er wartete nie so lange, bis ihn die Ereignisse überraschten, sondern suchte ihnen stets im Voraus zu begegnen. Angesichts des beunruhigenden Ausbleibens aller Nachrichten von Chartūm und in der Voraussicht, dass die Provinz bald auf ihre eigenen Kräfte

angewiesen sein würde, organisierte er demnach die Verteidigung und suchte die Zuneigung der Soldaten dadurch zu gewinnen, dass er in der Strenge der Disziplin etwas nachliess, sobald nicht etwa Lebensinteressen der Armee dabei in's Spiel kamen. Und wenn er die eingeborenen Häuptlinge hatte streng bestrafen müssen, so paktierte er darauf mit ihnen; hatte er sich furchtbar zeigen müssen, um sie zu erschrecken, so behandelte er sie gütig und wohlwollend, um sich ihrer Zuneigung zu versichern. In derselben Voraussicht ordnete er den Anbau der Baumwolle an, um Gewebstoffe zu erhalten. Schon fünf oder sechs Mal früher hatte er die gleiche Verordnung erlassen, doch hatten sich die Befehlshaber der Stationen nicht darum bekümmert. Diesesmal bestand er mit besonderem Nachdruck darauf, zumal, da er diesen Befehl mit der Abbrechung der Verbindungen mit Chartūm und der baldigen Notwendigkeit, den Soldaten Kleidung zu verschaffen, begründen konnte.

Am 15. Mai vermehrte eine Feuersbrunst die allgemeine Panik. Sie war bei einem Soldaten ausgebrochen und hatte mehr als 200 Hütten zerstört, bevor man ihrer Herr werden konnte. Am 27. desselben Monats brachte ein Chutāri von Rōl die Schreckenspost mit den drei Briefen des Emir Karam Allah, des Feldherrn des Mahdi, von denen der eine an den Mudīr, der zweite an den Untergouverneur und der dritte an Dr. Junker adressiert war.

Man möge uns gestatten, hier vorläufig inne zu halten, um die Geschichte des Aufstandes des Ssudān in seiner Entstehung und seinem Verlauf zu erzählen. Von den Einzelheiten, die wir hierüber aus den sichersten Quellen mitteilen werden, glauben wir, ist bisher noch nichts veröffentlicht, weshalb sie für den Leser von besonderem Interesse sein dürften.

KAPITEL XI.

Nubien. Arabische Stämme des Ssudān. Ursprung der Araber des Ssudān. Die Aboriginer. Die Provinz Dongola. Das alte Königreich el Fung. Die Provinz Tāka. Chartūm. Soba und Hellet el Begeir. Das schwarze Theben. Antike Ruinen. Die Provinz Kordofān. Legende über die Stadt el Obeid. Gebel Marra. Die Provinz Ssennār. Die Provinzen Fasoglu, Faschoda, Bahr el ghasāl und Aequatoria.

Bevor wir auf die Ereignisse eingehen, die während der letzten 10 Jahre den Ssudān mit Blut überschwemmt haben, wollen wir die Geschichte des Landes seit der ägyptischen Eroberung samt den Ursachen und der Entstehung des Aufstandes kurz erzählen.

Die Einwanderung des arabischen Elements geht nach der Ueberlieferung in die Zeit des Chalifen Muāwija, d. h. gegen die Mitte des siebenten Jahrhunderts unserer Zeitrechnung zurück. Diese asiatischen Stämme kamen zum Teil in anscheinend friedlicher Absicht, um Weideplätze für ihre Heerden zu suchen, und sammelten sich in dem Lande, bis sie sich zuletzt als Herren festsetzen konnten; zum anderen Teil mit der offen ausgesprochenen Absicht, Eroberungen zu machen. Allmählich überschwemmten sie das ganze Land, dem sie das Gesetz des Eroberers auferlegten und die Eingeborenen als Sklaven ansahen, mit denen sie einen regelrechten Handel treiben konnten. Man behauptet im Ssudān, dass der Stamm der Beni Abbās zuerst im Lande angekommen sei, ihre Nachkommen sollen die heutigen Schaikīje sein. Später wanderten noch andere Stämme, teils direkt von Asien, teils von Oberägypten in den Ssudān ein. Von den aus dem Hidjās gekommenen sind die vorzüglichsten: Schaikīje, Bescharīje, Haden-

dowa, Manāssīr, Schukrīje, Hassanīje, Beni Amr, Gaālīje u. s. w., schliesslich die Stämme der Baggāra, die am weitesten vordrangen und sich schliesslich im Westen vom Strome in Darfūr und Kordofān festsetzten. Von den aus Oberägypten gekommenen Stämmen sind als die wichtigsten zu nennen die Zaidabīje, Zebairāb, Gemeāb u. s. w., welche die Namen der Häuptlinge tragen, die sie dorthin geführt haben. Bei jeder neuen Einwanderung mussten die Eingeborenen den Eroberern von neuem Platz machen. Auf diese Weise wurden die alten Völkerschaften Hamak und Nobat zum grössten Teil bis oberhalb Darfūr zurückgedrängt. Nur eine kleine Zahl lebt noch heutzutage zerstreut in den Provinzen Ssennār, Faschoda und Fasoglu. Dergestalt ist das eigentliche Nubien und ein Teil des Ssudān (Darfūr und Kordofān) fast nur von Arabern bewohnt. Nur das Gebiet vom 14. Breitengrad bis zum Aequator im Süden ist noch ausschliesslich von der schwarzen Rasse bevölkert. Aber auch dieser Teil hat nur wegen seiner Entfernung und seiner natürlichen Schwierigkeiten von der Einwanderung der Araber frei bleiben können. Wenn aber auch die Araber sich in den benachbarten Gebieten des Aequators nicht als Herren haben festsetzen können, so hat sie dies doch nicht verhindert, Einfälle zu machen und die Schwarzen zu rauben und zu verkaufen. Wohl noch niemand hat den Vernichtungskrieg vergessen, den der verstorbene Gessi Pascha, der Gouverneur von Bahr el ghasāl, mit den Danākla-Händlern (vom Stamme Zebeirāb) in seiner Provinz zu führen hatte und ihre Vernichtung und die Gefangennahme ihres Oberhauptes Ssolimān el Sobeir.

Diese Stämme also bildeten die herrschende Klasse im Ssudān, die den ganzen öffentlichen Reichtum an sich zogen. Sie besassen ausgedehnte Ländereien, unzählige Viehherden und nicht minder zahlreiche Scharen schwarzer Sklaven, die, ihrer Heimat mit Gewalt entrissen, der härtesten Behandlung unterworfen waren und häufig wegen des geringsten Versehens im Dienste oder selbst der geringfügigsten Laune des Besitzers halber unter der Nilpferdpeitsche ihr Leben aushauchen mussten. Dies waren die Leute,

welche der ägyptischen Regierung immer am meisten zu schaffen gemacht haben und nachdem sie die schwarzen Völkerschaften zur Verzweiflung gegen dieselbe, welche gezwungen war, den greulichen Sklavenhandel zu dulden, aufgeregt hatten, schliesslich, als die Regierung diesen Handel abzuschaffen suchte, die Entstehung des Mahdismus beförderten. Wir haben oben nur die Namen der hauptsächlichsten Stämme genannt. Eine vollständige Aufzählung sämtlicher Stämme würde zu lang sein und zu wenig Interesse haben. Jedoch werden wir nach Bedarf im Laufe der Erzählung noch einige weitere anführen. Abgesehen von den Stämmen der Hadendoa, die bis auf den heutigen Tag Nomaden geblieben sind und in den Provinzen Berber, Kassala und an der Küste des roten Meeres umherwandern, sind die Stämme sesshaft geworden und haben sich entweder in den bestehenden Städten niedergelassen oder neue gegründet. So hat sich in der Provinz Dongola einer der alten Stämme aus Oberägypten angesiedelt, dessen Nachkommen gegenwärtig Danākla (Barābra) heissen, ferner die Stämme Schaikīje, Manāssīr und Robaität, von asiatischer Herkunft.

In der Provinz Berber wohnen hauptsächlich Angehörige der Stämme Hadendoa, Gaālije, Ababde, einige Manāssīr und Bescharīje, alle aus Asien, ferner Zaidabīje, Gemeāb und Zebairāb aus Oberägypten. Die alten Bewohner von Berber, die nun seit langem vollkommen verschwunden sind, waren unter dem Namen el Mak, el Mongel Arbat u. s. w. bekannt und bildeten das bedeutende und verhältnismässig gut entwickelte Reich el Fung, zu welchem auch Ssennār gehörte. Von diesem Reiche erzählt man, dass einer seiner Könige, der am berühmtesten geworden ist, namens el Malek el Gahmān (der grausame König) neben einer ausserordentlichen Wildheit verschiedene Herrschertugenden und kriegerische Eigenschaften besass. Während er sein Merissa (Bier) trank und eine ausgesprochene Vorliebe für die menschliche Leber und Eingeweide hatte, die er roh oder zubereitet ass, war er doch um die Hebung der Kultur bemüht. So hatte er unter

anderem in seinem ganzen Reiche eine Art menschlicher Telegraphie eingerichtet, die nach der Tradition vollkommen regelmässig arbeitete: Menschen, die in der Entfernung von mehreren hundert Metern von einander aufgestellt waren, übermittelten durch gegenseitigen Zuruf die Nachrichten oder Befehle von der Hauptstadt bis an die fernsten Grenzen. Diese Postenlinien waren sehr zahlreich und überzogen das ganze Land wie ein Netz. Jedes Ereignis, das an der Landesgrenze geschah, konnte auf diese Weise dem König bekannt werden, und ebenso schnell konnte jeder Befehl von ihm an seine entferntesten Unterthanen gelangen. Heutzutage existiert keine Spur mehr von diesen alten Bewohnern von Berber, die entweder untergegangen oder im Ssudān zerstreut sind.

Wie die Provinz Berber ist auch el Tāka (Hauptort Kassala) von verschiedenen Stämmen bewohnt: Hadendoa, Beni Amr, Mannāt, el Haikūta, el Hemrān, el Schebudenāb, Gasrāja u. s. w.

Die Stadt Chartūm, die früher die Hauptstadt des ganzen Ssudān und Hauptort der Provinzen Chartūm, Ssennār und Fasoglu war, ist von den Aufständischen vollständig zerstört, die ihr Lager gegenüber von Chartūm auf dem westlichen Ufer des Stromes in Um Durmān errichtet haben. Chartūm war eine ziemlich volkreiche und verhältnismässig civilisierte Stadt mit lebhaftem und bedeutendem Handel. Als politischer und administrativer Mittelpunkt des Ssudān war es auch das kommerzielle Centrum, wo der Umtausch der Produkte Europa's mit denen des Ssudān sich vollzog. Hier in der Mitte dieses wilden Landes konnte der europäische Reisende zu seinem Erstaunen saubere breite Strassen, die auf beiden Seiten von Häusern in europäischem Stil mit zwei oder drei Stockwerken eingefasst waren, finden, ferner geräumige und schöne Magazine, die neben den wichtigsten Bedürfnisartikeln auch Luxusgegenstände enthielten. Von dieser Stadt existieren heutzutage keine Spuren mehr, ausser den wertlosen Trümmerhaufen, welche die [Horden des Mahdi dort übrig gelassen haben. Chartūm war vor etwa 80 Jahren, d. h. zur Zeit

wo die Aegypter den Ssudān eroberten, erbaut worden. Seine Lage zwischen dem weissen und dem blauen Nil, deren Vereinigungspunkt es beherrschte, war in strategischer Hinsicht bewunderungswert gewählt. Die Provinz Chartūm war von Angehörigen der Stämme Schukrīje, Battahīn, Baggāra, el Mohammadīje, Assar el Nabi, Hassanīje u. s. w. bewohnt. Die Bevölkerung der Hauptstadt selbst war von Leuten aller Rassen und Nationen zusammengesetzt; doch bildeten den überwiegenden Teil Araber von Aegypten, und Mualledīn, d. h. eine Mischrasse von ägyptischen und ssudānesischen Arabern. In der Nähe von Chartūm, drei Stunden nach Südosten, in den Ortschaften Sobat und Hellet el Begeir, existierte eine von den Mahdisten vollständig ausgerottete Völkerschaft, die in ihrer Art ebenso merkwürdig wie interessant war. Von durchaus unbekannter Herkunft, aber anscheinend seit langen Jahrhunderten hier angesessen, unterschied sie sich von den übrigen Stämmen des Ssudān durch ihren friedlichen Charakter, wie durch die Schönheit ihres Körperbaues, sodass sie mit ihren regelmässigen Zügen und dem vollkommenen Ebenmass ihrer Glieder Bronzestatuen glichen. Die Stadt Soba könnte sehr wohl das alte Nepata, das schwarze Theben sein, wohin sich der König Sabako mit seinen Truppen zurückgezogen hatte.[1]) Es existieren dort zahlreiche Ueberreste antiker Monumente, die zur Genüge beweisen, dass die alte Civilisation Aegyptens sich bis in diese entfernten Gegenden hin erstreckt hatte. Man sieht dort verfallene Tempel, zerbrochene und weithin zerstreute Säulen und Granitstatuen in ziemlicher Anzahl, von denen manche noch ganz gut erhalten sind. Die Bewohner dieser beiden Ortschaften befassten sich hauptsächlich mit der Herstellung roter Ziegel, die sie in Chartūm sehr billig, das Tausend für einen Thaler (4,50 Francs), verkauften. Der Häuptling dieses Stammes hiess Abd el Ssalām.

Die Provinz Kordofān ist hauptsächlich von dem Stamme Kababīsch bewohnt, dem reichsten und mächtigsten Teil der Bevölkerung dieser Provinz. Ausserdem sind noch zu nennen die

[1]) Nepata lag vielmehr am Berge Barkal oberhalb Dongola. B. M.

Stämme Gauwāmea, el Ghodiāt, Maganīn u. s. w. und die sehr zahlreichen Zweige des Stammes Baggāra: Baggāra Homr, Hattanīje, Gime, Selīm und Hauāsme; die letzteren teilen sich wiederum in eine Unmenge kleinerer Unterabteilungen, besonders die Dar Bāti, Dar Neīla, Dar Gauād, Aulād Gabūsch, el Rawawka, Dar Hamar, el Ghidiāl u. s. w.

Der Hauptort der Provinz Kordofān ist die Stadt El Obeid, deren eigentlicher Name El Ebējed, d. h. die kleine Weisse ist. Nach der Legende hat die Stadt ihren Ursprung daher, dass ein weisser Stier mit seinen Hörnern den Boden auf der Stelle der heutigen Stadt aufgewühlt habe, aus dem trinkbares Wasser hervorsprudelte. Die Menschen waren erfreut, auf diesem Punkte in so geringer Tiefe Wasser zu finden, bauten sich dort an und gründeten eine Stadt, die sie nach jenem Tiere benannten. Sonst hatte die Gegend von El Obeid nur Regenwasser, das sich nur kurze Zeit hielt und bald vom Boden aufgesogen wurde, sodass sie wegen ihrer Trockenheit fast unbewohnbar war. Trotzdem ist in Kordofān die Vegetation prachtvoll. Vor allem baut man Duchn (eine Hirseart) in grosser Menge, aus welchem man Brot bereitet. Der Duchn erreicht eine Höhe von drei bis vier Metern, und aus jeder Staude entwickelt sich eine grosse Anzahl Halme (bis sechzig), von denen jeder eine oder mehrere volle Aehren trägt. Trotz der geringen Sorgfalt beim Anbau und der Unzulänglichkeit und Unregelmässigkeit der Bewässerung und unter Berücksichtigung des von den Tieren in den Feldern angerichteten Schadens trägt der Feddān (4200 Quadratmeter) im Durchschnitt 10 Ardebb = circa 20 Hektoliter Körner. Ferner wird Mais angebaut, der ebenso gute Erträge liefert. Ferner kommen auch verschiedene Fruchtarten sehr gut fort: Aepfel, Granaten, gewöhnliche und indische Feigen, Citronen, Crèmebäume[1]), Bananen u. s. w. Allerdings erreichen letztere weder die Grösse noch die Schönheit und das Parfum, wie in den Aequatorgegenden.

---

[1]) Annona squamosa, arab. Kischta. B. M.

Die Hauptstadt der Provinz Darfūr ist die Ortschaft El Fāscher. Die Bewohner derselben gehören zu den Stämmen Berged, el Maalīje, el Reseikāt, el Mesrīje, Siadīje, Homr, Ta'aischa und Massalīt. Die letzteren wohnen in dem Gebirge Marra und haben den ägyptischen Truppen bei ihrem Eindringen einen hartnäckigen Widerstand entgegengesetzt. Ueberhaupt ist die Bevölkerung von Darfūr sehr kriegerisch. Die schönste und malerischste Stadt von Darfūr ist Mellit. Weitausgedehnte Dattelwälder umgeben die Stadt von allen Seiten. Die Stadt baut sich amphitheatralisch auf dem Abhang des Berges auf und erscheint von fern wie ein Nest mitten im Grünen. In Gebel Marra ist der Citronenbaum sehr häufig und trägt eine köstliche Frucht. In der Provinz Ssennār beginnt die schwarze Rasse, die alte und ursprüngliche Bevölkerung, aufzutreten. Die Stämme Hassanīje, Kenāne, Rakka'īn, Dabbanīje, Walad Ssabūn, Walad Abu Ginn (Sohn des Teufelskerls), Walad Abu Ruf u. s. w. bilden hauptsächlich die Bevölkerung von Ssennār. Einige Dörfer hingegen sind von arabischen Stämmen bewohnt, deren Ursprung unbekannt ist und die mit dem Namen der betreffenden Lokalitäten bezeichnet werden, nämlich die Baschāgra, Missid, Kalakla, Mussallamīje, Walad Madani u. s. w.

Die Provinzen Fasoglu, Faschōda, Bahr el ghasāl und Aequatoria sind ausschliesslich von der schwarzen Rasse bewohnt. Nur in der Provinz Bahr el ghasāl hatten sich zur Zeit Sobeirs einige Danākla niedergelassen, die dann gemeinsame Sache mit den Mahdisten machten, das Land räumten und mit diesen im Ssudān ein Leben begannen, dessen Losung Mord und Plünderung war.

Um zu rekapitulieren, so finden wir die arabische Rasse ausschliesslich herrschend in den Provinzen Dongola, Berber, Tāka oder Kassala, den Küsten von Ssuākin und Massaua, den Provinzen Chartūm, Kordofān und Darfūr. In Ssennār finden wir die arabische und schwarze Rasse mit einander gemischt und in Fasoglu, Faschoda, Bahr el ghasāl und Aequatoria die schwarze Rasse ausschliesslich herrschend.

KAPITEL XII.

Religion. Sitten und Gebräuche. Mut des Arabers. Seine Unempfindlichkeit gegen Schmerz und seine Todesverachtung. Der Ssot oder Peitsche. Die Hochzeitsfeier. Die Merīsa und der Selāt Lieblingsspeisen. Die Saffa oder Hochzeitszug. Die Ghalwa oder Brauttanz. Pomade. Delka und Lachucha. Schāma. Beschneidung der Knaben und Mädchen. Begräbniszeremonien. Tasmighat el Scha'ar oder Haarfrisur. Die Schageba. Die Ehe in Kordofān. Die Ehe bei den Hassanije. Der Sozialismus des Stammes Walad Abu Gerid. Charakter des Ssudānarabers.

Die arabischen Stämme des Ssudān gehören alle der muhammedanischen Religion nach hanefitischem Bekenntnis an, falls sie sich nicht irgend einer Sekte, wie z. B. den Ssenusije, die erst ganz kürzlich im Ssudān aufgekommen sind, angeschlossen haben. Ihre Gebräuche aber differieren von den Muhammedanern der anderen Länder in hohem Grade, und die Ceremonien bei den wichtigsten Lebensereignissen, die bei den anderen Muhammedanern mit geringen Unterschieden dieselben sind, sind bei den Ssudānarabern völlig verschieden. Sie tragen sämtlich den Stempel jenes wilden Stolzes, jenes Mutes und jener Schmerz- und Todesverachtung, die den Grundzug des Charakters dieser Stämme bildet.

Es giebt ein Sprichwort: Die Gebräuche machen die Gesetze. Man kann noch hinzufügen, dass sie die Geschichte eines Volkes erklären und rechtfertigen. Um also die Araber des Ssudān wirklich zu verstehen, wird es nicht unnütz sein, ihre Sitten und Gebräuche kurz zu skizzieren.

Mit geringem Unterschiede ist der Araber des Ssudān derselbe, gleichviel, welchem Stamme er auch angehört. Er ist mutig bis zur Verwegenheit, bis zur unbegreiflichsten Tollkühnheit. Er kann nicht begreifen, dass man vor irgend etwas Furcht haben könne.

Wenn er sich in die tollkühnste Unternehmung stürzt, scheint er die Gefahr nicht zu sehen und sich von derselben keine Rechenschaft zu geben. Wenn ihm der Tod in Sicht, sicher und unfehlbar ist, so hält ihn dies nicht auf; und wenn er umkommt, folgen ihm die andern, ohne dass sein Tod sie zum Innehalten oder Nachdenken bewegen könnte. Gegen den Schmerz scheinen sie von Eisen zu sein oder ihr Nervensystem ist derart abgestumpft, dass sie völlig unempfindlich sind. Hierfür mögen einige Thatsachen, die von noch lebenden Personen bezeugt werden, als Beweis dienen. Ein Mann in Chartūm nimmt in meiner Gegenwart eine glühende Kohle, streckt sein Bein aus und mit unerschütterlichem Gleichmut legt er die Kohle auf eine Wunde. Ein weisslicher Rauch steigt auf, ich höre das Knistern des verbrannten Fleisches und ich spüre den starken Fettgeruch, der sich davon verbreitet. Ich beobachte den Mann, der unbeweglich bleibt; keine Muskel in seinem Gesicht zuckt und auch nicht das geringste Anzeichen von Schmerz macht sich bemerkbar; als er endlich dieses neumodische Brennmittel abnimmt, sagt er zu seinem Bein: »Wenn du in drei Tagen nicht heil bist, schneide ich dich ab,« wobei er seinen Dolch spielen liess. Ich weiss nicht, ob das Bein diesen Rat beherzigt hat, da ich den Mann nicht mehr gesehen habe; ich bin aber fest überzeugt, dass er es sich mit derselben Kaltblütigkeit abgeschnitten haben würde, wie er es gesagt hatte.

Ein anderes Beispiel. Ein Kameelreiter bittet eine Frau, die vor der Thür ihrer Hütte sitzt, um Feuer für seine Cigarrette. Die Frau bringt ihm in der blossen Hand eine glühende Kohle. Er würde sich ihr gegenüber feige vorgekommen sein, wenn er sie in der Gleichgültigkeit gegen den Schmerz nicht hätte überbieten können. Er fasst also die Kohle mit den Fingern, legt sie auf sein nacktes Bein, wirft seine fertige Cigarrette auf die Erde, zieht seine Büchse heraus und dreht sich langsam und gelassen eine neue, während sein Fleisch brannte. Als er mit der Cigarrette fertig ist, nimmt er die Kohle mit den Fingern und zündet die Cigarrette an. Darauf wirft er das Feuer zur Erde, macht der

Frau seinen Ssalām und setzt seinen Weg fort. Es würde überflüssig sein, diese Beispiele zu vermehren. Es ist allbekannt, dass die Ssudānaraber bei ihren Belustigungen ihren Mut darin zu zeigen suchen, dass sie sich mit dem Dolche Arme, Beine und Brust zerhacken oder sich mit entblösstem Oberkörper in den grossen Haufen setzen und sich von allen aufs heftigste mit der Nilpferdpeitsche schlagen lassen, ohne dass sie mit den Wimpern zucken, selbst wenn das Blut in Strömen herabrinnt und Fleischfetzen sich bisweilen unter der Peitsche loslösen, denn bei dem geringsten Anzeichen von Ungeduld oder Schmerz werden sie für feige gehalten und aus der Gesellschaft ausgestossen.

Mit seinem bewundernswerten Mut verbindet der Ssudānaraber eine Beweglichkeit und Gewandtheit, die ihn zu einem gefährlichen Gegner im Kampfe machen. Zudem besitzt er einen eigenen Stolz und ist den Seinigen gegenüber von ungewöhnlicher Aufrichtigkeit und Treue. Ehemals kannte er die Lüge nicht, noch jetzt sind Leute zu finden, die lieber ihren Kopf verlieren, als lügen, doch hat die ansteckende Berührung mit dem ägyptischen Element schon die meisten verderbt. Wie die meisten Orientalen üben sie Gastfreundschaft im weitgehendsten Masse. Ihre Gebräuche, die wegen ihrer Originalität sehr merkwürdig sind und sich von denen der anderen muhammedanischen Völker bedeutend unterscheiden, verdienen besondere Erwähnung. Wir geben deshalb in folgendem eine Beschreibung der Feierlichkeiten bei den wichtigsten Lebensereignissen, der Heirat, der Beschneidung und der Beerdigung.

Hochzeit.

Pläne zu ehelichen Verbindungen reifen hier wie auch anderwärts gewöhnlich bei Festlichkeiten. Wenn ein junges Mädchen bei einem solchen Fest mit ihrem Tanz oder sonst wie die Aufmerksamkeit des Mannes erregt hat, so sucht er sich im Stillen über ihre Eigenschaften, ihre Eltern und Verhältnisse zu informieren. Sodann lässt er die Eltern auf ihre Bereitwilligkeit hin ausforschen und wenn er die Gewissheit erlangt hat, mit seiner Bewerbung

nicht abgewiesen zu werden, so sucht er in Begleitung von zwei Freunden oder Angehörigen die Eltern des Mädchens auf und teilt ihnen offen sein Verlangen mit. Wird darauf eingegangen, so reicht man ihm ein Glas Syrup und bestimmt den Betrag der Mitgift in Geld und in Vieh, die Beschaffenheit der Aussteuer u. s. w. Ist man darüber einig geworden, so wird der Besuch zum Essen eingeladen. Die bei solcher Gelegenheit ständigen Lieblingsgerichte, zu denen natürlich sehr reichlich Merissa (Bier) genossen wird, sind die Merāra und das Selat. Die Merāra ist ein Gemisch aus Leber und rohen gehackten Gedärmen, die mit einer ungeheuren Menge sehr starken roten Pfeffers (Schatta), Zwiebeln, Salz und Citronen gewürzt sind; dieses Gericht ist im Ssudān sehr beliebt und gilt für delikat.

Um das Selāt zu bereiten, legt man rote Ziegel ins Feuer, bis sie gehörig erhitzt sind, zieht sie dann heraus und breitet Fleisch darauf aus, das einen vorzüglichen Braten abgiebt. An einem der folgenden Tage schickt der Bräutigam die versprochene Mitgift, nämlich die verabredete Zahl von Ochsen, Kühen, Schafen u. s. w., und eine bestimmte Anzahl von Präsentierbrettern mit der festgesetzten Summe von Thalern, Seife, Kaffee, Zucker, ferner die Stoffe und Leinewand, welche die Aussteuer bilden.

Die Mitgift und die Aussteuer werden in feierlichem Aufzuge von den Angehörigen des Bräutigams nach dem Hause der Braut getragen. Während des Zuges lassen sie die Dallūka[1]), Gesang und Saghārit[2]) ertönen. In dem Hause der Braut werden die Gegenstände, welche die Mitgift und die Aussteuer bilden, in einer Kāa ausgestellt, wo sie die Eingeladenen, Angehörige oder Freunde besichtigen können. Wenn der Hochzeitstag gekommen ist, bleibt der Bräutigam mit seinen nächsten Freunden im Hause; erst nachmittags findet nach altem Herkommen der Hochzeitszug (Saffa) statt.

[1]) Eine Art Pauke, welche in gleichmässigen Zwischenräumen geschlagen wird.

[2]) Freudenschreie, welche dadurch hervorgebracht werden, dass man die Zunge im Gaumen vibrieren lässt.

Der Bräutigam steigt zu Pferde in Begleitung seines Wisīr[1]). Er hält in der Hand eine Nilpferdpeitsche (Ssoth) und ist mit Glasperlen der verschiedensten Art und kleinen Muscheln geschmückt; ferner trägt er Armbänder, die nach seinen Mitteln von Eisen, Silber oder Gold sind, ausserdem ein Perlenarmband mit einem grossen buntfarbigen Seidenband, welches ihm vom Handgelenk herabhängt und Ghartak heisst. Alle seine Freunde und Verwandten folgen ihm in langem Zuge. Immer von einem Wisīr begleitet, sprengt er rechts und links, vorwärts und rückwärts, wobei er seine Peitsche knallen lässt und das Band, das ihm von der Hand herabhängt, schüttelt, und der Zug bewegt sich unter den Tönen der Dallūka. Die jungen Leute zu Fuss oder zu Pferde und bis zum Gürtel entblösst, laufen und springen um die Mädchen herum und schlagen einander mit der Nilpferdpeitsche derart, dass man das Blut von ihren Schultern herabfliessen sieht. So bewegt sich der Zug durch das ganze Dorf unter den monotonen und betäubenden Klängen der Dallūka und dem unheimlichen Knallen der Peitschen, welche auf den Schultern der jungen Leute bleibende Spuren zurücklassen. Wenn das Dorf sich in der Nähe des Nils befindet, so geht der Zug bis an seine Ufer, bevor er umkehrt; bei den Ssudānesen steht der Strom in ebenso hohem Ansehen, wie bei den alten Aegyptern. Hierauf kehrt der Zug in das Haus der Braut zurück, wo das Hochzeitsmahl aufgetragen wird, bei welchem der Merissa-Genuss eine grosse Rolle spielt. Das Mahl verlängert sich bisweilen bis drei Uhr[2]), wo dann die Eingeladenen sich verabschieden. Die Eltern der Braut wählen dann 3 oder 4 Mädchen von derselben Gestalt wie die Braut aus, lassen sie gleiche Kleider anziehen wie diese und sie mit ihr zusammen in der Ecke eines grossen Zimmers Platz nehmen, welch letzteres nur spärlich erleuchtet wird. In

---

[1]) Das Wort, das eigentlich Minister bedeutet, entspricht hier dem Bräutigamführer bei uns.

[2]) d. h. nach Sonnenuntergang, etwa 9 Uhr abends. B. M.

einiger Entfernung davon setzen sich alle verwandte oder befreundete Frauen, worauf man den neuen Ehemann hereinführt. Wir treten mit ihm herein, um das sonderbare Schauspiel, welches sich nun entwickelt, mit anzusehen. Auf einer Seite hocken die Zuschauerinnen, bunt durcheinander am Boden; im Hintergrunde sitzen im Halbdunkel vier oder fünf Personen in einer Reihe, alle haben das Gesicht mit einem Zipfel ihres Gewandes verhüllt und weinen und seufzen unisono wie erschreckte Turteltauben. Der junge Ehemann weiss sehr wohl, dass eines von den in der Ecke sitzenden Mädchen seine Frau ist, aber wie soll er sie erkennen? Wenn er den glücklichen Einfall gehabt hat, sich für diesen Fall mit einer der älteren Frauen vermittelst Geld in Verbindung zu setzen, so geht die Sache leicht: ein jedem Anderen unmerkliches Zeichen weist ihm seine Frau, er geht direkt auf sie los und ergreift sie. Im anderen Falle muss er sehen, wie er sich hilft und auch auf gut Glück die erste fassen, welche ihm in die Hand fällt. Sie läuft ihm davon, noch immer verschleiert, um ihn in der Illusion zu lassen, er ihr nach, ergreift sie wieder, aber sie entgleitet ihm unter den Händen wie eine Schlange und durchläuft das Zimmer nach allen Richtungen. Abermals ergreift er sie und entreisst ihr den Schleier mit Gewalt, findet aber zu seiner bittern Enttäuschung, dass es nicht seine Frau ist. Er lässt sie los, um unter den andern die richtige zu suchen. Während dieses kurzen Zwischenraumes hat aber die erste Zeit gehabt, sich von neuem zu verhüllen und sich schleunigst zwischen ihre Gefährtinnen zu setzen, sodass der Mann bei seinem weiteren Suchen, wenn der Zufall will, wieder dieselbe treffen kann.

Dieses Spiel dauert zuweilen bis zum Morgen, jedenfalls so lange, bis der Mann endlich das Glück hat, seine Frau zu treffen. Dann führt er sie in ein anderes Zimmer und kratzt ihr vor ihren Freundinnen und Verwandten mit seinen Fingernägeln, die er sich hierfür hart und lang hat wachsen lassen, Arme, Schultern und Hüfte, bis das Blut herabrinnt. Hierbei versucht die Braut sich von ihm loszureissen und zu entfliehen. Nun beginnt die

Ghalwa oder Brauttanz, welcher die Schande und die verletzte Scham der neu Verheirateten darstellen soll. Der Mann tritt an seine Frau heran und presst sie mit aller Kraft zwischen seine Arme; mit einer ausserordentlichen Geschicklichkeit entwindet sie sich seinen Händen und läuft davon. Er ergreift sie von neuem, sie windet sich zwischen seinen Armen, lässt sich zur Erde fallen, und wenn er seine Arme öffnet, um sie aufzuheben, ist sie schon auf und davon. Er fasst sie dann wiederum; ermüdet und erschöpft kann sie keinen energischen Widerstand mehr entgegensetzen; trotzdem windet sie sich noch immer unter Stöhnen und verstellten Thränen zwischen seinen Händen und macht vergebliche Anstrengungen, loszukommen. Wenn ihre Kräfte sie dann vollständig verlassen haben, so neigt sie sich nach rückwärts über und lässt den Kopf herabhängen, als ob sie in Ohnmacht gefallen wäre. Der Mann richtet sie dann auf und setzt sie nieder, damit sie sich erholen kann. Dieser wilde und barbarische, aber malerische und anziehende Tanz wird unter den Klängen einer kleinen Dallüka und dem Gesang der Zuschauerinnen aufgeführt. Wenn die junge Frau sich wieder genügend erholt hat, beginnt der Tanz von neuem, und wenn sie schliesslich umzufallen droht und einer der Anwesenden ihr eine besondere Ehre erweisen will, so umfasst er sie, richtet sie auf und lässt Daumen und Zeigefinger seiner freigebliebenen Hand vor ihrem Gesichte zum Zeichen der Ehrerweisung knallen. Dieser Tanz oder Ghalwa ist zwar nicht strenge Regel, aber gewöhnlich bestehen die Eltern, zumal die der Braut, darauf, dass er stattfindet. Bisweilen wird er auf einem öffentlichen Platz aufgeführt; aber wenn der Bräutigam sich weigert, sich und seine Braut öffentlich zur Schau zu stellen, hält man ihn im Hause in Gegenwart der nächsten Bekannten ab. Die Ghalwa hat den Zweck, dem Bräutigam, den Angehörigen und Freunden zu zeigen, dass die Braut keinen Körperfehler hat, sondern wohlgebaut und behend ist. Wenn der Tanz vorüber ist, ziehen sich die neuen Gatten in verschiedene Zimmer zurück, um sich auszuruhen. Jetzt erhält der Mann die

Delka (eine Art Massage). Sie wird gewöhnlich von einem Farcha (jungen Sklaven) und zwar in folgender Weise ausgeführt. Der ganze Körper von Kopf bis Fuss wird zweimal stark eingerieben, das erste Mal mit einer Art Teig, welcher Delka heisst, das zweite Mal mit einer Art besonderer Pomade, Namens Lachocha.

Die Delka besteht aus gemahlenem Mais und Kardamom, was zusammengestampft und in einen Teig geknetet wird. Die Lachocha-Pomade besteht aus Kardamom, Gewürznelken, Ssantal-Essenz und Dofra[1]). Das Ganze wird gestampft und mit Sesamöl und Rindermark (Wadak) vermischt.

Die Delka hat den Zweck, den Körper zu reinigen und zu kräftigen; wenn er gut gereinigt ist, wird er mit der Lachocha eingerieben, um ihn zu parfümieren. Gleichzeitig stärken diese Essenzen die Haut und werden ausserdem als Aphrodisiacum betrachtet.

Das ganze Hochzeitsfest nebst Tänzen und Gesängen dauert 7—40 Tage. Erst am letzten Festtage darf der Gatte, der bis dahin seiner Frau nur einige Liebkosungen hat erweisen können, einige Fäden ihres Rahad ablösen. Der Rahad ist ein Fell, welches in Form eines Gürtels den Bauch und die Hüften bedeckt und in seinem unteren Teile in eine Menge kleinerer Fäden zerschnitten ist, welche auf die Beine herabhängen. Er bildet die einzige Bekleidung der Negerinnen oder Sklavinnen. Ausserdem wird er von der Braut bei der Hochzeit angelegt, aber nur für die Stunden, wo sie zum ersten Mal ihre Pflichten als Gattin zu erfüllen hat. Jedoch ist die Neuvermählte bis zu diesem Augenblick noch nicht in Wirklichkeit Frau. Die Unglückliche ist nämlich vollständig vernäht, derart, dass sie nur eine kaum wahrnehmbare Oeffnung für den Abfluss des Urins hat. Wir werden die Beschreibung dieser abscheulichen Verstümmelung in dem Abschnitte über die weibliche Beschneidung geben. Der junge Ehemann

[1]) Die Dofra wächst im Ssudān, sieht wie Fischschuppen aus und besitzt einen sehr angenehmen Geruch.

hat jedoch gut warten, dass man ihm die Ausübung seines Rechtes erlaube; er muss den Eltern vorerst noch eine zweite Mitgift zahlen, sie bitten, und irgend eine alte Frau intervenieren lassen, damit die Eltern endlich vermittelst eines Messerschnittes durch die vernähte Partie ihm die Geltendmachung seines Rechtes ermöglichen; nun muss er noch warten, bis die Wunde geheilt ist. Diese Operation heisst Ssehāma.

Die neu Verheiratete darf ohne Verletzung der Sitte zu ihrem Manne nicht sprechen, und er muss geheim halten, wenn sie zu ihm gesprochen hat, um sie nicht zum Gegenstande des Hohnes und bitteren Tadels werden zu lassen. Er muss die Eltern bitten, und namentlich diesen wieder etwas zahlen, damit sie der Tochter erlauben, mit ihrem Manne sprechen zu dürfen.

Wenn die Frau ihrer Niederkunft entgegensieht, wartet ihrer noch eine furchtbare Verstümmelung. Le nouveau né ne doit pas passer par la route frayée et connue, on coupe les muscles de la femme au pli de sa jambe depuis la jointure jusqu'aux reins d'un seul coté pour sortir l'enfant. Nach der Geburt näht man diese Oeffnung in gleicher Weise wie die oben bei der Hochzeit erwähnte wieder zu und damit ist die Frau in den gleichen Zustand wie vor der Hochzeit versetzt. Erst lange Zeit nach ihrer Niederkunft macht eine neue Ssehāma die Frau für ihre ehelichen Pflichten wieder fähig.

Niemals spricht die Schwiegermutter mit ihrem Schwiegersohn, es wäre ein Schimpf und Schande, nicht allein mit ihm zu sprechen, sondern selbst sich vor ihm zu zeigen. Wenn sie ihn an irgend einem Platze weiss, wartet sie bis er fortgeht oder macht einen Umweg, um ihm nicht zu begegnen. Der Grund für diese Sitte ist nicht Verachtung der Schwiegermutter, ganz im Gegentheil ist im Ssudān die Schwiegermutter der Gegenstand einer besonderen Verehrung, und der heiligste Eid, den jemand leisten kann, ist der beim Namen seiner Schwiegermutter.

Beschneidung.

Die Feier der Beschneidung wird schon mehrere Tage vorher durch verschiedene Festlichkeiten eingeleitet. Am bestimmten Tage bildet sich eine Prozession aus den Angehörigen und Freunden des Helden des Festtages, die das Dorf durchzieht.

Die Beschneidung des Knaben geschieht im Ssudān gewöhnlich im Alter von 12—15 Jahren. Der zu beschneidende Knabe befindet sich an der Spitze des Zuges, und ist ganz wie der Bräutigam gekleidet und geschmückt mit dem Ghartak an der Faust und dem Ssoth in der Hand und wird von allen seinen Freunden umringt, die sich die üblichen Peitschenhiebe auf die Schultern versetzen. Nur der zu beschneidende Knabe bleibt wie der Bräutigam davon verschont, ohne dass man ihn der Feigheit beschuldigen dürfte. Schon bei anderen Gelegenheiten hat er die nötigen Proben abgelegt. Ist der Zug nach dem Hause zurückgekehrt, so wird der Patient auf ein Angareb gesetzt, und der Dorfbarbier, der den Chirurgen spielt, beginnt die Operation. Der Patient ist von einer grossen Menge Mädchen und Sklavinnen umringt, welche während der Operation singen und tanzen, um ihn zu zerstreuen. Mit Rücksicht auf die Anwesenheit dieser Frauen hält er geduldig still und lässt wenigstens anscheinend kaltblütig die Sache über sich ergehen, um keine Schwäche zu zeigen und von jenen nicht verhöhnt zu werden. Die Operation selbst wird auf die gleiche Weise ausgeführt, wie bei allen Mohammedanern: Eine Pinzette und ein Schnitt mit dem Messer ist alles.

Die meisten Bewohner des ägyptischen Ssudān, d. h. alle Beduinenstämme und ein Teil der Negerbevölkerung (die, welche sich den Arabern assimiliert haben) üben die Beschneidung aus.

Die weibliche Beschneidung.

Die weibliche Beschneidung, wie sie bei allen Muhammedanern ausgeführt wird, besteht in der Entfernung eines Teiles der Clitoris. Im Ssudān wird statt dessen von den meisten arabischen

Stämmen eine geradezu schreckliche Verstümmelung der Frau ausgeübt. Diese barbarische Operation findet, wenn das Mädchen ein Alter von 6 Jahren erreicht hat, mit denselben Festlichkeiten wie bei der Hochzeit statt. —

On coupe avec le rasoir clitoris, les grandes lèvres et une partie la plus proéminente des petites lèvres en laissant la place unie et sans un relief. On réunit ensuite les deux bords par des sutures en ayant soin de mettre un petit tube en roseau très mince, pour maintenir une petite ouverture pour l'écoulement de l'urin. Au bout de quelques jours les bords se soudent, la plaie se ferme, et on peut alors détacher les fils de la suture ainsi que le canule de roseau. — La femme est devenue un monstre, et l'opération sacrée, ou la sacrée opération est achevée.

Andere Qualen erwarten die Unglückliche später bei der Hochzeit. Diese Prozedur wird bei allen Muhammedanern des Ssudān von Berber bis Ssennār ausgeübt, einbegriffen Chartūm, Metamme, Schendi, Mussallamīje, Walad Madani, Refāa, Harās, Ssennār samt ihren Dependenzen. Man sagt, dass diese Operation nicht blos durch den religiösen Ritus erfordert werde, sondern noch den Zweck habe, eine gewisse Krankheit zu verhindern, welche, wie man behauptet, diejenigen Frauenzimmer befällt, welche diese Verstümmelung nicht durchgemacht haben.

Beerdigung.

Die Totenzeremonie ist bei den Bewohnern des Ssudān sehr einfach und gleicht den Gebräuchen der übrigen Muhammedaner. Angehörige und Freunde versammeln sich um den Todten und tanzen beim Schall der Dallūka, wobei sie weinen und Schreie ausstossen. Der Tote wird gewaschen und statt eines Leichentuches in einige Meter gewöhnlichen Baumwollenstoffes eingehüllt, worauf er von seinen Freunden und Bekannten nach dem Kirchhof getragen wird.

Jeder der Angehörigen trägt auf dem Gange einen Gegenstand oder eine Waffe, die des Toten Eigentum war. Nach dem

Trauerhause zurückgekehrt, ruft man einen Feki (Priester), welcher einen und denselben Vers des Korān einige hundert- oder tausendmal rezitiert, je nach der Stellung, die der Verstorbene eingenommen hat. Bei jedem Verse nimmt der Feki ein Steinchen von einem Haufen und wirft es in eine Ecke. Wenn das Gebet zu Ende ist, zählt man die Steinchen, um sich zu überzeugen, ob er nicht einen Vers ausgelassen oder vergessen hat. Wird die Summe richtig befunden, so wirft man die Steinchen in einen oder mehrere Säcke und schüttet sie auf das Grab des Toten. So kann man aus der Höhe eines Steinhügels auf dem Grabe die Bedeutung dessen, der darunter ruht, erkennen.

Bei den Frauen geschieht die Beerdigung auf dieselbe Weise, nur mit dem Unterschiede, dass bei der Waschung des Körpers auch die Haare gewaschen werden, eine penible und umständliche Arbeit, welche stundenlang dauert. Denn die ssudānesische Frau, die für ihre Toilette eine ziemliche Menge Gummi arabicum und Rindertalg braucht, wäscht sich während ihres ganzen Lebens den Kopf höchstens zwei- oder dreimal. Man begreift leicht, dass es einige Arbeit erfordert, den Schmutz von einigen Jahrzehnten aus den Haaren zu entfernen und sie einigermassen glatt und geschmeidig, wie im Naturzustand zu machen.

Haartracht.

Wir haben soeben bemerkt, dass die Frauen im Ssudān nicht gerade allzuhäufig sich das Haar ordnen. Z. B. einmal alle Jahre genügt selbst den elegantesten; andere tragen dieselbe Haartracht bisweilen mehrere Jahre hindurch. Deshalb machen sie aus dem denkwürdigen Tage, wo sie sich das Haar ordnen, einen Festtag. Thatsächlich braucht aber auch die Haartracht nach der Art und Weise, wie sie zustande kommt, nicht häufig erneuert zu werden. Die Haare werden mit Gummi steif gemacht, und da sie niemals mit Wasser in Berührung kommen, halten sie sich so lange Zeit. Die erste Operation besteht darin, den Gummi in

die Haare zu bringen, die vorher bis an die Schultern abgeschnitten werden, und sie dann trocknen zu lassen. Diese Behandlung heisst Tasmighat el Scha'ar oder Gummierung der Haare. Da sie hierdurch zu steif geworden sind und aneinander kleben, schreitet man zu der zweiten Operation, die sie geschmeidiger und schwarz zu machen bezweckt. Diese zweite Behandlung besteht darin, dass man sie mit einer Art Pommade aus Wadak (Rindertalg) und verbranntem und pulverisiertem Mais einreibt. Die dritte Operation besteht darin, die Haare mit der Lachocha zu parfümieren, deren Rezept wir schon oben bei der Beschreibung der Delka mitgeteilt haben. Während dieser ganzen Prozedur ist die Patientin von allen ihren Freundinnen umgeben, denen ein regelrechtes Festessen vorgesetzt wird; sie essen, trinken Merissa, lachen, singen und überlassen sich den verschiedenen Spielen, während die Haarkünstlerinnen bei ihrer Arbeit sind.

Schaigēba.[1])

Wenn eine Frau vom Stande oder eine, die wegen ihrer Schönheit berühmt ist, sich den Haarputz ordnen lässt, begeben sich ihre Freundinnen auf die Strasse, und wenn sie einen Bekannten sehen, kleben sie ihm mit den Worten: »walad el malek bejissallem aleik« (»der Königsohn grüsst dich«) etwas Gummi auf das Gesicht und teilen ihm mit, dass die und die Frau sich den Haarputz ordnen lässt. Sodann halten sie ihm einen Teller vor, den sie bis dahin sorgfältig vor ihm verborgen hatten. Der Betreffende muss nun gute Miene dazu machen und je nach seinen Verhältnissen ein Gold- oder Silberstück auf den Teller werfen. Thut er es nicht, so würde er die ssudānesische Galanterie auf das gröblichste verletzen. Für das so gesammelte Geld kaufen die Frauen Erfrischungen und andere Delikatessen.

Diese Schaigēba wird nicht blos bei der Zeremonie des Haarputzes, sondern auch bei der Hochzeit und bei der weib-

[1]) Vom Arabischen Schē agib, etwas Merkwürdiges.

lichen Beschneidung ausgeführt. Der Unterschied ist nur der, dass man nach dem Grusse: »walad el malek bejissallem aleik« sagt: die und die verheiratet sich oder wird beschnitten, anstatt für: sie lässt sich den Haarputz ordnen.

Die Hochzeit in Kordofān.

In Kordofān wird die Hochzeit mit denselben Gebräuchen wie anderwärts im Ssudān gefeiert. Nur bei dem Stamm der Gauwāmea darf sich ein Mädchen nicht früher verheiraten, bevor sie ein Kind, das »mu'īn chālu« genannt wird, zur Welt gebracht hat. Diese Praxis ist nicht ohne Grund und Zweck. Sie soll beweisen, dass das Mädchen im Stande ist, zu gebären, worauf im Ssudān der grösste Wert gelegt wird. In zweiter Linie soll das Mädchen, das nach ihrer Heirat ihre Eltern verlässt, ihrer Familie den »mu'īn chālu« geben, der später an ihrer Stelle ihre Familie zu unterstützen hat. Sie füllt derart im voraus die Lücke aus, die durch ihre Verheiratung in der Familie entsteht.

Bei dem Stamm der Hassanīje existiert eine seltsame Art der Ehe, welche »bil rob'« oder Ehe auf Viertelzeit genannt wird. Die nach dieser Weise verheiratete Frau gehört für drei Viertel der Zeit ihrem Manne und geniesst während des letzten Viertels eine vollständige Unabhängigkeit von ihm. Die Teilung der Zeit geschieht auf Grund des gegenseitigen Einverständnisses. Wenn die Frau nicht darauf besteht, während der Zeit, die ihr gehört, das Haus des Gatten zu meiden, kann sie darin bleiben. Trotz des Namens »Ehe auf Viertelzeit« ist die Zeit nicht immer in diesem Verhältnis geteilt. Wenn die von dem Manne gebrachte Mitgift nur gering ist, kann die Frau einen bis sechs Tage in der Woche frei sein; wenn aber die gegebene Mitgift ansehnlich ist, so kann der Mann zu seinen Gunsten in dem mündlichen Ehevertrag sich bis zu sechs Tage ausbedingen, jedoch muss die Frau mindestens einen Tag in der Woche vollständige Freiheit geniessen.

Bei dem Stamme der Walad Abu Gerīd (»dem Sohn des Mannes mit Palmenzweigen«) existiert eine noch sonderbarere

Sitte: Alle Abende nach dem Essen findet auf einem öffentlichen Platze die religiöse Zeremonie des Sikr statt. Der Häuptling des Stammes sitzt in der Mitte und ist von einem Kreise Fanatiker umgeben, welche unter beständigen Bewegungen des Kopfes Koränverse und Gebete herleiern. Um den Kreis dieser Frommen promenieren alle verheirateten Frauen des Stammes, angethan mit den schönsten Kleidern, und erwarten das Ende des Gebetes. Wenn der Sikr zu Ende ist, so redet jeder einzelne aus dem Kreise der Reihe nach den Häuptling etwa folgendermassen an: »Ich möchte die Frau von dem und dem aus dem Stamme kennen lernen.« Der Häuptling ruft dann sofort die betreffende Frau samt ihrem Manne und hält ihnen folgende Rede. Zu der Frau sagt er: »Der und der wünscht dich kennen zu lernen; wenn sein Verlangen nicht erfüllt wird, so wird es dir und deiner Nachkommenschaft Unglück bringen und vielleicht auch Unruhe in deinem und seinem Hause anrichten. Gehe also mit ihm, um das Unheil zu beschwören, das euch beide sonst treffen kann.«

Zu dem Manne sagt er: »Der und der verlangt nach deiner Frau; wenn sie sich seinen Wünschen nicht fügt, so kann euch das Unheil bringen und diesen Mann von seinen Geschäften und von seiner Andacht ablenken. Um all dies zu vermeiden, habe ich deiner Frau erlaubt, mit ihm zu gehen, und morgen früh wird sie wieder zu deinem Hause zurückkehren.«

Ausser diesem Austausch von Gefälligkeiten wird bei den Beduinen der Abu Gerīd der Gast, wenn er zu demselben Stamme und derselben Konfession gehört, mit einer ausserordentlichen Gastfreundschaft behandelt, die sich selbst auf die Hausfrau erstreckt.

Um diese Skizze der Sitten der Araber von Nubien zu vervollständigen, wollen wir die Hauptzüge seiner moralischen und intellektuellen Eigenschaften kurz zusammenfassen.

Der Ssudān-Araber ist nicht beschränkt, sondern im Gegenteil fein und intelligent. Nur ist seine Intelligenz durch Erziehung nicht ausgebildet und wie bei allen seinen Religionsgenossen durch

Fanatismus und Fatalismus etwas verdunkelt. Wenn seine Religion kein solches Hindernis wäre, würde der Araber bald merkliche Fortschritte machen und im Handel wie in der Industrie und selbst in den Künsten es bald zu einem hohen Grade der Vervollkommnung bringen. Zumal für den Handel besitzt er ein grosses praktisches Geschick. Er lernt sehr leicht die gangbaren Artikel kennen, importiert, exportiert, treibt Tauschhandel mit Elfenbein oder Sklaven, ist unermüdlich und thätig und versteht sein Geschäft in die Höhe zu bringen. Als Handwerker und Künstler hat es der Araber schon jetzt zu einer gewissen Vollkommenheit gebracht, wenn man die Unzulänglichkeit seiner Werkzeuge in gebührende Berücksichtigung zieht. Wenigstens fanden auf der Pariser Weltausstellung von 1867 die Kunsterzeugnisse des Ssudān, ciselierte Waffen, Gold- und Silbersachen und besonders die Filigranarbeiten, ungeteilten Beifall. Im allgemeinen aber befasst sich der Ssudān-Araber mit keiner Arbeit oder Handwerk. Sein Leben und Charakter sind noch fast genau die des mittelalterlichen Arabers, wie sie in den Romanen gefeiert werden; seinem Stolze ist jede Handarbeit wie der Handel gleich verächtlich. Er beschäftigt sich lieber mit Viehzucht und Ackerbau, die vor den Ereignissen der letzten zehn Jahre sehr bedeutend waren. Aber auch hierfür hat er seine Leibeigenen, wie er sie seit dem Tage, wo er plötzlich in Afrika erschienen ist, gehabt hat. Die unglückliche schwarze Rasse ist es, die das schreckliche Joch der Sklaverei zu tragen hat. Das Leben des Arabers ist das eines Herrn im Mittelalter und nur dem Kriegshandwerk, den Raubzügen (Razzias) und der Trägheit gewidmet. Letztere ist aber weiter nichts als Verachtung der Arbeit, schliesst indess Thätigkeit, Mut, Unerschrockenheit und Todesverachtung, die den Araber in hohem Grade auszeichnen, keineswegs aus.

KAPITEL XIII.

Eroberung des Ssudān durch Mohammed Ali Pascha. Die Tscherkessen des Prinzen Ismail. Marsch der Armee. In Schendi. Der Ssultān Nemr. Attentat gegen den Prinzen. Rache des Mohammed el Defterdār. Monopolisierung des Handels. Verbot des Sklavenhandels. Verfrühte Massregel. Die Sklaverei kann nur durch jahrhundertelange Arbeit abgeschafft werden. Organisierung der Verwaltung des Ssudān. Die Erlasse des Mohammed Ali. Ahmed Pascha, Gouverneur des Ssudān. Abd el Latif Pascha. Ali Pascha Kako. Aufhebung des Handelsmonopols unter dem Chedive Abbās.

Wie ich im Vorhergehenden eine kurze Darstellung der Herkunft und der Sitten der herrschenden Rasse im ägyptischen Ssudān gegeben habe, so will ich im Folgenden die politische Geschichte derselben seit der Zeit der ägyptischen Eroberung bis zur Entstehung der unseligen, aber vorauszusehenden allgemeinen Empörung skizzieren, welche Aegypten in wenigen Monaten die Frucht einer Kulturarbeit von mehr als einem halben Jahrhundert entriss, um dann über die Ereignisse in der Aequatorialprovinz zu berichten, welche die öffentliche Aufmerksamkeit auf sich gelenkt haben und bisher sehr verschieden dargestellt worden sind. Die Beziehungen zwischen der Geschichte des Ssudān und dem Ursprung des Mahdismus sind thatsächlich unmittelbare, weshalb ein Abriss dieser Geschichte unentbehrlich ist.

Es war im Jahre 1235 der Hedjra (1820), als Mohammed Ali Pascha, der erste Vizekönig von Aegypten und Gründer der gegenwärtigen Dynastie, nach Herstellung der Ordnung in seinem Lande den Entschluss fasste, seine Herrschaft weiter nach Süden auszudehnen. Die Eroberung eines ungeheuren Landes, die Hülfsquellen, welche es später gewähren konnte, die Hoffnung, dort Mineralien zu finden, der sichere Aufschwung, welchen der Handel

und die Industrie Aegyptens dadurch nehmen mussten, waren für diesen Entschluss ebenso massgebend, wie die Begierde nach Ruhm, sich Länder zu eröffnen, deren Namen noch ein Rätsel waren, und die Hoffnung, die Macht Aegyptens durch Eroberung und Ausbeutung dieser ungeheuren Länder vielleicht zu verzehnfachen.

Im Juli 1820 brach unter dem Kommando des Prinzen Ismaīl Pascha, Sohnes von Mohammed Ali Pascha, eine 6000 Mann starke Expedition, die zum grössten Teile aus Tscherkessen bestand, nach dem Ssudān auf. Ohne Unfall zog sie von Assuān an dem Strome entlang nach Dongola; erst an den Grenzen des Gebietes von Berber begegnete sie dem ersten Widerstande seitens der Eingeborenen von dem Stamme der Schaikīje. Die Angreifer machten mit den ägyptischen Waffen eine unglückliche Erfahrung und mussten sich unter starken Verlusten zurückziehen. Das Expeditionskorps rekognoszierte sodann das ganze Land zwischen dem weissen und blauen Nil bis nach Ssennār und Fasoglu und machte auf dem Rückmarsch in Schendi Halt. Hier wurde ein Lager aufgeschlagen und Lieferungen von den Eingeborenen eingetrieben. Der König Nemr (»Tiger«) beeilte sich, Holz und Stroh herbeizuschaffen, das vor allem verlangt wurde, und häufte es mit Absicht um die grosse Hütte des Prinzen auf. Seine Leute mussten sich bis zum Einbruch der Nacht in der Umgebung verstecken. Im Schutze der Dunkelheit liess er an dieses Brennmaterial gleichzeitig an mehreren Punkten Feuer legen. In einem Augenblick war die Wohnung Ismaīl Pascha's von einem Feuerkreis umgeben und trotz aller Anstrengungen zu seiner Rettung kam er in den Flammen um. Nach dieser Schandthat entfloh König Nemr aus Furcht vor der zu erwartenden Rache und liess sich an der Grenze von Abessinien in einer Landschaft namens El Hemrān nieder.

Als die Nachricht vom Tode Ismaīl Pascha's nach Kairo kam, gab der Vizekönig dem Mohammed Bey el Defterdār, der damals mit einem Korps von 5000 Mann Baschibosuk in Kordofān

stand, den Befehl, nach Schendi aufzubrechen und den Tod des Prinzen zu rächen. Defterdār war von Charakter grausam und seine Rache deshalb fürchterlich; er durchzog das Land mit Feuer und Schwert und schonte weder Weiber, noch Kinder, noch Greise. Von Defterdār wurde der Ssudān von der ägyptischen Grenze bis Kordofān inclusive, d. h. das ganze Stromgebiet des weissen Nil und die Bajūda-Wüste, definitiv für Aegypten erobert.

1840 reiste Mohammed Ali Pascha selbst nach dem Ssudān. In Chartūm proklamierte er die Abschaffung des Sklavenhandels, richtete eine regelrechte Verwaltung mit Chartūm als Mittelpunkt ein und monopolisierte zu Gunsten der Regierung den Handel mit den wichtigsten Landeserzeugnissen, Elfenbein und Straussenfedern. Aber die Abschaffung der Sklaverei und die Monopolisierung des Sklavenhandels, zwei Massregeln, von denen die erste verfrüht und die andere unpolitisch war, säeten den Keim der Unzufriedenheit. Die beiden Missgriffe, die später unter der Verwaltung Gordon Pascha's wiederholt wurden, waren die inneren Gründe für den Ausbruch des Mahdisten-Aufstandes. Wenn wir diese Worte aussprechen, hören wir die Vorwürfe des Lesers, dass wir uns zu Verteidigern der Sklaverei aufwerfen. Aber im Gegenteil sind wir die ersten, welche diese verwerfliche Institution und diese stärkste Verletzung der Menschenrechte verdammen; jedoch von hier ist es noch ein weiter Schritt den Erlass einer so tief einschneidenden Verordnung vom politischen Standpunkt zu billigen.

Es kann kein Zweifel darüber bestehen, dass die Sklaverei abgeschafft werden muss und dass sie abgeschafft werden wird, aber geschehen kann dies nur durch die Arbeit von Jahrhunderten. Der fortschrittliche Umschwung in der menschlichen Gesellschaft muss sich langsam vollziehen, wenn anders man ihn nicht erschweren oder gefährlich machen will.

Als Eigentümer von Heerden wie als Ackerbauer oder Händler kann der Araber ohne die Sklaven nicht existieren und nun will

man mit einem Schlage ohne Vorbereitung und ohne Uebergangsstadien sie ihm entreissen, d. h. ihm die Hände nehmen, die ihn ernähren.

Wir haben gesagt, dass diese Massregel unpolitisch war. Denn thatsächlich bildeten diejenigen, welche von der Arbeit der Sklaven und von dem Handel mit Sklaven lebten, die überwiegende Mehrheit der Bevölkerung von Nubien, Kordofān und Darfūr, und jenes unglückliche Verbot machte aus diesen Arabern ebenso viele Unzufriedene. Sie konnten sich zwar noch dem Handel widmen, aber dieser wurde durch die von Mohammed Ali angeordnete, von Abbas aufgegebene und von Gordon wieder eingeführte Monopolisierung auf ein Minimum beschränkt, welche wir als den zweiten der beiden Missgriffe bezeichnet haben. Allerdings waren es Missgriffe, welche Mohammed Ali Pascha und Gordon Pascha nur vom politischen Gesichtspunkte zur Last fallen; vom menschlichen Gesichtspunkte aber machen sie ihnen Ehre und zeugen für die Humanitäts-Ideen, von welchen beide Männer erfüllt waren.

Mohammed Ali setzte der Verwaltung des Ssudān Offiziere an die Spitze, die er aus seinem Heere mit besonderer Sorgfalt auswählte. Er ernannte Steuererheber und Befehlshaber, welche über die öffentliche Ruhe und Sicherheit zu wachen hatten, zu welchem Zweck er auch eine genügende Militärmacht im Ssudān zurückliess.

In dem Werke des Dr. Abbate Pascha, Vorsitzenden der vizeköniglichen geographischen Gesellschaft in Kairo, vom Jahre 1858, finden wir drei Edikte Mohammed Ali Pascha's, [1]) die er während seines Aufenthalts in Chartūm erlassen hatte und die wir hier deshalb wiedergeben möchten, weil sie einen Begriff von seiner tiefen Weisheit und bewundernswerten Fürsorge für das Wohlergehen des Landes und seiner Bewohner bieten.

[1]) Natürlich Irrtum. Mohammed Ali war schon 1849 gestorben, die betreffenden Edikte rühren von Ssaïd Pascha her; vergl. auch Merruau, L'Egypte Contemporaine, Paris 1858, S. 318 ff. B. M.

Erlass Sr. Hoheit des Vizekönigs
an die neuen Gouverneure der fünf Provinzen des Ssudān: Ssennār, Kordofān, Taka, Berber und Dongola.

(Uebersetzung aus dem Arabischen.)

Chartūm, den 26. Januar 1857.

Sie haben vernommen, was mein Herz bewegt und wie sehr ich mich um das Gedeihen des Landes und um das Wohlergehen seiner Bevölkerung bekümmere. Sie kennen auch mein eifriges Bemühen um die richtige Würdigung der Mittel, welche ihr Glück hervorbringen und sie vor den Plackereien schützen sollen, damit sie nach Beseitigung aller Ungerechtigkeit und des Missbrauchs der Amtsgewalt zu einer möglichst glücklichen Lage gelangen kann.

Als ich mich nach den Provinzen des Ssudān begab und das Elend kennen lernte, in welches sie infolge der übermässigen Steuerlasten, die auf den Ssākijen[1]) und den Ländereien ruhten, versunken waren, ganz abgesehen von den Frohndiensten, den rückständigen Steuerforderungen u. s. w., habe ich aus Gründen der Gerechtigkeit beschlossen, dieses ganze System aufzugeben, und es ist mein Wille, dass die Steuern fortan nach dem Vermögen der Bevölkerung verteilt werden, damit die Furcht verschwinde, und das Land gedeihe, und niemand mehr Grund zur Klage und Auswanderung habe. Bei meiner Ankunft in Berber habe ich die Schēchs und die Einwohner gefragt, welche Massregeln ihre Ruhe sichern könnten und was sie an Steuern zu zahlen vermöchten, ohne gedrückt zu werden. Sie antworteten mir mit dem Verlangen, dass jede Ssākije mit 250 Piastern besteuert werden möchte. Da aber meine Liebe zu meinem Volke ihm das grösstmöglichste Wohlergehen zuteil werden lassen will, und ich bestrebt bin, seine Zuneigung zu gewinnen, und damit es sich mit seinem eigenen Wohlergehen beschäftigen kann, und da ich ausserdem denen, welche ausgewandert sind, jede Besorgnis vor

[1]) Eine Wasserhebemaschine, welche von Tieren in Bewegung gesetzt wird.

Plackereien, Ungerechtigkeit und übermässigen Steuern benehmen will, damit sie Vertrauen fassen und zurückkehren, habe ich befohlen, von jeder Ssākije nicht mehr als 200 Piaster zu erheben.

Rücksichtlich der Ländereien, welche keine Ssākije haben, befehle ich, dass diejenigen, welche auf den Nilinseln liegen, mit 25 Piastern pro Feddān, und die, welche am Ufer des Stromes liegen, mit 20 Piastern besteuert werden sollen.

Als die Bevölkerung diese bis dahin ihr unbekannten Vergünstigungen erfuhr, erreichte ihr Glück und ihre Freude den höchsten Grad, und wurden ihre Herzen vollständig zufrieden gestellt. Man vergass, was man in der Vergangenheit auszustehen gehabt hatte und versprach, mit einander in gutem Einvernehmen zu leben, und die Ausgewanderten zur Rückkehr aufzufordern, damit auch sie dieses Glückes teilhaftig werden könnten.

Ich bin nach Chartūm gekommen, um dort die andern Schēchs und die Notabeln zu erwarten, und wenn die letzteren sich rechtzeitig eingefunden hätten, dann würden sie als Wirkung meiner Gegenwart unter ihnen die Zeichen einer Grossmut haben kennen lernen, welche sie bisher nicht erfahren haben. Aber nachdem ich Sie zum Gouverneur dieser Provinz ernannt habe, müssen Sie sich vor allem und mit Eifer um das Wohlergehen der Bevölkerung und um die Mittel bekümmern, durch welche ihre Lage verbessert und ihre Gemüter beruhigt werden können, und zu diesem Zwecke müssen Sie Ihre ganze Sorgfalt anwenden.

Sie werden die Steuern zu der Zeit der reichsten Ernten erheben, d. h. Sie werden jedes Jahr in den drei Monaten, wo die Feldarbeiten ruhen, eine Versammlung einberufen. In dieser Versammlung werden Sie die Steuerauflagen für jeden Monat verteilen, aber derart, dass diese Auflagen während des ganzen Jahres gezahlt werden können, ohne die Bevölkerung zu bedrücken, ohne Rückstände zu lassen.

Die Versammlung soll aus 12 bis 24 Notabeln der Provinz bestehen, je nachdem Sie es für das öffentliche Wohl am besten halten. In Ihrer Eigenschaft als Präsident der Versammlung haben

Sie die Verteilung der Steuern, die Fürsorge um die geeignetsten Mittel für das Wohlergehen und die Ruhe behufs Konsolidierung des Zustandes der Städte und Dörfer als Ihre Aufgaben anzusehen. Ihre Entscheidungen sollen mir je nach den Massregeln, die Sie ergreifen, unterbreitet werden. Die Versammlung wird sich ausserdem mit Folgendem zu befassen haben:

Sie werden die Käschefs, welche gegenwärtig die Bezirkshäupter sind, ebenso wie die Soldaten im Zaume halten. Sie werden in Zukunft nicht etwa, wie es früher geschehen ist, Soldaten zur Steuereintreibung abschicken. Die Dörfer werden selber die Steuern für jeden Monat durch Vermittelung ihrer Schēchs einsenden, und zur Eintreibung von Rückständen werden Sie von der Amtsgewalt nur unter Beobachtung der Gerechtigkeit Gebrauch machen.

Um die Schēchs zu ermutigen, loyal ihres Amtes zu walten, habe ich beschlossen, dass zur Belohnung ihrer Dienste auf 25 Ssākijen eine von der Steuer befreit bleibe, d. h. dass von 25 Ssākijen Sie die Steuer nur für 24 erheben dürfen, ebenso werden Sie von den Ländereien den Schēchs von hundert Feddān vier freigeben. Und da in den Dörfern an der Heerstrasse sich Häuser befinden, in welchen die Reisenden von den Schēchs, denen diese Häuser gehören, eine vollständige Gastfreundschaft erhalten, beherbergt und gespeist werden, bis zu dem Grade, dass sie wegen ihrer Gastfreundschaft berühmt geworden sind, so ist es billig, dass meine Grossmut ihnen diese Ausgaben ersetzt. Ich überlasse demnach Ihrer Fürsorge, zu prüfen und festzustellen, wie diese Schēchs zu entschädigen sind, so wie Sie es nach Verhältnis des Dorfes für angemessen finden.

Sie werden von den Schēchs die Ländereien vermessen und die Ssākijen zählen lassen, und diese werden ihre Aufstellung der Mudirīje einreichen; und wenn Sie Ihrerseits Leute zu diesem Zwecke entsenden und Irrtümer vorfallen, so werden dieselben dafür verantwortlich sein.

Die Steuer, wie oben festgesetzt ist, soll mit dem laufenden Sonnenjahre (1272) erhoben werden, und was schon seit Beginn

des Jahres eingegangen ist, soll als Steuer dieses Jahres in Anrechnung kommen. In Gemässheit dieses Reglements soll die Steuer für Ländereien bezahlt werden, welche von Regen und Ssākijen bewässert werden; falls aber, was Gott verhüten möge, der Nil nicht hoch genug steigt oder kein Regen fällt, soll die Steuer nicht erhoben werden.

Für alles, was die Regierung braucht, Lebensmittel oder andere Gegenstände, Kameele oder Menschen, soll der Wert, die Miete, oder die Bezahlung der Menschen 2 % mehr betragen, als die Einwohner unter einander zahlen und selbst in dem Falle, dass der Wert und die Miete der Gegenstände steigen, soll die Regierung stets 2 % über diese Steigerung zahlen; und da zu besorgen steht, dass die Schēchs in ihrem Eifer für das Interesse der Regierung den Wert und Preis einer Dienstleistung nicht richtig angeben, dürfen Sie zur Vermeidung dieses Uebelstandes nichts ohne die freie Zustimmung der Eigentümer nehmen, damit durch dieses Mittel die Wohlfahrt zunimmt, und die Auswärtigen, wenn sie den Preis, den die Regierung zahlt, sehen, auch ihrerseits mehr zahlen; ein Mittel, wodurch der Wohlstand des Landes zunehmen kann.

Sie dürfen weder Menschen noch Kameele zu Frohndiensten heranziehen, Sie müssen die Einwohner ermutigen, Getreide, Indigo, Baumwolle und Sesam anzubauen. Sie müssen die notwendigen Einrichtungen zum Pressen der Baumwolle und zur passenden Zubereitung des Indigos treffen, damit der Export erleichtert wird, und das Land Nutzen daraus zieht; Sie müssen ferner die Einwohner ermutigen, Sesam auszupressen, denn das liegt in ihrem Interesse.

Es existieren ferner viele Wälder, welche eine Unmenge nutzbares Holz enthalten, das teils zum Häuserbau, zu Schiffen und als Brennmaterial sich verwerten lässt. Es würde leicht sein, diese Hölzer zur Zeit der Hochflut des Nils nach Aegypten hinab zu flössen. Sie werden dies den Einwohnern begreiflich machen und sie zu dieser Unternehmung ermutigen, da die Mehr-

zahl nur wenig Beschäftigung hat und ihnen eine neue Quelle des Wohlstandes hieraus erwachsen kann.

Was das Glück eines Landes befestigt, ist der Häuserbau in den Städten. Sie müssen aber darauf achten, dass die Häuser nicht quer über die Strassen, in dieselben vorspringend, nicht zu weit vorwärts oder rückwärts gebaut werden, wie dies heutzutage geschieht, sondern dass die neuen Gebäude in gerader Linie stehen, ohne dass Sie aber deswegen die älteren Häuser niederzureissen brauchten. Die neuen Häuser allein sollen nach diesem Prinzip erbaut werden. Jedes Haus soll seinen Garten von einer solchen Ausdehnung besitzen, um das Wasser einer Ssākije oder wenigstens eines Schadūf[1]) zu gebrauchen, damit auf diese Weise die Dinge besser organisiert, und die Luft verbessert werde. Die Ländereien, welche Sie zu diesem Zweck hergeben, sollen keine Steuer bezahlen. Sie müssen die Einwohner ermutigen, in den Strassen und den Nil entlang Bäume zu pflanzen. Diese werden ihnen zunächst durch ihre Erzeugnisse und sodann durch den Nutzen, den sie an den Strassen und Dämmen stiften werden, zu Gute kommen.

Streitigkeiten und Prozesse werden vor den Schēchs geprüft und erledigt werden. In dem Falle aber, dass eine Lösung auf diese Weise nicht zu ermöglichen ist, sollen die Prozesse von beiderseitig gewählten Mulūks (Schiedsrichtern) geprüft werden und in dem Falle, dass sie ihrer Natur nach zu einer Lösung in dieser Weise nicht geeignet sind, sollen sie der Mudirīje vorgelegt werden und was nicht hat erledigt und entschieden werden können, soll der Versammlung während der drei Monate, von denen vorher die Rede war, unterbreitet werden. Die Versammlung soll diese Sachen prüfen und entscheiden. Diejenigen Sachen, welche in das Gebiet des religiösen Rechtes fallen, sollen von den Kādis entschieden werden. Die Schēchs und die Mudirīje haben die Urteile zu vollstrecken. Die Fälle von Mord sollen unter Mit-

[1]) Eine von Menschen bediente primitive Wasserhebemaschine, die in der Hauptsache aus einem Hebebaume besteht. B. M.

wirkung der Mudirīje dem bürgerlichen Recht unterliegen, von der Mehkeme in der Mudirīje und in der oben genannten Versammlung in Gegenwart des Kādi und aller derer, denen es zukommt, untersucht werden, um dann der Mudirīje unterbreitet zu werden.

Die Angelegenheiten der Beduinen ressortieren von ihren Schēchs und dem Oberschēch.

In dem Falle, dass die Vermögenslage eines Einwohners sich verbessert und er um Zuweisung von Ländereien (wohlverstanden von solchen, welche nicht unter Bebauung genommen sind) nachsucht, soll man sie, falls sie herrenlos sind, ihm zuweisen und darüber an die Mudirīje berichten. Ebenso soll es gehalten werden, wenn ein Auswanderer wieder in sein Dorf zurückkehrt; in diesem Falle sollen ihm nicht angebaute Ländereien zugewiesen werden. Sollten aber solche nicht vorhanden sein, so soll man es ihm ermöglichen, in seinem Dorfe leben zu können und ihm durch Vermittelung der Schēchs und Notabeln ein Stück Land anweisen, das für seinen Lebensunterhalt pro rata jedes Mitgliedes seiner Familie ausreicht. Wenn der Ausgewanderte eigene Ländereien besessen hatte, die infolge seiner Abwesenheit von anderen in Besitz genommen sind, und darüber ein Zeitraum von mehr als 15 Jahren verflossen ist, sollen ihm andere Ländereien des Dorfes angewiesen werden. In dem Falle aber, dass diese 15 Jahre noch nicht vorüber sind, soll man ihm seine Ländereien zurückgeben, denjenigen, welcher sie in Besitz genommen, durch andere entschädigen und darüber an die Mudirīje berichten. Sollte es aber in dem Dorfe keine freien Ländereien geben, so soll man ihm gegenüber wie mit dem Ausgewanderten verfahren, welcher keine Ländereien besass, worüber das nötige oben gesagt ist, und wenn solche Ausgewanderten, welche in ihrem Dorfe oder in den Dörfern derjenigen, wo sich keine freien Länder finden, die ihnen gegeben werden könnten, solche Ländereien zu nehmen wünschen, welche frei und herrenlos sind und zu keinem Dorfe gehören, und dort ein neues Dorf bauen wollen, um darin zu

wohnen und zu leben und dafür die Steuern zu entrichten, so können ihnen solche ohne Schwierigkeit angewiesen werden.

Wenn die Steuern für die Beduinen festgesetzt sind, und ich nach meinem Willen Ihnen die Befehle geben werde, sie auf die Stämme zu verteilen und den Schēchs für ihre Dienste und für die Ausübung ihrer Gastfreundschaft Vergütung zu gewähren, und wenn dessen ungeachtet, nachdem einmal die Steuer für den Stamm auf die einzelnen Mitglieder mit Wissen ihres Schēchs verteilt ist, und diese Verteilung der Mudirīje nicht bekannt geworden ist, und wenn dann ein Beduine in seinem Stamm nicht zufrieden ist, sondern zu einem andern Stamm übergehen will, man ihn aber zwingt, in seinem Stamme zu bleiben, weil er hinsichtlich seiner Person nicht frei ist, was seine Lage verschlimmern würde, so läuft dies meinem Willen entgegen und Sie dürfen sich deshalb seinem Uebertritt zu dem Stamm, den er gewählt hat, nicht widersetzen. Die Steuer aber, die er in seinem ersten Stamme bezahlt hat, soll von dem, was er zu bezahlen hat, abgezogen und dem Betrage der Steuer, die er in dem neuen Stamm zu zahlen hat, hinzugerechnet werden.

Wenn ein Beduine in einem Dorfe Ackerbau treibt und er mit der Steuer hierfür belastet wird und er sie bezahlt, so soll er jedoch nicht doppelt Steuer zahlen, d. h. Steuer für seinen Stamm und Steuer für seinen Acker. Dieses wäre der Billigkeit zuwider, und ich bestimme deshalb, dass allemal, wenn ein Beduine in einem Dorfe Ackerbau treibt, der Steuerbetrag, den er für den Stamm zu zahlen hätte und der sich aus den Aufstellungen, welche die Häuptlinge der Stämme einzureichen haben, ergiebt, in Wegfall kommen und er nur die eigene Steuer für den Acker, den er bebaut, bezahlen soll. Ich befehle dieses, um die Beduinen zu ermutigen, sich dem Ackerbau zuzuwenden und sich in Ortschaften niederzulassen.

In dem Erlass, den ich Ihnen betreffs der Besteuerung der Beduinen zugehen lasse, werde ich Ihnen gleichfalls Anweisung

geben, wie Sie hinsichtlich gewisser Nomaden- und Hirtenstämme zu verfahren haben.

Rücksichtlich der Gebirgsbewohner, welche in wildem Zustande leben und deshalb der Zivilisation zugeführt werden müssen, damit sie ihrer Absonderung und ihrer Neigung zur Empörung sich entwöhnen, bestimme ich, ihnen zwei Drittel der Steuer zu erlassen und nur ein Drittel derselben von ihnen einzuziehen. Sie müssen ihnen begreiflich machen, dass sie keine Sklaven, sondern frei sind. Diese Leute sind gewöhnt, einige Ländereien auf den Abhängen der Gebirge zu bebauen. Sie werden bemüht sein, sie zu ermutigen, ihnen die Vorteile des Lebens in den Städten begreiflich zu machen, sie zu ermahnen, ihren Ackerbau weiter auszudehnen und alles aufbieten, sie hiervon zu überzeugen, um ihre Zuneigung zu gewinnen. Machen Sie ihnen wohl begreiflich, dass, wenn sie sich recht eifrig dem Ackerbau ergeben, ich sie von der Steuer befreien werde, welche ich jetzt herabgesetzt habe; sie werden so nur die Steuer für die Ländereien allein, welche sie bebauen werden, zu bezahlen haben, selbst wenn diese Steuer niedriger werden sollte als die, welche sie für ihre Berge bezahlen. Sie werden sie in diesem Sinne behandeln, um sie zu beruhigen und sie auf den Weg der Zivilisation zu leiten. Und wenn sie in den Besprechungen, die Sie mit ihnen haben, um ihnen dies zu erklären und sie zu verpflichten, um Aufhebung dieser Steuer bitten, so können Sie, vorausgesetzt, dass sie sich dem Ackerbau widmen und nur die Steuer für die Ländereien bezahlen, dies Gesuch annehmen und mir zur Entscheidung vorlegen, damit ich mit ihnen nach ihren Wünschen verfahre, einzig und allein in der Absicht, ihnen Neigung zum Wohlstand und zum zivilisierten Leben beizubringen und sie so vor dem Ungemach zu schützen, dem sie sonst ausgesetzt sind.

In dieser Weise werden Sie mit den Eingeborenen der Gebirge verfahren, welche im Zustande der völligen Wildheit leben. Rücksichtlich solcher Gebirgsbewohner, wie der von Fengh, die schon ein wenig zivilisierter sind, werde ich Ihnen meine

Befehle für die Gebirge zugehen lassen, deren Schēchs zu mir gekommen sind. Und mit denen, deren Schēchs nicht zu mir gekommen sind, werden Sie suchen sich mit ihnen in's Einvernehmen zu setzen; und nach Beratung mit ihren Schēchs werden Sie mir berichten, was sie ohne Schwierigkeiten für sich zahlen können und werden mir eine detaillierte Aufstellung der gegenwärtigen Steuer, sowie der Beträge, welche sie zahlen wollen, einreichen, damit ich Ihnen dann meine Befehle erteilen kann.

Sie haben also die Schēchs und die Notabeln zu versammeln, ihnen meine Wünsche vorzulesen und ihnen zu erklären, was ich in meiner Liebe zu meinem Volke beschlossen habe, für dasselbe zu thun.

Als ich nach Berber und Schendi kam, habe ich die Schēchs und Mulūks nach Wunsch und Wahl der Einwohner ernannt. Die Schēchs einiger Dörfer waren nicht erschienen. Sie werden die Angelegenheiten in dieser Weise für die Provinz Dongola regeln und sie für die Dörfer der Provinzen Berber und Gaulein, für welche sie noch nicht stattgefunden haben, dahin ergänzen. Sie werden zu Schēchs und Mulūks diejenigen, welche von den Notablen und Einwohnern gewählt worden sind, nehmen und ihnen Ihre weisen Ratschläge erteilen, damit sie sich gut betragen und sorgfältig alles vermeiden, was eine Entfremdung der Bevölkerung herbeiführen könnte.

Prüfen Sie die Prozesse; sprechen Sie jedem ohne Parteilichkeit und mit aller Billigkeit Recht. Wenn jemand wegen eines Verbrechens das Gefängnis verdient, dann werden Sie bemüht sein, diese Sache sofort zu erledigen, damit der Schuldige nicht allzu lange im Gefängnis bleibt; denn wenn auch das Gefängnis notwendig ist, um jemanden wegen einer schlechten Handlung zu bestrafen, und daraus etwas Gutes hervorgehen soll, damit er in Zukunft nicht mehr in die Schlechtigkeit zurückfällt, und auch gleichzeitig diese Strafe ein warnendes Beispiel sein soll, damit die anderen sich nicht erkühnen, Handlungen zu begehen, welche die Strafe verdienen, so erlauben jedoch angesichts des Umstandes,

dass die Eingekerkerten meine Unterthanen sind, meine Milde und mein Mitleid nicht, dass sie länger im Gefängnis bleiben, als sie verdienen; und ich will sie also mit Mitleid behandeln.

Im Falle von Streitigkeiten zwischen der ansässigen und der beduinischen Bevölkerung oder zwischen Beduinen unter einander haben Sie die Schuldigen unverzüglich zu bestrafen.

Wenn Sie einen Schēch oder einen Notabeln rufen lassen, und er sich zu kommen weigert, so sollen Sie, da diese Weigerung seinerseits unziemlich gegen die Obrigkeit ist, und diese so gezwungen ist, wegen seiner Weigerung ihn mit Gewalt zu holen, einen derartigen Fall als einen Akt der Empörung betrachten und ihn mit Gewalt holen lassen.

Obwohl es mit Rücksicht auf die Gnadenbeweise, die ich den Bewohnern des Landes durch Verminderung der Steuern, Beseitigung der Frohnden, durch Verhinderung der Plackereien und Ungerechtigkeiten nicht notwendig erscheint, dort Truppen zu unterhalten, weil die Einwohner behufs Beschützung ihres Eigentums notwendigerweise gezwungen sein werden, sich gegen jeden Angreifer zu verteidigen, um nicht der Gefahr, ruiniert zu werden, sich auszusetzen, habe ich trotzdem eine genügende Anzahl Regimenter an den verschiedenen Punkten belassen. Seien Sie also auf Ihrer Hut, jedweden Angriff zurückzuweisen, und wenn es notwendig sein sollte, dass die Provinzen sich gegenseitig Beistand leisten, so thuen Sie es, damit keiner der unter Ihrer Leitung stehenden Teile einen Schaden erleide.

Da die Kanonen, welche sich im Ssudān befinden, schweres Geschütz sind, welches man weder im Gebirge noch im Sande transportieren kann und das darum von keinem Nutzen ist, weil die Kanonen nur dann nützlich sind, wenn sie von einem Ort zum andern geschafft werden können, und in Erwägung des Umstandes, dass die Kanonen im Ssudān nicht dieser Art sind, habe ich befohlen, dass man sie zum Teil zertrümmern und die übrigen zusammenbringen soll.

Ich habe in der Gesīre (Ssennār) das notwendigste an leichtem Geschütz gelassen, der Rest befindet sich in Korosko. Ich habe befohlen, ihn nach Chartūm zu schaffen; und wenn alle Kanonen dort beisammen sind, soll die erforderliche Anzahl nach jedem Teil des Landes geschickt werden.

Es ist gleichfalls dringend notwendig und mein lebhaftester Wunsch, zu jeder Zeit Nachrichten von Ihnen über die Lage des Landes und das, was sich dort zuträgt, zu erhalten. Sie haben also einen Postdienst für die Gesīre (Ssennār), Kordofān, Taka und von der Gesīre nach Abu Hamed einzurichten. Alle zehn Kameelstunden, d. h. ungefähr fünf Dromedarstunden, haben Sie Stationen für zwei Dromedarreiter zu errichten, welche die Depeschen einander wechselseitig zu übergeben haben. Sie werden ihnen Wohnungen herrichten lassen, damit sie stets dort bleiben. Sie werden für ihre Nahrung, wie für die ihrer Tiere zu sorgen haben. Zwischen Abu Hamed und Korosko werden Sie drei Stationen gründen. Die erste in Abu Hamed, die zweite in Marat und die dritte in Korosko, um so die Ankunft Ihrer Depeschen zu beschleunigen. Für den amtlichen Dienst in der Mudirīje werden Sie zehn Dromedare halten.

Wenn Sie jemand angreift, und die Zahl Ihrer Feinde gross sein sollte, so dass Sie Verstärkung von Kairo gebrauchen, so melden Sie mir dies unverzüglich; und im selben Augenblick werde ich Ihnen schicken, was ihr Herz zittern machen, sie vernichten und zerstreuen soll; und ich werde selbst kommen, diejenigen zu bestrafen, welche gewagt haben, Unruhe zu erregen und Unheil zu stiften.

Sie müssen wissen, dass die nötigen Vorbereitungen stets in Kairo getroffen sein werden, ebenso wie für den Fall, dass meine Gegenwart mit den Truppen, die ich mit mir nach dem Ssudān führen werde, notwendig sein sollte; und ich werde diejenigen, welche ich schuldig finde, exemplarisch bestrafen. Seien Sie aber auch überzeugt, dass wenn ich höre, dass die Einwohner von Ihnen oder von den Schēchs Plackereien zu erleiden haben,

keiner von Ihnen geschont werden wird. Wissen Sie es wohl, und handeln Sie darnach, denn dieses ist mein Befehl, der Ihnen meinen Willen kund giebt.

Zweiter Erlass des Vizekönigs.

In dem Erlass, welchen ich Ihnen für die Regulierung des Steuerwesens und zur Ausführung der anderen Verordnungen habe zukommen lassen, ist gesagt, dass die Steuern auf dieser Basis seit dem Sonnenjahr 1272 (Silhigge 1273) festgesetzt sind, dass dasjenige, was die Einwohner seit dem Beginn des Jahres bis zum gegenwärtigen Augenblick bezahlt haben, von der Steuer für dieses Jahr abgerechnet werden soll, und dass Sie wegen meiner Liebe zu meinem Volke Steuerrückstände, welche bis zu dem Jahre 1271 ausstehen, von den Einwohnern nicht einziehen dürfen.

Aber da dies alles in dem vorigen Erlass nicht deutlich genug auseinandergesetzt ist und die Einwohner dieses Landes der Schrift unkundig sind, fürchte ich, sie könnten glauben, dass die Steuerrückstände noch weiter bestehen und sie dieselben schulden, weshalb ich sie durch diesen neuen Erlass vollständig beruhigen und ihnen meinen Willen deutlicher kundgeben will, damit ihre Freude und ihr Glück vollständig seien.

Die Summen, welche seit dem Beginn des Jahres 1272 bis zu diesem Tage gezahlt worden sind, sollen nach geschehener Abrechnung, wie in meinem vorigen Erlass gesagt ist, von den Steuern des laufenden Jahres abgezogen werden, sobald die Listen der Sserrâf (Rechnungsbeamten) mit der nötigen Genauigkeit verifiziert worden sind.

Was diejenigen anlangt, welche bis zum Ende des Jahres 1271 für Ueberschüsse über die von ihnen gezahlte Steuer Gläubiger der Regierung geworden sind, so will ich, obwohl die Billigkeit erforderte, dass diese Ueberschüsse durch Steuernachlässe kompensiert würden, nichtsdestoweniger in meiner Gerechtigkeit, dass meine Untertanen in dem, was ihnen zukommt, nichts verlieren

und infolgedessen allen denjenigen, welche nach einer sorgfältigen und genauen Rechnungsprüfung solche Summen zu gut haben, ihr Guthaben durch die Steuer des laufenden Jahres kompensiert werde.

In dem genannten Erlass heisst es, dass wenn ein Beduine seinen Stamm wechselt, die Steuer, welche er in dem ersten gezahlt hat, auf Rechnung des zweiten zu setzen sei, und dass, wenn ein Beduine ausserhalb seines Stammes Ackerbau triebe, er nur die Steuer für seine Aecker zu zahlen habe, und dass die Steuer, welche er in seinem Stamme gezahlt hat, von der Steuersumme in Wegfall kommen sollte. Aber wenn diese Fälle eintreten, und man die Steuer, welche der Beduine in seinem ersten Stamme zahlte, von einem Stamm auf den andern übertragen müsste, so könnten über den Steuerbetrag, welchen der Beduine in seinem ersten Stamm zahlte, Streitigkeiten entstehen, was Ermittelungen und einen grossen Zeitverlust verursachen würde.

Um diese Schwierigkeiten zu vermeiden, werden Sie sich in der Zeit, wo die Steuer von dem betreffenden Häuptling festgesetzt wird, eine namentliche Aufstellung der Verteilung auf jedes Individuum einreichen lassen, welche Sie für vorkommende Fälle in der Mudirîje aufbewahren werden.

Es ist gleichfalls notwendig, die Grenzen jedes Dorfes zu kennen und die Schēchs und Notabeln anzuhalten, diese Grenzen zu respektieren und Wächter aufzustellen, welche für jeden Mord oder Diebstahl, welcher innerhalb der Grenzen ihres Dorfes vorfallt, verantwortlich sind und den Dieb oder Mörder vorführen müssen oder anderseits persönlich verantwortlich gemacht werden. Diese Massregel ist wegen der Sicherheit der Wege erforderlich, um zu vermeiden, dass man die Verantwortlichkeit nicht aufeinander abwälzt, was die Untersuchung der Angelegenheiten ausserordentlich in die Länge ziehen und die Ermittelung der Wahrheit sehr erschweren würde.

Sie werden also die nötigen Massregeln behufs Feststellung der Grenzen jedes Dorfes ergreifen und werden den Schēchs die Verantwortung klar machen, welche auf ihnen ruht.

Bis jetzt wurden die Diebe und Mörder, welche zu lebenslänglicher Zwangsarbeit verurteilt worden waren, in die Bagnos des Ssudān gesteckt; wenn man sie statt dessen in Bagnos weit von ihren Familien und Dörfern transportiert hätte, so würde die Kenntnis dieser Strafbestimmung sie wahrscheinlich gehindert haben, diese schlechte Handlung zu begehen. Mit Rücksicht darauf habe ich bestimmt, dass diejenigen, welche im Ssudān zu lebenslänglicher Strafe verurteilt worden sind, in die Bagnos von Aegypten geschickt werden, um dort ihre Strafe zu verbüssen, und dass diejenigen, welche ihre Verbrechen in Aegypten begangen haben und zur selben Strafe verurteilt sind, sie im Ssudān verbüssen sollen.

Die Rechnungen waren früher an den Generalgouverneur eingereicht worden. Gegenwärtig aber, wo jede Provinz unabhängig ist, haben Sie ihre Rechnungen alle drei Monate nach Kairo einzusenden.

Allen Schēchs und Notabeln haben Sie Kenntnis von dem Inhalt dieses Erlasses zu geben; Sie werden ihnen den Inhalt gehörig erklären, damit sie sich danach richten.

Dieses ist mein Wille.

Dritter Erlass des Vizekönigs.

In dem Reglement für den Ssudān habe ich die Steuer für die Ländereien auf 25 Piaster pro Feddān für die Nilinseln und 20 Piaster für die Uferstrecken festgesetzt; aber da es notwendig ist, die Grösse des Feddāns zu bestimmen, habe ich verordnet, dass, obwohl in Aegypten und in den nördlichen Landesteilen der Feddān 333 1/3 Quadrat-Kassabe, d. h. 18 1/8 Kassabe im Quadrat beträgt, der Feddān im Ssudān 400 Kassabe, d. h. 20 lang und 20 breit betragen und die Vermessung hiernach geregelt werden soll.

Die Länge der Kassabe soll 3 Meter betragen; ich habe mehrere als Muster anfertigen lassen, die an beiden Endpunkten geaicht sind. Gleichzeitig mit diesem Erlass sende ich Ihnen

eine solche Kassabe, um Ihnen als Muster zu dienen, damit alle für die Vermessung erforderlichen Kassabe nach diesem Masse, nicht grösser und nicht kleiner, angefertigt werden. Sie werden Sorge tragen, dieselben auf die Genauigkeit des Masses hin aichen zu lassen, um die Rechnungen danach regeln zu können.

Dieses ist mein Wille.

Vierter Erlass des Vizekönigs.

In Verfolg meiner Absichten für die Regelung der Militärverhältnisse und der Verordnung, die für diesen Zweck jeder Teil des Ssudān zu erhalten hat, werden Sie sich mit dem Mudīr der Truppen von Chartūm behufs Revision der Soldaten in's Einvernehmen setzen, von denen ein Regiment in Ssennār und das andere in Taka bleiben wird. Sie werden dieselben als 1. und 2. Regiment bezeichnen.

Diese beiden Regimenter brauchen keine Obersten. Die Bataillonskommandeure werden die Truppen und die notwendigen Arbeiten befehligen, d. h. jedes Bataillon wird unter Befehl seines Kommandeurs stehen.

Bei der Revision werden Sie aus den Leuten, welche zum Dienst im Regiment nicht geeignet sind, abgesehen von den zu schwachen und zu alten Leuten, 4 Kompagnien mit 4 Hauptleuten bilden, um den Dienst in den 4 Mudirījen, in jeder eine, zur Bewachung der Chasne (Schatz) u. s. w. zu versehen.

Ich habe meine diesbezüglichen Befehle dem Mudir von Chartūm zugehen lassen und sende Ihnen diesen Erlass, damit Sie sich danach richten und Sie nach Beendigung der Revision die Kompagnien in die Mudirijen schicken, um sie dort nach meinen Befehlen einregistrieren zu lassen.

Dieses ist mein Wille.

Wir wollen jetzt sehen, auf welche Weise der Wille des Herrschers von denen, die sich an der Spitze der Regierung dieses Landes befanden, ausgeführt wurde.

Als Mohammed Ali Pascha nach Aegypten zurückgekehrt war, ernannte er Ahmed Pascha, der später den Beinamen Abu Beidan el Gasār erhielt, zum Gouverneur des Ssudān. Es war dies der erste Zivilgouverneur. Die genannten Beinamen erhielt er wegen seiner Grausamkeit. In Chartūm liess er die Eingeborenen züchtigen, was ihm den ersten Beinamen Abu Beidan eintrug, und bei einer Reise durch die Berge von el Taka liess er soviel Leute umbringen, dass er el Gasār (der Schlächter) genannt wurde. Ahmed Pascha hatte sich durch seine Grausamkeit und Despotismus bald die Herzen der Bevölkerung entfremdet, weshalb ihm Mohammed Ali auf die Nachricht von dieser Aufführung den Befehl zuschickte, nach Kairo zurückzukehren. Der Befehl wurde mehrmals aber stets vergeblich wiederholt. Da entsandte der Herrscher eine Person mit dem Auftrage, ihn nach Kairo zurückzubringen. Diese Massregel aber hatte keinen Erfolg; schon hatte sich Mohammed Ali entschlossen, gegen den Rebellen mit Gewalt vorzugehen, als dieser plötzlich von seinen Frauen, die gleichfalls unter seiner Tyrannei zu leiden hatten, vergiftet wurde.

Sein Nachfolger Chālid Pascha starb zwei Jahre darauf, ohne etwas Bemerkenswertes gethan zu haben.

Nach ihm wurden Abd el Latīf Pascha die Geschicke des Ssudān anvertraut. Während seiner dreijährigen Amtsthätigkeit hat er für die Organisierung des Landes und für die Entwickelung des Handels viel gethan und namentlich in Chartūm zahlreiche Gebäude aufgeführt, welche seitdem als Regierungssitz, Kasernen, Waffen- und Munitions-Depots u. s. w. gedient haben. Auch hat er in seiner ganzen Regierungszeit Abd el Latīf nicht nötig gehabt, einen Feldzug zu unternehmen oder eine Empörung zu unterdrücken. Dank seiner Initiative wurde zum ersten Mal in Chartūm eine Schule unter der Leitung von Rafāa Bey Rāfeï, einem früheren Schuldirektor von Kairo, eröffnet. In ihr erhielten die Kinder der Notabeln und der ersten Kaufleute der Stadt ihren Unterricht. Abd el Latīf Pascha kannte den Charakter der Leute, welche er beherrschte, vortrefflich. Seine Güte schloss

im Notfalle eine gerechte Strenge nicht aus; so war er gleichzeitig geliebt und gefürchtet, und hauptsächlich deswegen wurde während der Dauer seiner Verwaltung der Friede im Ssudān niemals ernstlich gestört. Der Beamte namentlich, den er im Zaum zu halten wusste, ebenso die Missbräuche, der Unfug und die Unterschleife der Regierungs-Behörden, welche ihr später die Herzen der Eingeborenen entfremdeten, haben unter Abd el Latīf Pascha nur selten hervortreten können.

Nachdem er seine Entlassung eingereicht hatte, wurde er von Ali Pascha Kako (»Affe«) ersetzt. Er kam in Chartūm mit 2 Bataillonen Infanterie an, welche unter Ibrahīm Pascha den Feldzug in Syrien mitgemacht hatten. Diese beiden Bataillone wurden, das eine unter dem Befehl von Osmān Bey el Arnauti nach Walad Madani, und das andere unter dem Befehl von Ali Pascha Sebastopol nach el Obeid, der Hauptstadt von Kordofān, in Garnison gelegt.

Um diese Zeit machte Abbās Pascha, der inzwischen auf den Thron Aegyptens gestiegen war und dem die Erhaltung und das Wohl des Ssudān am Herzen lag, jene unpolitische Massregel des Handelsmonopols rückgängig. Nun begannen Kaufleute und Industrielle aller Nationen nach dem Ssudān zu strömen und die Produkte der europäischen Industrie bis zu den fernsten Punkten des Landes vorzudringen; seit dieser Zeit datiert die so beträchtliche kommerzielle Bedeutung des Ssudān.

Als der Elfenbeinhandel von den Arabern wiederum in's Leben gerufen wurde und diese gezwungen waren, das Elfenbein von den entferntesten Punkten transportieren zu lassen und in den Negern eine leichte Beute für sich sahen, zumal da der Verkauf der Sklaven durch die Unzulänglichkeit der dagegen gerichteten Verbote bedeutend erleichtert war, so lebte auch der Sklavenhandel von neuem auf und zwar in viel grösserem Umfange; die Unzufriedenheit verschwand, aber nur, um später, in Gordons Zeit, wieder hervorzutreten, als jene beiden Massregeln wieder erneuert wurden.

Unter Ssaīd Pascha unternahm der Prinz Halīm Pascha eine Reise nach dem Ssudān. Er erschien in Chartūm am Bord einer Dahabīje, die von einem Dampfschiff geschleppt wurde. Bald nach seiner Ankunft brach die Cholera im Ssudān aus und der Prinz musste zu Lande via Abu Hamed und durch die Atmūr-Wüste nach Aegypten zurückkehren.

KAPITEL XIV.

Der Chedive Ssaīd Pascha im Ssudān. Die Räumung des Ssudān wird angeordnet. Petition der Häuptlinge und Notabeln zu Gunsten der Okkupation. Neuorganisation der Verwaltung des Ssudān. Abermalige Abschaffung des Sklavenhandels. Ssaīd Pascha's Rückkehr. Krieg gegen Malek el Nāssir. Niederlage der Aegypter. Projekt einer Eisenbahn nach dem Ssudān. Die Route nach Chartūm zu Lande und auf dem Nil. Empörung der Beduinen. Mūssa Pascha Gouverneur. Militärische Organisation. Neue Unternehmung gegen Malek el Nāssir. Die Cholera im Ssudān. Gafar Pascha Ssādik und Gafar Mas'har. Unterwerfung Malek el Nāssirs. Duldung des Sklavenhandels. Mássaua und Ssuākin. Der Ssudān auf der Pariser Weltausstellung von 1867. Harar und Seila. Eroberung von Darfūr. Sobeir Pascha und Ajūb Pascha. Gordon Pascha. Seine Inkonsequenz. Fausi. Tohami. Bussati. Die Beamten unter Gordon. No. II und No. I. Veränderung des Personals im Ssudān. Errichtung der Finanzverwaltung. Zu grosse Begünstigung der Eingebornen. Klagen gegen Gordon.

1857 reiste Ssaīd Pascha selbst nach dem Ssudān. In Chartūm angelangt, beschloss er, da er wegen Schwierigkeiten aller Art an dem Nutzen der weiteren Behauptung des Landes zweifelte, den Ssudān ganz aufzugeben. Dieser Entschluss wurde sofort ausgeführt. Die Soldaten und Zivilbeamten wurden verabschiedet, die Kanonen vernagelt, und der Befehl zur Vernichtung sämtlicher Munition erteilt, aber von Chātir Efendi, dem Direktor des Arsenals und der Pulverfabrik, nicht befolgt. So wurden die Waffen und die Munition gerettet und leisteten später gute Dienste.

Im Allgemeinen konnte das Land sich bis dahin über die Aegyptische Okkupation nicht beklagen. Aegypten hat den Erzeugnissen des Ssudān ein weites Absatzgebiet eröffnet, in welchem Elfenbein und Sklaven leicht und vorteilhaft abgingen. Thatsächlich waren seit der ersten Expedition Mohammed Ali's

mehr als 30 Jahre in einer bis dahin vollständig unbekannten Ruhe und gedeihlichen Entwickelung vergangen. Die Ausdehnung des Handels, des Ackerbaues und der Industrie hatten der Bevölkerung einen erheblichen Wohlstand gebracht, den man zu erhalten natürlich eifrig bestrebt war, weshalb die Nachricht von der Räumung des Ssudān alles in die grösste Bestürzung versetzte. Die Häuptlinge der bedeutendsten Stämme und die hervorragendsten Notabeln und Kaufleute wurden in einer Gesamteingabe an den Vizekönig vorstellig, sie nicht zu verlassen, damit das Land nicht in die frühere Anarchie zurückfiele. Ssaīd Pascha schenkte ihrer Bitte Gehör und stellte die Regierung des Ssudān, aber jetzt auf neuer Basis, wieder her. Zunächst teilte er das Land in fünf Provinzen: 1. die Provinz Chartūm, welche Ssennār und Fasoglu, d. h. das ganze Gebiet zwischen dem weissen und blauen Nil umfasste, und deren Verwaltung Arākel Bey übertragen wurde; 2. die Provinz Kordofān mit Ali Osmān Sebastopol als Gouverneur; 3. die Provinz Taka oder Kassala, welche Elias Bey erhielt; 4. die Provinz Berber, zu deren Gouverneur Ibrahīm Bey ernannt wurde; und 5. die Provinz Dongola.

Jedoch wurde der Sklavenhandel von Ssaīd Pascha abermals verboten, welcher die humanen Gesinnungen seines Grossvaters teilte. Da er aber einsah, dass ein blosses Verbot nicht genügte, richtete er auf mehreren Punkten Stationen ein, welche gleichzeitig für die öffentliche Sicherheit zu sorgen und die Gallāba (Sklavenhändler) wirksam zu überwachen hatten. Der Sturm, der einen Augenblick beschworen war, erschien drohender denn vorher. Auch in der Wüste von Korosko zwischen Assuān und Wadi Halfa wurden Militärstationen gegründet, um die stets schwierige und gefährliche Strasse durch die Wüste zu sichern.

Die Rückreise Ssaīd Pascha's nach Aegypten geschah auf der Route Atmūr Gabra, dem praktikabelsten Wege, da Wasser und Lebensmittel auf ihm sehr leicht zu beschaffen waren. Vor seiner Rückkehr hatte Ssaīd ein Expeditionskorps unter dem Befehl des Obersten Osmān Bey el Ssudāni zur Unterwerfung

der Eingeborenen im Tagalagebirge (Kordofān) abgehen lassen, welche unter einem Häuptling, namens Malek el Nāssir, standen. Der Feldzug Osmān Bey's nahm ein unglückliches Ende; der Oberst selbst kam um und von dem ganzen Expeditionskorps konnte sich nur eine einzige Kompagnie nach Chartūm retten, von wo sie nach Aegypten zurückgeschickt wurde.

Um dieselbe Zeit liess Ssaīd Pascha das Projekt einer Eisenbahn von Kairo nach Chartūm studieren. Dieses kolossale Projekt, welches die Geschicke des Ssudān und Aegyptens ganz anders gestaltet haben würde, konnte aber wegen der ungeheuren Kosten nicht ausgeführt werden. Allerdings existierte die eine Verbindungslinie schon auf dem Nil, und ein kleiner Dampfer könnte in drei Monaten von Kairo nach Chartūm gelangen; aber abgesehen von den ungeheuren Schwierigkeiten dieses Transportmittels, der Passage der Katarakten, den Gefahren der Versandung des Fahrwassers, ist die Dauer der Reise viel zu lang, was für die Entwickelung des Handels stets ein ernstliches Hindernis bilden, die Verbindung der Ssudān-Regierung mit der Zentral-Verwaltung empfindlich erschweren und den Transport von Truppen im Falle der Not erheblich verzögern würde. Die kürzeste Route ist, dem Laufe des Stromes bis Korosko zu folgen, die gleichnamige Wüste zu Lande bis Korti und von da die Bajūda-Wüste bis Chartūm zu durchqueren. Diese Route bildet eine ziemlich gerade Linie längs des 30. Längengrades.

So kostspielig sich aber auch die Erbauung einer Eisenbahnlinie nach Chartūm gestaltet haben würde, so hätten die Vorteile, die Aegypten daraus gezogen hätte, einen mehr als reichlichen Ersatz gebildet und zweifelsohne hätte man die jüngsten Ereignisse nicht zu beklagen gehabt, die sich leicht hätten vermeiden lassen, wenn man Verstärkungen an Militär schnell nach dem Ssudān hätte schicken können. Das Eisenbahnprojekt wurde später unter dem Chedive Ismaīl Pascha mehrmals studiert, namentlich 1866 und 1871 und schliesslich 1880 unter Taufik Pascha, aber ohne jemals aus dem Stadium des Projektes herauskommen zu können.

Arākel Bey wurde nach seinem Tode von Rāssich Bey als Gouverneur von Chartūm ersetzt. Gegen das Ende seiner Verwaltung brach unter einigen Stämmen von Kordofān ein Aufruhr aus. Da er sich unfähig zeigte, ihn zu unterdrücken, wurde er nach Kairo zurückberufen und durch Mūssa Pascha ersetzt, welcher später zum General-Gouverneur des ganzen Ssudān ernannt wurde. Die Einteilung desselben in verschiedene Provinzen wurde jedoch beibehalten, und die sämmtlichen Provinzen dem General-Gouverneur unterstellt, welcher in Chartūm residierte. Mūssa Pascha liess sich gleich nach seiner Ankunft die Verstärkung der Militär-Stationen angelegen sein und verteilte zu diesem Zweck 5 Bataillone, welche er mitgebracht hatte. Das 1. legte er nach Walad Madani, nach Ssennār und Fasoglu, das 2. nach Kordofān, das 3. nach Kassala, das 4. nach Mussallamīje und Refāa, das 5. wurde in Chartūm kaserniert. Ausser diesen regulären Truppen aus Kairo organisierte Mūssa Pascha eine starke Milizmacht aus Irregulären und Baschibosuks und verpflichtete die Stämme, ihm im Falle der Not eine bestimmte Anzahl vollständig bewaffneter und mit Lebensmitteln versehener Leute zu stellen. Die Zahl der Leute, welche derart aufgestellt werden konnten, war sehr bedeutend, und die Regierung hatte sich derart für den Notfall wichtige Hülfstruppen gesichert, welche ihr nichts kosteten. Die Waffen derselben bestanden aus Wurfspiess, Lanze und Dolch. Feuerwaffen befanden sich nur in den Händen der regulären Regierungstruppen.

Da die Eingeborenen des Tagala-Gebirges sich bisher noch immer nicht unterworfen hatten, so brach Mūssa Pascha an der Spitze von zwei Kompagnien selbst gegen sie auf. Aber auch dieser neue Feldzug blieb resultatlos, wenn er auch nicht so unglücklich wie der erste verlief; die Truppen mussten wegen des schlechten Wetters nach Chartūm zurückkehren, ohne den Feind gepackt zu haben.

Im Jahre 1282 (1864) brach eine Cholera-Epidemie im Ssudān aus und forderte, trotz der energischen Gegenmassregeln Mūssa

Pascha's, eine Menge Opfer, unter welchen der General-Gouverneur selbst sich befand.

Die Verwaltung Mūssa Pascha's war rein militärisch. In dieser Hinsicht hat er viel geleistet, aber der Handel empfing keinen neuen Anstoss und die allgemeine Lage des Landes blieb die gleiche.

Gleichzeitig mit der Cholera im Ssudān wütete in Aegypten eine schreckliche Viehseuche und man war gezwungen, eine regelrechte Jagd auf Rindvieh im Ssudān zu veranstalten, um Aegypten neue Zufuhr zu verschaffen. Zu diesem Behufe wurden Truppen in kleinen Abteilungen in Zwischenräumen von 3 Stunden den Nil entlang aufgestellt, welche alle Rinder in ihrem Bezirk konfiszieren und nach Aegypten schaffen mussten.

Die Verwaltung Gafar Pascha Ssādiks, des Nachfolgers Mūssa Pascha's, war nicht von langer Dauer; er wurde von Gafar Pascha Mas'har als General-Gouverneur des Ssudān ersetzt und diesem Ali Fadli Pascha als Unter-Gouverneur beigegeben. Die Belehnung Gafars wurde in Chartūm von Schahīn Pascha, einem Spezialabgesandten des Chedive, feierlich vollzogen. Vor seiner Rückreise konnte Schahīn die freiwillige Unterwerfung des Malek el Nāssir, des Häuptlings des Tagala-Gebirges, entgegen nehmen, den man vergeblich gesucht hatte durch Waffengewalt zu unterwerfen. Die Verwaltung Mas'har Pascha's war für das Land in jeder Beziehung glücklicher und wohlthätiger als die seiner Vorgänger. Er wusste die Sachlage richtig zu beurteilen und hatte zu dem Sklavenhandel ein Auge zugedrückt, weshalb er während seiner sechsjährigen Amtsthätigkeit weder einen Aufstand zu unterdrücken, noch einen Feldzug zu führen hatte. Der Handel erhielt einen neuen Aufschwung und konnte sich im Schutze der allgemeinen Sicherheit mächtig entwickeln. Mas'har war bei allen Völkerschaften des Ssudān sehr beliebt und sein Abgang wurde deshalb aufrichtig bedauert.

Seit dem Beginn seiner Verwaltung hatte er auf Verlangen des Chedive eine Sammlung von merkwürdigen und interessanten und

schönen Gegenständen der Industrie des Ssudān, ebenso eine grosse Anzahl Vierfüssler und Vögel aller Art nach Kairo geschickt. Diese Gegenstände kamen dann auf die Pariser Weltausstellung von 1867, wo die erstaunte Welt von einem noch in den Windeln befindlichen Lande, wie dem Ssudān, Industriegegenstände, Gold- und Silberarbeiten und zumal jene feinen Filigran-Sachen, wegen deren der Ssudān mit Recht berühmt ist, ausgestellt sehen konnte.

In dem Jahre 1866 vermehrten sich die Besitzungen Aegyptens um die Häfen Mássaua und Ssuākin, welche von der Hohen Pforte abgetreten wurden und eine grosse Lücke in den Ssudān-Besitzungen ausfüllten.

1873 folgte Ismaīl Pascha Ajūb trotz der Opposition Gordon's Mas'har als Generalgouverneur des Ssudān. Ajūb Pascha war bei dem Chedive Ismaīl Pascha in Ungnade gefallen und nach Chartūm verbannt worden. Einige Zeit darauf hatte er den Auftrag erhalten, sich nach der Provinz Taka zu begeben, wo er mit Adam Pascha eine Empörung unter den Provinzialtruppen unterdrücken sollte. Nach Erfüllung seiner Mission wurde er zum Präsidenten des Tribunals in Berber ernannt und bald darauf zum Brigadegeneral und zum Kommandanten von Chartūm befördert. Diesen Posten verliess er infolge von Differenzen mit dem Gouverneur im Jahre 1872, kehrte nach Kairo zurück, wo er vom Chedive wieder in Gnaden aufgenommen und 1873 zum Generalgouverneur des Ssudān ernannt wurde.

1874 und 1875 war das Gebiet von Harar annektiert und der Hafen Seila von der Türkei an Aegypten gegen eine Erhöhung des jährlichen Tributes abgetreten worden.

Das Jahr 1874 hatte dem ägyptischen Ssudān das weite Königreich Darfūr gebracht, das nun ägyptische Provinz wurde. Die Eroberung von Darfūr hatte der Regierung keine Anstrengungen gekostet. Sobeir Rahmi, ein Händler aus dem Stamm der Gaālīje, hatte ein starkes Heer von Händlern und Arabern versammelt, die Truppen von Darfūr mehrmals geschlagen und sich zum Herrn

des Landes gemacht. Da brach Ismail Pascha Ajūb nach Darfūr auf und wusste Sobeir Rahmi durch Versprechungen zu überreden, nach Kairo zu gehen, um sich dem Chedive vorstellen zu lassen. Während Sobeir dort als Gefangener zurückbehalten wurde, konnte Ajūb Pascha, fast ohne einen Schlag zu thun, Darfūr in Besitz nehmen. Die Verwaltung Ajūbs war nicht besser oder schlechter als die seiner Vorgänger. Die Missbräuche, unter denen die Bevölkerung zu leiden hatte, blieben bestehen und säeten immer neue Keime der Unzufriedenheit, welche bald darauf so gewaltig losbrechen sollte.

Auf Ismail Pascha folgte Gordon Pascha, dessen Verwaltung noch ein unlösbares Rätsel für alle Welt bleibt. Gordon war ohne Frage ein durch sein militärisches Talent und seine zivilisatorischen und fortschrittlichen Grundsätze hervorragender Mann. Aber neben diesen unleugbaren Eigenschaften und neben seinen der Sklaverei absolut feindlichen Ideen beweisen seine Handlungen ziemlich grosse Toleranz in der Frage des Sklavenhandels und viele Irrtümer vom politischen und administrativen Gesichtspunkte.

Wir haben schon erzählt, wie Gordon einst in Kordofān einer Karawane Sklavenhändler begegnete und sie ruhig ziehen liess, nachdem er sie gefragt hatte, ob sie niemand weiter gesehen habe. Diese Thatsache muss uns billig in Erstaunen setzen und verblüfft machen, denn wir fragen uns, ob solche Inkonsequenz jemals möglich ist. Aber gerade in diesem Punkte der Inkonsequenz bietet das Benehmen Gordon's im Ssudān unzählige Beispiele, von denen nur einige angeführt werden sollen.

Ibrahīm Fausi, der später Fausi Pascha wurde und heutzutage Gefangener in Um Durmān ist, war Unteroffizier in der Rechnungskammer der Pulverfabrik in Chartūm, als eine Laune Gordon's ihn in wenigen Monaten zum Oberstleutnant mit dem Titel eines Gouverneurs der Aequatorialprovinz beförderte. Tohami Galāl el Dīn, Gordon's Sekretär, war ein Dongolaui und einfacher Schreiber in Chartūm, als Gordon in rascher Reihenfolge ihn zum

Pascha und seinem Privatsekretär erhob. Tohami hatte das Glück seiner früheren Stellung schon einige Zeit genossen, als er plötzlich in Ungnade fiel, degradiert und der einfache Tohami Efendi von früher wurde. Nach ihm wurde Bussati Madani Gordon's Privatsekretär, sein Gehalt von 250 Piaster auf 3000 erhöht und ihm der Rang eines Oberstleutnants (Bey) mit dem Titel eines Administrators der Finanzen des Ssudān verliehen. Je nach dem Augenblick der guten oder schlechten Laune Gordon's wurde der erste Beste unvermutet bis in die Wolken erhoben oder auf die letzten Stufen der gesellschaftlichen Ordnung zurückgeschleudert. Wenn Gordon guter Laune war, konnte er sich an den ersten besten Beamten mit der Frage wenden: »Wie hoch ist Ihr Gehalt?« Nehmen wir z. B. an, die Antwort wäre: »10 Pfund,« so sagte Gordon: »Würden Sie nicht zufrieden sein, wenn Sie 20 bekämen?« »Sicherlich, Gott segne Sie«. Gordon wandte sich dann an Bussati mit dem Auftrage, den diesbezüglichen Befehl auszufertigen. Wenn es kein Beamter, sondern ein einfacher Privatmann war, so fragte ihn Gordon, ob er ein grosser oder kleiner Bey, d. h. Oberst oder Oberstleutnant werden wolle und befahl seinem Sekretär, einen der beiden Grade, der ihm auf die Lippen kam, für ihn zu beantragen. Er sagte zu Bussati — wir berichten aktenmässig —, dass No. II. (Gordon) von No. I. (Chedive) die und die Beförderung für Herrn So und So verlange. Gordon hatte carte blanche derart, dass alles, was er that oder vorschlug, von der Regierung des Chedive stets genehmigt wurde.

Der Schreiber Bassili in der Aequatorialprovinz erzählte mir, dass zu der Zeit, wo Gordon Gouverneur dort war, ein Beamter in Ladó an dem gleichen Tage ohne plausiblen Grund elf Befehle Gordon's zur Beförderung wie zur Degradierung erhalten habe. Und da diese Befehle alle das gleiche Datum trugen, so wussten die Sekretäre der Komptabilität nicht — dieselbe befand sich damals in Chartūm —, nach welchen von diesen Befehlen sie sich richten sollten und schickten sie allesamt zurück.

Wenn wir alle Excentrizitäten, die man sich von Gordon mit Recht oder Unrecht erzählt, hier wiedergeben wollten, würde kaum ein ganzer Band ausreichen. Kaum hatte Gordon von seinem Posten Besitz ergriffen, so war seine erste Handlung, die alten Beamten zu entlassen und sich mit Personen zu umgeben, welche vom Geschäftsgang keine Ahnung hatten. Diese Leute, welche alle der einheimischen Rasse angehörten, wurden damit zu Stellungen erhoben, auf welche sie nicht im Entferntesten Anspruch hatten. Später beim Beginn der Mahdistenbewegung waren diese Beamten die ersten, welche die Geheimnisse und Interessen der Regierung verrieten.

Die Verwaltung des Landes wurde auf ganz neuer Basis eingerichtet und namentlich das Finanzdepartement von der ägyptischen Regierung vollständig abgetrennt; ein eigenes Finanzministerium wurde von Gordon eingerichtet, welches den Anschein erregte, als ob alle Beziehungen zwischen Aegypten und dem Ssudān, der Gordon ausschliesslich anvertraut war, abgebrochen seien. Was diesen Glauben noch mehr bestärkte, war die gleichzeitige Entlassung der meisten alten Beamten, wie der türkischen oder ägyptischen Truppen, und ihre Ersetzung durch Eingeborene. Auf diese Weise gelangte die ganze Verwaltung in die Hände der Ssudānesen. Die meisten militärischen und bürgerlichen Aemter befanden sich in ihren Händen, ganz zu schweigen von den zahllosen Auszeichnungen und Dekorationen, welche Gordon an alle Kaufleute, Fleischer, Jäger u. s. w. in verschwenderischer Weise austeilte. Gordon hegte für die Bevölkerung des Ssudān eine weit übertriebene Achtung und Toleranz bis zu dem Grade, dass der Eingeborene sich schliesslich für eine höhere Nation als die seiner bisherigen Herren halten durfte und allmählich anfing, eine gewisse Unverschämtheit und Verachtung gegenüber der Regierung anzunehmen.

Von den teils nützlichen teils unklugen Reformen Gordon's haben wir die Errichtung einer besonderen Finanzverwaltung für den Ssudān angeführt, welche trotz ihrer späteren Beseitigung

unter Reūf Pascha bei den Eingeborenen den Glauben erweckte, als ob auch gleichzeitig die Steuern abgeschafft seien. In diesem Glauben wurden sie von den zügellosen und missvergnügten Beamten bestärkt, derart, dass die Regierung beim Eintreiben der Steuern auf grosse Schwierigkeiten stiess. Gordon hatte sicherlich die besten Absichten; da er aber die Landessprache nicht kannte, wie er selbst einräumte, wurde er durch seine Umgebung von der Bevölkerung isoliert und diese durfte unter seiner Aegide, ohne dass er es wusste, sich alle Missbräuche erlauben, welche den schon schwergeprüften und unzufriedenen Ssudān vollends in Verzweiflung brachten. Erlasse, die einander beständig widersprachen, und die Einmischung eines unwürdigen Personals bewirkten eine allgemeine Konfusion. Der beste Beweis für diese Auflösung der Organisation der Ssudānregierung während der Periode von 1877—79 ist folgendes Schreiben, das 1878 von den Händlern und Notabeln des Landes dem Chedive Ismaīl Pascha überreicht wurde. Das Schreiben lautet:

»Die Bevölkerung des Ssudān, die einheimischen Kaufleute und Industriellen, flehen hiermit den erhabenen Schutz und die wohlwollende Fürsorge Sr. Hoheit Ismaīl Pascha's, Vizekönigs von Aegypten, an, damit ihrer beklagenswerten Lage und den Leiden, die sie seit der Ernennung Gordon Pascha's zum Generalgouverneur des Landes zu erleiden haben, gnädigst ein Ende gemacht werde. Denn thatsächlich sind wir in den 50 Jahren, seit welchen der Ssudān zu Aegypten gehört, niemals so schwer bedrückt worden, wie unter Gordon.

Dank seiner käuflichen und bestechlichen Umgebung, die aus Leuten wie Konsul F...., ferner A...., M....., H....., G....., E........, H...., K..... u. s. w. besteht, dank dem hohen Einfluss, welche diese auf Gordon's Entschliessungen ausüben, werden die wichtigen Aemter der Mamūrs und Mudīrs Verbrechern und Erzspitzbuben, wie M.... Bey, M....., W..... H.... Bey, A...., R..... Bey, M......, A.... und anderen Personen anvertraut, deren Aufzählung zu lang wäre.

Räuber und Verbrecher dürfen sich unter dem Schutze derselben, die ihre Komplizen sind, ungestraft alle Schandthaten erlauben. So vergeht denn auch kein Tag, ohne dass man von Diebstahl sprechen hört. Die öffentliche Sicherheit fehlt vollständig, die Heerstrassen sind in wahrhafte Halsabschneideplätze verwandelt, der Handel ist ruiniert und Gordon Pascha durch seine Umgebung so isoliert, dass er von dem, was ausserhalb seiner Residenz vorgeht, fast nichts erfährt. Die Erpressungen dieser Beamten haben den höchsten Grad erreicht, und das Volk seufzt unter dem Joche der Willkür. So erheben diese Satrapen, unter dem Vorwande einer von Gordon angeordneten Rekrutierung, nicht bloss eine Steuer von 5 bis 10 Thalern pro Kopf von den Sklaven, welche die Felder der Notabeln und grössten Grundbesitzer bebauen, sondern entreissen auch diese Leute ihrer Arbeit, ohne sie jedoch zum Militärdienste zu nehmen. Die Soldaten und Beamten empfangen keine Bezahlung und können uns deshalb ihre Schulden nicht bezahlen, und wir haben alle Hoffnung verloren, unsere Forderungen beitreiben zu können. Und dabei begnügen die Soldaten sich mit der Nichtbezahlung ihrer Schulden nicht, sondern nehmen uns noch unsere Vorräte und Waren mit Gewalt weg, und einen Offizier, der sie zur Ordnung bringt, giebt es nicht. Kurz, es ist die volle Anarchie und der Ruin. Jede Klage bleibt unnütz, da Gordon Pascha sich nur mit der Absetzung und Ernennung von Beamten beschäftigt. Diese Absetzungen und Ernennungen sind so häufig, dass wir nicht mehr wissen, mit wem wir zu thun haben. Alle anständigen und loyalen Paschas werden auf die falschen Berichte der gierigen Individuen entfernt und verabschiedet, welche Gordon Pascha's Umgebung bilden, welche sich mit ihren Freunden, die sie zu allen wichtigen Aemtern ernennen lassen, in die Ausbeutung der unterdrückten Bevölkerung teilen. Die Interessen des Staatsschatzes werden nicht mehr berücksichtigt, als die unsrigen. Dank der sträflichen Nachricht von Gordon's Günstlingen dürfen die Dorfchěchs die Steuern und Abgaben zu ihrem eigenen

Nutzen erheben und den Betrag in den Büchern für das laufende Jahr nicht eintragen, indem sie dem Generalgouverneur vorreden, die Einziehung der Rückstände wäre bei der Zahlungsunfähigkeit der Steuerpflichtigen unmöglich. Gordon Pascha, der nur den einzigen Wunsch hat, sich bei den Stämmen und ihren Schēchs beliebt zu machen, ist schwach genug, ihren geringsten Wünschen nachzugeben und einen Steuererlass nach dem andern anzuordnen bis zu dem Grade, dass die Kassen der Regierung leer werden. In allen Zweigen der Verwaltung herrscht völlige Verwirrung, und die Unzufriedenheit, die alle erfasst hat, ist in offene Rebellion ausgeartet. Unbekümmert um das, was vorgeht, bleibt der Generalgouverneur ruhig in Chartūm und anstatt mit Rücksicht auf die allgemeine Lage die bewaffnete Macht zu vermehren, hat er die Zahl der Baschibosuks auf eine unbedeutende Ziffer herabgesetzt. Ebenso ist das reguläre Militär wenig zahlreich und besteht ausserdem zum grössten Teil aus Rekruten und untauglichen Leuten, welche trotzdem aber sehr gut verstehen die friedliche Bevölkerung zu quälen und ihren Besitz zu plündern. Wir können uns die strafbare Sorglosigkeit Gordon Pascha's und seine Schwäche gegen seine Beamten und Verbrecher nicht erklären, während seine schwere Hand nur die unschuldigen Beamten und Kaufleute trifft, welche das Unglück haben, seiner Umgebung zu missfallen und die ihre Zukunft auf eine blosse verleumderische Denunziation hin verlieren.

Man lässt hier das Gerücht verbreiten, dass Se. Hoheit der Chedive, unser erhabener Herr, den Ssudān an die Engländer abgetreten hat und dass diese Gordon Pascha zu ihrem Vertreter ernannt haben. Was diesem Gerüchte eine gewisse Wahrscheinlichkeit verleiht, ist der Umstand, dass Gordon Pascha alle höheren Beamten und die besten Diener der Regierung nach Kairo zurückschickt, weil sie den Mut haben, seinem Vorgehen wenig Enthusiasmus entgegenzubringen. Er ersetzt sie durch einheimische Nullen, die als einzige Befähigung einen passiven und blinden Gehorsam für seine Befehle besitzen, andererseits

geben seine Sorglosigkeit und Unthätigkeit angesichts der immer weiter um sich greifenden Rebellion, die Zügellosigkeit der Soldaten und die willkürliche Art und Weise seiner Verwaltung der Vermutung einer gewissen Besitzergreifung des Ssudān durch Gordon Pascha Raum.

Wenn dies auch nicht der Fall ist, wie wir gern glauben möchten, so steht doch zu befürchten, dass Gordon Pascha's Politik in kurzer Zeit den Verlust des ganzen Ssudān für Aegypten herbeiführen kann oder wenigstens, dass ebenso schweres Unheil daraus entsteht, wie es seiner Zeit durch Munzinger angerichtet wurde. Das ist das Unheil, was wir befürchten. Die Berechtigung unserer Befürchtung wird man verstehen, wenn wir diesem schon sehr dunklen Bilde die folgenden Erwägungen anfügen:

Die bevorstehende Ankunft der Abessinier, welche mit imposanter Heeresmacht zur Verfolgung des Wad Danākil heranziehen, der Mangel an genügenden Truppen an der Grenze, die Empörung, welche in dem grossen Stamm der Hadendoa ausbrechen kann und nur auf einen unbedeutenden Anstoss wartet, die Eroberung von Dara, Schaka und Bahr el ghasāl durch den Sohn des Sobeir, der mit Nūr Angara eben in Darfūr erschienen ist, wo der grösste Teil der Garnison vernichtet wurde, der anarchische Zustand von Kordofān, welches Dank der Anwesenheit des Schwagers Sobeir's und der Unruhen unter den Kababīsch sich bald mit diesem Manne verbinden und offen empören wird, machen unsere Befürchtung um so begründeter, als es keinen Beamten giebt, auf welchen man im gegebenen Augenblick für die Unterdrückung der Unordnung zählen könnte. Die Beamten, welche el Taka vertreten, sind zu gut bekannt, als dass man sie zu nennen brauchte. Derjenige, welcher die Provinz bereist, ist der Baschkātib; für Chartûm giebt es nur den Direktor des Arsenals und Mohammed Pascha Hassan, den früheren Vorsteher der Kaufleute.

In dieser traurigen Lage bitten wir Se. Hoheit den Chedive, die schleunigsten und wirksamsten Massregeln zur Begegnung aller

Eventualitäten anordnen und das Leben und die Habe seiner getreuen Unterthanen im Ssudān gegen Meuchelmörder und Raub gnädigst schützen zu wollen, bevor es zu spät ist, und der Ssudān für Aegypten vollständig verloren geht.

Im andern Falle und wenn, wie die Schēchs und Beamten, welche ihre Stellungen Gordon Pascha verdanken, behaupten, Se. Hoheit der Chedive den Ssudān diesem General-Gouverneur wirklich übergeben hat, um daraus einen unabhängigen Staat zu machen und dort als Herr zu herrschen, so bitten wir, dass man es uns offen sage, damit wir unseren Herd verlassen und in einem anderen Lande, vor gleichen Quälereien und Tyranneien geschützt, leben können.«

KAPITEL XV.

Gordon's Nachfolger Rëūf Pascha. Neue Veränderungen in der Verwaltung. Missgriffe Rëūf's. Die Unzufriedenheit nimmt zu. Ihre Ursachen. Abschaffung des Sklavenhandels. Die Erpressungen und Missbräuche. Die Beamten des Ssudān. Die Ssandjaks. Der Modus der Steuer- und Tribut-Erhebung. Käuflichkeit der Aemter der Steuererheber. Requisitionen und Frohnden. Loskauf von den Frohnden. Loskauf von der Konskription. Die Edikte gegen den Sklavenhandel bringen nur dem Beamten Nutzen. Die Justiz. Gelegenheit macht Diebe. Beispiele dafür. Wie man eine Untersuchung macht. Der Sturm bricht los.

1879 wurde Rëūf Pascha nach Chartūm geschickt, um die traurige Erbschaft Gordon's anzutreten. Alle Einrichtungen desselben stürzte er von Grund um. Er bändigte alle eingeborenen Beamten, welche nun die Zahl der Unzufriedenen vermehrten und ersetzte sie durch die alten ägyptischen Beamten. Er beseitigte die Finanz-Verwaltung und verteilte wie früher die Steuererhebung und das Rechnungswesen auf die verschiedenen Provinzen des Ssudān.

Zu diesem Zweck machte er an den Besoldungen des Personals erhebliche Ersparnisse und verfuhr bei der Beitreibung der Kontribution mit zu grosser Strenge. Die Regierungskasse gewann allerdings dadurch in kurzer Zeit eine Summe von 250 000 ägyptischen Pfund, aber die Unzufriedenheit nahm zu, und die Lösung wurde dergestalt überstürzt. Der schlecht bezahlte Beamte beging noch mehr Erpressungen, und der Eingeborene, welcher sich durch die Beseitigung der Finanz-Verwaltung in jeder Weise überbürdet glaubte, wurde naturgemäss unzufrieden, da er sowohl die laufende Steuer wie die Rückstände bezahlen musste.

Schon zu Gordon's Zeit war die Eintreibung der Steuern schwierig geworden. Jetzt wurde sie es noch mehr, und die Bastonade und andere gefährliche Mittel kamen gegen die Widerspenstigen häufig genug zur Anwendung, was natürlich kein Balsam auf die fressende Wunde des Ssudān war.

Was waren nun die Ursachen dieser Unzufriedenheit? Sie sind zahlreich. Das Verbot des Sklavenhandels und die Monopolisierung des Handels zu Gunsten der Regierung und die Unzuträglichkeit dieser Massregeln, nach unserer Ansicht, haben wir schon ausführlich behandelt. Wir wollen jetzt von den Missbräuchen der Behörden sprechen, welche die Verzweiflung der Bevölkerung im Ssudān auf den Gipfel getrieben haben.

Seit der Eroberung durch die Aegypter, und seitdem das arabische Element die Herrschaft in seine Gewalt bekommen hatte, wurden auch ägyptische Gepflogenheiten im Ssudān ausgeübt, und dadurch die Lage des Landes kompromittiert. Erpressungen, Pflichtvergessenheit und Missbrauch der Amtsgewalt haben der Bevölkerung des Ssudān die ägyptische Herrschaft verleidet, welche nach den erleuchteten Absichten Mohammed Pascha's dem Lande Glück und Wohlstand bringen sollte. Die Edikte des grossen Herrschers, die wir oben mitgeteilt haben, wurden von den Beamten und Funktionären direkt in das Gegenteil verkehrt. Vom ersten bis zum letzten Beamten kann man kaum einen finden, dessen Betragen tadellos wäre, denn jeder, von dem einfachen Baschibosuk bis hinauf zu dem Oberhaupt, beraubte das arme Volk ohne Gnade und Barmherzigkeit. Wenn ein solcher Beamter von Aegypten abreiste, um eine Stellung im Ssudān anzunehmen, so machte er sich mit dem festen Plane auf den Weg, in dem neuen Kalifornien mit vollen Händen zu schöpfen; einige hier und da aufgegriffene Thatsachen genügen, die unerhörten Missbräuche, welche zum Schaden der Eingeborenen begangen wurden, zu beweisen.

Die Ssandjaks (Offiziere der Baschibosuks) waren mit der Eintreibung der Steuern beauftragt. Wenn der Ssandjak die

Mudirije verliess, um sich behufs Eintreibung der Steuern in die Hille's (Dörfer) zu begeben, so nahm er ausser der Steuerliste eine bestimmte Anzahl Soldaten mit, die nach der Wichtigkeit und Länge seiner Rundreise variierte. Gott weiss allein, wie diese Steuerlisten aufgestellt waren, und ob sie nur die wirklich zu zahlenden Beträge enthielten. Der Araber kann weder lesen noch schreiben, und wenn auch seine Vorfahren die Algebra erfunden haben, so bringt er doch nur mit grösster Mühe die kleinste Rechnung zu stande. Wenn der Ssandjak in einem Dorfe ankommt, quartiert er sich bei dem Häuptling ein, während seine Soldaten, die Baschibosuks, in das erste beste Haus treten, wo man nicht umhin kann, sie aufzunehmen und zu beherbergen, sonst wehe! Der Hausherr muss sie bewachen, ernähren und verpflegen bis zu dem Augenblick ihrer Abreise, wo er ihnen ausserdem eine seinem Vermögen entsprechende Summe als Geschenk zu übergeben hat. Während der Dauer seines Aufenthalts ist der Soldat Herr des Hauses. Er befehligt und schlägt die Diener, sogar den Hausherrn selbst. Ihm muss alles zur Verfügung stehen, Sachen wie Personen, selbst die Frau oder Tochter des unglücklichen Mannes. Dank dieser missbräuchlichen Verpflichtungen des Hausherrn gegenüber seinem Gast, dem Soldaten, darf dieser sich 2 oder 3 Wohnungen zugleich bei verschiedenen Personen wählen, und da er die Gabe der Allgegenwärtigkeit nicht geniesst, logiert er seine Person in ein Haus, sein Pferd in ein anderes und den Sattel seines Pferdes in ein drittes Haus ein. Auf diese Art erhält er drei Abgaben von drei Häusern zugleich. Diese Abgaben hat sich der Eingeborene als gesetzliche Pflicht, und der Soldat als gesetzliches Recht anzusehen gewöhnt; von allen Ueberforderungen dieser selben Soldaten, welche das Recht der Amtsgewalt auf das Gröblichste missbrauchen, wollen wir hier nicht weiter sprechen. Der Ssandjak verschmäht diese kleinen Bissen und überlässt sie seinen Untergebenen. Er hält sich an den Häuptling, welcher ihm die ganze Steuer, die dem Dorfe auferlegt ist, aushändigen

muss, eine Steuer, deren Ziffer von dem Ssandjak bestimmt wird, der seinerseits nach Gutdünken den auf der Steuerliste angegebenen Betrag erhöht, und den der Araber, ohne ein Wort verlieren zu dürfen, zahlen muss. Ausserdem erhält der Ssandjak als Gebühr für die Steuererhebung einen Piaster für jeden Thaler Steuer, d. h. ungefähr 5 %, die in seine Tasche fliessen, ganz zu schweigen von den Geschenken und anderen Forderungen, die er sich erlauben darf und die stets vollständig befriedigt werden müssen. Wenn der Eingeborene irgend eine von diesen Abgaben nicht zahlte, so klagte man ihn irgend eines Verbrechens an, und er wie seine Familie sahen sich jeder möglichen Verfolgung ausgesetzt. Sich über diese Erpressungen zu beklagen war gefährlich und für alle Fälle überflüssig, da die ganze Verwaltungsmaschine von der gleichen Korruption angefressen war; man konnte also nichts thun, als schweigen.

Wenn die Zeit der Steuererhebung herankam, besuchte der Ssandjak seinen Chef oder Gouverneur, um sich das lukrative Amt eines Steuererhebers übertragen zu lassen. Natürlich musste er, um sein Spiel zu gewinnen, sich mit einem unwiderstehlichen Argument versehen, was bisweilen einen baren Wert von mehreren Tausend Thalern besass. Wenn der Steuererheber im Laufe des Jahres die Beute, die er während seiner letzten Rundreise gemacht, in Ausschweifungen durchgebracht hatte, setzte er trotzdem das gleiche Leben fort und machte Schulden bei dem Schnapshändler, dem Lieferanten, in übelberüchtigten Häusern und überall, wo man ihm Kredit auf seine nächste Ernte gewährte. Ausser diesem direkten Tribut oder dieser Steuer hatte der Eingeborene noch andere Kontributionen zu zahlen und wurde mit den vielfachsten Requisitionen, namentlich an Menschen, heimgesucht. Alle Arbeiter, welche zu öffentlichen Zwecken herangezogen wurden, und den grössten Teil der Truppen hatten die Eingeborenen zu stellen. Dieser Frohndienst wurde in geradezu gehässiger Weise ausgedehnt. Ebensoviel Arme, wie die Regierung nahm, fehlten dem Häuptling des Stammes oder des

Dorfes für seine Arbeiten; und um nicht die ganze ihm abverlangte Ziffer liefern zu brauchen, musste er zu jenem Argument greifen, dem allein gegenüber die Vertreter der Regierung nicht widerstehen konnten. Gerade mit Rücksicht auf diesen Umstand verlangten die Letzteren bisweilen mehr Leute als nötig war, um sich das Plus von dem Häuptling abkaufen zu lassen. Dieses erinnert an gewisse Länder, wo der Loskauf von der Konskription existiert, wo man diese Gelegenheit und die Feigheit der Eingeborenen ausnutzt, um jährlich eine Rekrutenmenge zu verlangen, welche die Ziffer des ganzen Heeres um das Doppelte übersteigt, ohne dieselben natürlich gebrauchen zu können und nur für den Zweck, den Loskauf derselben zu einer Einnahmequelle zu gestalten.

Ferner: Die von dem Herrscher in lobenswerter und aufrichtiger Absicht erlassenen Edikte über die Abschaffung des Sklavenhandels hatten wegen der Käuflichkeit der mit ihrer Ausführung beauftragten Beamten nur das eine Resultat, die Regierungsvertreter im Ssudān zu bereichern. Wenn der Sklavenhändler das traditionelle, unwiderstehliche Argument gutwillig anwandte, blieben jene Verordnungen in dem Staube der Aktenschränke begraben und die Augen des Gesetzes geschlossen. Wenn aber der Sklavenhändler sich taub stellte und das Gesicht abwandte, um das Augenzwinkern der Antisklaverei-Agenten nicht zu bemerken, dann öffnete die Wachsamkeit der Agenten plötzlich ihre hundert Argusaugen; man verhaftete jene Barbaren, die mit Menschenfleisch handelten und holte aus dem Aktenstaube der Regierungsbureaux alle Edikte von dem ersten an, die von Mohammed Ali Pascha bis Gordon erlassen waren, hervor, und man schritt natürlich zur Verfolgung der Händler und Konfiskation der Sklaven, welche die Beamten unter einander verteilten und dann verkauften. Wir übertreiben nichts, sondern erzählen die blosse Wahrheit; und alle, welche wie wir mit eigenen Augen gesehen und mit eigenen Ohren gehört haben, was im Ssudān vorging, erstaunen mit uns, dass die Massenerhebung des Ssudān so lange Zeit zu ihrer Entwickelung und ihrem Ausbruch gebraucht hat.

Die Justiz wurde auf dieselbe Weise ausgeübt, und der Strick des Henkers musste, um jemandem von seinem Halse zu entgleiten, ebenso geschmiert werden, wie die Schlösser der Gefängnisthore, um sich zu öffnen.

Waren also die Beamten im Ssudān alles abgesottene Schurken? Nein, aber sie wurden es im Laufe der Zeit. Wenn so ein Beamter in einer Provinz des Ssudān ankam, war er, wie wir gern glauben wollen, häufig genug rechtschaffen, anständig und human; aber die Versuchung, der selbst die Heiligen unterliegen können, die Gelegenheit, die nach dem Sprüchwort Diebe macht, und das stete Beispiel vor den Augen würden genügen, die Beamten im Ssudān zu entschuldigen, wenn die Versuchung als Entschuldigung des Verbrechens überhaupt genügt. Beim erstenmal weigert man sich, anzunehmen, beim zweitenmal nimmt man an, was angeboten wird, das drittemal verlangt man es schon selbst und das viertemal fordert und droht man; dies ist die Stufenleiter des Falles.

Jetzt einige Beispiele: M. Bey kommt von Kairo als Gouverneur von der und der Provinz an, man rühmte seine makellose Rechtschaffenheit und Ehrlichkeit ebenso wie seine seltene Frömmigkeit. Alle Abende verrichtete er das Gebet Werd Ssahar, welches mehrere Stunden dauert. Sein Ruf war ihm schon vorangeeilt, und die Eingeborenen fürchteten, den neuen Gouverneur sich nicht geneigt machen zu können. Ein Konzilium wurde zusammenberufen und der Vorsitzende desselben, A. G., übernahm es, die Rolle der Schlange in dem verlorenen Paradies zu spielen. A. G. empfängt den neuen Gouverneur und bittet, seine kleine Tochter sehen zu dürfen. Unser Bey sieht nichts Absonderliches darin, giebt seinem Verlangen nach und das Töchterchen wird herbeigeführt, von A. G. bewundert, verzärtelt und bekomplimentiert. Auf ein Zeichen des Versuchers bringt ein Diener ein grosses Packet, welches enthüllt wird und dem erstaunten Gouverneur eine schöne Henne mit 24 herumsitzenden Küchelchen auf einer grossen, schön ziselierten Silberplatte zeigt. Huhn und Küchelchen,

alles in natürlicher Grösse, sind von reinem Ssennärer Golde, fein in Filigran gearbeitet, derart, dass die Flügel in Bewegung gesetzt werden konnten, wenn man an eine Feder drückte. A. G. zeigt die Platte dem Töchterchen mit den Worten: »Dies ist ein Geschenk für dich, nimm es von mir, den du für deinen Onkel ansehen kannst«; und zum Gouverneur, der sich widersetzen zu wollen schien, fuhr er fort: »Im Namen Gottes, erzürne dich nicht; Gott soll mich bewahren, dir ein Geschenk zu machen, das ist nur für das kleine Fräulein, das so nett ist und das ich wie meine Nichte liebe; du musst ihr schon dieses kleine Spielzeug lassen, damit sie sich mit ihm unterhalten kann.« Der Gouverneur sagte nichts mehr und liess dem Verführer ein Glas Syrup anbieten. Als A. G. von ihm wegging, sagte er zu seinen Kumpanen: »Das Kameel hat die Alīka (Ration) gefressen, jetzt könnt ihr ihm eure reichen.« Seitdem wurde M. Bey wie die andern, absolvierte jene Stufenleiter und machte sein Glück.

H. Bey, Chef einer anderen Provinz, hatte derart gewirtschaftet, dass die Eingeborenen sich über ihn beim General-Gouverneur in Chartūm beklagten, worauf eine Untersuchung angeordnet wurde. Der mit der Untersuchung beauftragte Beamte kommt bei H. Bey an; sie . . . dinieren zusammen und bei seiner Rückkehr nach Chartūm reicht unser Untersuchungsbeamter einen Bericht ein, in welchem konstatiert ist, dass in H. Bey's Provinz alles in der schönsten Ordnung zugeht. Böse Zungen haben allerdings behauptet, dass der Untersuchungsbeamte auf seiner Rückreise nach Chartūm von einer gewissen Anzahl Thaler begleitet worden sei.

Die Ursachen der Unzufriedenheit waren demnach vielfach, und der Araber des Ssudān besitzt nicht die Geduld seines Stammesbruders in Aegypten. Ein dreiviertel Jahrhundert war beinahe verflossen, und der Sturm wartete nur auf den Windhauch, der ihn entfesseln sollte. Der Mann, der die angesammelte Elektrizität zur Entzündung bringen und die mächtige Umwälzung herbeiführen sollte, erschien plötzlich in der trotz allem sympathischen Gestalt des Mohammed Ahmed, des Mahdi oder Propheten.

KAPITEL XVI.

Mohammed Ahmed. Seine Familie. Seine Kindheit und Studien. Mohammed Ahmed in Chartūm. Sein Bruder Mahmūd Wad Abdullah. Sein aszetisches Leben. Mohammed Ahmed als Erleuchteter und Sozialist. Ein Refugium peccatorum. Unkluger Respekt der Unterbeamten. Die Mutassahabīn. Soziale Theorien Mohammed Ahmed's. Sein Aufenthalt in el Obëid. Ankündigung seiner angeblich göttlichen Sendung. Er will schon zu den Waffen greifen. Seine Angehörigen bewegen ihn, el Obëid zu verlassen. Der Aufstand im latenten Zustande. Wunderthaten. Propaganda. Mahdistische Manifeste. Warnung des Mohammed Abdullah. Abu el Ssëūd geht nach Aba. Antwort des Mahdi. Expedition des Abu el Ssëūd gegen den Mahdi. Verhandlungen. Erster Kampf. Panik in Chartūm. Der Bruder des Mahdi wirft ihm sein Benehmen vor. Der Mahdi verlässt Aba und geht nach dem Berge Gadir. Benachrichtigung Emin Bey's.

Mohammed Ahmed, der Mahdi (Prophet oder Erlöser) für den Ssudān, der Mutamahdi (falsche Prophet) für die Anderen, der sich ein so trauriges Ruhmesblatt in der Geschichte geschaffen hat, wurde in Dongola um das Jahr 1256 der Hedjra (1839) geboren. Er gehörte der Familie Essuār el Sahab (»mit dem goldenen Armband«) an, deren Ursprung sich durch zwei Jahrhunderte hindurch zurückverfolgen lässt. Die heutzutage sehr grosse Familie der Essuār el Sahab gehört zu dem Stamme Hanak in der Provinz Dongola. Ihren sonderbaren Namen verdankt sie einer Legende, nach welcher das Haupt der Familie mit einem goldenen Armband geboren worden sei. Mohammed Ahmed widmete sich seit seiner Kindheit religiösen Studien. Nachdem er mit seinem Vater nach Karrari bei Chartūm gekommen war, setzte er hier länger als 4 Jahre hindurch seine Lieblingsstudien unter dem Schēch Nūr el Dāïm, Sohn des berühmten Schēch el Taijib, fort und trat in die Sekte der

Ssammanîje ein. Da aber ihre rein dogmatischen Theorien seinen Erwartungen nicht entsprachen, verliess er sie, um in eine andere, die der Kadirîje, einzutreten, von der er mehr erwartete. Um diese Zeit trat er eine Pilgerreise an, besuchte alle Moscheen und blieb einige Zeit in dem Dorfe el Gabsch, um unter dem Schēch Mohammed el Cheir zu studieren. Als er wieder zu seiner Familie nach Karrari zurückkehrte, starb sein Vater Abdullah Bakri. Nun zog Mohammed Ahmed mit seiner Familie nach Chartūm.

Das sittenlose Leben der Hauptstadt, die Ungerechtigkeiten und Tyranneien der Regierungsbeamten, die Ausbeutung der einen durch die anderen und die Missbräuche aller Art, die von dem voreingenommenen und überspannten Geist des jungen Mannes noch vergrössert wurden, empörten das Herz Mohammed Ahmed's, welcher seiner Umgebung und seinen Bekannten die Rückkehr zu einem bessern Weg und die Empörung gegen die Regierung zu predigen begann. Diejenigen seiner Freunde oder Bekannten, welche kaltes Blut besassen und seine Ideen nicht mit dem gleichen Enthusiasmus teilten, begriffen, wie kompromittierend diese Predigten für sie selbst im Herzen von Chartūm waren, verliessen Mohammed Ahmed und rieten ihm, die Stadt zu meiden. Da nahm er seine Mutter, Brüder und Schüler und liess sich mit einem Teil der Seinigen auf der Insel Aba nieder, während die anderen auf dem rechten Ufer des Stromes, in der Entfernung von einigen Hundert Metern, eine Gruppe verlassener Hütten, namens Marabbi', in Besitz nahmen. Dies geschah im Jahre 1872, also 9 Jahre bevor er sich für den erwarteten Propheten erklärte.

Während sein Bruder Mohammed Wad Abdullah, von praktischerem Geiste, in Aba sich auf den Bau von Zumbata (Barken) legte, wodurch er immer mehr in die Höhe kam, liess Mohammed Ahmed eine Masgid (Moschee) errichten, in welcher er eine Höhle (Ghār) anbrachte. In dieser Höhle blieb er monatelang ausschliesslich mit Gebeten und frommen Betrachtungen

beschäftigt und genoss als einzige Nahrung nur einige Datteln oder trockene Weintrauben mit ein wenig Wasser, die ihm seine Schüler brachten. Wenn er alle 3 oder 4 Monate aus der Höhle hervorkam, um sich den Seinigen kurze Zeit zu zeigen, so erschien er wie ein Skelett aus dem Grabe. Seine Reden hatten dann etwas Erleuchtetes, was seine Umgebung mit Respekt und Verehrung erfüllte. Jedesmal, wenn er an das Tageslicht hervortrat, kamen die Eingeborenen von allen Seiten ihn besuchen, wie man bei den Mohammedanern Personen, welche von der Pilgerreise nach Mekka zurückkehren, zu besuchen pflegt. Niemals verliess er seine Höhle länger als 2 oder 3 Tage, worauf er wieder in sein lebendiges Grab zurückkehrte.

Alle Montag und Freitag Abend versammelten sich seine Schüler neben der Moschee, um den Sikr aufzuführen, wie es bei den muhammedanischen Heiligengräbern üblich ist. Sein absolut aszetisches Leben eröffnete seinen schon von Haus aus überspannten Ideen einen neuen Aufschwung. Er träumte von einer ganz anders eingerichteten menschlichen Gesellschaft, und ohne seinen religiösen Fanatismus würde er ganz einfach ein enthusiastischer Sozialist geworden sein, einer dieser Leute mit glühender Einbildungskraft und jenen Gleichheitsideen, die sich unglücklicher Weise nicht verwirklichen lassen. Es ist jedoch nicht zu übersehen, dass die von Mohammed Ahmed geträumte orientalische und muhammedanische Gleichheit die Idee der Sklaverei nicht ausschloss, nichts von der hat, wie man sie in der zivilisierten Welt versteht. Er war der Unzufriedene der Gegenwart, welcher die allgemeine Ordnung verändern will, weil sie ihm nicht passt, ohne sich Rechenschaft darüber zu geben, dass wenn die Gesellschaft seine Theorien adoptierte, sie vom Regen in die Traufe kommen würde. Als Mohammed Ahmed auf diesem Punkte angelangt war, fand er die rein dogmatischen Theorien der Sekten, denen er angehört hatte, ungenügend und bildete sich eine neue abgesonderte Sekte, in welcher er seine Theorien und seine Lehre entwickeln konnte. Er nahm

jeden auf, der zu ihm kam, alle Unzufriedenen, wie die aus der Gesellschaft Ausgestossenen; angezogen von der Predigt des Sozialismus und von dem sichern Schutze vor den Plackereien und Reklamationen der Regierungsbeamten, strömten sie in grosser Menge nach Aba.

Thatsächlich hatte Mohammed Ahmed seit der ersten Zeit seines Aufenthalts daselbst sich den Ruf besonderer Heiligkeit erworben. Die Beamten hatten aus Furcht und abergläubischer Verehrung niemals gewagt, nach Aba zu gehen, um einen Steuerrückständigen, irgend welchen Flüchtling oder gar Verbrecher zu verfolgen. So wurde die Insel zu einem Refugium peccatorum. Ja noch mehr. Kein Schiff, keine Barke, mochte sie Privatleuten oder dem Staate angehören, fuhr vorüber, ohne anzuhalten und dem Schēch Mohammed Ahmed irgend ein Zeichen ihrer Verehrung zu erweisen. Alle, welche seit 1875 an Bord eines Regierungsdampfers an der Insel vorbeigefahren sind, werden sich an die Signale der Dampfpfeife erinnern, welche die Ehrbezeugung für den Heiligen sein sollten. Die Schüler des neuen Schēchs vermehrten sich so zusehends; Gaben und Geschenke flossen von allen Seiten nach seiner Wohnstätte.

Es wäre jedoch ungerecht, wenn wir den Leser in dem Glauben lassen wollten, dass alle Anhänger Mohammed Ahmed's nur ein Haufen Taugenichtse waren. Im Gegenteil bestand der grösste Teil aus Enthusiasten oder Opfern der Ungerechtigkeit und der Erpressungen der Regierungsbeamten. Wenn Jemand der Verfolgungen derselben müde war, so ging er nach Aba und war sicher, dass man ihn dort nicht würde suchen kommen Diese Flüchtlinge, welche man Mutassahabīn nannte, bildeten den zahlreichsten Teil von Mohammed Ahmed's Anhängern. Wenn auch die Steuerbeamten von dieser Flucht erfuhren, so waren sie weit davon entfernt, den Flüchtling dort aufzusuchen, verheimlichten im Gegenteil der Regierung seinen Aufenthalt und erklärten, dass er nach einem unbekannten Ort verzogen sei.

Dieser grosse Zufluss nach Aba, wie die grosse Verehrung für den Schēch Mohammed Ahmed datiert seit 1877. In diesem Jahre hatte ein Häuptling unter der schlechten Behandlung der Baschibosuks zu leiden, welche sein Haus entehrten. Als Mohammed Ahmed von dem Unglück des Mannes hörte, liess er ihn nach Aba kommen, bezahlte die Steuer, die er schuldig war resp. die von ihm reklamiert wurde und rettete ihn so von den Verfolgungen der Beamten. Die Nachricht hiervon verbreitete sich schnell und viele Personen kamen und suchten seinen Schutz nach. Da schrieb er an die Regierung in Chartūm, dass er für die Steuerbeträge der Leute, welche sich bei ihm befanden, die Verantwortung übernehme, dass er aber die Regierung bitten müsse, ihm keine Steuererheber zu schicken, sondern ihm kurz und bündig mitzuteilen, wieviel man verlange, worauf er das Geld nach Chartūm schicken würde. Dies geschah auch wirklich, aber nur sehr kurze Zeit.

Die Frage, welches damals die sozialen Theorien Mohammed Ahmed's waren, wird durch sein Benehmen und durch seine Reden beantwortet. Zunächst war es der vollkommenste Kommunismus. Niemandem gehörte etwas, aber Alles allen, sodann die Gleichheit der Sektierer, ferner das Cölibat für alle; denn wie er sagte, darf man allein im Paradiese Vergnügen und Ruhe erwarten, und schliesslich die Verpflichtung zur Arbeit. Man darf nicht glauben, dass die Derwische des Mahdi träge lebten, im Gegenteil arbeiteten alle an der Bebauung der Aecker, deren Erzeugnisse in dem gemeinsamen Speicher, den Matamīr[1]), gesammelt wurden. Wenn in der Folgezeit die Derwische sich wenig mehr mit Ackerbau abgaben, so waren die endlosen Kriege hierfür der einzige Grund. Die Zunahme von Mohammed Ahmed's Anhängern, die Verehrung, die ihm vom Volk und selbst von den Regierungsbeamten entgegengebracht wurde, flössten ihm ein grosses Selbstvertrauen ein und waren für ihn eine starke Versuchung und Ermutigung, auf

---

[1]) Runde Gruben im Erdboden, die zur Aufbewahrung des Getreides dienen. B. M.

seinem Wege fortzufahren. Hatte er damals schon den Plan zu einer offenen Erhebung gegen die Regierung? Glaubte er seine Kraft schon stark genug, um sich zum Mahdi, dem Erlöser, zu erklären? Sein Betragen in Chartûm, die Brandreden, die er dort gehalten hatte und in Aba fortsetzte, machen es glaublich; aber der Drang der Verhältnisse, die Fehler und Thorheiten der Regierung, welche den Respekt gegen sich selbst untergrub und dadurch den Ruf des Mahdi und die Zahl seiner Anhänger vermehrte und ihm so ein unbegrenztes Vertrauen zu seiner Macht verlieh, haben die Katastrophe beschleunigt.

Einmal ging Mohammed Ahmed nach Kordofân und stieg bei Angehörigen der Familie Essuâr el Sahab ab. Er liess Derwische kommen und predigte ihnen die Empörung mit der Aufforderung, ihm zu folgen, denn er sei der verheissene Mahdi. »Unser Prophet Mohammed,« sagte er, »hat mich mehrere Mal auf dem Lichtthron sitzen lassen und mir gesagt, dass ich der Erlöser bin, und dass jeder, welcher mir nicht gehorcht, gottlos ist; sein Blut soll vergossen und seine Habe eine Beute der anderen werden.« Man hielt ihm jedoch vor, dass nach den Büchern die Ankunft der Propheten durch Wunder angekündigt werden solle und dass er keine thäte, und dass andererseits, wenn sie ihm folgten, die Regierung sie festnehmen, und er sie damit in die grösste Gefahr stürzen würde.

Hierauf erwiderte Mohammed Ahmed, dass der Herr der Welt ihm folgende Offenbarung habe zu teil werden lassen: »Die Seelen der Gerechten von Adam bis jetzt werden dein Heer bilden und mit dir kämpfen; 70 000 Engel werden dir folgen und der Todesengel Asrael wird deine Fahne tragen. Diejenigen deiner Anhänger, welche fallen, werden direkt in das Paradies eingehen, während alle deine Feinde ewig in der Hölle brennen werden. Die, welche wider dich sind, werde ich vernichten und dir stets den Sieg verleihen.«

Die Beredsamkeit und der Offenbarungston Mohammed Ahmed's genügten jedoch nicht, die Derwische von Kordofân zu

einem offenen Bruch mit der Regierung zu bewegen; sie antworteten ihm stets: »Wenn deine Sendung sich bestätigen wird, werden wir dir folgen.«

Während dessen wollte es der Zufall, dass Mohammed Ahmed in el Obëid Szenen von Zügellosigkeit und Ruchlosigkeit à la Sodom und Gomorrha ansehen musste. Dies empörte ihn bis zum äussersten, und unverzüglich wollte er seine Besucher die Waffen ergreifen lassen, indem er ihnen zurief: »Schmach und Schande über die Welt! Wenn solche Szenen unter den Rechtgläubigen vorkommen können, hat das Leben keinen Zweck mehr.« Die Familie Essuār el Sahab und seine Bekannten baten ihn, sich zu beruhigen und el Obëid zu verlassen, wo er durch seine Reden alle kompromittierte. »Wir sind schwach,« sagten sie, »und wenn die Regierung erfährt, was bei uns geredet wird, zerstört sie unsere Häuser und vernichtet uns.« Da verliess Mohammed Ahmed el Obëid und begab sich nach Bara, von wo er nach Aba zurückkehrte.

In Kordofān wie in allen grossen Städten des ägyptischen Ssudān, nach denen der Ruf Mohammed Ahmed's gedrungen war, lebte die Empörung schon in allen Geistern, nur wagte niemand zuerst die Maske abzuwerfen. Die Umtriebe gingen ihren Gang weiter, freilich noch im Stillen, und die Empörung war noch nicht bis zum Ausbruch reif.

Man erzählte sich, dass man auf den Blättern der Bäume folgende Worte geschrieben fand: »La ilāh illa allāh we mohammed ahmed mahdi min allāh,« d. h. es giebt keinen Gott ausser Gott und Mohammed Ahmed ist sein Prophet. Diese Redensart fand sich auch, wie man sagte, auf Eierschalen u. s. w. Solche Gerüchte, die von den Beteiligten in Umlauf gesetzt wurden, fanden bei der unwissenden und fanatischen Bevölkerung Glauben. Es waren Wunder, und ein Zweifel an der Wahrheit der Sendung Mohammed Ahmed's existierte nicht mehr.

Diese Art der Propaganda genügte jedoch den Anhängern des Mannes von Aba nicht mehr, und im Jahre 1880 wurden

Brandreden gedruckt und in Tausenden von Exemplaren der Polizei förmlich vor die Füsse geworfen. Während schon alle Gemüter über das dumpfe Grollen des Vulkans unruhig waren, schien die Regierung von nichts zu wissen und traf nicht die geringste Massregel. Man versichert, dass der Gouverneur, ein Liebhaber der schönen Wissenschaften und der arabischen Poesie, während dieser Zeit mit seinem unzertrennlichen Begleiter, dem Polizei-Präfekten von Chartūm, beschäftigt war, arabische Dichter anzuhören, die ihm ihre Verse vortrugen, und sich mit Banketts und Konzerten unterhielt. Erst 1881 öffnete die Regierung die Augen und entschloss sich, etwas zu thun. Ein früherer Lehrer des Mahdi, namens Mohammed Abdallah, schrieb an Rëūf Pascha einen Brief, in welchem er ihn auf die schweren Gefahren, welche für die Regierung aus den Anmassungen Mohammed Ahmed's entstehen könnten, und auf den zahlreichen Anhang aufmerksam machte, der sich um ihn gebildet hatte und mit jedem Tage wuchs. Rëūf sandte einen gewissen Abu el Ssëūd Bey el Akkād zu ihm, um sich über die Vorgänge in Aba zu informieren und Mohammed Ahmed aufzufordern, nach Chartūm zum General-Gouverneur zu kommen. Abu el Ssëūd begab sich im Mai 1881 nach Aba; als er Mohammed Ahmed mitteilte, dass der Gouverneur in Chartūm ihn sehen wollte, da erwiderte der Mann von Aba: »Ich habe mit dem Gouverneur nichts zu thun, und wenn er etwas von mir will, so mag er selbst kommen. Nach Chartūm kann ich nicht gehen, denn der Tag, wo ich in die Stadt einziehen soll, ist noch nicht gekommen.« Solche Antwort konnte Rëūf Pascha natürlich nicht gefallen; er beschloss sofort die Absendung einer Expedition, um den falschen Propheten mit Gewalt zu holen. Abu el Ssëūd's Bericht über die Zahl und Stärke der Anhänger des Mahdi war irrig gewesen. Abu el Ssëūd hatte sich über seine Bedeutung getäuscht und dem General-Gouverneur erklärt, dass 200 Mann zur Vernichtung der Rebellen vollauf genügten. Auf diese Versicherung hin schickte Rëūf am 21. Mai eine Abteilung von ungefähr 200 Mann Infanterie ab unter dem

Befehl von zwei höheren Offizieren: Ali Efendi Asmi und Ibrahim Efendi Ali. Die Expedition sollte nach Anweisung und Leitung Abu el Sseüd's handeln. Das Expeditionskorps schiffte sich mit einem Geschütz an Bord des Dampfers Tall Hawein ein, der am Freitag, den 29. Schabān 1298 (27. Juli 1881) bei Sonnenuntergang vor Aba Anker warf; man beschloss noch am selben Abend sich auszuschiffen. Für alle Fälle blieb das Schiff unter Dampf, und Abu el Sseüd an Bord.

An diesem Tage fand bei dem Mahdi ein Sikr statt, und die Derwische, im Kreise geordnet, waren bei ihrer Andacht, während Mohammed Ahmed etwas abseits auf einem Fell sass, um zu beten, als die Abgesandten Abu el Sseüd's erschienen, um ihn an Bord zu rufen. Er erwiderte, dass man nur zu ihm zu kommen brauche, wenn man ihn sehen wolle, dass er sich aber nicht hinbemühen werde. Jetzt wurden die paar Soldaten ungemütlich, zumal, da sie von den Derwischen eine starke Tracht Prügel bekamen. Abu el Sseüd hatte den Befehl, den Mahdi und seine Parteigänger im Notfalle anzugreifen. Er befahl deshalb der Abteilung, vorzurücken und auf die Derwische Feuer zu geben. Beim ersten Schuss, dem Zeichen zum Angriff, zog Mohammed Ahmed sein Schwert und stiess zum erstenmal den Vernichtungsruf aus, welcher dann der Schlachtruf der Mahdisten geworden ist: »La ilāh illa allāh, fi ssabīl allāh.« (»Es giebt keinen Gott ausser Gott; [kämpfet] für Gottes Sache.«) Der Säbel Mohammed Ahmed's war übrigens nicht von Holz, wie seine Anhänger behaupteten, sondern eine sehr gute Bochāri-Klinge [1]). Der Mahdi war von der Ankunft des Militärs jedenfalls benachrichtigt worden, denn an jenem Abend hatten sich die Derwische in viel grösserer Zahl in Aba eingefunden und waren sämtlich bewaffnet. Auf den Ruf des Mahdi stürzte sich die wütende Menge, die den wilden Schlachtruf ihres Oberhauptes

[1]) Die Hiebwaffen bei den Arabern im Ssudān waren von vierfacher Qualität; die beste war die Bochāri-, dann die Ssolimāni-, dann die Tokāri- und schliesslich die Maghrabi-Klinge.

einstimmig wiederholte, mit jenem unwiderstehlichen Mut und Ungestüm des Ssudānarabers in ihrem rasenden Fanatismus auf die Soldaten, welche gleich beim ersten Anprall ihre Kaltblütigkeit und Ordnung verloren und sich niedermetzeln liessen. Nur wenige Mann konnten fliehend das Stromufer gewinnen, hängten sich an die Taue u. s. w. des Dampfers und retteten sich so vor den verfolgenden Derwischen. Sobald Abu el Ssëūd beim Anblick der ersten Flüchtlinge das Unheil ahnte, liess er den Anker heben, sodass das Schiff mit denen, die sich darauf befanden und noch darauf zurückkehren konnten, rechtzeitig entkam.

Bei der Ankunft Abu el Ssëūd's in Chartūm verbreitete sich die Nachricht von der Niederlage wie ein Lauffeuer durch die Stadt und die Panik und Unordnung nahm nun ihren Gang. Rëūf hatte nicht im entferntesten diesen Ausgang erwartet, und die Verwirrung, welche jetzt in Chartūm zu herrschen begann, beunruhigte ihn. Er liess verkleidete Polizeibeamte in grosser Anzahl durch die Stadt gehen mit dem Befehl, alle, welche vom Mahdi redeten, zu verhaften. Dies war der Beginn der Schreckensherrschaft in der Hauptstadt des Ssudān, die bis dahin noch still und ruhig gewesen war.

Die Maske war endlich abgeworfen, es war klar, dass die Regierung nun handeln wollte. Da der Mahdi sich aber nicht mehr sicher glaubte, verliess er den Ort und begab sich mit seiner Familie und allen Anhängern nach dem Berge Gadir in der Provinz Faschōda. Sein älterer Bruder, der Schiffsbauer, wurde bestürzt, als er das Geschehene vernahm und hörte nicht auf, seinem Bruder vorzuwerfen, dass er ihn und die Seinigen in's Unglück gestürzt habe. Auf diese Vorwürfe erwiderte Mohammed Ahmed: »Hāda ma arād allāh bihi« (»das ist Gottes Wille«). Der arme Lupton Bey sah damals die Menge den Strom bei Kawa überschreiten und teilte Emin Bey das Vorgefallene mit. Dieser schrieb dann nach Chartūm und warnte die Regierung wegen des Vorfalls, dessen ganze Tragweite er voraussah.

KAPITEL XVII.

Rāschid Bey schlägt die Derwische bei Kawa, wird am Gadir geschlagen. Erhebung von Kordofān und Darfūr. Slatin Bey. Eroberung von Abu Harās. Schlacht bei Kaschkil. Expedition von Ali Bey Abu Koka zum Entsatz von Bara und seine Niederlage bei Eid el Nebeik. Eroberung von el Tajāra. Expedition von Jussuf Pascha el Schallāli. Der Aufstand nimmt beunruhigende Dimensionen an. System Mohammed Ahmed's. Propaganda. Panik in Chartūm. Ankunft Abd el Kader Pascha's. Seine Politik und Energie. Divide et impera. Subeir Abd el Kader. Die Expedition Jussuf Pascha's kommt am Berge Gadir an. Er fordert den Mahdi auf, sich zu ergeben. Antwort desselben. Mystischer Charakter des Mahdistenkrieges. Abdullah Wad Daf'allah. Vernichtung des Korps Jussuf Pascha's. Der Schēch Madibbu. Erhebung und Belagerung von Schaka. Ausfall der belagerten Garnison und ihre Vereinigung mit Slatin's Kolonne. Omar Wad el Mukāschif greift Ssennār an. Gründe seiner Feindseligkeit. Giegler Pascha lehnt Verstärkung von Kairo ab. Expedition gegen den Emir Walad el Scherīf. Die Mahdisten unbesieglich. Vernichtung des Corps el Malik Jussuf. Angriff auf die Stadt Ssennār. Der Emīr el Dakruri. Abd el Kader Pascha schlägt die Derwische in Ssennār.

Im Dezember hatte Rāschid Bey, der Gouverneur von Faschōda, die Ankunft des Mahdi in seiner Provinz erfahren und sich schon bereit gemacht, den unbequemen Gast anzugreifen, als er hörte, dass in der Stadt Kawa selbst ungefähr 200 Araber aus den Stämmen Degein, Tellem, Kenāna, Hassanīje, Gaālīje und Danākla sich versammelt hätten, um zu dem Mahdi zu stossen. Schnell vereinigte er 120 Mann, schlug und zerstreute diese Araber. Nach dem Berge Gadir hatte er Spione geschickt, deren Auskunft insofern ermutigend lautete, als die Leute des Mahdi nur 200 Mann stark sein sollten. Rāschid Bey nahm 120 Soldaten und einige Tarāgma aus dem Dorfe el Schalk und machte sich in Eilmärschen nach dem Berge Gadir auf. Nach dreitägigem Marsche langte die kleine Abteilung vollständig erschöpft im An-

gesicht des Feindes an. Mohammed Ahmed versammelte schnell seine Leute zu Fuss und zu Pferde, und ohne den Soldaten Rāschid's Zeit zu lassen, sich ein wenig zu erholen, fiel er über sie her, vernichtete sie vollständig und erbeutete alle Waffen und Munition.

Die Nachricht von der Vernichtung Rāschid's erhielten wir, Emin Bey und ich, im April 1882 in Chartūm, als wir die Ankunft des neuen Generalgouverneurs Abd el Kader Pascha, Rëūf's Nachfolger, dort erwarteten.

Nach dieser Affaire erhob sich ganz Kordofān und die Beduinen in Darfūr, welche nun Slatin Bey schwer zu schaffen machten. An dem Brunnen von Nemeir, wo Soldaten aus der Provinz Schaka zu ihm gestossen waren, wurde er von überlegenen Derwischhaufen umringt, verlor viel Leute und sah sich gezwungen, auf Dara zurückzugehen. Hier brachte er in wenigen Tagen ein zahlreiches Korps zusammen und kehrte um, um die Derwische aufzusuchen. Er traf sie noch bei dem Brunnen und lieferte ihnen eine blutige Schlacht. Schon neigte sich der Sieg auf seine Seite, als eine grosse Reiterschaar sich auf seine Infanterie stürzte und seinen Sieg in eine schwere Niederlage verwandelte. Es gelang ihm jedoch, einige Reste seiner Truppen zu sammeln und wieder nach Dara zu entkommen.

Nun erhoben sich die Baggāra el Homr; ihr erster Akt der Feindseligkeit war, ihren Steuererheber Nāsim Efendi anzugreifen, welcher sich in Ausübung seines Amtes in Dar Hamar befand. Dank dem Dazwischentreten der Häuptlinge Walad Abu Dakal und Walad el Melīh konnte er sich retten, aber sein Gepäck und die Regierungsgelder wurden geplündert. Von den beiden Schēchs wurde er beschützt und nach Abu Harās geführt, wo er sich in das Haus des Distriktchefs Walad Rahma flüchten konnte. Kaum waren drei Tage vergangen, als die Stämme Badarīje und Tamām Abu Harās angriffen; die Garnison unter dem Befehle Walad Rahma's rettete sich in aller Eile, immer verfolgt, in der Richtung nach el Obëid und erreichte glücklich das Dorf Walad Abu Ssafie.

Unverzüglich sammelte der Gouverneur von Kordofān, Mohammed Pascha Ssaïd, eine Heeresabteilung von 2300 Mann regulärer Soldaten, Baschibosuks und Schaikīje, um die Stadt Abu Harās wieder zu nehmen. Unter dem Befehl des Major Nāsim Efendi verliess sie el Obëid und setzte sich nach Abu Harās in Bewegung, als sie bei Kaschgil die Derwische an einem kleinen See versammelt fand. Diese waren mehr als 2000 Mann stark und bestanden aus Leuten der Stämme Hauāsma, Dar Bati, Dar Nehīla, Dar Gauād, Aulād Gabūsch, el Ghudiāt, Baderīja und Tamām. Es kam zum Kampfe, in welchem die Truppen vollständig geschlagen wurden. Nur eine kleine Zahl Soldaten konnte sich an das Ufer des Sees retten, wo sie aus Aesten und Dornen einen Verhau errichteten. Sie blieben dort einige Tage und nährten sich von den Tieren, welche an das Wasser zur Tränke kamen. Während dessen war der Feind beschäftigt, Beute zu sammeln, wonach er sich zurückzog, sodass die Flüchtigen mit der Nachricht von der Niederlage nach el Obëid entkommen konnten.

Eine andere Heeresabteilung von 3000 Mann unter dem Befehle des Ali Bey Lutfi Abu Koka, welche dem belagerten Bara zu Hülfe geschickt war, wurde auf dem Marsche von starken Rebellenhaufen umschwärmt, welche alle Brunnen auf dem Wege: el Halba, Abu Schōk und Eid el Nebeik, zuschütteten, sodass die Soldaten kein Wasser fanden. Der Krieg wurde von den Mahdisten bis auf's Messer geführt und alle Mittel, Gewalt und List angewendet, um den Gegner ohne Gnade und Barmherzigkeit zu vernichten.

Als die Rebellen die Truppen Ali Bey's von Durst und Ermüdung genügend geschwächt und erschöpft glaubten, griffen sie dieselben zwischen Eid el Nebeik und Domat el Teleb an und vernichteten sie. Von den 3000 Soldaten kam mehr als die Hälfte samt dem Oberst Ali Bey um. Nur 1200 Mann konnten sich in voller Auflösung retten und bettelten um Wasser und Nahrung von Dorf zu Dorf, bis sie in Bara ankamen, wo sie

sich mit der ausgehungerten Garnison vereinigten. Im selben Monat griffen die Gauāmea-Beduinen die Garnison von el Tajāra an und bemächtigten sich des Platzes nach wenigen Tagen.

Während Rāschid Bey auf eigene Faust nach dem Berge Gadir gezogen war, wo er seinen Tod gefunden hatte, rüstete man in Chartūm eine grössere Expedition unter dem Befehle von Jussuf Pascha el Schallāli gegen den Mahdi aus. 10 Tage nach Rāschid Bey's Affaire verliess sie Chartūm und setzte sich nach dem Berge Gadir in Bewegung. Sie bestand aus mehreren Tausend Mann regulärer Truppen und Baschibosuk, ferner einer Abteilung Schaikīje-Beduinen unter dem Befehle von Mohammed Bey Ssolimān. Aber die beiden Siege des Mahdi über Abu el Sseūd und Rāschid hatten ihn und seine Anhänger ermutigt, und die Araber strömten ihm von allen Seiten zu. Die Häuptlinge kamen, sich in seine Sekte aufnehmen zu lassen und empfingen seine Instruktionen und die Losung zum Vernichtungskampf. Selbst die Nuba-Neger vom Berge Gadir liessen sich von den Verheissungen des Mahdi verleiten und vereinigten sich mit ihm. Mohammed Ahmed, der nicht aufhörte, alle an die Plackereien und übertriebenen Forderungen der Regierung zu erinnern, stellte ihnen ein goldenes Zeitalter ohne Steuern und Plagen in Aussicht, welches durch Vernichtung der Türken, d. h. der Regierungs-Beamten, herbeigeführt werden könne. Gleichzeitig wurden Derwische nach allen Richtungen abgeschickt, um die Bevölkerung zum Aufstand aufzureizen, und Brandbriefe an die Häuptlinge der Stämme zu dem gleichen Zweck gerichtet.

Die Nachrichten hiervon kamen übertrieben und entstellt nach Chartūm und stürzten die Stadt in eine unbeschreibliche Panik. Vor der Ankunft des neuen General-Gouverneurs Abd el Kader Pascha's verbreitete sich das Gerücht, dass die Derwische die Stadt überfallen wollten. Die Furcht hatte keine Grenzen mehr, und alle Europäer verbargen sich in der katholischen Mission, die sie erst zwei Tage später verliessen, als sie sich überzeugt hatten, dass der Mahdi noch am Berge Gadir war.

Abd el Kader Pascha kam endlich am 11. Mai an. Er ermahnte die Beamten, sich ruhig und gefasst zu halten, um der Bevölkerung Vertrauen einzuflössen. »Wenn die Beamten der Regierung eine derartige Furcht verraten, was soll dann aus den anderen werden, welche glauben, dass die Dinge noch viel schlimmer als in Wirklichkeit sind.« Abd el Kader fand die Situation schlimm genug. Er schrieb nach Kairo und verlangte Verstärkungen, aber die Rebellion Arabi's hatte das Land in Anarchie gestürzt, und Abd el Kader's Hülfsrufe verhallten ungehört. Hätte er die verlangten Verstärkungen erhalten können, so ist es nicht unmöglich, dass er des Aufstandes hätte Herr werden können. In Ermangelung solcher Verstärkungen ging Abd el Kader Pascha mit unerhörter Energie an die Organisierung einer bedeutenden Armee, die zum grössten Teil aus den Negern der Einwohner für 12 bis 14 Thaler pro Kopf rekrutiert wurde. Er erteilte der Polizei strenge Befehle und suchte der Panik zu steuern. Er verbot absolut, vom Mahdi auch nur zu sprechen und schärfte den Beamten ein, keine Nachricht zu verbreiten, welche die Panik unterhalten oder vergrössern konnte. Sobald er erfuhr, dass ein Häuptling zum Mahdi zu stossen beabsichtige, liess er ihn mit List oder Gewalt kommen und ihn dahin bringen, dass er den Feind nicht unterstützen konnte. Den Beduinen gegenüber hatte er eine macchiavellistische Politik angenommen. Diejenigen, deren Betragen sie nicht als offene Anhänger des Feindes zeigte, vereinigte er zu einer Notabeln-Versammlung, um sie in den Glauben zu versetzen, ihnen die Angelegenheiten des Landes zur Beratung vorlegen zu wollen. Er fragte sie mit Interesse nach ihren Privat-Angelegenheiten, lud sie in seinen Palast ein und gewann durch diese Politik und ohne Zwangsmittel von ihnen Geld, Naturalien und das Versprechen, der Regierung treu zu bleiben. Der anderen Häuptlinge, die notorisch feindlich waren, entledigte er sich auf eine oder die andere Weise; im Falle, wo dies nicht anging, erregte er Spaltungen unter ihnen, um so eine Diversion zu gewinnen. Das Divide et impera war für diese schwierige Periode Abd el Kader's politisches Programm.

Einige Thatsachen werden besser als alle Auseinandersetzungen die von ihm befolgte Taktik erklären. Vor Abd el Kader's Ankunft hatte Giegler, der den General-Gouverneur interimistisch vertrat, einen Befehl der Kairiner Regierung gefunden, einen Araber, namens Sobeir Abd el Kader, abzusetzen. Er führte den Befehl aus; der abgesetzte Beamte ging sofort zum Mahdi über, versammelte in aller Eile 400 Mann und plünderte die schwachen Dörfer von Ssennār. Sobald Abd el Kader davon erfahren hatte, that er, als ob er von nichts wüsste und schrieb an den Gouverneur von Ssennār, er solle Sobeir Abd el Kader benachrichtigen, er sei zum ersten Meauin ernannt und solle nach Chartūm kommen, um sein Amt anzutreten. Sobeir biss an den Köder und machte sich nach Chartūm auf den Weg. Er schiffte sich auf einem Dampfer ein, aber nicht mehr aus; die Krokodile des Stromes allein wissen, was aus ihm geworden ist. Am folgenden Tage schrieb Abd el Kader, um den Schein zu wahren, in folgendem Sinne an den Gouverneur von Ssennār: »Ich habe Sobeir aufgefordert, sein Amt anzutreten, er ist bis jetzt nicht erschienen, was mich veranlasst anzunehmen, dass er sich gegen die Befehle der Regierung auflehnen will. Lassen Sie ihn aufsuchen, in Eisen legen und mir schicken; wenn Sie ihn nicht finden, konfiszieren Sie sein Haus und sein Vermögen.« Haus und Vermögen wurden natürlich sofort konfisziert.

Der Häuptling Abd el Bāssit erschien mit 4000 Mahdisten in Dūem, um die Steuern für den Mahdi zu erheben. Sein Heerhaufen wurde geschlagen und er selbst gefangen und nach Chartūm geschickt. Auf Abd el Kader Pascha's Fragen antwortete er, dass er gekommen sei, den Tribut für Rechnung des Mahdi einzutreiben. »Wenn ihr das Land schon als erobert betrachtet, dann täuscht ihr euch,« antwortete ihm Abd el Kader, und befahl seiner Ordonnanz, ihn zur Hinrichtung abzuführen, indem er mit leiser Stimme hinzusetzte: »In 15 Minuten darf dieser Mann nicht mehr leben.« Abd el Kader befand sich in der Ratsversammlung, und der Chef Mohammed Bey el Telb, ein arabischer Notabler von Chartūm,

verwandte sich für den Schuldigen. Da Abd el Kader sich stellte, als ob er in tiefes Nachdenken versunken sei, wagte Niemand zu sprechen. Als aber el Telb seine Bitte wiederholte, schien Abd el Kader wieder zu sich zu kommen und sagte: »Da Sie sich für diesen Menschen verwenden, so will ich Ihnen den Gefallen thun und ihn begnadigen;« er beauftragte eine Ordonnanz, die Hinrichtung schleunigst zu verhindern, aber die 15 Minuten waren schon vorüber, und der Verräter hatte büssen müssen.

Die Truppen waren gut bewaffnet, gut verpflegt, und der Sold wurde ihnen regelmässig gezahlt, so dass ihnen jeder Grund zum Abfall oder Verrat genommen war. Aber Abd el Kader machte sich über den Ernst der Lage keine Illusionen, und alle seine Massregeln konnten nur Palliativmittel sein bis zur Ankunft einer grösseren Verstärkung von Kairo. Man kann ihm sicherlich weder Schwäche noch Nachlässigkeit vorwerfen, aber das Uebel war schon zu stark; ein ganzes Volk hatte sich auf allen Punkten zugleich in Masse erhoben, und Abd el Kader konnte keine Wunder thun.

Das etwa 7000 Mann starke Heer des Jussuf Pascha el Schallāli war inzwischen durch die Provinz Faschoda zum Berge Gadir vorgerückt. Jussuf Pascha hatte Mohammed Ahmed aufgefordert, sich zu ergeben, von ihm aber die Antwort erhalten, dass er auf Gottes Hülfe vertraue, seine Feinde zu besiegen, und dass alle Heere und Drohungen ihm dieses Vertrauen nicht rauben könnten. Jussuf Pascha langte gegen Abend am Gadir an und liess einen Verhau errichten.

Mohammed Ahmed war nicht mehr der grosse Prediger von Aba, den einige Hundert Derwische umgaben, sondern war jetzt der Prophet geworden, um den der ganze Ssudān sich geschart hatte. Seine Anhänger bildeten schon ein starkes Heer, welches durch den ihnen eingeflössten Fanatismus noch furchtbarer war. Wie in den Zeiten der Religionskriege, wo die Priester in der einen Hand das Schwert, in der anderen das Kreuz führten, gaben die Mahdisten ihrer Erhebung jenen Charakter eines mystischen

Krieges ohne Pardon, welcher alle Hindernisse vor sich nieder warf und sich seinen Weg durch Feuer und Blut bahnte.

Die beiden Heere lagerten einander gegenüber. Das ägyptische wurde durch seine Disziplin und das Mahdistische durch strenge Befehle vorläufig vom Kampfe zurückgehalten. Der Angriff der letzteren hatte noch nicht begonnen, als Mohammed Ahmed, wie man erzählt, seinen Gebetsteppich zwischen den beiden Heeren ausbreitete und darauf niederkniete, um das Gebet zu verrichten. In dem Heere Jussuf Pascha's gab es einen berühmten Schützen, namens Abdallah Wad Daf'allah, welcher nun dreimal auf den Mahdi anlegte. Doch ging jedesmal die Kugel fehl, wahrscheinlich wegen der Aufregung des Schützen, und dies hielten die Anhänger des Mahdi für ein Wunder. Mohammed Ahmed hatte sich schnell erhoben; er zog sein Schwert und stiess den Schlachtruf aus: »Fi ssabīl allah.« Dies war das Signal zum Angriff. Trotz der Stärke und der Ueberlegenheit ihrer Waffen wurde die Armee Jussuf Pascha's fast vollständig vernichtet, und er selbst fand, wie Rāschid Bey, den Tod. Waffen und Munition der ägyptischen Truppen fielen in die Hände der Mahdistenhorden, welche bis dahin in ihren Kämpfen keine Schnellfeuerwaffen, sondern fast ausschliesslich Lanzen, Säbel und alte Perkussionsgewehre geführt hatten.

Unter den Leuten des Mahdi befand sich der Schēch Madibbu, der Häuptling des Stammes Reseikāt, welcher, sobald er sich von dem Erfolg der Waffen des Mahdi überzeugt hatte, zu seinem Stamme eilte und die Nachricht von dem Siege mit den nötigen Uebertreibungen verbreitete. Er erzählte, was für Wunder geschehen seien, und dass, während die Schüsse der Soldaten nicht getroffen hätten, jeder von den Mahdisten getroffene Soldat sofort verkohlt sei. Nun erhoben sich die Reseikāt und Maālīje gegen die Garnison ihrer Provinz Schaka; die Soldaten zogen sich in ihre Verschanzungen zurück, wo sie nun belagert wurden. Als die Belagerung schon 14 Tage gedauert hatte, und die Lebensmittel anfingen, auf die Neige zu gehen, beschloss der Befehlshaber,

Major Manssūr Efendi, einen Ausfall zu machen, um den Platz bis zur Ankunft eines Entsatzes zu verproviantieren. Wirklich gelang es den Truppen auch, den Ring der Belagerer zu durchbrechen und ihnen schwere Verluste beizubringen, worauf sie nach dem Dorfe el Alali vorrückten, um Getreide zu holen. Aber stets vom Feinde verfolgt, wurden sie schliesslich niedergemacht, und nur wenigen gelang es, sich bis zu dem Platze durchzuschlagen. Ein zweiter Ausfall um Mitternacht verlief glücklicher, und die belagerte Garnison von el Schaka konnte sich bis zu einer Lokalität, namens el Nemeir, durchschlagen, wo sie sich mit Slatin's Kolonne vereinigte.

Während nun beständige Zusammenstösse und selbst grössere Schlachten zwischen dem Heere Slatin Bey's und den Rebellen erfolgten, unternahm Omar Walad el Mukāschif, der sich Vertreter des Mahdi nannte, mit einem grösseren Heere von Derwischen den Angriff auf die Provinz Ssennār.

Omar Walad el Mukāschif war ein Opfer der Willkür der Regierungsbeamten. Er gehörte dem Stamme Kawāhla an und war als Oberhaupt einer religiösen Sekte sehr geachtet. Er besass einen Bruder Ahmed Walad el Mukāschif, der dem Mahdi nach dem Berge Gadir gefolgt war. Als der Untergouverneur von Ssennār erfuhr, dass Ahmed zum Mahdi übergegangen war, liess er seinen Bruder Omar verhaften, der jedoch nach einigen Tagen durch Bestechung wieder frei kam. Bald darauf wurde er von M. Efendi S. wieder verhaftet und sah sich gezwungen, behufs seiner Befreiung dasselbe Argument wieder zu gebrauchen. Dieser Plackereien überdrüssig, wollte er Ssennār verlassen und mit seiner Familie sich in Refāa im Gebiet des Stammes Abu Rōf niederlassen. Kaum aber hatte M. Efendi S. erfahren, dass Omar ausgewandert war, als er ihn von Soldaten verfolgen und unterwegs ausplündern liess. Jetzt ging nun auch Omar selbst zum Mahdismus über, und in dem Walde von el Hira, am Strome, verkündete er den Eingeborenen, dass der Mahdi ihm im Traume erschienen sei und ihm als seinem Stellvertreter befohlen habe, die

Türken, d. h. die Ungläubigen, zu bekriegen. Bald umgab ihn eine solche Masse Fanatiker, dass der Gouverneur von Ssennār, Hussein Bey Schukri, unruhig wurde und an Giegler Pascha nach Chartūm telegraphierte. Dieser hatte sich seit jeher über den Ernst der Situation getäuscht, und die Verstärkungen, die man von Kairo absenden wollte, für überflüssig erklärt, indem er sich für stark genug hielt, mit den im Ssudān stehenden Truppen den Aufstand zu unterdrücken. Um damit zu beginnen, schiffte er sich mit wenigen Soldaten auf einem Dampfer nach Ssennār ein. In Walad Madani erfuhr er, dass in dem benachbarten Abu Harās ein anderer Abgesandter des Mahdi, namens Walad el Scherīf, die Waffen gegen die Regierung ergriffen habe. Er machte also in Abu Harās Halt und sandte die Truppen unter dem Befehle des el Malik Jussuf, eines Nachkommen der alten Herrscherfamilie des Ssudān, gegen Walad el Scherīf. Die Anzahl der Soldaten betrug kaum 100 und war dem Feinde weit unterlegen.

Es ist merkwürdig, dass während der ganzen Dauer des Mahdistenkrieges der Sieg stets auf Seiten der Rebellen zu sein schien; die Zusammenstösse, in denen die Mahdisten unterlagen, waren selten, und auch dann hatten sich die Rebellen trotz erlittener Verluste wieder schnell organisiert und unternahmen mit noch grösseren Massen den Angriff, bis sie den Sieg behielten. Dies erklärt sich, wenn man den Enthusiasmus der Mahdisten berücksichtigt, der in Verbindung mit ihren kriegerischen Eigenschaften sie thatsächlich unbesiegbar machte. Wenn der Mensch dahin gelangt, den Tod so zu verachten, wie die Araber des Ssudān, wenn er einen persönlichen Hass und Verachtung gegen den Feind hat, wenn er von dem zündenden Wort eines Erleuchteten, wie Mohammed Ahmed, fanatisiert ist und schliesslich die Ueberzeugung gewonnen hat, dass er für Gottes Sache kämpft und den Himmel als Belohnung hat, dann wird er der personifizierte Mord. Andererseits muss man die Qualität der ägyptischen Armee in Rücksicht ziehen, die sich aus den heterogensten Bestandteilen

zusammensetzte: Negern und Arabern, Türken und Beduinen der verschiedensten Stämme, und muss schliesslich den Abfall dieser Truppen zum Feinde berücksichtigen, der häufig genug von derselben Rasse und demselben Stamme war. Dann wird man begreifen, weshalb der Sieg sich so oft an die Fahnen des Mahdi fesseln konnte.

Die handvoll Soldaten, welche el Malek Jussuf hatte, genügte nicht, auch nur den ersten Anprall auszuhalten und wurde vollkommen vernichtet. El Malek Jussuf stammte, wie oben bemerkt, aus königlichem Geblüt. Bei solchen Familien ist es Sitte, dass ein Fürst sich, wenn er besiegt ist, seinen Teppich auf die Erde breitet und so den Tod erwartet, damit er nicht in den Staub fällt. El Malek Jussuf setzte sich also auf seinen Teppich und wurde von den Derwischen umgebracht.

Als Giegler Pascha diesen Schlag erfuhr, sah er seinen Irrtum ein und kehrte schleunigst nach Chartūm zurück.

Walad el Mukāschif teilte im Vertrauen auf seine Stärke Hussein Bey Schukri ritterlich den Tag mit, wann er die Stadt Ssennār angreifen würde. Hussein Bey zog seine in der Provinz zerstreuten schwachen Truppen zusammen, so weit er konnte und erwartete den Angriff des Feindes. Zu der angekündigten Zeit, Tag und Stunde erschien Walad el Mukāschif wirklich und griff Hussein Bey an, der ihn eine Viertelstunde vor der Stadt erwartete. Der Kampf dauerte nur kurze Zeit, die Regierungstruppen wurden geschlagen und nur wenigen Soldaten gelang es, zur Stadt und in das Regierungsgebäude zu entkommen. Walad el Mukāschif war mit den Häuptlingen seines Gefolges ebenfalls in dasselbe eingedrungen, als ein Soldat, der sich auf der Terrasse versteckt hatte, auf ihn Feuer gab. Walad el Mukāschif wurde am Fusse getroffen und von den Seinigen nach dem Dorfe el Bogra, zwei Stunden von der Stadt, geschafft, wohin sich seine Anhänger gleichfalls zurückzogen. Kaum eine Woche darauf schickte er sie zu einem neuen Angriff gegen Ssennār. Inzwischen war aber die Garnison um 400 Mann unter dem Befehle des

Ssāleh Walad el Mak verstärkt worden; die Derwische wurden mit starkem Verluste zurückgeschlagen und flüchteten unter Zurücklassung ihres Gepäcks und Lagers in grosser Unordnung. Ssāleh verfolgte sie, konnte sie jedoch nicht mehr erreichen und schaffte ihr in dem Lager zurückgelassenes Gepäck nach Ssennār Gegen die Gefangenen zeigte Walad el Mukāschif eine barbarische Wildheit. Er liess sie in grosse Kessel stecken und lebendig braten. Nach dieser Niederlage in Ssennār trat ein gewisser Mohammed Sein Dakrūri aus dem Dorfe Abu Schōka mit der Behauptung auf, vom Mahdi zu seinem Emīr ernannt zu sein; sofort versammelten sich Beduinen zahlreich um ihn. Zwischen ihnen und den von Ssennār herbeigeeilten Truppen kam es zum Kampfe, in welchem der angebliche Emīr el Dakrūri fiel.

Diese neue Erhebung war kaum unterdrückt, als Ahmed Walad el Mukāschif, Omars Bruder, mit Briefen vom Mahdi in Ssennār ankam. Schnell hatte er alle Stämme der Provinz aufgewiegelt und belagerte mit ihnen die Stadt Ssennār, bis Abd el Kader Pascha erschien und sie entsetzte.

KAPITEL XVIII.

Abd el Kader schlägt die Derwische in Temba. Ssâleh Walad el Mak siegt bei Fasoglu. Giegler Pascha beauftragt den Schēch Abu Ssinn, Walad el Scherīf zu schlagen. Belagerung von Bara und el Obëid. Der Mahdi verlässt den Gadir und lagert sich vor el Obëid. Angriff auf die Stadt. Die Mahdisten zurückgeschlagen. Bara und el Obëid ausgehungert. Bara ergiebt sich. Ein Eselskopf für 900 Francs. El Obëid kapituliert. Der Mahdi Herr von Kordofān. Die Expedition von Hicks Pascha. Abberufung von Abd el Kader Pascha. Hicks bricht nach Kordofān auf. Mahdistische Spione. Briefe des Mahdi. Sein Lager bei el Birke. Scharmützel. Schlacht. Hicks vernichtet. Der Mahdi schickt Boten nach Darfūr. Dara ergiebt sich. Belagerung von el Fāschir. Greuelthaten der Mahdisten. Verschüttung der Brunnen. Ausfall. Kapitulation von el Fāschir. Eroberung von Um Schanga. Slatin bei dem Mahdi, wird bekehrt und Abd el Kader getauft. Der östliche Ssudān. Osmān Digna bei Ssuākin. Mohammed el Chair in Berber. Belagerung von Chartūm. Abfall des Ssâleh el Mak. Schlacht von Gabalein. Neuer Abfall. Belagerung von Duēm. Belagerung und Eroberung von Berber. Hussein Pascha Chalīfa bei dem Mahdi. Die Hadendoa. Fall von Ssinkāt, Tokār, Kassala und Galabāt. Kritische Situation von Chartūm. Projekt der Räumung Chartūms. Gordon's Mission. Unklugheit der Abberufung Abd el Kader's. Gordon's Ankunft in Chartūm. Sein Erlass. Verteidigungsanstalten. Ultimatum des Mahdi. Fortsetzung der Belagerung. Kampf bei el Kiteina.

Während Abd el Kader Pascha auf seiner Rückkehr nach Chartūm bei dem Dorfe Temba im Gebiet der Hedebāt Rebellenhorden unter Ssolimān Walad el Chalīfa und Walad el Hägg Abd el Kader schlug, brach Ssâleh el Mak von Ssennār nach Fasoglu auf und zerstreute im Bezirk Famka Beduinen, welche sich für den Mahdi erklärt hatten. Auf der Rückkehr berührte Ssâleh el Mak Ssennār und zog mit seinen Leuten nach Fadassi weiter.

Die Bekämpfung des Walad el Scherīf hatte Giegler Pascha dem Schēch Auād el Kerīm Abu Ssinn, dem Oberhaupte des

grossen Schukrije-Stammes, übertragen. Auād el Kerīm versammelte einige Tausend Leute, schlug Walad el Scherīf, tötete ihn und schickte seinen Kopf nach Chartūm zu Giegler. Zur Belohnung wurde ihm die ganze Beute überlassen.

Vor Bara und el Obëid ging die Belagerung weiter. Sie dauerte schon lange; die Derwische unternahmen einen Sturm nach dem anderen und die Soldaten und Einwohner, welche sämtlich die Waffen ergriffen hatten, widerstanden mit dem ganzen Mut der Verzweiflung, da sie die Schandthaten der Mahdisten, Raub und Niedermetzelung ihrer Feinde erfahren hatten.

Mohammed Ahmed hatte inzwischen den Berg Gadir verlassen und mit dem Gros seines Heeres bei Kaba, $1^1/_2$ Stunden südlich von el Obëid, ein Lager bezogen. An einem Freitag rückte er an die Stadt heran und unternahm einen furchtbaren Sturm. Da sie aber gut befestigt und zum äussersten Widerstand entschlossen war, wurden die Angreifer auf eine Weise empfangen, die den Verteidigern Ehre machte. Die dichte Masse der Mahdisten wälzte sich wie eine Heuschreckenwolke gegen die Stadt, aber das gut unterhaltene Geschütz- und Gewehrfeuer riss breite Lücken in ihre Massen und ihr Verlust an diesem Tage belief sich auf fast 10 000 Mann. Trotzdem unternahmen sie immer wieder neue Angriffe, mussten sich aber jedesmal mit Verlust zurückziehen.

Jedoch war in el Obëid wie in Bara schon Hungersnot eingetreten. Die Lebensmittel waren erschöpft und man begann alle Tiere zu essen und schliesslich Felle, Gummi und alles, was man irgendwie verschlingen konnte, zu verzehren. Die Preise der Lebensmittel waren zu einer fabelhaften Höhe gestiegen; z. B. wurden für eine Kēle Mais (ungefähr 15 Liter) 120 Thaler = 500 Francs bezahlt.

Bara konnte nicht länger widerstehen und musste sich übergeben. Alle Einwohner wurden zum Mahdi nach Kaba gebracht. Er liess die hauptsächlichsten Offiziere, Beamten und Notabeln vor die Befestigungen von el Obëid führen, um den Verteidigern

zur Uebergabe zu raten. Thatsächlich war auch hier die Situation unhaltbar geworden und Rettung nicht mehr möglich, da keine Verstärkung von Chartūm ankam. Die Hungersnot hatte den höchsten Grad erreicht — für einen Eselskopf wurde der fabelhafte Preis von 200 Thalern = 900 Francs bezahlt — und so musste man schliesslich kapitulieren.

Nach einer Belagerung von länger als einem Jahre wurde Mohammed Ssaīd Pascha vor dem Thore seiner Residenz getötet, und die Soldaten mussten über die Klinge springen. Der Oberst Ali Bey Scherīf und der Kaufmann Ahmed Bey Daf'allah wurden nach Schaka zu den Reseikāt geschickt und dort gehängt, nur der Platz-Kommandant Iskandar Bey wurde geschont, obwohl er drei mahdistische Parlamentäre, welche ihn zur Uebergabe aufgefordert hatten, hatte aufhängen lassen.

Der Mahdi, der somit Herr von ganz Kordofān geworden war, liess für seine Schaaren ein grosses Lager um die Stadt el Obëid aufschlagen.

Nachdem der Aufstand Arabi's und Konsorten von den Engländern unterdrückt, und die Autorität des Chedive wieder hergestellt worden war, dachte die Regierung an die kritische Situation des Ssudān und sandte ein etwa 16 000 Mann starkes Heer mit 70 Geschützen, worunter 30 Kruppkanonen, nach Chartūm. Den Oberbefehl führte der englische General Hicks Pascha, unter welchem die Generäle Ssolimān Pascha, Niāsi und Hassan Pascha Ssirri und 5 Obersten kommandierten. Gleichzeitig mit Hicks Pascha erschien der an Abd el Kader Pascha's Stelle neu ernannte General-Gouverneur Alā el Dīn Pascha. Nach Verstärkung der Befestigung von Chartūm und Zurücklassung einer Garnison in Um Durmān, rückte die Armee auf dem Westufer des Stromes bis Duēm vor, um von da dem Mahdi nach el Obëid entgegenzuziehen.

Der Mahdi hatte die Ankunft von Hick's Armee erfahren, und von Schatt folgte ein Reiterhaufen von ungefähr 1000 Derwischen jeder Bewegung derselben. Der Mahdi hatte den Anführern der

Expedition Briefe zukommen lassen, in welchen er ihnen riet, ihn nicht dahin zu bringen, sie als Feinde behandeln zu müssen, und sie gleichzeitig zur Ergebung aufforderte. Diese Briefe wurden teils auf den Weg geworfen, den die Armee nahm oder an Baumäste geheftet, und thatsächlich wurden mehrere von den Offizieren des ägyptischen Heeres gefunden.

Wir haben vorhin bemerkt, dass der Mahdi für einen Erleuchteten gehalten wurde. Durch fortgesetzte Vertiefung seiner Betrachtungen war er dahin gelangt, seine Rolle als Erlöser selbst ernst zu nehmen, wie dies alle seine Briefe beweisen. Die merkwürdigen Botschaften an das Heer von Hicks hatten etwa folgenden Inhalt: »Wenn ihr euch ergebt, werdet ihr euer Leben retten, unsere Freunde werden und Glück und Unglück mit uns teilen. Wenn ihr aber fortfahrt, uns zu bekämpfen, werdet ihr bis auf den letzten Mann vernichtet werden und eure Habe wird uns als Beute zufallen. Ich werde an eurem Tode unschuldig sein, und wenn am Tage des jüngsten Gerichtes eure Seelen mir vor dem Ewigen Vorwürfe machen werden, dann werde ich gerechtfertigt dastehen, weil ich euch benachrichtigt und ermahnt habe, aber ihr habt euch unserem Rate widerspenstig gezeigt.«

Das ägyptische Heer verliess el Rab und rückte auf Aluba vor, um el Birke (»der See«) zu gewinnen, wo es genügend Wasser hätte finden können. Aber Mohammed Ahmed kam dieser Bewegung zuvor, verliess mit seiner ganzen Macht el Obëid und rückte auf el Birke zu. Am ersten Abend lagerten die Derwische in Kaschgil und erreichten el Birke den Tag darauf, wo sie vor Hicks ankamen. Die Aegypter hatten Aluba verlassen und waren im Marsch auf el Birke, aber schon in Kaschgil erfuhren sie, dass die Mahdisten an dem See lagerten. Hicks liess Halt machen, da die Truppen an Wassermangel litten. Zwei Tage lang setzten Mahdistenabteilungen in dem Walde von Schikan ihre Scharmützel mit den Aegyptern fort. Sonntag den 4. November 1883 (3. Moharram 1301) versammelte der Mahdi seine Emire (Befehlshaber der Heerhaufen) und verkündete ihnen, dass der Prophet

Mohammed ihm erschienen sei, ihm befohlen habe, am nächsten Tage die Schlacht zu beginnen und ihm den Sieg verheissen habe. Er befahl also seinen Emiren, ihre Truppen für die Schlacht am nächsten Tage bereit zu halten. Am 5. November hatte Hicks Pascha, dessen Heer schon seit zwei Tagen kein Wasser mehr hatte, beschlossen, die Mahdisten bei el Birke anzugreifen. Kaum hatte sich das Heer aus dem Lager von Schikan in Bewegung gesetzt, als es von den zahllosen Horden des Mahdi umringt wurde. Dieser deutete mit seinem Schwert auf das feindliche Heer und rief den Seinen zu: »Vorwärts gegen die Ungläubigen, der Sieg gehört euch.« Thatsächlich verblieb der Sieg den Mahdisten, und in dem schrecklichen Gemetzel, welches dem ersten Anprall der etwa 100 000 Mann starken Derwische folgte, wurde das Heer von Hicks Pascha in weniger als einer Stunde vollständig vernichtet. Waffen und Munition, Lebensmittel und alles Gepäck der Aegypter fiel in die Hände der Mahdisten, die mit ihrem Oberhaupt nach el Obëid zurückkehrten.

In der Provinz Darfūr behauptete sich Slatin Bey mit seinen Truppen und denen von Schaka in Dara und lieferte den Mahdisten beständig Gefechte, bis nach der Vernichtung von Hicks Pascha der Mahdi seinen Vetter Mohammed Chālid Soghal zum Emīr von Darfūr ernannte und ihm Briefe an Ssaīd Bey Gomāa, den Gouverneur von Darfūr, und Slatin Bey, den Gouverneur von Dara, mitgab. Mohammed Chālid verliess Kordofān mit einem grossen Heere von Beduinen aus den Stämmen der Maālije und Reseikāt samt ihren Oberschēchs Abu Ssinn Hamed Duda und Madibbu. Vor Dara angelangt, sandte Mohammed Chālid seine Briefe an Slatin Bey und die Ober-Offiziere und riet ihnen, sich zu ergeben. Während der Nacht gelang es ihm, mit einigen seiner Leute in die Stadt einzudringen, worauf er Slatin in seinem Hause aufsuchte, ihm alle Siege des Mahdi aufzählte und ihm schliesslich riet, seinen nutzlosen Widerstand nicht länger fortzusetzen. Slatin war zu Ende, Hülfe durfte er von keiner Seite mehr erwarten. Er legte darum die Aufforderung Chālid's seinen

Offizieren vor, welche sich einstimmig für die Uebergabe erklärten. Nach der Plünderung der Stadt setzten die Mahdisten ihren Weg nach Fāscher fort und führten die Garnison von Dara gefangen mit. In geringer Entfernung südlich von Fāscher liegt ein Dorf, namens Timbassi, welches die Residenz eines alten Königs von Darfūr gewesen war. Hier schlugen die Mahdisten ein Lager auf und forderten die Garnison von Fāscher auf, sich zu ergeben. Aber die Kunde von ihren Greuelthaten gegen die Besiegten, Raub, Schändung, Folter und Mord, war in Fāscher bekannt geworden, und die Besatzung erklärte, dass sie bis zum äussersten aushalten werde. Thatsächlich hatten die Mahdisten in Dara wie überall Akte einer unerhörten Wildheit begangen. Die Häuser waren geplündert, die Frauen geschändet, die Kinder ihren Müttern entrissen, und die Männer gefoltert worden, um das angebliche Versteck ihres Geldes, das sie meistens gar nicht besassen, anzugeben; die meisten der letzteren erlagen der Tortur. Dabei hatten die Bewohner von Dara thatsächlich Anspruch auf bessere Behandlung, da sie sich auf die erste Aufforderung ergeben hatten. Sie beklagten sich auch bei Mohammed Chālid; er begnügte sich, ihnen zu erwidern, dass die Beduinen ihm nicht mehr gehorchten, und er sie nicht im Zaum halten könnte. Man konnte es demnach der Garnison von el Fāscher nicht verdenken, wenn sie von Unterhandlungen nichts wissen wollte und alle Derwische niederschoss, welche sich in ihren Schussbereich wagten, um Wasser aus dem Chōr Timbassi zu schöpfen. Die Stadt el Fāscher selbst besass innerhalb der Befestigung keine Brunnen und die Soldaten waren gezwungen, zum Wasserholen die Schanzen unter dem Schutz des Forts zu verlassen. Während der Nacht gelang es jedoch den Mahdisten, die Brunnen in der Nähe der Stadt zu verschütten, und da auch die Eingeborenen der Umgegend sich ersichtlich zu den Mahdisten geschlagen hatten und keine Lebensmittel nach der Stadt gelangen liessen, so gesellte sich bald zu dem Durst der Hunger. Eines Nachts wagte ein Teil der Garnison einen Ausfall, um Wasser zu holen, wurde aber von den

Derwischen abgeschnitten und vernichtet. Bald war jeder Widerstand vergeblich. Fāscher musste seine Thore öffnen und sich in sein Schicksal ergeben.

Damit gehörte nun ganz Darfūr dem Mahdi, seitdem in den beiden Monaten Dezember 1883 und Januar 1884 die wichtigsten Städte: Um Schanga, Dara und Fāscher, sich nacheinander ergeben hatten. Slatin Bey wurde zum Mahdi geführt, der ihn leutselig empfing, zum Islam bekehrte und Abd el Kader taufte.

Seit dem Juli 1883 hatte der Mahdi seine Emissäre in den östlichen Ssudān gesandt, um seine aufrührerischen Proklamationen verbreiten zu lassen. Schon gerieten die Provinzen Kassala und Berber in Bewegung. Osmān Digna, aus der Umgebung von Ssuākin, und Mohammed el Chair aus Berber, alle beide aus dem Stamm der Gaālīje, kamen zum Mahdi und kehrten mit seinen Instruktionen in ihre Gebiete zurück, um auch dort das Kriegsfeuer anzufachen. Osmān Digna war vom Mahdi zum Emir von Ssuākin und Mohammed el Chair zum Emir von Berber ernannt worden.

Im Dezember 1883 entsandte der Mahdi von Kordofān den Emīr Mohammed Abu Karga mit zahlreichem Heerhaufen, um die Belagerung von Chartūm zu beginnen. In Mussallamīje verliess Ssāleh el Mak, der Ssennār gegen el Mukāschif verteidigt hatte, die Regierung und ging mit seinen Schaikīje zu Abu Karga über. Inzwischen hatte Walad el Mukāschif zahlreiche Beduinenhaufen aus den Stämmen Manssurāb, Hessenāt und Baggāra Sselīm gesammelt und bei el Gabalein die Truppen Hussein Pascha Mas'har's geschlagen, der von Chartūm gegen ihn entsandt war.

Der Abfall war jetzt begreiflicherweise an der Tagesordnung, da ein grosser Teil der ägyptischen Truppen aus Eingeborenen, namentlich aus Schaikīje und Danākla bestand, die mit den Mahdisten bald fraternisierten. Mohammed, der Sohn des Abu Rōf, war bei den Truppen Mas'har Pascha's und verliess mit seinen Leuten die Befestigung, worauf die Mahdisten in das ägyptische Lager eindringen konnten. Bald darauf aber wurde er ergriffen

und in Chartūm in das Gefängnis geworfen. In der Umgegend von Duēm am Nil, zwischen Kawa und Chartūm, versammelte ein Emīr des Mahdi, der Schēch el Bereir, eine grosse Anzahl Derwische und begann Duēm zu belagern.

Mohammed el Chair, der vom Mahdi zum Emīr von Berber ernannt war, hatte mit seinen Gaālīje die ägyptischen Truppen angegriffen. Der Gouverneur von Berber, Hussein Pascha Chalīfa, versuchte ihm Widerstand zu leisten, aber vergeblich. Eine Verstärkung, die er von Schendi hatte kommen lassen, war gegen Ende April 1884 unterwegs vernichtet worden. Anfangs Mai war die Situation von Berber verzweifelt. Hussein Pascha Chalīfa wurde von überlegener Macht in der Stadt belagert und konnte sich nicht lange halten. Ende Mai drang der Feind in die Stadt ein und plünderte sie aus. Der Gouverneur wurde in das Lager des Mahdi bei Um Durmān geführt, wo er ein Jahr blieb. Als er das Vertrauen desselben gewonnen hatte, wurde er zum Emīr des Nordens. d. h. des ganzen Landes bis Wadi Halfa ernannt, eine Gelegenheit, die er zur Flucht nach Aegypten benutzte. Eine erhebliche Geldsumme, die von Kairo nach Chartūm gesandt, aber erst nach dem Falle von Berber dort angelangt war, wurde von Mohammed el Chair aufgefangen und an das Beit el Māl (Schatz des Mahdi) abgeliefert. Auch Osmān Digna war nicht unthätig geblieben. Er hatte die Stämme der Hadendoa aufgewiegelt, und bald wurde der östliche Ssudān der Schauplatz blutiger Kämpfe. Um die Mitte des Jahres 1884 fielen die beiden Plätze Ssinkāt und Tokār, trotz der übermenschlichen Anstrengungen ihrer Besatzungen, in die Hände der Mahdisten; und nach dem Falle von Chartūm ging die Provinz Kassala und die Stadt Galabāt für Aegypten verloren.

Chartūm befand sich seit der Vernichtung von Hicks Pascha's Heere in einer kritischen Lage. Die Ankunft desselben hatte die Geister etwas beruhigt und einige Hoffnung wiederbelebt, um so grösser war die Panik bei der Nachricht von der Vernichtung dieses 16 000 Mann starken Heeres. Nachdem dieses unterlegen

war, befand sich Chartūm, welches viel weniger Streitkräfte besass, zumal da von Aegypten nichts besonderes mehr zu erwarten war, in wirklicher Gefahr.

Die Regierung von Kairo, die über das Schicksal der unglücklichen Kaufleute, Beamten und Soldaten im Ssudān unruhig geworden war, dachte nur noch an Mittel, sie aus dem Lande zu ziehen. Der Aufstand hatte solch' kolossale Dimensionen angenommen, dass Aegypten nicht mehr hoffen konnte, ihn zu unterdrücken. Die Regierung erhielt damals den Rat, Gordon Pascha dorthin zu schicken. Dieser nahm die Mission, die Räumung zu bewerkstelligen, an und stellte als Bedingung, dass er nach geschehener Räumung freie Hand haben dürfe, im Ssudān eine einheimische, unabhängige Regierung einzurichten. Es war jedenfalls eine schöne Idee, sich in Afrika ein grosses Reich zurecht zu schneiden, aber Gordon täuschte sich über den Ernst der Situation und besass zu viel Selbstvertrauen.

Die Abberufung Abd el Kader Pascha's von einem Posten als General-Gouverneur des Ssudān war im hohen Grade unklug gewesen. Während seines kurzen Aufenthalts in Chartūm hatte er sich auf der Höhe der Situation gezeigt, und seine Energie und grossartige Thätigkeit hätten ein besseres Resultat erwarten lassen können. Wäre ihm Gordon's Mission anvertraut worden, so hätte die Räumung sicher sich friedlich vollziehen lassen und im Falle der Errichtung einer Ssudān-Regierung wäre es ihm vermöge seines Taktes, seiner Energie, seiner gründlichen Landeskenntnis und seiner Beziehungen zu den Häuptlingen der Stämme zweifelsohne gelungen, zu einem Einverständnis mit denselben zu kommen.

Gordon erschien im Februar 1884 in Chartūm und warf gleich am Tage seiner Ankunft dem Mahdi und seinen Beduinen einen Köder vor, an welchen diese aber nicht anbissen. Er erklärte den Ssudān für unabhängig, ernannte den Mahdi zum Ssultan von Kordofān, hob die Steuern auf, erliess eine allgemeine Amnestie und stellte schliesslich den Sklavenhandel wieder her.

Mit dieser Diplomatie jedoch begnügte er sich nicht, sondern reorganisierte für alle Fälle die Armee, vermehrte sie und befahl die Anlage neuer Verteidigungswerke für Chartūm. Als Antwort auf Gordon's Aufforderung schickte der Mahdi ein Ultimatum, in welchem er die Uebergabe Chartūms verlangte.

Die Belagerungsoperationen hatten schon seit November 1883 seitens des Hāgg Mohammed Abu Karga mit zahlreichen Heerhaufen begonnen. Als sie im Juli 1884 noch nicht weiter gediehen war, schickte der Mahdi ein neues Korps zur Verstärkung der Belagerungstruppen ab. Als sich eines Tages die Rebellen zu nahe an die Stadt heranwagten, unternahmen einige Bataillone unter dem Befehle Mohammed Ali Pascha's einen Ausfall, schlugen und trieben sie bis zum Dorfe el Kiteina, 50 Kilometer südlich von Chartūm, zurück. Dort ordneten sich die Derwische und durch zahlreiche Haufen verstärkt, wollten sie einen neuen Angriff unternehmen, als eine zweite ägyptische Abteilung unter Ssaāti Bey von Chartūm her auf dem Nile erschien. Die Derwische standen auf der einen Seite des Dorfes und zogen sich nun, immer von Aegyptern verfolgt, bis hinter das Dorf zurück. Jetzt stürzten die Derwische, die sich in den Hütten verborgen hatten, hervor, während der andere Teil, welcher die Aegypter in diesen Hinterhalt gelockt hatte, Kehrt machte. Die Soldaten gerieten so zwischen zwei Feuer und die Nachhut, bei welcher sich Ssaāti Bey befand, ging zu Grunde. Jedoch gelang es der Abteilung, sich den Rückweg zu dem Flusse zu erkämpfen, wobei sie den Derwischen starke Verluste beibrachten, und sich auf die Dampfer nach Chartūm einzuschiffen.

KAPITEL XIX.

Die Belagerungstruppen von Chartūm werden verstärkt. Fortgang der Belagerung. Die Derwische in Ssennār werden verstärkt. Verrat in Chartūm. Die Thätigkeit der Dampfschiffe. Belagerung von Um Durmān. Der Mahdi erscheint dort in Person. Kapitulation von Um Durmān. Benehmen des Mahdi. Gordon's Entsatz beschlossen. Langsamer Marsch der Entsatz-Armee. Schlacht von Metamme. Der Mahdi unter den Mauern von Chartūm. Der Sturm wird beschlossen. Die Derwische dringen ein. Schreckliches Erwachen. Gordon getötet. Der Oberst Wilson in Sicht von Chartūm. Zu spät. Wie Chartūm erobert wurde. Gemetzel und Plünderung. Widerstand der Provinz Dongola und ihre Besetzung durch die Mahdisten. Widerstand von Ssennār. Walad el Negūmi nach Ssennār geschickt. Eroberung und Zerstörung von Ssennār. Fluch des Mahdi über die Provinz. Osmān Digna's Thätigkeit. Eroberung von Kassala. Räumung von Galabāt. Hussein Pascha Chalīfa wird zum Emīr von Aegypten ernannt. Rüstungen der Mahdisten zum Angriff von Aegypten. Mahmūd Abdallah zum Emīr der Gaāfra in der Provinz Esne ernannt. Tod des Mahdi. Der Chalīfe Abdullah. Die Huldigung. Empörung in el Obēid. Scharmützel bei Wadi Halfa und Ssuākin bis 1889. Eine merkwürdige Legende. Ssittīn ssene we ssab'īn jōm.

Die Operationen vor Chartūm und Ssennār gingen dem Mahdi nicht schnell genug vorwärts. Er sandte deshalb aus Kordofān beträchtliche Verstärkungen zu der Belagerungs-Armee, welche jetzt in drei Korps geteilt wurde. Das 1., unter dem Befehl von Walad el Negūmi, sollte im Süden von Chartūm bei dem Orte Kōs operieren; das 2. und 3., unter dem Befehle des Walad Gebāra, Abu Karga und Schēch Ebeid, sollten die Stadt von Osten her angreifen, das erstere von Birri, das andere von Kogali her. Der Schēch Abd el Kader Abu Hassana erhielt gleichzeitig den Auftrag, die Operationen in Ssennār fortzuführen, wo er, verstärkt durch alle Araber, die er auf seinem Marsche antraf, mit bedeutender Heeresmacht erschien.

In Chartūm selbst verschlimmerte sich die Lage von Tag zu Tage. Die Bevölkerung bestand aus den heterogensten Elementen, europäischen und einheimischen Kaufleuten, ägyptischen und einheimischen Beamten und besonders zahlreichen Arabern aller Stämme, an deren Treue und Loyalität man mit Recht zweifeln durfte.

Wirklich wurde auch der Feind durch seine Verbindungen über alle Vorgänge in der Stadt auf dem Laufenden erhalten. Die eingeborene Bevölkerung sympathisierte mit den Mahdisten ganz offen. Zwar wurde die Stadt durch Hinrichtungen von Verrätern, die sich hatten erwischen lassen, häufig genug erschreckt, aber nur die Furcht hielt die anderen ab, ihre Absichten offen zu zeigen. Chartūm musste demnach den inneren Feind ebenso sehr, wenn nicht noch mehr, als den äusseren Feind überwachen. Rings von den zahlreichen Mahdistenhorden eingeschlossen, hatte die Stadt keine andere Verbindungslinie mehr, als den Nil. Allerdings unternahmen die Dampfer häufig Fahrten, bisweilen bis Berber, jedoch ohne besonderen Nutzen und stets mit grosser Gefahr, weil die Stromufer hier und da mit Rebellenhaufen besetzt waren, und die ganze Bevölkerung sich feindlich zeigte. Nur unter grossen Schwierigkeiten und Gefahren konnten die Dampfer bisweilen einige Lebensmittel herbeischaffen; aber schon gegen Ende 1884 lebten Chartūm wie el Obëid, Dara, Fāscher, Ssinkāt, Tokār, Amadi u. s. w. längere Zeit nur von Gummi, gekochten Fellen und sonstigen unnennbaren Dingen.

Um dieselbe Zeit erschien der Mahdi mit dem Gros seines Heeres vor Um Durmān, gegenüber von Chartūm. Eine Rebellen-Abteilung hatte die kleine Festung schon seit längerer Zeit belagert, war aber jedesmal, so oft sie sich in den Schussbereich vorwagte, mit grösseren Verlusten zurückgetrieben worden. Hicks Pascha hatte vor seinem Aufbruch nach Kordofān Um Durmān befestigen lassen und es zu einem nicht unbedeutenden Waffenplatz erhoben. Der Mahdi begriff, dass ein gewaltsamer Angriff

auf grosse Schwierigkeiten stossen würde und schloss deshalb in einer Entfernung von 5 Kilometern den Platz durch einen ununterbrochenen Zernierungsgürtel ein. Anfang Januar 1885 war die Garnison auch wirklich ausgehungert und musste ohne Aussicht auf Rettung die Thore öffnen; die 400 Mann, welche die Besatzung gebildet hatten, kamen unter Zurücklassung der Waffen heraus und wurden vor den Mahdi geführt, der sie gütig aufnahm.

Ueberhaupt zeigte er sich seit dem ersten Tage seines Auftretens bis zu seinem Tode korrekt und menschlich. Gegen alle, Freunde wie Feinde, verfuhr er gerecht und gütig und wenn er einerseits gegen die Seinigen, welche ihn verrieten, unerbittlich streng vorging, so zeigte er sich auf der anderen Seite stets grossmütig gegen seine Feinde, welche mit seiner Bekämpfung nur ihre Pflicht gethan hatten. Es ist wahr, dass die Mahdisten unsägliches Unheil angerichtet haben, dass ihr Pfad stets mit Schandthaten, Wildheit und Plünderung bezeichnet war, man würde aber Unrecht thun, dafür den Mahdi verantwortlich zu machen. Jene Beduinenhorden, die nun mit einem Mal wie eine Legion Dämone losgelassen worden waren, konnten nicht mehr gezügelt werden, und weder der Mahdi noch irgend eine menschliche Macht wäre im Stande gewesen, sie in ihrer Raserei zurückzuhalten.

Endlich hatte man sich in England entschlossen, Gordon zu Hülfe zu kommen, und eine englische Heeres-Abteilung von 5000 Mann unter dem Befehl des General Wolseley rückte auf der Route Dongola-Berber vor. Trotz aller verzweifelten Hülferufe Gordon's marschierte das Entsatzheer aber mit einer bedauerlichen Langsamkeit. Mitte November hatte es Dongola verlassen und erst 30 Tage später kam es in Korti an.

Während der Schēch Abu Rōf zur Verstärkung der Truppen des Abd el Kader Abu Hassana nach Ssennār abging, wurde ein anderes Korps Derwische nach Metamme geschickt, um den Marsch der Engländer aufzuhalten. In einiger Entfernung von dem Ort kam es zum Kampfe; auf beiden Seiten waren die Ver-

luste erheblich, doch zogen sich die Derwische auf Metamme zurück.

Am 7. Rabī II. 1302 (24. Januar 1885) versammelte Mohammed Ahmed seine vornehmsten Emīre und begab sich mit ihnen auf das östliche Ufer, wo Walad el Negūmi, Abu Karga und andere Emīre die Belagerung leiteten. In visionärer Sprache hielt er ihnen eine lange Rede und erklärte ihnen, dass am folgenden Tage Chartūm in seine Hände fallen würde. Er teilte die Belagerer in verschiedene Abteilungen und gab ihnen genaue Anweisungen für den Gang der Unternehmung. Als er nach Um Durmān zurückkehrte, liessen Walad el Negūmi und Abu Karga alle Hütten in der Umgegend von Chartūm demolieren und mit dem so gewonnenen Material den Festungsgraben ausfüllen, eine Arbeit, die mit einer fabelhaften Geschwindigkeit und vollkommenem Stillschweigen ausgeführt wurde. Einerseits war es finstere Nacht, es war der 8. Rabī II. 1302 (25. Januar 1885), und der Mond, der im ersten Viertel stand, war schon untergegangen. Andererseits waren die Schildwachen auf den Wällen vor Hunger und Erschöpfung eingeschlafen, wie man sagt, und hatten nichts bemerkt. Endlich, gegen Ende der Nacht, gelang es den Derwischen, in die Stadt einzudringen. Zwar wurden sie jetzt von den Soldaten bemerkt, aber es war schon zu spät. Bei dem unklaren Lichte der Morgendämmerung entspann sich jetzt ein schreckliches Handgemenge, und die Bewohner Chartūms wurden durch die wilden Schreie der rasenden Horden, welche von allen Ecken in die Stadt strömten, und von dem Klirren ihrer Waffen aus dem Schlafe geweckt. Auf dem Wege der Mahdisten wurde alles zerstört und verwüstet, die Hausthüren erbrochen und die erschreckten Einwohner auf die grausamste Weise niedergemetzelt oder verstümmelt, bevor sie noch die Zeit hatten, zu erfahren, was geschehen war. Gordon Pascha, der von diesem ungewohnten Lärm erwacht war, zeigt sich am Fenster, sieht die Unordnung und tritt zur Thür, um zu erfahren, was geschehen sei, als er von einigen zwanzig Lanzenstössen zu gleicher Zeit durchbohrt

wird; sein Haupt wird auf eine Pike gesteckt und als Trophäe ausgestellt.

Der Fall von Chartūm ist unzweifelhaft durch das Nachlassen in der Wachsamkeit verursacht worden; hätte man nur zwei Tage noch ausgehalten, so hätten die vielen Tausende, die durch diese Nachlässigkeit ihr Leben verloren, gerettet werden können, denn am 26. Januar erschien der Oberst Wilson im Angesicht von Chartūm mit zwei Dampfern und sollte bald von dem General Earle, der die Vorhut des Ersatz-Heeres kommandierte, gefolgt werden. Obwohl der Festungsgraben während der Nacht ausgefüllt worden war, so hätte das Eindringen der ersten Derwische in Chartūm jene schweren Folgen nicht haben können, wenn die Truppen zur rechten Zeit Widerstand geleistet hätten; aber die Verwirrung, die bei der ersten Ueberraschung sofort unter ihnen ausbrach, der Mangel an Geistesgegenwart und Kaltblütigkeit bei den höheren Offizieren liessen den Derwischen Zeit, sich auf die Thorwache zu stürzen und das Thor zu öffnen, sodass die Rebellen wie eine Sturmflut hereinströmen konnten. Etwas mehr Geistesgegenwart und etwas weniger Panik hätten, wie man wohl behaupten darf, genügt, die ersten Derwische zurückzutreiben und die Bresche bis zur Ankunft von Hülfe zu behaupten.

Der erste Tag war natürlich der Plünderung gewidmet, und alles, was Chartūm enthielt, fiel teils den Rebellen in die Hände, teils kam es in das Beit el Māl des Mahdi. Am folgenden Tage befahl Mohammed Ahmed, die Leichen zu begraben. Aber wenn es sich nicht um Kampf oder Plünderung handelte, verweigerten die Derwische den Gehorsam und begnügten sich, die Leichen teils zu verbrennen, teils in Brunnen oder in den Nil zu werfen.

Schon ein ganzes Jahr lang verteidigte sich die Provinz Dongola hartnäckig gegen die Mahdisten. Der Gouverneur hatte gebeten, ihm Verstärkungen zu schicken oder aber ihn zu ermächtigen, die Provinz räumen zu dürfen; jedoch mit Rücksicht auf den Durchzug des englischen Entsatzheeres war er aufgefordert worden, sich so lange wie möglich zu halten, ohne dass man ihm

irgend welche Unterstützung zu teil werden liess. Als die Engländer nach dem Falle von Chartūm umkehrten, musste Dongola von den schwachen Streitkräften der Aegypter geräumt werden und wurde einige Tage später von den Mahdisten besetzt.

Die Provinz Ssennār hatte dem Mahdi von vorn herein zu schaffen gemacht. Seit April 1882, wo der erste Angriff stattgefunden hatte, folgten Kämpfe auf Kämpfe. Die Belagerung wurde in's Werk gesetzt und mehr als einmal ohne bemerkbares Resultat wieder aufgehoben, bis Walad Abu Rōf und nach ihm Mohammed Abd el Kerīm zur Verstärkung der Streitkräfte Abd el Kader Abu el Hassana's abgesandt wurden. Die Belagerung von Ssennār wurde jetzt energischer betrieben und die Situation der eingeschlossenen Truppen bald verzweifelt. Ausfälle zur Verproviantierung der Stadt waren nicht mehr möglich und im August 1885 alle Lebensmittel erschöpft. Trotzdem versuchte eine Kolonne von 400 Mann einen Ausfall, um in den Dörfern östlich von der Stadt Lebensmittel zu suchen. Die Mahdisten liessen sie passieren und begnügten sich, sie scharf zu beobachten. Auf dem Rückmarsch wurde sie aber plötzlich angegriffen, und als sie eilends die Stadt zu gewinnen suchte, umringt und fast völlig vernichtet; nur einigen wenigen gelang es, mit der Unglücksbotschaft in die Stadt zu entkommen. Nach dem Rückzug des englischen Entsatzheeres wurde Walad el Negūmi vom Mahdi zur Eroberung von Ssennār abgesandt. Bei seiner Ankunft befand sich die Stadt in der höchsten Not; in einer Versammlung, an welcher die Offiziere und die vornehmsten Kaufleute teilnahmen, wurde die Uebergabe beschlossen. Walad el Negūmi entwaffnete die Garnison und nahm Waffen, Munition und alle Vorräte in den Regierungsmagazinen in Besitz. Gegen Ssennār zeigten sich die Mahdisten noch grausamer wie sonst; alle Einwohner wurden ohne Gnade niedergemetzelt, die Stadt Ssennār selbst wurde bis auf den Grund zerstört, und der Mahdi, welchen der hartnäckige Widerstand der Provinz aufgebracht hatte, erliess ein Rundschreiben, in welchem er Ssennār verfluchte und

erklärte, dass alle, welche sich dort niederlassen würden, Feinde Gottes und seines Propheten wären.

Von allen Provinzen des Ssudān blieben nur sehr wenige Plätze im Osten in den Händen der Aegypter. Nach der Eroberung von Ssinkāt und Tokār und den Gefechten von Trinkitāt, Tamanīb und Ssuākin begab sich Osmān Digna nach Kassala, welches der Emīr Auād el Kerīm Walad Kafud schon seit längerer Zeit ohne Resultat belagerte. Osmān Digna verstärkte ihn durch die Scharen des Hadendoa-Häuptlings Issa Hadal. Jetzt wurde die Belagerung mit solcher Energie fortgesetzt, dass die Garnison keinen längeren Widerstand mehr leistete und den nutzlosen Kämpfen ein Ende machte, worauf die Stadt von den Rebellen besetzt wurde.

Fast um dieselbe Zeit unternahm Walad Arba einen heftigen Angriff auf Galabāt, dessen Befehlshaber sich nach Abessinien zurückzog und die Stadt den Derwischen überliess.

Im Mai 1885 verkündete der Mahdi, dass er in Aegypten eindringen wolle. Die Heeresabteilungen in der Provinz Dongola wurden verstärkt, und Hussein Pascha Chalīfa, der frühere Gouverneur von Berber, zum Emīr von Barr el Rīf (Aegypten) bis Wadi Halfa ernannt und mit der Eroberung beauftragt. Der Mahdi erklärte den Seinigen: »Wenn die Zeit gekommen sein wird, werde ich mit nur sechs Mann Kairo einnehmen, denn Gott wird ohne Hülfe von Kriegern seiner Religion den Sieg verleihen, und bei meiner Ankunft in Kairo werden mir die Einwohner von selbst entgegenkommen und mir ihre Unterwerfung anzeigen.« Gleichzeitig wurde der ägyptische Major Mahmūd Abdallah aus der Provinz Bahr el ghasāl zum Emīr der Gaāfra-Stämme ernannt, welche in der oberägyptischen Provinz Esne wohnen. Schon oben war bemerkt worden, dass Hussein Pascha Chalīfa bei seiner Ankunft an der Grenze die Mahdisten verliess und sich nach Kairo begab. Mahmūd Abdallah, welcher gleichfalls das allzugrosse Vertrauen des Mahdi hätte zur Flucht benutzen können, wurde unglücklicher Weise krank. Später wurde er dem

Chalifen Abdallah verdächtig und musste eine lange Gefangenschaft erleiden.

Ungefähr 5 Monate nach der Eroberung von Chartūm starb der Mahdi am 8. Ramadān 1302 in Um Durmān nach einer Krankheit von nur wenigen Tagen. Sein Tod verbreitete unter seinen Anhängern einen abergläubischen Schrecken. Mohammed Ahmed wurde an seinem Todestage in seinem Hause in Um Durmān begraben. Seitdem haben die Mohammedaner des Ssudān die Wallfahrt nach Mekka durch die Wallfahrt nach seinem Grabe ersetzt, wie er schon bei Lebzeiten von seinen Anhängern an die Stelle des Propheten Mohammed gesetzt worden war.

Mohammed Ahmed hat für seinen Vetter Abdallah Walad Mohammed eine besondere Vorliebe gezeigt und ihn in seinen Reden und schriftlichen Verfügungen als seinen Nachfolger (Chalife) bezeichnet. Als Mohammed Ahmed starb, versammelte der Chalife Abdallah die vornehmsten Häuptlinge: Ali Walad Mohammed, Mohammed Scherif und die Angehörigen des Mahdi. Er erinnerte sie daran, dass dieser ihn zu seinem Nachfolger bestimmt habe und ermahnte sie, ihn so schnell wie möglich als solchen anzuerkennen, um so den Ausbruch von Spaltungen zu vermeiden und die Eroberungen des Mahdi fortzusetzen, wie dies auch bei dem Propheten Mohammed der Fall gewesen sei, dessen Nachfolger (die Chalifen) die Macht und den Auftrag, sein Werk fortzusetzen, geerbt hätten.

Als die Mitglieder der Versammlung diesen Ausführungen zustimmten, wurden sie aufgefordert, ihm den Huldigungseid, das Gelübde des Gehorsams und der Treue zu leisten. Der Chalife stieg auf den Stuhl, von welchem herab der Mahdi seine Reden gehalten hatte, und die Emīre und vornehmsten Häuptlinge leisteten den verlangten Eid. Er beginnt mit einem Glaubensbekenntnis: »Wir glauben an Gott, an seinen Propheten Mohammed und den Mahdi. Wir schwören bei der Einheit Gottes, dir zu gehorchen und treu zu bleiben, nicht zu stehlen, nicht Ehebruch zu treiben, nicht zu lügen oder zu verleumden. Wir schwören, der Welt zu

entsagen, unser Dasein Gott zu weihen, den Krieg nicht zu fliehen, alles aus Liebe zu Gott, um das Paradies zu verdienen.«

Die Nachricht von der Anerkennung des Chalifen Abdallah als Nachfolger des Mahdi verbreitete sich schnell, und die Stämme erklärten einer nach dem andern ihre Zustimmung.

Als der Emīr von Kordofān Mahmūd Abd el Kader sich zu diesem Zwecke nach Um Durmān begab, liess er in el Obëid eine starke Garnison alter ägyptischer Truppen zurück. Als dieselben sich dem Mahdi hatten ergeben müssen, waren sie mit Schonung behandelt worden und hatten nach Ablegung ihres Treueides ihre Waffen behalten dürfen. Empört jedoch über ihre Behandlung seitens der Derwische, benutzten sie die Abreise Abd el Kader's von el Obëid zur Empörung. Sie überfielen plötzlich das Pulvermagazin und raubten alle Waffen und Munition. Da sie zahlreicher und besser bewaffnet waren als die Derwische, so konnten sie deren Angriffe unter schweren Verlusten abschlagen, worauf sie sich in die Nubaberge, einige Tage von el Obëid, zurückzogen. Auf die Nachricht hiervon machte sich Mahmūd Abd el Kader mit bedeutender Heeresmacht zur Verfolgung der Soldaten auf. Bei der Ankunft der Derwische verschanzten sich die Soldaten hinter Felsen und fügten ihnen starke Verluste zu, bis der Emīr mit der Fahne in der Hand den Seinigen voraneilte, aber von dem Kugelhagel, der die Derwische dezimierte, selbst niedergestreckt wurde, worauf sie nach el Obëid zurückflohen. Damals befand sich der Emīr Abu Angar mit einem starken Heere in Kordofān. Auf die Nachricht von dem Tode des Abd el Kader machte er sich sofort nach den Nubabergen auf und erdrückte mit seiner Uebermacht die Soldaten, welche teils im Kampfe fielen, teils gefangen genommen wurden und über die Klinge springen mussten. Der Emīr von Kordofān wurde durch den Vetter des Chalifen, Osmān Gano, ersetzt, und die geschwächte Garnison der Provinz neu verstärkt.

Wir haben im Vorstehenden den Umfang dieses furchtbaren Krieges geschildert, den man weder zu vermeiden noch zu be-

enden verstanden hatte, welcher Aegypten die Früchte ungeheurer Arbeiten während eines Dreivierteljahrhunderts geraubt hat. Wir haben es für überflüssig erachtet, in die Einzelheiten der Kämpfe zwischen den ägyptischen Truppen und den Rebellen einzugehen und haben uns begnügt, nur die wichtigsten Ereignisse kurz aufzuführen.

Scharmützel und selbst Schlachten dauerten auf der Grenze des Ssudān, d. h. bei Wadi Halfa und namentlich in der Umgegend von Ssuākin, bis zum Ende des Jahres 1889 fort. Die letztere Stadt wurde mehr als einmal ernstlich angegriffen und wäre ohne die englischen Kriegsschiffe sicherlich verloren gewesen.

* * *

Wir wollen diese traurige Geschichte des Mahdismus mit einer merkwürdigen Legende beendigen, welche bei den Ssudānesen zirkuliert und sich auf diese Ereignisse bezieht.

Als die ägyptischen Truppen unter Mohammed Ali Pascha den Ssudān in Besitz nahmen, hatte ein ehrwürdiger Schēch, der Schēch Elew, dessen Monumental-Grabmal sich auf dem Friedhof von Chartūm erhob, prophezeit, dass die ägyptische Okkupation nur 60 Jahre und 70 Tage dauern würde. Der Kuriosität wegen rechnete Emin Pascha die seit dem Eindringen Ismaïl Pascha's bis zur Entstehung des Mahdismus verflossene Zeit nach und fand, wie er mir versicherte, genau die Zeit von 60 Jahren und 70 Tagen[1]). Diese Legende veranlasste dann die Entstehung des arabischen Sprüchwortes: »Ssittīn ssene we ssab'aīn jōm.« In der Bedeutung: »Um so schlimmer,« oder auch: »Es schadet nichts.«

---

[1]) Ich weiss nicht, welche Daten er seiner Rechnung zu grunde gelegt hat.

Otto Elsner, Berlin S.

Die

Wahrheit über Emin Pascha,

die ägyptische Aequatorialprovinz und den Ssudān

von

VITA HASSAN,

ehemaligem Arzt und Apotheker der Aequatorialprovinz, Ritter des Osmanije-Ordens,

unter der Mitarbeit

von

ELIE M. BARUCK.

Aus dem französischen Original übersetzt und mit Anmerkungen versehen

von

DR. B. MORITZ.

II. THEIL.

BERLIN 1893

Geographische Verlagshandlung DIETRICH REIMER

Inhaber: HOEFER & VOHSEN.

II. THEIL:

Emin im Kampfe mit dem Mahdismus und seine Rückkehr mit Stanley's Expedition.



INHALTS-VERZEICHNIS.

Seite

Kapitel I. 1

Brief des Emīr Karam Allah. Brief Lupton Bey's. Beratung in Ladó. Beschluss, zu kapitulieren. Brief Karam Allah's an Junker. Emin will sich nicht ergeben. Seine Rede. Unterredung Emin's mit Stanley. Meine Besprechung mit Emin und Junker. Rückkehr der Expedition gegen Loron. Abermalige Erhebung der Schuli. Unordnungen unter den Beamten in Ladó. Versuch, die Magazine in Ladó zu plündern und Vereitelung desselben.

Kapitel II 17

Der Kadi erbietet sich, an Emin's Stelle abzureisen. Junker willigt ein, Emin's Frau und Tochter mitzunehmen. Safarān weigert sich, abzureisen. Feuersbrunst in Ladó. Abfall Ibrahīm Gurguru's. Frechheit der Beamten. Erhebung der Dinka in Rōl. Abreise des Kadi zu Karam Allah. Abreise Junkers. Organisierung der Verteidigung. Rückberufung Casati's aus Mambettu. Einzelheiten über den Fall von Bahr el ghasāl. Schlechte Nachrichten von Schambe und Bōr. Erhebung der Madi von Laboré.

Kapitel III 26

Elephantenjagd mit Feuerwaffen, Wurfspiessen, Bogen und Fallen. Verrat des Jägers Karkutli. Erste Abteilung der Mahdisten vor Amadi. Erstes Scharmützel. Die Mahdisten erbauen eine Serība. Unklugheit und Böswilligkeit der Offiziere in Amadi. Meine Ankunft in Amadi. Vom 20. Dezember bis 7. Januar in Amadi. Unfähigkeit des Befehlshabers und der Offiziere. Marco Gaspari. Der Offizier Bachīt Barghūt. Ich verlasse Amadi. Panik in Ladó. Die Affaire Gaspari. Dr. Junker kehrt zurück. Emin beschliesst, den Kommandanten von Amadi zu wechseln. Intriguen. Meine Abreise nach dem Süden und Rückkehr nach Ladó. Osmān Latīf seines Amtes enthoben.

Kapitel IV 41

Die Belagerung von Amadi. Junkers Abreise nach Magongo. Meine Abreise nach Dufilé. Amadi's Fall. Der Kriegsrat in Ladó beschliesst den Rückzug nach Osten. Unklugheit dieses Beschlusses. Beförderungen beim Militär. Die Mahdisten bei Rimo geschlagen.

Seite

Rückzug Karam Allah's. Emin beschliesst nach Süden zu gehen. Zweckmässigkeit dieser Massregel. Emin in Gondokoro, Redjāf, Mugi, Laboré. Brief Sselīm Mattars. Bestrafung Sselīm's und seiner Genossen. Emin in Chōr Aju. Organisierung des zweiten Bataillons. Beförderung von Hauāsch. Abreise nach Wadelai. Ermordung der Mutter Ahmed Mahmūd's. Emin in Dufilé. Ankunft in Wadelai.

Kapitel V 56

Absetzung Ahmed Mahmūd's. Gesandtschaft an Kabarega. Emin's Projekte für die Aequatorialprovinz. Ihre Ausdehnung nach Süden. Kabarega's Gesandtschaft und Geschenke. Verleumdungen und Torheiten. Meine Reise nach Magongo, um Junker aufzusuchen. Ankunft in Foda. Der Häuptling Anfina. Das Mbongo- und Niakabukakleid. Die Magongo. Anfina's Rede. Begegnung mit Dr. Junker. Junker als Gärtner und Koch. Unser Leben in Foda. Alkoholische Getränke. Sternschnuppenfall. Unsere Abreise nach Wadelai. Legende von dem Schēch Farag. Ankunft von Kabarega's Gesandtschaft. Das Abschiedsmahl.

Kapitel VI 71

Ich begleite Junker nach Unjoro. Meine Mission zu Kabarega. Bei Boki. Ein Bad im Albertsee. Kibiro. Die Träger. Ankunft in Kiriangobi. Mparo, die Hauptstadt von Unjoro. Besuch des Ministers Babedongo. Die Matongoli und die Wanjoro. Die Wahuma. Der offizielle Empfang. Die Banassura. Der Audienzsaal des Königs. Die Leibwache. Kabarega. Königliche Audienz. Man baut uns Häuser. Ankunft der Post. Brief Nubar Pascha's. Der Bischof Hannington. Ein geheimnisvoller Besuch. Biri's Brief. Uebertriebene Vorsicht des Königs. Mohammed Biri. Das Viertel der Sansibarer. Die Sansibarer.

Kapitel VII 86

Mackay's Brief. Geschenke für Kabarega. Ich verteile mein Elfenbein. Kabarega's Herden. Erhaltung der Rinderrasse. Preis des Elfenbeins. Die Kauri oder Ssimbi. Einführung der Kauri. Der Handel von Unjoro. Zollgebühr. Aberglauben. Die Hühner. Die Kudjur. Die Justiz. Eine Anrufung Neptuns. Der Kudjur als Arzt und Zauberer. Die heiligen Kühe. Die Königinmutter. Die Prinzen. Kabarega's Harem. Die weiblichen Ungetüme. Junker's Abreise nach Uganda. Der Krieg.

Kapitel VIII 98

Ich verlasse Mparo. Eilmarsch. Ankunft in Kibiro. Ursachen des Krieges. Art der Kriegführung. Ich besetze die Insel Tonguru. Falscher Alarm. Ankunft meines Gepäckes und der Truppen. Bericht über den Krieg zwischen Uganda und Unjoro. Kabarega's Beiname Tschua (»Löwe«). Brief von Junker. Ich reise nach Wadelai. Plan einer Reise nach Uganda. Casati geht zu Kabarega. Ahmed Rāïf. Unordnungen in Tonguru. Meine Rückkehr dorthin. Tonguru in Gefahr. Der Blutbund. Bestrafung des Häuptlings Kussa. Sturm auf dem Albertsee.

Seite

Kapitel IX 114

Meine Abreise nach Ladó. Das erste Bataillon. Intriguen der Weissen und Misstrauen der Schwarzen. Ich schreibe an Emin und Casati. Nachrichten von den Expeditionen Peters und Lenz. Annektierung von Meswa. Kabarega's Protest. Emin's Fahrt auf dem See. Die warmen Quellen und das Salz von Kibiro. Angriff auf die Schuli. Kabarega und Casati. Ankunft Biri's. Emin's Reise nach dem Norden. Drohung, ihn zu arretieren. Das Schreiben des Chedive. Emin's Beförderung. Wiedereinsetzung Osmān Latif's. Emin kommt nach Tonguru. Unfall auf dem See.

Kapitel X 127

Casati und Kabarega. Casati an dem Ufer des Sees. Ein improvisiertes Lied. Fadl Hindi. Auf der Suche nach Casati. Seine Abenteuer und Rettung. Tod Biri's. Nachrichten von Stanley. Jephson. Stanley's Brief. Plan eines Rückzuges durch Mambettu zum Congo. Unsere Fahrt nach Nsabe. Begegnung mit Stanley. Der Brief des Chedive. Stanley's Besuch. Emin bedauert seine Provinz. Stanley's Aufbruch von Nsabe.

Kapitel XI 140

Repressalien gegen Kabarega. Ueberfall Kibiro's. Beschwerde gegen Emin. »Das englische Volk wird Euch nicht vergessen.« Schlimme Anzeichen. Abreise nach Wadelai. Casati's Rat. In Dufilé und Kiri. Insubordination Djadin Agha's. Das erste Bataillon. Rückkehr nach Laboré. Empörung in Laboré. Ankunft in Chōr Aju. Böse Ueberraschung. Ausbruch der Empörung. Fadl el Mūla. Gefangennahme Hauāsch's. Der projektierte Abzug. Hauptgrund der Empörung. Unsere Ankunft in Dufilé und Gefangennahme.

Kapitel XII 155

Absichten der Rebellen. Zuviel Vorsicht. Jephson's Unterhaltung mit Fadl el Mūla. Heuchelei der Rebellen. Ich schreibe an Casati. Geplanter Angriff. Jephson's Soldaten. Die Offiziere des ersten Bataillons. Jephson's Abreise zum See. Haussuchung bei Emin und mir. Schukri Agha. Verfolgung Hauāsch's. Casati's Ankunft. Ratsversammlung. Absetzung Emin's, Hauāsch's und meine eigene. Das Projekt der Kommission. Abd el Wahāb Tala'at. Verwerfung des Projekts. Erste Handlung der Rebellenregierung. Vornahme von Beförderungen. Fadl el Mūla's Teilnahmlosigkeit. Emin's Benehmen. Gabūr und Casati. Konfiskationen. Die Untersuchungskommission. Emin's Testament. Unsinnige Anklagen. Verurteilung zur Deportation. Unsere Rettung durch die Derwische. Spaltung unter den Rebellen. Jephson will uns verlassen. Nāssir Ismail. Das Recht der Wiedervergeltung. Niederlage der Rebellen bei Redjāf. Unsere Freilassung.

Kapitel XIII. 174

Eine Ovation in Wadelai. Räumung von Dufilé. Die Derwische in Dufilé. Abreise nach Tonguru. Schrei um Rache. Rettung der Chutarīje. Unklugheit. Die Soldaten verlassen uns. Feind oder Freund? Der Dampfer »Chedive«. Kampf in Dufilé. Die Amulette.

Seite

Das Ebenholz. Wir schiffen uns ein. In Tonguru. Die Rebellen wieder frech geworden. Ssolimān Ssudān. Stanley in Niamsansi. Ausbruch der Spaltung. In Meswa. Brief Stanley's. Brief Dr. Felkin's. Angeblicher Verrat Emin's. Rechtfertigung. In Were. Emin bei Kawalli.

Kapitel XIV. 187

Vier Pfennige Lohn für drei Tage Arbeit. Falscher Lärm. Bonny. Emin in Were. Stanley's Bedingungen. Brief Fadl el Mūla's. Rückkehr Emin's zu Stanley. Mein Aufbruch mit Stairs. Der Weg. Niederkunft Dauwa's. Stanley's Lager. Unterhaltung mit Stanley. Bestrafung Omar Scharkauwi's. Stanley will nicht länger warten. Proteste. Der fünfte April. Rede Bula Matari's. Stanley's Methode. Zwei Worte über Stanley. Ahmed el Barrād. Ein salomonisches Urteil. Vergrabung der Munition.

Kapitel XV 204

Bei Mpinga. Eine Razzia bei Mosamboni. Schukri Agha. Gebrochenes Versprechen. Desertion. Stanley's Krankheit. Neue Desertion. Angebliches Komplott. Nicht gerechtfertigte Gewaltthat. Unterwegs. Nachricht von Wadelai. Unterschlagung von Briefen. Das Geheimnis klärt sich auf. Das Land Mosamboni's. Die Träger. Mehr Menschlichkeit. Die christlichen Missionare. Aufopferung der Kranken. Der Soldat Hamdān. »Man schlägt die Weissen nicht.« Weg und Lebensmittel. Der Ssemliki. Angriff der Banassura Kabarega's.

Kapitel XVI. 218

Der Ruensori. Rettung meiner Koffer. Goddam und Kommanina. »Bezahlt und dann werdet Ihr geachtet sein.« Die Taxen. Die »geliehenen« Stühle. Die ehrlichen Sansibarer. Zum Eduardsee. Um den See herum. Krankheiten. Verlassen. Bei Nkole. Zwei Hühner für eine Glasperle. In Karaguē. Panorama. Die Frau Ssaida von Stairs geschlagen. Chi ha fortuna prenderà la sposa. Stairs entschuldigt sich. Der Soldat Fadl. Langsam verbrannt. Letzter Tag in Karaguē. Tod meines Sohnes Mūssa. Verteilung von Kauri. Man übertreibt die Dosis.

Kapitel XVII 231

Mackay. Der Victoriasee. Ration für drei Monate. Was die Karawane gekostet hat. Ein praktisches Mittel. Das Einfangen von Trägern. Die Leopardenfelle. Geschenk an Mackay. Usukuma. Angriff auf die Karawane. Das Land Niamwesi. Die Missionare Girault und Schynse. Umpapua. Brief von Wissmann. Hauptmann Schmidt. Emin's Hoffnungen. Usagara und Usegua. Die Bevölkerung. Unbequeme Beschwerde. Stanley bei der Nachhut. Festlicher Empfang am Kingani. In Bagamoyo. Depeschen des Chedive und des deutschen Kaisers an Emin. Von Freude zu Leid. In Aegypten.

Schluss 238

KAPITEL I.

Brief des Emīr Karam Allah. Brief Lupton Bey's. Beratung in Ladó. Beschluss, zu kapitulieren. Brief Karam Allah's an Junker. Emin will sich nicht ergeben. Seine Rede. Unterredung Emin's mit Stanley. Meine Besprechung mit Emin und Junker. Rückkehr der Expedition gegen Loron. Abermalige Erhebung der Schuli. Unordnungen unter den Beamten in Ladó. Versuch, die Magazine in Ladó zu plündern und Vereitelung desselben.

Wir schrieben den 27. Mai 1884, als wir jene Unheilsbotschaft erhielten. Die Expedition gegen die Bari, von der ich schon gesprochen habe, war noch nicht zurück und alles in Unruhe wegen der Empörung der Neger, als durch jenes neue böse Ereignis unsere Besorgnisse noch vermehrt wurden. Ich befand mich gerade in den Regierungsbureaux, als Mahmūd Ssabri, der erste Sekretär des Bezirkes Ladó, mit drei Briefen in grossen Couverts, die an den Emīr Mohammed Emin, an Osmān Scherīf und an Dr. Junker adressiert waren, eintrat. Die Form und die Aufschriften dieser drei Briefe erregten meine Aufmerksamkeit; statt an den Mudīr Emin Bey war Emīr Mohammed Emin, ebenso statt an den Untergouverneur Osmān Latīf war Osmān Scherīf gesetzt. Der dem Namen Emin Bey beigefügte Titel Emīr liess mich die Herkunft dieser Briefe ahnen. Die Bestürzung und die geheimnissvolle Miene Mahmūd Ssabri's konnten mich in meinen Befürchtungen nur bestärken. Während er die Briefe zum Mudīr hineintrug, wartete ich mit steigender Besorgnis auf die Nachrichten. Endlich erschien Mahmūd Ssabri wieder, aber mit ganz entstellten Zügen, und sagte Osmān Arbāb, dem zweiten Sekretär, dass Emin ihn sprechen wolle. Einige Minuten später kam Osmān Arbāb wieder, und ein diabolisches

Lächeln umspielte seine Lippen, das uns nichts Gutes verriet, die wir seine Verwandtschaft mit dem Mahdi kannten — dieser war nämlich der Onkel von Osmān Arbāb. — Er sagte mir, dass der Mudīr mich bitten liesse. Bleichen Antlitzes streckte mir Emin einen Brief entgegen mit den Worten: »Veda la lettera che mi arriva«. (Sehen Sie den Brief, den ich erhalten habe.) Ich nahm aus seiner Hand einen Brief auf amtlichem Papier, dessen eine Seite ganz mit Schrift bedeckt war und das Siegel Mohammed Ahmed's trug. Der Brief hatte etwa folgenden Inhalt: »Von Mohammed Ahmed, dem von Gott gesandten Mahdi, an den Emīr Mohammed Emin, den Emīr von Aequatoria: Ich sende dir den Emīr Karam Allah, meinen Vertreter; übergieb ihm deine Provinz und komme zu mir nach el Boka'a el Tāhira, dem heiligen Ort, damit ich dich in meine Gemeinde aufnehme. Wenn du gehorchst, verbürge ich dir dein Leben, und du wirst unnützes Blutvergiessen vermeiden; wenn du aber nicht gehorchst, wirst du die Ursache des Unterganges deiner Leute und deines eigenen sein. Das Schicksal der anderen möge dir zum Beispiel dienen und dir Klugheit raten. Du hast gesehen, dass alle Provinzen, selbst die stärksten, Kordofān, Ssennār und auch Chartūm, in meine Hände gefallen sind. Du kennst zweifelsohne das Ende von Rāschid Bey, Jussuf Pascha und Hicks Pascha. Das muss dich überzeugen, dass Dank der Hülfe des Allerhöchsten niemand den Siegreichen widerstehen kann. (Die Mahdisten nannten sich el Anssār = die Siegreichen.[1]) Du hast keine genügenden Streitkräfte, um meinen Waffen allein widerstehen zu können«.

Das Ganze war mit zahlreichen Korancitaten verbrämt. Diesem Briefe des Mahdi waren zwei andere beigelegt, einer von dem Emīr Karam Allah an Emin, im gleichen Stile, in welchem ihm die Eroberung der Bahr el ghasāl-Provinz mitgeteilt und die

---

[1]) Eigentlich »die Helfer«. So hatte der Prophet Mohammed seine Getreuen in Medina genannt, eine Bezeichnung, die vom Mahdi adoptiert wurde, der es liebte, die ältesten muhammedanischen Einrichtungen nachzuahmen. B. M.

mahdistischen Streitkräfte aufgezählt wurden, welche unter dem Befehl von Nūr Angara, etwa 36 000 Mann stark, standen. Der zweite Brief, der von Lupton Bey arabisch geschrieben war, riet dem Mudīr, sich zu ergeben, da die Mahdisten, wie es darin hiess, unbesiegbar seien. Lupton berichtete über das anständige Benehmen der Mahdisten, als sie seine Provinz erobert hatten, und den guten Empfang, den ihm Karam Allah bereitet hatte, indem er hinzufügte: »Ich hoffe, Sie bald an dem heiligen Orte (Um Durmān) wiederzusehen.« Die arabische Unterschrift lautete: Der Emīr Abdallah, früher Lupton. Unter der Unterschrift bemerkte Emin noch zwei englische Zeilen, die ich nicht lesen konnte, die aber nach Emin lauten sollten: Thun Sie, was Sie für gut halten.[1]) Lupton Bey wollte ohne Zweifel Emin zu verstehen geben, dass er sich nicht an den Wortlaut des Schreibens halten, welches er nur unter äusserem Zwange geschrieben habe, sondern nach eigenem Ermessen verfahren sollte. Als ich die merkwürdige Epistel durchgelesen hatte, fragte mich Emin: »Ebbene, Vita, cosa facciamo?« (Nun, Vita, was wollen wir thun?) Ich antwortete ihm: »Versammeln Sie alle Beamten und höheren Offiziere von Ladó und teilen Sie ihnen den Brief mit, damit wir ihre Ansichten erfahren können.« Emin liess auch sofort die obersten Beamten rufen und befahl den Wachen, niemand weiter einzulassen. Er wünschte die Nachricht solange wie möglich zu verheimlichen, um die davon zu befürchtende Panik und Verwirrung zu vermeiden.

Die Versammlung bestand ausser Emin Bey und mir aus folgenden Personen:

Tia Agha Ahmed, dem Platzkommandanten von Ladó;
Tia Agha Tenda, dem Direktor des Schlachthauses von Ladó;
Auād Abdallah, dem Vorsteher der Magazine;
Osmān Arbāb, dem zweiten Sekretär der Provinz;

---

[1]) Faksimile des Wortlauts dieser Nachschrift bei Junker III, 418. B. M.

Hāgg Mohammed Osmān, Schulmeister;
Hāgg Osmān Hamed, Kadi;
Bassīli Bochtor, Chef des Personals;
Michāil Ssa'ad, Oberschreiber;
Ismail Chalīfa, Chef des Rechnungswesens;
Ahmed Rāïf, erstem Muauin der Provinz;
Mūssa Agha Konda, ssudanesischem Offizier;
Mahmūd el Agami, zweitem Befehlshaber von Ladó.

Dr. Junker war anwesend und sass neben dem Mudīr.

Emīn ergriff das Wort zu folgender Ansprache: »Soeben erhalte ich diesen Brief vom Mahdi. Ich habe Sie deshalb unverzüglich versammelt, um Ihnen denselben vorzulesen und Sie um Ihre Meinung zu fragen.« Er begann mit lauter Stimme zu lesen, stockte aber bald, da ihm die Stimme versagte und Thränen in die Augen kamen. Er reichte den Brief Osmān Arbāb, der ihn zu Ende las. Langes Stillschweigen folgte. Endlich unterbrach es Emin Bey mit der an alle gerichteten Frage: »Was sagen Sie dazu?« Alle erwiderten: »Wir stehen zu Ihren Befehlen, und Sie haben zu entscheiden.« Da erhob sich Dr. Junker und sprach zu ihnen: »Wenn Emin Bey auch der Mudīr ist, dann sind Sie doch aber auch Beamte des Chedive und haben das Recht, Ihre Meinung zu äussern. Hätte Emin Bey allein seinen Entschluss fassen wollen, dann hätte er Sie nicht herberufen.« Hieraut wandte sich Emin an jeden einzeln.

Mahmūd el Agami, der über die Streitkräfte befragt wurde, erwiderte, dass dieselben viel zu gering seien, um den Mahdistenhorden irgend welchen Widerstand entgegensetzen zu können.

Auād Abdallah erwiderte auf die Frage nach den Vorräten an Munition und Lebensmitteln für den Fall einer Belagerung, dass die Munition für einen Kampf nicht genüge, und dass die vorhandenen Lebensmittel höchstens für 14 Tage ausreichen würden.

Der Kadi Hāgg Osmān äusserte sich dahin, dass es besser wäre, sich zu ergeben, als unnütz Blut zu vergiessen, da die Leute

des Mahdi so zahlreich wären, dass die Streitkräfte der Provinz nicht mit ihnen kämpfen könnten.

Osmān Arbāb schloss sich den Ausführungen der anderen an und riet zur Uebergabe. Dieser Vorschlag erhielt Stimmenmehrheit. Als ich meinerseits befragt wurde, gab ich zur Antwort, dass ich als Arzt meine Stimme über eine solche Frage, die nicht zu meiner Kompetenz gehöre, nicht abgeben könnte. Dr. Junker liess sich sodann von Osmān Arbāb den Brief vorlesen, der von Karam Allah an ihn gerichtet war.[1]) Karam Allah ersuchte ihn, sich zu ihm zu begeben und die 47 Kisten mit seinen Sammlungen, die sich in Meschra el Rēk in der Bahr el ghasāl-Provinz befanden, in Empfang zu nehmen, mit der Bemerkung: »Sie können überzeugt sein, dass Ihnen nichts geschehen wird. Sie sind ein fremder Reisender, und es liegt kein Grund zu irgend welcher Feindschaft gegen Sie vor. Bei der augenblicklichen Verwirrung steht aber zu befürchten, dass Ihre Sachen verloren gehen, und man wird später die Mahdisten anklagen, einen harmlosen Reisenden beraubt zu haben. Kommen Sie also, und ich werde Sie auf der Route Chartūm mit allem Gepäck geleiten lassen, bis Sie in Sicherheit sind« u. s. w. Dr. Junker lächelte und sagte: »Ich bin kein Regierungsbeamter, aber noch weniger ein Freund des Mahdi. Meine Sachen lasse ich dem Emīr Karam Allah, und so dumm bin ich nicht, selbst in die Falle zu gehen,« und indem er mit dem Finger nach Süden zeigte, fügte er hinzu: »Mein Weg geht dorthin.«

Emin Bey erklärte, dass er zur Vermeidung alles Unheils bereit sei, zu Karam Allah aufzubrechen und fragte, wer ihn begleiten wollte. Alles schwieg. Einzeln befragt, weigerten sich alle, abzureisen, mit Ausnahme von dreien: dem Kadi Hāgg Osmān, dem Schulmeister Hāgg Mohammed und Osmān Arbāb. Sodann wandte sich Emin Bey an mich mit der Frage, ob ich ihn begleiten wolle. Ich erwiderte ihm: »Gewiss,« worauf er auf

---

[1]) Der Wortlaut dieses Briefes wie der übrigen bei Junker III, 417 ff. B. M.



italienisch bemerkte: »Sie müssen aber wissen, dass diese Reise nicht wie unsere früheren sein wird.« »Ich weiss es und werde Ihr Loos teilen.« Emin Bey bestimmte noch, dass die Abreise am nächsten Montag stattfinden sollte und entliess dann die Versammlung.

Mit seiner Erklärung, sich Karam Allah ergeben zu wollen, suchte er nur einen augenblicklichen Weg zur Rettung, während er schon den noch allerdings unbestimmten Plan hatte, sich eine Strasse über Uganda zu öffnen. Dieses Projekt war bei ihm allmählich entstanden, und als es endlich feste Gestalt bei ihm gewonnen hatte, sprach Emin Bey einige Minuten nach der Versammlung in meiner und Auād Abdallah's und Mahmūd el Agami's Gegenwart die berühmten Worte, die von einem Indiskreten (Auād Abdallah) falsch wiedergegeben und von allen, namentlich den Soldaten, falsch ausgelegt, durch die albernen und übelwollenden Gerüchte, die sich daran knüpften, uns viel Aerger und Schaden verursachten. Die von Emin gebrauchten Worte sind buchstäblich folgende:

نحن باذن الله نقدر نشيلكم ونعرف طريقنا من اوجندة
فقط ان كنتم تطيعونا نحن نتعهد لكم بان نوصلكم لمصر . الكتبة
والضباط نقدر نعديهم من اوجندة واونيورو اما العساكر لم نظن
ان كباريجا يقبل انهم يمروا من بلاده . افندينا مش عايز الا كم
رمنجتون القدم والا كم عساكر سودانية واحسن لهم ان يبقوا فى
بلادهم اما ان كنتم تطيعونا نحن متعشمين نوصلكم مصر بالسلامة

In wörtlicher Uebersetzung: »Mit Gottes Hülfe kann ich die Sorge für euch übernehmen, und ich kenne meinen Weg über Uganda. Wenn ihr mir gehorcht, verpflichte ich mich, euch nach Kairo zu bringen. Die Schreiber und Offiziere kann ich durch Uganda und Unjoro hindurchbringen; hinsichtlich der Soldaten aber glaube ich nicht, dass Kabarega ihnen den Durchzug durch

sein Land gestatten wird. Der Chedive gebraucht die paar alten Remingtongewehre und die paar Ssudanesensoldaten nicht; es ist besser für sie, wenn sie in ihrem Lande bleiben. Wenn ihr mir aber gehorcht, hoffe ich euch glücklich nach Kairo bringen zu können.«

Am Abend desselben Tages wurden diese Worte von Auād Abdallah verbreitet, gingen von Mund zu Mund und wurden dabei auf die unglaublichste Weise vergrössert und entstellt. Es ist die alte Geschichte von der Fabel Lafontaine's: Die Frau und das Ei. Man versicherte schliesslich, der Mudīr habe erklärt, alle Soldaten an Kabarega für die Erlaubnis des Durchzuges durch sein Land verkaufen zu wollen. Emin Bey hat eine solche Absicht weder formuliert, noch selbst gefasst; seine Fürsorge und Güte gegen die Soldaten widerlegen einen derartigen Gedanken auf das schlagendste. Unglücklicherweise fanden aber seine Worte in ihrer Entstellung namentlich bei den Soldaten vielen Glauben. Jedesmal, wenn man eine Bewegung nach Süden machen wollte oder auch nur davon sprach, wurden die Soldaten widerspenstig und waren in ihrer Furcht vor Verrat nicht vorwärts zu bringen. Der Süden setzte sie in Schrecken, wie ein gefährliches Gespenst, und jedesmal, wenn sie sich entschlossen, einen Schritt nach dieser Richtung zu thun, geschah es stets mit dem grössten Misstrauen und nur unter dem Zwange der Not. Jene entstellte Rede fand selbst bei Stanley und vielen anderen Glauben, welche Emin Bey daraus einen ernsthaften Vorwurf machten, ohne sich an der Unwahrscheinlichkeit einer solchen Behauptung zu stossen; während diese Unwahrscheinlichkeit doch aus dem Benehmen Emin Bey's, aus jener Unschlüssigkeit, als es sich darum handelte, Stanley's Expedition ohne seine Leute zu folgen, und aus den Reden des letzteren selbst hervorging, als er Emin zu überzeugen suchte, dass er den Soldaten gegenüber seit ihrer Empörung sich jeder Verantwortung ledig betrachten könnte, und dass er weder moralisch noch in seinem Gewissen verpflichtet sei, sich um sie zu kümmern, und sie ohne jeden Vorwurf ihrem Schicksal überlassen und an

sein eigenes Heil denken dürfe. Es ist zudem nicht zu vergessen, dass er noch selbst nach der Empörung der Soldaten und trotz der schlechten Behandlung und Demütigung, die er damals hatte erfahren müssen, ihre Sache so vertrat und mit ihnen bleiben oder sie mit sich fortführen wollte. Es ist deshalb schwerlich anzunehmen, dass Emin zu einer Zeit, wo sie ihm noch treu und gehorsam waren, daran hätte denken können, sie zu verraten. Selbst Stanley muss in seinem Briefe aus Jambuja (von Ende März 1889) an den Präsidenten des Komités der Entsatzexpedition Emin's seiner Treue und Güte den Soldaten gegenüber Anerkennung zollen, wenn er ihn folgende Worte sprechen lässt: »Ihre gestrige Rede hat mich auf den Gedanken gebracht, dass es vielleicht besser wäre, von hier weg zu gehen. Die Aegypter verlangen nichts anderes, als das Land zu verlassen. Ich habe ihrer etwa 100 mit ihren Weibern und Kindern, über deren Absichten kein Zweifel obwalten kann. Selbst in dem Falle, dass ich hier bleiben würde, würde ich nicht unzufrieden sein, sie los werden zu können, denn sie haben meine Autorität untergraben und alle meine Rückzugsversuche vereitelt. Als ich ihnen den Fall von Chartüm und den Tod Gordons mitteilte, haben sie den Ssudanesen erzählt, dass dies eine erfundene Geschichte wäre, und dass eines Tages die Regierungsdampfer den Strom heraufkommen und Hülfe bringen würden. Jedoch der Zustimmung der regulären Soldaten vom ersten und zweiten Bataillon bin ich weniger sicher; sie führen hier eine freie und glückliche Existenz und werden sich möglicherweise sträuben, ein Land zu verlassen, wo sie ein Wohlleben geniessen, das ihnen in Aegypten sicherlich nicht zuteil werden dürfte. Die Soldaten sind verheiratet, und einige besitzen sogar einen ganzen Harem. Manche von den Irregulären werden mir sicher folgen wollen, aber wenn die Regulären es vorzögen hier zu bleiben, würden Sie bald einsehen, wie schwierig sich meine Lage gestalten dürfte. Würde es aber gerecht sein, sie ihrem Schicksal zu überlassen, würde ich dann nicht selbst die Ursache ihres Unterganges sein? Ich müsste ihnen

wenigstens beim Abzuge Waffen und Munition überlassen, aber wenn ich nicht mehr da bin, wird die Disziplin bei ihnen verschwinden, und es werden überall Streitigkeiten und Eifersüchteleien ausbrechen. Die Ehrgeizigsten werden sich zu Herren aufwerfen wollen, daraus wird Feindschaft entstehen und dann Metzeleien folgen, bis sie sich alle gegenseitig umgebracht haben.« »Aber wenn Sie nicht davon gehen, was soll dann aus den Aegyptern werden?« »Dann würde ich Sie bitten, sie mitzunehmen.«

Am Tage der Ankunft des Briefes von Karam Allah und nach Schluss der Versammlung lud mich Emin zum Essen bei sich ein. Bei Tafel war er niedergeschlagen, schweigsam und ass fast nichts. Während des trübseligen Mahles war unsere Unterhaltung etwa folgende. »Jetzt essen wir noch mit Messer und Gabel, aber wer weiss, wie wir in einigen Tagen daran sein werden.« »Nun, Herr Gouverneur, aus uns wird werden, was das Schicksal will, man muss sich in alle Verhältnisse des Lebens schicken.« »Sie werden sich erinnern, Vita, wie ich in Chartūm Giegler Pascha sagte, dass man alles daran setzen müsste, den Aufstand energisch zu unterdrücken, bevor es zu spät wäre, und Giegler Pascha laut auflachte: Soll sich die Regierung vor einem Dongolaui fürchten? Jetzt ist der Dongolaui Herr des ganzen Ssudān. Man hat sich in England über mich lustig gemacht, als ich in diesem Sinne schrieb, und manche haben sogar sagen können, dass Emin Bey Furcht hätte. Sie werden sich ferner erinnern, dass, als Lupton 1881 mir nach Amadi schrieb, wie er die Leute des Predigers von Aba den Strom mit vollen Barken habe überschreiten sehen, ich Ihnen meine Befürchtungen für den Ssudān ausgedrückt habe, im Falle, dass die Regierung nicht die energischsten Massregeln unverzüglich ergriffe. Leider haben die Ereignisse meine Befürchtungen vollauf bestätigt. Jezt nun, wo wir unter vier Augen sind, sagen Sie mir im Vertrauen, was Sie denken. Scheint Ihnen unsere Reise zu Karam Allah klug?« »Wenn Sie dahin gehen, werde ich Sie begleiten, aber ich glaube, dass wir bei Karam Allah entweder getötet oder, was noch schlimmer ist, in Gefangenschaft

zurückgehalten werden. Also, so oder so, wir thun besser, zu bleiben.

»Ich sehe für den Augenblick keinen anderen Rettungsweg, aber weiss man denn, was einem alles passieren kann?« »Sie haben vielleicht Recht, Vita. Das ist auch mein Gedanke und wenn ich mich bereit erklärt habe, die Provinz dem Mahdistenführer zu übergeben, so wollte ich nur Zeit gewinnen und die Absichten der obersten Beamten erfahren, über welche übrigens nicht der geringste Zweifel obwalten kann. Aber wer weiss, was aus dem armen Junker und Casati werden soll? Wenn Junker auf mich hört und nach Süden geht, kann er sich aus der Affaire ziehen, aber wie soll Casati, der so weit hinten in Mambettu ist, davonkommen, zumal wenn die Aequatorialregierung und der heilsame Schrecken, den sie den Schwarzen einflösst, nicht mehr da sein wird? Werde ich Casati je wiedersehen? Hoffen wir, dass die Dinge besser gehen, als wir es denken.« In diesem Augenblick trat Dr. Junker ein und begann mit Emin eine deutsche Unterhaltung. Ich weiss nicht, was sie einander gesagt haben. Dr. Junker begleitete mich darauf nach meiner Wohnung und sagte: »Sie sind also fest entschlossen, aufzubrechen? Dann haben Sie Unrecht.« »Wieso? ich kann Emin Bey doch aber nicht allein aufbrechen lassen?« »Emin ist aber Muhammedaner und Ihr Chef. Das sind Gründe für ihn, abzureisen. — Was Sie anlangt, hat Sie Karam Allah auch zu sich berufen?« »Nein.« »Was wollen Sie also tun? Für die Mahdisten sind Sie ein ruchloser Kāfir (Ungläubiger) und vielleicht werden Sie nicht so billig davon kommen, wie die andern, welche Muhammedaner sind. Warten Sie; wenn Sie wollen, nehme ich Sie mit. Ich kenne meinen Weg. Ich gehe über Uganda. Speke, Grant, Pearson, Lichfield und Dr. Felkin sind hindurch gekommen, und ich sollte es nicht?«

»Ich habe Emin Bey mein Wort gegeben, mit ihm zu gehen, und ich gehe und werde ihn nicht verlassen. Ich habe ihn bisher auf seinen Reisen begleitet, die ich Vergnügungstouren nennen

darf, und jetzt, wo Gefahr droht, sollte ich mich weigern, ihn zu begleiten?«

Ich verliess Dr. Junker, der an die Oeffnung der Ballen ging, welche er in der Absicht, sich nach Chartūm einzuschiffen, zurechtgemacht hatte. Da der jetzt einzuschlagende Weg ein ganz anderer war, wählte Junker die notwendigsten und kostbarsten Gegenstände aus und verpackte sie in kleine Ballen, die sich von Menschen fortschaffen liessen; den Rest seiner grossartigen Gepäckstücke musste er in Ladó lassen.

Als ich wieder zum Mudīr zurückkehrte, fand ich Ali Ssīd Ahmed bei ihm, welcher den Kopf Loron's von Gondokoro gebracht hatte. Emin ernannte ihn im Laufe des Nachmittags zum Chef des Sekretariats der Mudirīje und schrieb dem Untergouverneur Osmān Latīf, der sich seit kurzer Zeit in Rōl befand, dass er demnächst zu Karam Allah abreisen werde und befahl ihm, ihn in seinem Bezirk zu erwarten. Diese Massregel hatte nur den Zweck, alle in der Illusion hinsichtlich der Aufrichtigkeit seiner Absicht, sich zu ergeben, zu erhalten.

Von diesem Tage, 27. Mai 1884, beginnt eine unselige Aera für unsere Provinz. Jeder Tag brachte eine böse Nachricht von ausserhalb oder eine Insubordination in Ladó. Am 28. Mai kündigte ein Brief eine neue Erhebung der Neger von Dufilé an. Hauāsch Effendi, der diese Meldung machte, verlangte dringend Verstärkungen; Emin erwiderte ihm noch unter dem Eindrucke des Briefes von Karam Allah und im Hinblick auf die Unsicherheit über den weiteren Verlauf der Dinge, die ihm eine Entblössung Ladós von den wenigen dort noch stehenden Truppen nicht rätlich erscheinen liess, abschlägig: »Ich kann Ihnen keine Verstärkungen schicken, da ich keine verfügbaren Truppen mehr habe; Sie haben genug Soldaten und sich sonst immer den schwierigsten Umständen gewachsen gezeigt. Sie müssen sich demnach mit Ihren eigenen Kräften verteidigen und ich hoffe, dass Sie mit Ihrem Mut und Ihrer Klugheit sich auch diesmal noch aus der Affaire ziehen werden. Im übrigen erteile ich

der Garnison von Latuka den Befehl, ihren Bezirk zu räumen und Ihnen zu Hülfe zu eilen. Sie müssen versuchen, sich bis zu ihrer Ankunft zu halten und werden dann mit ihrer Hülfe mit den Negern leicht fertig werden.«

Am gleichen Tage sollte noch ein anderes Ereignis die Sorgen Emin Beys vermehren und die Lage verschlimmern. Trotz aller Vorsicht des Mudīrs war der Brief Karam Allah's noch am Abend seiner Ankunft in Ladó bekannt geworden. Schon am folgenden Tage begannen die Beamten von Ladó, die zum grössten Teile aus dem Ausschuss des Chartūmer Regierungspersonals bestanden, den Respekt gegen Emin zu verlieren. Von der Station Amadi war eine gewisse Quantität Oel nach Ladó geschickt worden. Als einige Beamten davon übertriebene Mengen verlangten, machte sie der Magazinvorsteher auf das ungeziemende ihres Verlangens aufmerksam, worauf ihm die Beamten mit Unverschämtheiten antworteten, die er sofort an den Mudīr berichtete. Emin begab sich in der Hoffnung, der Bande zu imponieren, selbst nach dem Magazin, um die Austeilung des Oeles zu überwachen. Ein gewisser Ragab Mohammed, ein Rechnungsbeamter, verlangte für sich allein 40 Rotl Oel, während der ganze Vorrat im Magazin sich kaum auf 300 belief. Als der Mudīr ihm dies in aller Ruhe mitteilte, antwortete er unverschämt: »Ihre Zeit ist abgelaufen und Karam Allah's beginnt, Sie haben hier keine Befehle mehr zu erteilen.« Emin Bey warf ihm einen durchbohrenden Blick zu und biss sich auf die Lippen. Die Ueberlegung und die Klugheit gewannen die Oberhand über seinen Zorn. Er wollte die äusseren Gefahren durch eine Empörung der Beamten nicht noch verschlimmern, die jetzt von dem Fall der Ssudānregierung überzeugt waren und sich demnach für straflos hielten. Ohne ein Wort zu sagen, liess er diesem Menschen das verlangte Quantum geben.

War die Klugheit Emin Bey's unter diesen Umständen politisch? Wäre ein energisches Auftreten nicht besser gewesen, um den Anderen eine Lehre zu erteilen? Meinerseits muss ich das Be-

nehmen Emin Bey's in diesem Falle, wie in manchen anderen ähnlichen, für schwach halten. Jedesmal, wenn er anstatt zu strafen verzieh und Klugheit gebrauchte, wo Energie und Strenge am Platze waren, erzielte er kein anderes Resultat, als seine Ohnmacht und ihre eigene Stärke denen begreiflich zu machen, die sie noch nicht kannten. Wenn er nur einmal einen grossen Schlag gethan und ein Exempel statuiert hätte, wie 1879, als er den Mudīr von Bōr, Ahmed Bey Ibrahīm, arretierte, würde er die Unverschämten sicher zum Nachdenken veranlasst und die Empörer eingeschüchtert haben. Wie es aber vorauszusehen war, diente seine Schwäche gegenüber Ragab Mohammed nur dazu, die Unverschämtheit und Insubordination zu ermutigen. Das Magazin der Provinz wurde nun mit Gesuchen um Lieferungen aller Art förmlich bestürmt. Emin Bey, der mit anderen Sorgen zu thun hatte und keine weiteren Unverschämtheiten sich zuziehen wollte, versah alle mit Zahlungsanweisung, ohne die Gesuche auch nur zu prüfen. Ich hatte weniger Sorgen als der Mudīr und konnte infolgedessen meine Kaltblütigkeit besser bewahren.

Diese Nachgiebigkeit musste uns voraussichtlich eine Hungersnot auf den Hals ziehen. Ich beschloss deshalb, dieser Plünderung des Magazins durch irgend welches Mittel Einhalt zu thun. Zu diesem Zweck begab ich mich zum Kadi und hielt ihm folgende Rede: »Euer Ehrwürden! Hat nicht die Mudirīje sich unserm Herrn, dem Mahdi, ergeben? In diesem Falle gehört doch alles, was sich im Regierungsmagazin befindet, in das Beit el Māl (Schatz) des Mahdi. Derjenige nun, welcher den Mahdi bis zu der Ankunft seines Emīrs Karam Allah hier zu vertreten hat, sind zweifelsohne Sie, der Kadi, als die wichtigste geistliche Person. Es ist demnach Ihre Pflicht, über die Erhaltung der Güter des Beit el Māl zu wachen. Die Beamten der Mudirīje werden aber bald alles wegnehmen, wenn Sie nicht Ordnung schaffen.« »Was kann ich denn thun?« »Was Sie können? Als Kadi können Sie alles! Sie können dem Mudīr befehlen, nichts ohne Ihre Erlaubnis aus

dem Magazin herauszunehmen. Derart werden wir wenigstens den Derwischen bei ihrer Ankunft einige Geschenke machen und ihnen unsern Eifer für die Rettung der Güter des Beit el Māl beweisen können.« Es gelang mir schliesslich, den Kadi zu veranlassen, einen Befehl in diesem Sinne an den Mudīr zu senden, wobei ich ihm versicherte, dass dieser keineswegs darüber erzürnt sein würde, da der arme Kadi trotz seinem Eifer für unsere zukünftige Herren den gegenwärtigen Mudīr zu verletzen fürchtete. Meine List hatte einen doppelten Zweck, nämlich die Magazine zu retten, ohne den Mudīr in die Sache hineinzuziehen und ihn so vor dem Hass und Groll der Beamten zu schützen. Ich liess den Kadi seinen Befehl an den Mudīr schreiben und begab mich zu Emin. Er empfing mich mit seinem gewöhnlichen: »chairan ja Vita.« (Was giebt es?) »Der Kadi wird Ihnen sofort einen Befehl übergeben. Ich möchte Sie bitten, ihn nicht zu verletzen, noch ihn schlecht zu empfangen.« »Was soll dieser Befehl für einen Zweck haben?« »Es handelt sich um das Magazin.« »So? Stehe ich denn schon unter dem Befehl des Kadi?« »Halten Sie sich nicht darüber auf und haben Sie mit seiner Unwissenheit Nachsicht, ausserdem kann Ihnen dieser Befehl vielleicht nützlich werden.« »Aber woher kennen Sie diesen Befehl?« »Ich kam dort zufällig vorüber.« In diesem Augenblick tritt der Kadi ein und übergiebt Emin Bey den Befehl mit den Worten, dass man dabei sei, das Magazin zu leeren, und dass dies nicht recht sei, da das Magazin jetzt dem Beit el Māl gehöre. Der Mudīr nahm den Befehl in Empfang, rief den Schreiber Osmān Arbāb und beauftragte ihn, denselben allen Beamten mitzuteilen, dass sie sich fortan für alle Gesuche um Lieferungen an den Kadi zu wenden hätten. Als dieser fortgegangen war, gab mir Emin Bey zu verstehen, dass das Vorgehen des Kadi ihm missfiele. Da setzte ich ihm auseinander, dass ich in unser aller Interesse so handeln zu müssen geglaubt hätte, entschuldigte den Kadi, der an dieser Sache unschuldig und kaum fähig wäre, eine solche Initiative zu ergreifen, und bat ihn, mich selbst wegen dieser Kriegslist ent-

schuldigen zu wollen. »Wenn wir diese Banditen gewähren lassen,« fügte ich hinzu, »werden sie in wenigen Tagen das Magazin ausräumen und das könnte uns in grosse Verlegenheit bringen. Wenn wir gezwungen sind, zu Karam Allah zu gehen, so können wir nicht mit leeren Händen kommen, und wenn, wie ich hoffe, dieser äusserste Fall nicht eintritt, dann werden uns diese Vorräte nicht allein nützlich, sondern absolut notwendig sein. Die Stoffe und Tücher müssen für das Zivil- und Militärpersonal aufbewahrt werden, denn können wir wissen, wie lange wir von der zivilisierten Welt abgeschnitten bleiben werden? Die Perlen, Glassachen, Kupferdrähte u. s. w. werden uns als Geschenke für die Negerhäuptlinge oder als Tauschartikel dienen.« »Aber,« warf Emin ein, »glauben Sie, dass der Kadi den Beamten wirklich nicht geben wird, was sie verlangen?« »O nein, das garantiere ich Ihnen; im Übrigen lassen Sie mich mit ihm sprechen und hegen Sie keine Befürchtung von dieser Seite.« »Gehen Sie, Vita,« sagte Emin, »Sie sind zu fein, Sie spielen hier die Mutter der Braut und den Vater des Bräutigams.«[1]) Ich begab mich unverzüglich zum Kadi, der mich ängstlich fragte, ob der Mudīr böse wäre. »Wieso sollte er böse sein? Niemand hat das Recht, böse zu werden über das, was gerecht ist.« »Wenn nun aber die Beamten etwas von mir verlangen, was soll ich dann thun — ihnen geben, was sie verlangen?« »Darüber würde der Mudīr erzürnt sein, denn wenn es sein Wille wäre, dass Sie ihren Forderungen nachgeben sollten, würde er Ihnen dann die Verwaltung der Magazine überlassen haben?« »Aber was sollen diese armen Teufel thun?« »Diese armen Teufel brauchen zum Leben weder Perlen noch Kupferdraht, so etwas lässt sich nicht essen. Sie gebrauchen Mais, Fleisch und Wasser. Nun, Wasser findet sich im Flusse, Fleisch im Schlachthause und an Mais ist kein Mangel. Uebrigens ruht auf Ihnen eine schwere Verantwortung. Wenn der Emīr Karam Allah kommt

---

[1]) Ein arabisches Sprüchwort, welches den Sinn hat: Er weiss mit allen Parteien fertig zu werden.

und Sie nach den Gütern des Beit el Māl fragt, die Ihnen anvertraut sind, was wollen Sie ihm dann antworten? Ihm die leeren Magazine zeigen?« »Sie haben Recht, bei der Scheidung meiner Frau,[1]) ich werde keine Stecknadel aus dem Magazin herausgeben.«

---

[1]) Dies ist der heiligste Eid bei den Muhammedanern, die sich von ihren Frauen scheiden lassen müssen, wenn sie ihn nicht halten.

KAPITEL II.

Der Kadi erbietet sich, an Emin's Stelle abzureisen. Junker willigt ein, Emin's Frau und Tochter mitzunehmen. Safarān weigert sich, abzureisen. Feuersbrunst in Ladó. Abfall Ibrahīm Gurguru's. Frechheit der Beamten. Erhebung der Dinka in Rōl. Abreise des Kadi zu Karam Allah. Abreise Junkers. Organisierung der Verteidigung. Rückberufung Casati's aus Mambettu. Einzelheiten über den Fall von Bahr el ghasāl. Schlechte Nachrichten von Schambe und Bōr. Erhebung der Madi von Laboré.

Als ich mich einige Tage später bei Emin Bey befand, trat der Kadi ein und erteilte in gewundenen und geschraubten Ausdrücken dem Mudīr den Rat, nicht zu Karam Allah zu reisen, da sein Weggang die Provinz in Verwirrung und Anarchie stürzen würde; der brave Mann erklärte sich bereit, an seiner Stelle die Reise zu übernehmen, während der Gouverneur bleiben und die Geschäfte weiter führen sollte. Dieses Anerbieten konnte Emin Bey nur gefallen, der mir auf italienisch sagte: »Wenn es wahr ist, dass der gute Mann ohne mich reisen will, werden wir Zeit genug haben, uns zu rüsten, um Karam Allah und Konsorten gehörig zu empfangen«. Der Kadi hatte seine Dienste in gutem Glauben angeboten, seine Abreise wurde beschlossen. Am Abend befand ich mich bei dem Gouverneur und hatte mit ihm folgende Unterhaltung: »Wen ich am meisten bedaure, sind die beiden armen Europäer, die nicht mit uns geopfert werden dürfen, Dr. Junker und Casati, und letzterer so weit! Wenn sie mich hören wollen, können sie sich über Uganda retten, wir aber wollen in Erfüllung unserer Pflicht hier sterben. Jedoch Sie, Vita, können mit Junker abreisen, wenn Sie wollen, ich erlaube es Ihnen und befehle es Ihnen. Ich werde es natürlich sehr bedauern, mich von dem einzigen Europäer trennen zu müssen, den ich um Rat fragen

und dem ich vertrauen konnte, aber in Ihrem Interesse will ich auf diese Vorteile gern verzichten. Reisen Sie in Gottes Namen und verlassen Sie diese Hölle; Sie dürfen es, da Sie keine Verantwortung, wie ich, und keine Pflichten haben, die Sie hier zurückhalten.« »Es ist überflüssig, mich zur Abreise zu bewegen; ich bleibe, denn mein Leben ist nicht teurer, als das Ihrige.« Nach einigen Minuten Nachdenken begann Emin wieder: »Ich könnte mich schon verteidigen, wenn es mir gelänge, meine Truppen zu sammeln, aber ich fürchte, es nicht mehr rechtzeitig fertig zu bringen, da sie so weit zerstreut sind. Schade! nach so vieler Mühe, die ich mir gegeben habe, die Provinz zu organisieren, welche man jetzt ohne andere Waffe, als einen blossen Stock in der Hand, nach allen Richtungen durchwandern kann, und die ich so erweitert habe, dass man 7 Monate von einem Ende zum anderen gebraucht, wirklich schade, sie in die Hand eines Dongolaui (des Mahdi) fallen zu sehen.«

Nach dem Essen forderte mich Emin auf, ihn zu Dr. Junker zu begleiten, welcher gerade dabei war, seine Ballen zu ordnen. Nachdem wir einige Minuten von verschiedenen Dingen gesprochen hatten, begann Emin plötzlich zu Junker: »Falls meine Frau mit Ihnen reisen wollte, würde es mich freuen, wenn Sie dieselbe samt meinem Kinde gütigst mitnehmen wollten; auch Vita würde Sie dann begleiten.« »Sehr gern will ich sie mitnehmen und für ihre Rettung einstehen,« antwortete Dr. Junker. »Vita, wollen auch Sie mit meiner Frau und meiner Tochter abreisen?« »Wenn es sich darum handelt, Ihre Frau und Ihre Tochter zu begleiten, bin ich bereit, morgen abzureisen.« Emin ging, um seine Frau zu befragen, die sich aber entschieden weigerte, ohne ihn abzureisen und ihm erklärte: »Wir leben oder sterben alle zusammen.« Eine solche Hingebung in den Stunden der Gefahr ist selten, aber wenn sie sich zeigt, ist sie ein grosser Trost, der alles Unglück leichter ertragen lässt. Und das war eine Dienerin, welche die angebotene Rettung ausschlug, um die Gefahren eines Herrn zu teilen, den sie lieben und achten gelernt hatte.

Am folgenden Tage (9. Juni 1884) um 8 Uhr morgens war ich noch zu Hause, als ein schrecklicher Lärm entstand. Eine Feuersbrunst war ausgebrochen und von einem starken Nordwind getrieben, bedrohte sie die ganze Stadt. Hülfe war nicht möglich, und wir mussten uns begnügen, eine Anzahl Hütten niederzureissen, um den Fortschritt der Flammen ein wenig zu hemmen. Fast die Hälfte von Ladó, die Verpallisadierung und der grösste Teil der Strohhütten wurden ein Raub der Flammen, die erst gegen Mittag erloschen.

Die Unglücksschläge folgten einander mit reissender Schnelligkeit; und Emin Bey durfte wahrlich das Verdienst in Anspruch nehmen, diese ununterbrochene Folge von Schlägen kaltblütig zu ertragen.

Noch rauchten die Hütten von Ladó, als ein Brief von Ssolimān Abd el Rahīm, einem Offizier der Garnison von Makraka, mit der Meldung einlief, dass Ibrahīm Gurguru, der Chef dieses Bezirkes, mit allen Chutarīje, welche den grössten Teil der dortigen Garnison ausmachten, und den Beständen an Waffen und Munition nach Bahr el ghasāl abgezogen war, um sich mit Karam Allah zu vereinigen. Der Bezirksschreiber Ibrahīm Tirbās, der einzige Chutarīje, welcher Neigung bezeigt hatte, auf seinem Posten auszuharren, hatte 500 Peitschenhiebe erhalten und war für tot auf dem Platze liegen gelassen worden. Ssolimān Abd el Rahīm bat dringend um Verstärkung, er hatte kaum ein Dutzend ssudanesischer Soldaten und musste die Rückkehr der Chutarīje oder die Empörung des Bezirkes befürchten, da sich die Bevölkerung nur durch die Anwesenheit einer bedeutenden Garnison im Zaume halten liess. Emin rang die Hände und sagte: »Jetzt ist das Unglück voll! ich wusste es wohl, diese Chutarīje verdienen gehängt zu werden.«

Der Kadi, der gerade gegenwärtig war, benutzte diese Gelegenheit, Emin noch einmal zum Bleiben zu veranlassen, da, wie er sagte, die Provinz immer schlimmeren Zeiten entgegenginge, welche die Anwesenheit des Mudīr absolut notwendig machten.

Es wurde demnach endgültig bestimmt, dass der Mudīr bleiben und an seiner Stelle der Kadi, Osmān Arbāb, Ibrahīm Hamar Gēli, Mohammed Baba, die Schreiber Hāgg Mohammed Osmān und Mūssa Agha Konda abreisen sollten, um dem Emīr Karam Allah die Unterwerfung der Provinz anzuzeigen. Nur Emin Bey und ich wussten, dass die Unterwerfung nicht beschlossen war, und wir durch diese Gesandtschaft nur den Marsch der Derwische aufzuhalten suchten, um Zeit zu einem endgültigen Entschluss zu gewinnen. Einen solchen hatten wir damals immer noch nicht gefasst, obwohl wir diesen Verzug zur Konzentrierung der zerstreuten Streitkräfte der Provinz zu benutzen beabsichtigten.

An jenem Tage verlangten die Beamten ihre Maisvorräte. Der Mais war ihnen regelmässig am ersten jedes Monats ausgeteilt worden, dieses Mal aber gab es im Magazin kein einziges Liter, doch hofften wir von einem Augenblick zum anderen, ihn aus irgend einem Bezirk zu erhalten. Als die Beamten erfuhren, dass kein Mais da wäre, begannen sie zu murren und Drohungen auszustossen: Wenn man Beamte nicht bezahlen könne, solle man keine anstellen, aber glücklicherweise würde Karam Allah bald ankommen. Emin Bey liess mich rufen und sagte: »Setzen Sie sich und hören Sie, was die Beamten selbst in den Bureaux zu sagen wagen. Sie haben nicht einmal so viel Scham mehr, leise zu reden, dass ich sie nicht hören kann.« Thatsächlich konnte ich die Worte verstehen, deren sie sich bedienten. »Was kann ich mit dieser Bande thun?« In diesem Augenblick wurde die Ankunft einer Barke mit Mais aus Redjāf gemeldet. Emin Bey betrat die Bureaux der Beamten und sagte ihnen: »Sie können jetzt Ihren Mais holen, der eben angekommen ist und mögen sehen, dass Ihr Mudīr nicht log, als er Sie etwas warten hiess. Gehen Sie und schämen Sie sich Ihres Betragens, denn ich behandle Sie wie ein Vater, und schon vor meinem Alter sollten Sie etwas mehr Respekt haben.«

Drei Tage später kam eine weitere Unglücksbotschaft. Die Dinka von Rōl hatten sich noch einmal erhoben und der Bezirks-

chef Mohammed el Ssajād verlangte Verstärkung. Emin hatte zwar die Räumung der entfernten Bezirke beschlossen, um die ganze bewaffnete Macht der Provinz an einigen Punkten zu konzentrieren, wollte jedoch vor der Abreise der Gesandtschaft den Plan nicht ausführen, um seine Absichten nicht zu verraten. Er liess also den Brief Ahmed el Ssajād's bis zur Abreise des Kadi und seiner Gefährten unbeantwortet. Dieselben wurden von 12 Soldaten unter dem Befehle Mūssa Agha Konda's von Ladó ab begleitet und nahmen aus den Magazinen eine Menge Gegenstände, namentlich eine Kiste mit 105 Dutzend Remington-Patronen mit, welche Osmān Arbāb verlangt hatte. Ihre Abreise von Ladó geschah am 7. Juni 1884, nachdem Emin Bey aus seiner Tasche 50 Thaler dem Kadi und die gleiche Summe Osmān Arbāb als Geschenk übergeben hatte. Wenige Tage darauf brach Dr. Junker mit etwa 60 Trägern nach Dufilé auf. Emin Bey hatte ihm einen Brief an Hauāsch Effendi mitgegeben, der sich ihm für die Weiterreise ganz zur Verfügung stellen sollte.

Nachdem der Mudīr durch die Abreise des Kadi etwas Ruhe bekommen hatte, ging er eifrig an die Konzentrierung der Truppen und die Organisierung der Verteidigung. Er berief die beiden Adjutantmajore Hauāsch Effendi und Morgān Agha Danassūri und beriet sich mit ihnen darüber, welcher Entschluss zu fassen wäre. Beide Offiziere waren durchaus gegen die Uebergabe und erklärten, dass die Provinz genügend Munition, Kanonen und Waffen besässe, dass man 3000 Mann auf die Beine bringen könnte, und mit dieser Macht der Widerstand nicht unmöglich wäre. Es wurde beschlossen, die Bezirkseinteilungen aufzugeben und zwei Gouvernorate, das eine im Norden, das andere im Süden, zu bilden und alle Truppen auf diese beiden Punkte zu konzentrieren. Hauāsch riet, Morgān Agha als Gouverneur des Südens mit dem Sitze in Dufilé zu ernennen und ihn selbst nach Amadi im Norden zu schicken. Aber Emin Bey bestimmte Hauāsch für den Süden und Morgān für den Norden. Ausser diesen beiden Punkten wurde allein die Garnison von Makraka unter dem Befehl

des Kapitän Farag Jussuf zur Behauptung ihres Bezirkes daselbst belassen. Rihān Agha, der Chef von Mambettu, und der Untergouverneur Osmān Latīf, der sich im Bezirke Rōl befand, erhielten Befehl, diese beiden Punkte zu räumen. Die Garnison von Mambettu sollte nach Makraka marschieren und die von Rōl nach Amadi. Die Garnison von Makraka war infolge des Abfalles der Chutarīje fast gleich Null; trotzdem war es von höchstem Werte, den Bezirk zu behaupten, da er den grössten Teil des Getreideproviantes lieferte. Die Verstärkung der Garnison von Amadi durch die Truppen von Rōl war durch ein anderes nicht minder wichtiges Interesse diktiert. Amadi war die erste Station der Provinz, auf welche die von Bahr el ghasāl heranziehenden Truppen stossen mussten. Es war dieserhalb erforderlich, den Platz mit einer genügenden Macht zu besetzen und die Mahdisten aufzuhalten. Zugleich mit dem Befehl, Mambettu zu räumen, schrieb Emin Bey an Casati, teilte ihm mit, welche Ereignisse die Räumung des Bezirkes notwendig machten, und dass er gut thun würde, zu ihm nach Ladó zu kommen.

Während dessen erschienen zwei Negersoldaten, die beiden Brüder Atrusch, ganz nackt in Ladó. Sie hatten bei der Garnison in Bahr el ghasāl gestanden und bei der Uebergabe Lupton Beys unter Zurücklassung ihrer Uniformen die Flucht ergreifen können. Nach den Aussagen dieser Augenzeugen hatten die Ereignisse daselbst folgenden Verlauf genommen: Sobald man die Annäherung Karam Allah's erfahren hatte, waren die Chutarīje trotz ihrer Versicherungen, bei Lupton Bey treu auszuhalten, und trotz ihres Schwurs, sich bis zum letzten Mann zu schlagen, schon längst fest entschlossen, zu den Mahdisten überzugehen. Als diese Lupton Bey aufforderten, sich zu ergeben, stellte er seine Truppen in Schlachtordnung und befahl, das Feuer zu eröffnen. Aber kein Chutarīje rührte sich, sie erklärten einstimmig, dass sie auf ihre Brüder nicht schiessen würden. Ein ägyptischer Artillerist trat an sein Geschütz; aber bevor er Feuer geben konnte, hieb ihm ein Chutarīje mit dem Säbel den Kopf ab. Dann öffneten die

Chutarīje die Thore der Befestigung, welche im Nu von den Derwischen überschwemmt wurde. Die Frau Lupton Beys, über die Niederträchtigkeit der Chutarīje empört, scheute sich nicht, ihren schmählichen Verrat ihnen in den stärksten Ausdrücken in's Gesicht zu schleudern. Der Emīr Karam Allah verbrannte alle Bücher und Papiere der Regierung, plünderte die Magazine und schickte Lupton Bey und seine Beamten unter Eskorte nach Um Durmān; die wenigen ssudanesischen Soldaten, die sich unter den ägyptischen Truppen befanden, wurden entwaffnet, ihrer Kleider beraubt und samt ihren Weibern und Kindern in Fesseln als Sklaven verkauft. Diese Erzählung und zumal der letztere Punkt erregte den Unwillen unserer Truppen und brachte sie zu dem Entschluss, sich bis auf's Aeusserste zu verteidigen. Ihre Bereitwilligkeit hob das Vertrauen Emin's zu seinen Soldaten wieder. Zu gleicher Zeit erhielten wir mit 50 Stücken Damūr (roter Calico), welche von Lupton Bey vor den soeben erzählten Ereignissen abgesandt waren und deren Ankunft sich durch die Empörung von Rōl verzögert hatte, einen Brief von Abd el Wahāb Tala'at, der uns jene bösen Nachrichten über die nördlichen Stationen Schambe und Bōr bestätigte.

Man wird sich erinnern, dass Abd el Wahāb den Auftrag erhalten hatte, von Bōr nach Schambe Lebensmittel zu schaffen. Es hiess in seinem Briefe, dass bei seiner Ankunft in Bōr der grösste Teil der Garnison auf einer Razzia abwesend gewesen wäre. Er hatte trotzdem das Nötige auf den Barken verladen und sich von dem Strom nach Schambe treiben lassen, aber auf der Stätte der Station nichts mehr vorgefunden. Die Station war vollständig zerstört und kein Mensch da, um ihn über das Schicksal der Garnison aufzuklären. Nach vieler Mühe und Gefahr, nach 27 Marschtagen, während deren er die Barken hatte an Seilen ziehen lassen, war er endlich wieder in Bōr angelangt, deren Garnison (92 Mann) samt ihrem Befehlshaber Abdallah Agha Nemeir inzwischen auf der Razzia von den Negern niedergemetzelt worden war, so dass sich kaum einige 30 Mann in dem Platze be-

fanden. Er war damals in Bōr einige Zeit geblieben, in der Erwartung, dass ein Dampfer den Nil hinaufkommen würde, welcher die Barke schleppen sollte, als eines Tages die Neger des Bezirkes sich erhoben und die Station belagerten. Abd el Wahāb fügte hinzu: »Die Station ist jetzt ernster belagert als je, und ich habe im Ganzen nur 42 Mann — 30, welche ich hier gefunden und 12, welche ich mitgebracht habe. Einen Ausfall zu machen, ist ganz unmöglich und dazu leiden wir an Allem Mangel. Um Feuer zu haben, verbrennen wir das Stroh der Tukūl (Hütten), welche innerhalb des Forts stehen. Schicken Sie uns darum schleunigst Hülfe.« Man hätte eine starke Kolonne nach Bōr schicken müssen, da eine schwache Abteilung in die grösste Gefahr gekommen wäre. Da aber der Mudīr eine grössere Zahl von Soldaten nicht entbehren konnte, berief er einen Negerhäuptling namens Beffo, schenkte ihm drei Kühe und beauftragte ihn, einen Brief und einige Vorräte nach Bōr zu bringen.

In dem Briefe ermutigte Emin den Abd el Wahāb, auszuhalten, bis er einige Truppen sammeln und ihm zu Hülfe schicken könne und ermächtigte ihn, Bōr zu räumen, falls dies möglich wäre und sich auf Ladó zurückzuziehen.

Das Signal zur Empörung war nun gegeben, und jeder Tag brachte uns die Nachricht von einem neuen Abfall. Zunächst erhoben sich die Madi unter ihrem Häuptliug Metu el Sogheijar von Laboré, aber da diese Empörung rechtzeitig unterdrückt wurde, konnte sie sich nicht über alle Madi ausdehnen: ein wahres Glück, denn sonst wären wir unwiderruflich verloren gewesen. Gleichzeitig war auch die Erhebung der Schuli von Dufilé niedergeschlagen worden.

Zugleich mit der Konzentrierung der Truppen hatte Emin Bey die Verlegung des Regierungssitzes weiter nach dem Süden beschlossen, aber diese Verlegung sollte langsam und allmählich geschehen, um nicht einem Rückzuge zu gleichen. Für diese Massregel gab es einen sehr triftigen Grund, nämlich die Unmöglichkeit nach der Räumung von Rōl, dem Verlust von

Schambe und Bōr und den Wirren in Makraka in Ladó eine grössere Anzahl Menschen zu ernähren. Dufilé war im Gegenteil reich und konnte, wie wir uns später überzeugten, die doppelte Menge von Beamten und Soldaten unterhalten. Er erliess deshalb den Befehl, die Regierungsbureaux nach Dufilé zu verlegen, und jeden Tag reisten zwei oder drei Beamte mit ihren Familien dorthin ab. Ebenso wurde die Station Fatiko aufgegeben, deren Garnison auf Dufilé zurückging.

Noch waren die Mahdisten nicht bei uns angekommen, als einige Leute der Provinz selbst das Signal zu Feindseligkeiten gaben.

KAPITEL III.

Elephantenjagd mit Feuerwaffen, Wurfspiessen, Bogen und Fallen. Verrat des Jägers Karkutli. Erste Abteilung der Mahdisten vor Amadi. Erstes Scharmützel. Die Mahdisten erbauen eine Serība. Unklugheit und Böswilligkeit der Offiziere in Amadi. Meine Ankunft in Amadi. Vom 20. Dezember bis 7. Januar in Amadi. Unfähigkeit des Befehlshabers und der Offiziere. Marco Gaspari. Der Offizier Bachīt Barghūt. Ich verlasse Amadi. Panik in Ladó. Die Affaire Gaspari. Dr. Junker kehrt zurück. Emin beschliesst, den Kommandanten von Amadi zu wechseln. Intriguen. Meine Abreise nach dem Süden und Rückkehr nach Ladó. Osmān Latīf seines Amtes enthoben.

Die Provinzialregierung hatte Elephantenjäger in ihrem Dienste, welche ein Gehalt von 250 Piastern = 65 Francs monatlich erhielten. Das Elfenbein, welches sie von ihren Jagden heimbrachten, wurde mit 500 Piastern pro Kantār bezahlt; gewöhnlich erbeuteten sie pro Monat 1—10 Kantār. Nur der Preis für die ihnen gelieferte Munition wurde auf ihre Rechnung gesetzt und von ihrer Einnahme abgezogen. Es giebt zwei Arten, den Elephanten zu jagen: mit dem Gewehr und mit der Falle. Die erstere wird von Arabern des Ssudān allgemein angewendet und geschieht mit Gewehren groben Kalibers namens Schuschchānat el Fīl. Es ist dies ein ungeheures Gewehr mit einem Kaliber von ungefähr fünf Zentimetern; die Ladung besteht aus einem Dutzend Kugeln von zwölf Millimetern und zwei Unzen Pulver. Mit einer solchen Waffe einen Elephanten zu jagen erfordert gewiss viel Mut, trotzdem waren die arabischen Elephantenjäger in Kordofān, Darfūr und Bahr el ghasāl sehr zahlreich, was wiederum den Mut der Ssudānaraber schlagend beweist. Gewöhnlich schleudert der Jäger unmittelbar, sobald er den Schuss abgefeuert hat, das Gewehr vorwärts auf die Erde, um den Rückstoss der Waffe gegen

seinen Körper zu vermeiden; die Bewegung muss mit Blitzesgeschwindigkeit geschehen, sonst kann der Gewehrkolben dem Jäger in den Leib dringen und ihn selbst auf der Stelle töten. Kluge Jäger binden das Gewehr an einen Baum und warten, bis ein Elephant ihnen in den Schussbereich kommt. Aber die klugen Leute sind im Ssudān selten, wo der Leichtsinn den Menschen angeboren zu sein scheint. Kühnere und stärkere Jäger, die Könige ihres Standes, begnügen sich, eine Unterlage auf ihre Brust zu setzen, stemmen die Schuschchāne darauf und schiessen, ohne dass der Rückstoss der Waffe sie erschüttern könnte.

Bei den Negern sind drei verschiedene Arten der Elephantenjagd gebräuchlich.

Die Dinka und die Latuka sind noch kühner als die Araber und bekämpfen den Elephanten sozusagen Körper an Körper. Der Jäger sucht den Elephanten auf, verfolgt ihn, indem er nur wenige Meter von ihm entfernt bleibt, und schleudert ihm einen ungeheuren Spiess mit aller Kraft in den Leib. Der erste Spiess genügt gewöhnlich nicht, den Elephanten zu töten, der sich gegen den Angreifer wendet. Dieser aber springt schleunigst bei Seite und stösst dem Tier noch einen, zwei oder mehr Wurfspiesse in die Seite, bis der Elephant niederfällt.

Die Akka von Mambettu, die eine wunderbare Uebung im Bogenschiessen besitzen, schiessen dem Elephanten zunächst zwei Pfeile in die Augen; wenn der Koloss geblendet ist, gleiten ein Dutzend Akka, die sich die Haut mit dem Urin und dem Mist des Tieres eingerieben haben, um ihre Nähe nicht zu verraten, unter seinen Bauch und öffnen ihn durch wiederholte Stiche mit ihren kurzen Lanzen; dann ziehen sie sich rechtzeitig zurück, damit das unglückliche Tier bei seinem Fall sie mit seinem ungeheuren Gewicht nicht zerquetscht. Wenn die Akka einen Elephanten getötet haben, schlägt der ganze Stamm für einen oder zwei Monate neben dem Opfer sein Lager auf, bis dass sie das ganze Fleisch und Fett verzehrt haben; dann beginnt

das kleine Volk wieder sein Vagabundenleben, um einen anderen Elephanten aufzusuchen.

Die Makraka und Mambettu graben breite, tiefe Gruben in den Boden, welche sie mit Zweigen und Gräsern dicht wie mit einer Matte bedecken und woruber sie eine leichte Schicht Erde schütten; das vertrauensselige Tier fällt in die Grube, wo es sich durch sein eigenes Gewicht zerschmettert. Andere Negervölker, namentlich die Schuli, gebrauchen zum Fange nicht blos der Elephanten, sondern aller wilden Tiere eine ziemlich sinnreiche Falle. Auf dem Wechsel der Tiere wählt man einen Baum, von dem ein starker Ast horizontal über den Pfad geht, und spannt über diesen Ast ein festes Seil. An einem Ende dieses Seils wird ein schwerer Stein und eine ungeheure Lanze, an beiden Seiten mit scharfen Spitzen, die wie bei den Pfeilen mit Widerhaken versehen sind, aufgehängt. Diese Maschine wird an dem Seil in die Höhe gezogen, an dessen anderem Ende ein Stück Holz befestigt und so lose in den Boden geschlagen wird, dass es die Lanze und den Stein gerade halten kann. Wenn der Fuss des Elephanten gegen dieses Holz stösst, fährt es aus dem Boden heraus, und die Lanze fällt unter dem Druck des Steines senkrecht in den Körper des Tieres.

Einer der kühnsten Elephantenjäger unserer Provinz namens Ali Karkutli versammelte auf die Kunde von der Ankunft Karam Allah's einige Danākla und ging mit ihnen zu den Derwischen über. In Ssajadīn angelangt, tötete er von der kleinen 19 Mann starken Garnison 7 Soldaten samt ihrem Offizier Abdullah Gharbaui, während es dem Rest gelang, in die Wälder zu entkommen.

Am 14. Oktober 1884 erschien eine erste Mahdistenabteilung im Angesicht von Amadi, der äussersten Nordweststation der Aequatorialprovinz. Die Derwische, welche während der Nacht angekommen waren, hatten auf dem der Station gegenüberliegenden Flussufer Halt gemacht. Am Morgen riefen sie einer ägyptischen Abteilung, die auf Rekognoszierung ausgegangen war, über den Fluss zu, dass sie Briefe von dem Emīr Karam Allah

überbrächten und behufs Uebernahme der Provinz gemäss den Briefen des Emīr Emin Bey hergesandt wären. Sie verlangten, dass die am jenseitigen Ufer angebundene Barke zu ihnen herübergeschickt würde. Die Soldaten antworteten, dass sie an den Kommandanten berichten und ihnen alsbald Antwort bringen wollten. Während dieser Verhandlung hatte sich die Kunde von der Ankunft der Derwische schnell in Amadi verbreitet, und eine Menge Soldaten aus Neugier sich am Ufer des Stromes allmählich versammelt. Als die Derwische die immer stärker anwachsende Menge der Soldaten und das deutliche Misstrauen derselben bemerkten, steckten sie eine Lanze in den Boden, befestigten daran die Briefe ihres Emīr Karam Allah und zogen sich auf ihr Hauptkorps zurück. Der Oberbefehlshaber Morgān Agha Danassūri sandte sofort ein kleines Boot nach dem anderen Ufer, um den Brief zu holen. Dieser, von dem Emīr Karam Allah geschrieben, besagte nur, was die Derwische schon erklärt hatten. Morgān Agha erteilte den Befehl, auf die Derwische Feuer zu geben, wenn sie wiederkämen, um Antwort zu holen. Zu diesem Behufe wurden Soldaten hinter den Bäumen am Stromufer aufgestellt; ein vom Fort abgegebener Kanonenschuss sollte für sie das Signal zur Eröffnung des Feuers sein. Am folgenden Tage erschienen die Derwische ungefähr 250 Mann stark und wurden von einem gut unterhaltenen Gewehrfeuer empfangen, welches sie zum Rückzuge veranlasste. Doch erschienen sie den folgenden Tag von neuem und nahmen hinter Bäumen Deckung, worauf zwischen ihnen und den Soldaten sich ein Feuergefecht entspann, das acht Tage dauerte. Am achten Tage bemerkte der Kapitänleutnant Cheir Allah Hamed, dass die Derwische Bäume niederhieben, um eine Serība zu erbauen, in der sie vor dem Feuer der Soldaten geschützt waren; deshalb verlangte er von Morgān Agha 300 Mann, um während der Nacht einen Ausfall zu machen und im Schutze der Nacht den Feind zu überfallen. Cheir Allah machte mit Recht geltend, dass, wenn man den Derwischen Zeit lasse, ihre Serība zu erbauen, es schwer sein würde, sie daraus zu vertreiben. That-

sächlich wäre es Cheir Allah leicht gewesen, mit einer solchen Macht die Derwische mit einem Schlage los zu werden. Amadi hatte eine Garnison von ungefähr 700 Mann mit 2 Kanonen und 4 leichten Feldgeschützen. Es war also keine Gefahr dabei, den Handstreich zu versuchen, da noch immer 400 Soldaten in dem Platze zurückbleiben konnten. Morgān Agha war kein thatkräftiger Mann, er schlug das Gesuch ab und erklärte, dass er den Ausfall erst nach Ankunft der Verstärkung von Makraka unternehmen würde. Inzwischen erbauten die Derwische ruhig ihre Serība und schossen hinter den schützenden Baumstämmen auf die Station, von wo die Soldaten mit reiner Munitionsverschwendung antworteten. Morgān Agha und die meisten Offiziere brachten ihre Zeit mit ihren Vergnügungen und Orgien hin. Die Verteidigung war für sie Nebensache, und wenn sie einmal einen Ausfall unternahmen und einen Kanonenschuss abfeuerten, geschah es mehr zu ihrer Unterhaltung oder um damit zu paradieren.

Am 2. Dezember kam ich in Amadi an, wohin ich von Emin Bey, leider ohne einen schriftlichen Befehl, geschickt war. Ich sollte nur nach den Verwundeten sehen und mich über die Lage des Platzes informieren. Ich fand die grösste Unordnung vor. Kurz nach meiner Ankunft wurden 23 Chutarīje mit ihren Familien ohne Prozess und auf die blosse Anklage, mit den Derwischen zu konspirieren, niedergemetzelt. Der hauptsächliche Zweck dieser summarischen Exekution war meines Erachtens nur der, Hab und Gut der Opfer plündern zu können. Morghān Agha und Konsorten verfuhren in dieser Weise gegen jeden, welcher verdächtig war, einiges Eigentum zu besitzen oder eine ansehnliche Frau oder Tochter hatte. Schon am ersten Tage meiner Anwesenheit in Amadi konnte ich mir über die Lage und Gefahren, die ein Platz unter solchen Chefs lief, Rechenschaft geben. Genau um Mitternacht schickte ich einen Expressboten an Emin Bey mit den Worten: Amadi ist ein furchtbares Kriegsschiff, das keinen Kapitän hat. Ernennen Sie einen verständigen Mann zum Befehlshaber des Platzes, wenn Sie wollen, dass er den Feind fernhalten soll.

Am dritten Tage übergab mir eine alte Frau, die als Botin zwischen Belagerten und Belagerern diente, ein kleines versiegeltes Packet mit 4 Briefen an meine Adresse. Der erste war vom Mahdi Mohammed Ahmed. Er wünschte mir Glück zu meiner Unterwerfung, trug mir Grüsse an den Emīr Mohammed Emin (Emin Bey) auf und ersuchte uns, uns möglichst schnell nach Um Durmān zu begeben, da er offenbar noch an die Aufrichtigkeit unserer Unterwerfung glaubte. Der zweite Brief von Emīr Karam Allah enthielt dieselben Glückwünsche samt der Ermahnung, mich zu bekehren. Er schrieb, dass er mir zwei Gibbe (Mäntel) geschickt habe, wovon der eine für den Emīr Mohammed Emin Bey, der andere für mich bestimmt sei, beide seien ein Geschenk des Mahdi; bevor wir sie anlegten, sollten wir unsere Abwaschungen und ein Gebet verrichten, damit der Segen des Mahdi über uns kommen möge. Er empfahl mir auch, den für Emin bestimmten Mantel nur durch Vermittelung eines Offiziers zu schicken oder ihn selbst zu überbringen, damit ein von dem Propheten gesegneter Gegenstand nicht durch die Hände der Soldaten entweiht würde. Der dritte Brief war von Hassan Agīb, der vom Mahdi mit der Uebernahme der Aequatorialprovinz betraut war; er klagte über die Hartnäckigkeit der Soldaten, gegen ihn kämpfen zu wollen, während doch der Emīr Emin und alle Chefs von den besten Gesinnungen gegen den Mahdismus erfüllt seien. Er sagte mir, dass mein freundschaftliches und brüderliches Verhältnis zu Osmān Arbāb, dem Neffen des Mahdi, mir das Wohlwollen desselben eingetragen habe und forderte mich schliesslich auf, in ihr Lager zu kommen, wo ich völlig sicher und frei sein würde, hinzugehen, wohin ich wollte. Der vierte Brief war von Osmān Arbāb und ganz freundschaftlich gehalten. Er bat mich, ihm einige Briefumschläge und etwas Papier für seine Korrespondenz mit uns zu schicken. Bis dahin glaubten die Mahdisten, dass wir zur Uebergabe nicht nur bereit wären, sondern sie selbst wünschten, und dass die Schwierigkeit einzig und allein von den Soldaten herrührte, die uns daran verhindern wollten.

Während meines Aufenthaltes in Amadi vom 20. Dezember bis 7. Januar wohnte ich zwölf Zusammenstössen zwischen den Derwischen und unseren Soldaten bei. Es waren alles zweck- und nutzlose Scharmützel. Während aber die Derwische ihre Munition sparten und sich damit begnügten, uns durch einzelne dann und wann abgefeuerte Schüsse in Athem zu erhalten, verschossen unsere Soldaten auf Befehl ihres törichten Kommandanten Morgān Agha ihre Patronen ohne Nutzen. Eines Tages befand ich mich mit Morgān Agha auf dem Walle, als er befahl, auf den Feind zu feuern. Die Granaten gingen zu weit oder zu kurz, einige Mal selbst wurden sie direkt in die Luft geschossen. Bei jedem Schuss rief Morgān Agha aus: Afārim (Bravo), als ob er die Hälfte seiner Feinde losgeworden wäre. Man wird sich leicht eine Vorstellung von der Art, wie sich die Belagerten betrugen, machen können, wenn ich berichte, dass, obwohl unser Kommandant wusste, dass jede Verbindung mit der Welt uns abgeschnitten war und wir demnach allen Grund hatten, unsere geringe Munition zu schonen, Morgān Agha trotzdem bei jedem Neumond, bloss um sich zu amüsieren, mehr als 100 Dutzend Remingtonpatronen in die Luft verfeuern liess und die in Parade aufmarschierten Soldaten Salvenfeuer geben liess, wenn man auf Seiten der Mahdisten nur einen Gewehrlauf zwischen den Pallisaden der Serība schimmern sah. Eines Abends befand ich mich mit zwei Personen in einer Hütte ausserhalb der Befestigungen, als ein Gewehrfeuer begann, das zwei Stunden anhielt. Es waren die Soldaten, welche blind in die Finsternis hinaus auf einen eingebildeten Feind schossen, da sie einen Schuss ausserhalb des Platzes gehört haben wollten. Dieser angebliche Schuss rührte ganz einfach von einem Stock her, mit welchem eine Sklavin ein Fell ausklopfte. Am folgenden Tage wurden 421 Dutzend Patronen auf Befehl Morgān Agha's an die Soldaten verteilt, um, wie es in der Ordre hiess, die während der Nacht in einem Zusammenstoss mit den Mahdisten verfeuerten zu ersetzen. Da die Derwische in ihrer Serība blieben, so fügte ihnen das Feuer von Amadi nicht den geringsten Schaden

zu. Trotzdem blieb Morgān vollständig unthätig, anstatt durch einen kräftigen Angriff die Derwische aus ihrer Serība zu vertreiben oder sie durch eine Kriegslist herauszulocken und in die Pfanne zu hauen. Allerdings wurden Ausfälle unternommen, aber stets ohne Plan, ohne Ordnung und bestimmten Zweck. Einmal war es den Soldaten wirklich gelungen, die Derwische in ihrer Serība selbst zu überraschen, aus welcher sie in völliger Unordnung flohen. Anstatt aber die Panik des Feindes zu benutzen, ihn zu verfolgen und die Serība zu verbrennen, begnügten sich die Soldaten damit, einige Gegenstände daraus fortzuschleppen und sich nach dem Platze zurükzuziehen. Die Schuld an diesen Fehlern darf man nicht auf die absolut unwissenden Soldaten, sondern einzig und allein auf die befehlenden Offiziere schieben. Einmal rückte eine Kolonne mit einem Geschütz bis auf 50 Meter an das feindliche Lager heran; etwa 30 Derwische stürzten heraus, worauf unsere Leute unter Zurücklassung des Geschützes die Flucht ergriffen. Bachīt Agha Barghūt, der einzige Offizier, der seine Schuldigkeit zu thun verstand, begegnet ihnen und vernimmt, dass die Kanone zurückgelassen sei. Mit 5 Soldaten kehrt er zurück, um die Kanone wiederzunehmen, die noch an ihrem Platze stehen geblieben war; aber im selben Augenblick, wo die Soldaten daran gehen, sie fort zu ziehen, zerschmettert eine Kugel Bachīt Bey den Arm. Ohne einen Laut auszustossen, hält er den Arm auf den Rücken, um die Soldaten nicht zu erschrecken, die sonst sicherlich ausgerissen wären und die Kanone von neuem zurückgelassen hätten. Ruhig, als ob nichts geschehen wäre, leitete er ihre Fortschaffung nach Amadi, wo man erst bemerkte, dass der Arm des tapferen Offiziers zerschmettert war. Wenn der Oberbefehl über den Platz einem Offizier von solcher Energie anvertraut gewesen wäre, würde Amadi niemals genommen worden sein, und wäre der Feind auch viermal stärker gewesen. Und dabei war der Widerstand oder der Fall von Amadi doch wahrlich von nicht geringer Bedeutung für die Aequatorialprovinz. Der Fall des Platzes öffnete den Mahdisten den Weg nach Ladó, ganz abgesehen von dem Verlust

von etwa 1000 Mann, wovon fast 500 reguläre Soldaten waren, und die Gefahr wurde nun drohend. Angesichts des geradezu blödsinnigen Benehmens Morgān Agha's fühlte ich mir darum den Kummer und die Verzweiflung das Herz zuschnüren, denn ich war überzeugt, dass Amadi sich nicht mehr lange halten würde.

Mit Genugthuung bemerkte ich unter diesen traurigen Verhältnissen das Benehmen des Herrn Marco Gaspari, das ich mich freue hiermit anerkennen zu dürfen. Gaspari hatte bei der Räumung von Rōl Ajāk verlassen müssen und war mit den Truppen nach Amadi gekommen. Mit dem Gewehr in der Hand und der Patronentasche am Gürtel, an welchem ausserdem zwei Gefässe mit Milch und Butter hingen, sah man ihn beständig in den Befestigungen umhereilen, die Soldaten ermutigen, im Notfall selbst schiessen oder in der Kaserne die Milch an die Verwundeten verteilen und ihnen Butter auf ihre Wunden legen. Eines Abends befand ich mich mit Morgān Agha allein und machte ihm vielleicht zum zehnten Male Vorstellungen über die Munitionsvergeudung und über die Notwendigkeit eines energischen Ausfalles, um mit dem Feinde endlich einmal fertig zu werden. Denn jeden Tag erhielten die Mahdisten neue Verstärkungen, während die Belagerten ihre Zahl sich vermindern und ihre Munitionsvorräte sich erschöpfen sahen. Mit Rücksicht auf die steigende Gefahr hatte ich diesmal mit einer gewissen Heftigkeit gesprochen. Ich war ausser mir, mit ansehen zu müssen, wie ein Platz von der Bedeutung Amadi's, das von einer hinreichend starken Garnison verteidigt war, einzig und allein durch die Schuld des Befehlhabers verloren gehen sollte. Morgān Agha, anstatt meinen Rat zu beherzigen, befahl mir, Amadi auf der Stelle zu verlassen, indem er sagte, dass er allein zu befehlen habe. Er liess mir unverzüglich Träger holen, und um die Lage nicht noch mehr zu verschlimmern, verliess ich Amadi um Mitternacht und reiste nach Ladó ab.

Bei dem Dorfe Kōme Schauīsch begegnete ich einem Boten des Mudīr, der mich aufforderte, so schnell wie möglich nach Ladó zurückzukehren. Er sagte mir: Marschieren Sie Tag und Nacht,

um möglichst bald dort zu sein. Ich fragte den Boten, was es Neues in Ladó gäbe und was meine schleunige Rückberufung veranlasst habe. Man wird vielleicht darüber erstaunen, dass ich dergleichen Nachrichten von einem einfachen Boten haben wollte; ich muss jedoch bemerken, dass seit der Nachricht von der Ankunft der Mahdisten die vollständigste Verwirrung eingetreten war. Alle Klugheit des Gouverneurs war nicht im Stande, das Uebel zu beseitigen; Gehorsam und Respekt dem Chef gegenüber waren verschwunden, und jeder handelte nach seinem eigenen Kopfe und kümmerte sich wenig oder gar nicht um den Willen des Gouverneurs. Aus dieser allgemeinen Verwirrung entsprang eine unglaubliche Indiskretion; die geringste Neuigkeit wurde unmittelbar durch den einen oder den anderen bekannt und bildete den Gegenstand von Erörterungen und Kritiken selbst des gemeinen Soldaten oder des niedrigsten Negers. Was meine Vermutung bestätigte, war das Geständnis des Boten, dass er der Ueberbringer einer sehr wichtigen Depesche sei. Er erklärte mir, dass ein Brief der Offiziere von Amadi an Emin Bey Marco Gaspari und zwei andere Personen des geheimen Einverständnisses mit den Feinden angeklagt hätte. Der Gedanke, dass der Christ Marco Gaspari mit den Mahdisten im Bunde stehe, hiess den Blödsinn auf die Spitze treiben. Da das Land sich im Belagerungszustand befand, hatte Emin Bey seit dem Verrat des Ibrahīm Gurguru zur Vermeidung eines weiteren Abfalles die energische und weise Massregel ergriffen, jede des Verrats oder des Einverständnisses mit den Mahdisten verdächtige Person vor ein summarisches Kriegsgericht zu stellen. Da diese Massregel durch das allgemeine Wohl geboten war, hatte Emin auf den Bericht Morgān Agha's, dessen Aufrichtigkeit er nicht in Zweifel ziehen konnte, den Befehl erteilt, Gaspari und seine beiden Gefährten erschiessen zu lassen, ausserdem wurden Morgān Agha auf sein Verlangen fünf Kisten mit Munition geschickt. Ich nahm den Brief mit dem Todesurteil der drei Unschuldigen und behielt ihn, gab dann dem Boten einen Thaler in die Hand und sagte ihm: »Jetzt nimm die anderen

Briefe und die Munition, ohne mit einem Wort von dem zurückbehaltenen Brief und dem Todesurteil gegen Marco und die Andern zu sprechen; nimm dich in Acht, wenn du ein Wort sagst, lasse ich dich hängen.« Man fürchtete mich und gehorchte mir am Aequator fast wie dem Mudīr. Der Bote that bei seiner Ankunft in Amadi der Verurteilung keiner Erwähnung, und die drei Unglücklichen blieben verschont. Da Emin mich geheissen hatte, schnell nach Ladó zu kommen, legte ich ohne Rast in einem einzigen Tage die Strecke zurück, die sonst drei Tagemärsche erfordert.

In Ladó herrschte infolge der Panik eine fast unheimliche Stille. Morgān Agha, der in Amadi weiter nichts that, als mit seinen Offizieren zu trinken, Paraden abzuhalten und Freudensalven in die Luft abzugeben, schrieb trotzdem an Emin, dass der Platz von 1200 Derwischen mit Karam Allah umringt sei und verlangte Munition, Lebensmittel und Verstärkungen. Wenn Amadi in Gefahr war, musste Ladó auch in solche geraten, und diese Nachricht hatte die Entmutigung und Panik verursacht. Emin Bey selbst war durchaus nicht guter Zuversicht. Kaum erschien ich bei ihm, so fragte er mich, wie es mit dem Platze stände, worauf ich erwiderte, dass Amadi stark sei, ungefähr 1000 Mann unter Waffen habe und sich für den Augenblick ausser jeder Gefahr befände. Es besass an Munition und Waffen 720 Remington-Gewehre, 400 Perkussionsgewehre, 4 Haubitzen, Kaliber 12, wovon 2 ausser Dienst, 2 Raketengeschütze, 17 000 Remingtonpatronen, 370 000 Ladungen für die Perkussionsgewehre mit mehr als 30 000 Zündhütchen zum Wiederladen, 360 Geschützkartouchen, 110 Kugeln, 190 Granaten, 80 Raketen, d. h. genügende Mittel, eine ganze Armee zu schlagen, wenn diese Munition sich in den Händen gedrillter Soldaten und verständiger Offiziere befunden hätten. »Aber wenn Sie sich nicht beeilen, einen anderen Kommandanten nach Amadi zu schicken, dann wird die Munition, wie seit einem Monat, in Feuerwerken vergeudet werden. Hinsichtlich der Lebensmittel,« fügte ich hinzu,

»macht Amadi sehr einträgliche Requisitionen bei den Eingeborenen, aber unglücklicherweise wird der grösste Teil des gewonnenen Getreides zur Bereitung der Merissa für die Herren Offiziere verschwendet. Für den Augenblick aber ist Amadi in Sicherheit, nur seine Zukunft flösst mir Besorgnis ein.«

Ich kam sodann auf den Mut und die Hingabe von Gaspari zu sprechen. Bei meinem Bericht wechselte Emin Bey die Farbe, und ich, der ich die Intrigue und die von mir gehinderte Massregel kannte, bemerkte wohl, wie sehr er seine Uebereilung bereute. Wirklich gerührt fragte mich Emin Bey: »Marco hat wirklich so gehandelt, ist also nicht mit dem Feinde im Einverständnis, wie man mir versichert hat?« Ich machte ihm begreiflich, dass eine solche Anklage schon wegen seiner Nationalität und seiner Religion absurd wäre. Ich erzählte ihm auch von seinem bewundernswerten Benehmen und erklärte ihm rund heraus, dass der elende Verleumder nur den Zweck verfolgen könne, ihn verschwinden zu lassen, um desto leichter die bei ihm vermuteten Reichtümer zu erbeuten, wie es schon mit soviel Anderen geschehen war.

»Welch' schreckliches Unglück!« rief Emin aus, »aber es ist zu spät; ohne Zweifel ist der arme Marco in dieser Stunde nicht mehr am Leben, und ich muss gestehen, dass ich töricht genug gewesen bin, seine und seiner Gefährten Verhaftung zu unterzeichnen.« Sodann teilte er mir den schriftlichen Befehl, Marco und seine Gefährten zu erschiessen, mit, den ich ja schon kannte. Ich beeilte mich nun, seine Aufregung und Gewissensbisse zu beruhigen, indem ich ihm seine Ordre zeigte und sagte, dass ich, seiner Billigung von vornherein sicher, die Verantwortlichkeit, seine Ordre aufzufangen, auf mich genommen habe. Emin Bey geriet bei dieser Kunde ausser sich vor Freude, erhob sich und umarmte mich stürmisch.

Auf die falsche Nachricht von dem Tode Karam Allah's und der Auflösung seines Heeres war Dr. Junker beruhigt während meiner Abwesenheit nach Ladó zurückgekehrt. Ich besuchte ihn

sofort und versicherte ihm, dass die Gefahr nicht so bedeutend sei, als man glaubte, und Amadi noch Stand hielte.

Während meiner Abwesenheit hatte der Untergouverneur Osmān Latīf den Befehl erhalten, mit 42 Soldaten der belagerten Garnison von Bōr zu Hülfe zu eilen. Während er fort war, kam von dort Abd el Wahāb Tala'at mit 6 Soldaten an, dem es gelungen war, die Wachsamkeit der Belagerer zu täuschen, und um Verstärkungen bat.

Während einiger Tage war alles ruhig. Emin Bey beschloss, Morgān Agha abzusetzen und an seine Stelle Ssolimān Ssudān, einen tüchtigen Offizier, zu schicken. In der Besorgnis aber, dass sein Befehl nicht ausgeführt würde, denn der Ungehorsam fing schon an, anzustecken, schrieb Emin Bey an Morgān, anstatt ihm seine Absetzung anzukündigen, er sollte nach Ladó kommen, um mit ihm bei der Abwesenheit der anderen Oberoffiziere den Verteidigungsplan für das belagerte Bōr zu beraten. Jedoch von seinem Freunde Ahmed Mahmūd, dem Muauin des Mudīr, heimlich benachrichtigt, leistete Morgān Agha dem Briefe keine Folge, und als einige Tage später Ahmed Mahmūd nach Amadi abging, liess er von den Unteroffizieren und Sergeanten eine Bittschrift um Beibehaltung Morgān Agha's unterzeichnen.

Ich war kaum von einer starken Bräune genesen, als ich von Emin Bey den Auftrag erhielt, nach Dufilé zu gehen, um mich darüber zu informieren, welche Streitkräfte aufgestellt werden könnten, und Verstärkungen mit einiger Munition nach Ladó zu bringen. Ich reiste zu derselben Zeit nach Dufilé ab, als Abd el Wahāb Tala'at nach Makraka ging, um Lebensmittel nach Amadi zu schaffen, und Ahmed Mahmūd nach Amadi aufbrach. Ich habe soeben berichtet, auf welche Weise der letztere seine Mission erfüllte und Emins Vertrauen zu gunsten seines Freundes Morgān Agha täuschte. Wolkenbruchartige Regengüsse waren niedergegangen, die Wege überschwemmt und grundlos geworden, weshalb ich bis Chōr Abu Kerah zwischen Badein und Kiri zwei ganze Tage gebrauchte. Während dessen hatte man in Ladó

falsche Gerüchte verbreitet, wonach Osmān Arbāb der rechte Arm Karam Allah's geworden wäre und mit 1600 Mann auf die Hauptstadt marschierte. In einem Briefe, den ich in Chōr Abu Kerah erhielt, teilte mir Emin Bey diese Nachricht mit und forderte mich auf, nach Ladó zurückzukehren und 'Ali Ssīd Ahmed, sowie einige 30 Kameele von Redjāf mitzubringen. Ausserdem sollte ich diese Nachricht Hauāsch nach Dufilé mitteilen und ihn auffordern, auf seiner Hut zu sein. Der Brief des Mudīr war in solchen Ausdrücken gehalten, dass ich glauben musste, die Mahdisten ständen schon um Ladó herum. Da es unter solchen Umständen nicht geraten war, zu Lande dorthin zu gehen, schiffte ich mich unter Zurücklassung der Kameele in Badein mit Ali Ssīd Ahmed in einem Boote nach Ladó ein. Unterwegs konnten wir nicht das geringste erfahren, und alles schien ruhig wie gewöhnlich. In Ladó herrschte vollkommene Ruhe; nichts liess vermuten, dass der Feind vor den Thoren stände, ausser der unsinnigen Angst der Einwohner, die sich alle in den Häusern versteckt hielten, und der Emsigkeit der Soldaten, die einen Graben um den Platz zogen. Emin Bey bestätigte mir die Nachricht, die er mir schriftlich mitgeteilt hatte und drückte sein Bedauern darüber aus, dass ich nicht die Kameele mitgebracht hätte, die uns bei der Belagerung gute Dienste hätten leisten können.

Dr. Junker besorgte Stroh und Futter für seinen Esel, ebenso Brennholz für den Fall einer Belagerung, deren Beginn man jeden Augenblick erwartete.

Ich begab mich zur Kaserne, um über den Ursprung jener mir unwahrscheinlichen Nachricht Erkundigungen einzuziehen. Ich hielt es thatsächlich nicht für möglich, dass die Mahdisten Ladó bedrohen konnten, während Amadi auf der einen und Makraka auf der anderen Seite sich noch hielten und ihnen den Weg von Westen und Norden abschnitten. In der Kaserne erfuhr ich zu meinem grössten Erstaunen, dass ein kleiner Neger, den man nur mit Mühe verstand, die Ursache der Panik gewesen war, und dass sich Emin Bey von den Beamten, welche ihm die Gefahr

übertrieben, wieder einmal hatte missbrauchen lassen. Vier Tage vergingen, ohne dass dieser falsche Alarm sich irgendwie bestätigt hätte.

Osmān Latīf kam von Bör ohne Resultat zurück. Von 42 Mann brachte er nur 20 wieder und behauptete, dass er mit Rücksicht auf die geringe Zahl seiner Soldaten die Menge Weiber und Kinder von Bōr hätte unmöglich fortbringen können. Er hatte deshalb 22 Mann zur Verstärkung der Garnison in dem belagerten Platze zurückgelassen. Als der Mudīr ihm die letzten Ereignisse mitteilte und ihn um seinen Rat darüber befragte, gab Osmān Latīf die unverschämte und durch nichts gerechtfertigte Antwort: »Sie sind an diesen Ereignissen schuld und müssen ihnen nun selbst begegnen.« Emin Bey war doch, wie wir alle, ein Opfer dieser unseligen Ereignisse, an denen er doch wahrlich nicht schuld war. Die unverschämte Anklage Osmān Latifs gegen seinen Chef musste also noch einen anderen Sinn haben und verursachte seine Amtsentsetzung, die erst wenige Tage vor Stanley's Ankunft rückgängig gemacht wurde.

KAPITEL IV.

Die Belagerung von Amadi. Junkers Abreise nach Magongo. Meine Abreise nach Dufilé. Amadi's Fall. Der Kriegsrat in Ladó beschliesst den Rückzug nach Osten. Unklugheit dieses Beschlusses. Beförderungen beim Militär. Die Mahdisten bei Rimo geschlagen. Rückzug Karam Allah's. Emin beschliesst nach Süden zu gehen. Zweckmässigkeit dieser Massregel. Emin in Gondokoro, Redjāf, Mugi, Laboré. Brief Sselīm Mattars. Bestrafung Sselīm's und seiner Genossen. Emin in Chōr Aju. Organisierung des zweiten Bataillons. Beförderung von Hauāsch. Abreise nach Wadelai. Ermordung der Mutter Ahmed Mahmūd's. Emin in Dufilé. Ankunft in Wadelai.

Die Nachrichten von Amadi wurden von Tag zu Tag schlimmer. Die Mahdisten hatten sich beständig verstärkt; schliesslich war der Emīr Karam Allah mit dem Gros seines Heeres selbst angelangt, schloss den Platz eng ein und begann eine regelrechte Belagerung. Jetzt wurden verzweifelte Rufe um Hülfe und Lebensmittel von Morgān Agha täglich laut. Eine Verstärkung von 500 Mann und mehreren Ladungen Mais wurden von Makraka geschickt, aber an der Station Kōme Schauīsch, 6 Stunden von Amadi, angelangt, erfuhr der Befehlshaber, dass die Festung von den Derwischen eng eingeschlossen und es demnach leichtsinnig wäre, einen Durchbruch zu versuchen. Truppen und Lebensmittel blieben in Kōme Schauīsch, um die Ereignisse abzuwarten. Während dessen begann die Hungersnot in der Festung zu wüten, und bald mussten die Verteidiger gekochte Felle und sogar das Leder ihrer Stiefel essen.

Auch in Ladó war die Lage kritisch. Bōr und Amadi eingeschlossen und in Gefahr, die übrigen Truppen verzettelt, fast alle Soldaten nackt und unzufrieden mit einer Regierung, die nur dem Namen nach existierte, keine Disziplin und kein Gehor-

sam mehr, das war die Lage, in welche sich Emin Bey verwickelt fand.

Dr. Junker hatte sich endlich überzeugt, dass es Zeit war, die Strasse nach Süden einzuschlagen und beschloss daher, abzureisen. Emin Bey gab ihm einen Brief an den Häuptling Anfina von Magongo[1]) und Befehle an alle Chefs der ägyptischen Station, sich ihm ganz zur Verfügung zu stellen. Dr. Junker hatte sich bereit erklärt, Depeschen an die ägyptische Regierung mitzunehmen. Im Fall es ihm nicht gelingen sollte, durch Uganda durchzukommen, sollte er suchen, seine Post den dortigen Missionaren zukommen zu lassen.

Einige Tage später reiste ich meinerseits nach Dufilé ab, um meinen Auftrag bei dem Major Hauäsch auszurichten, den ich damals erhalten hatte, als ich so eilig nach Ladó zurückberufen worden war. Dufilé besass zu wenig Leute und Munition, um davon nach Ladó abgeben zu können. Ausserdem war es die letzte Zufluchtsstätte, wohin nolens volens sich alles später zurückziehen musste. Den Platz von seinen geringen Streitkräften entblössen, wäre eine Unklugheit gewesen, die uns später teuer hätte zu stehen kommen können. Andererseits wären die 50 Mann, die man von Dufilé höchstens hätte absenden können, und einige Kisten Munition angesichts der Dinge, die sich in Amadi zutrugen, wo 1000 Mann mit erheblichen Munitionsvorräten standen, von geringem Nutzen gewesen. Ich schrieb deshalb Emin, dass es für Hauäsch unmöglich wäre, Verstärkungen oder Munition zu schicken und sandte gleichzeitig 200 Ardeb Mais zur Verproviantierung von Ladó. In Dufilé füllte Hauäsch in weiser Voraussicht die Magazine mit Getreide und Lebensmittel, die Ställe mit Vieh. Er hatte ausgedehnte Ländereien mit Baumwolle bepflanzt und Soldaten und Zivilisten zu ihrem Anbau gezwungen. Dank seiner Fürsorge war eine erste Ernte schon eingebracht worden; Hauäsch's Neger spannen unter der Anleitung eines Dongolaui von Fadibek die Baumwolle

---

[1]) Magungo bei Junker III. 503 ff. B. M.

und hatten schon gelernt, eine Art Stoff, Namens Damūr, zu weben. Der Anbau der Baumwolle und die Zubereitung des Damūr wurden von Hauāsch später in solchem Masse betrieben, dass alle Leute der Mudirīje, Zivilisten und Soldaten, in Damūr gekleidet werden konnten.

Emin hatte zum Zwecke der Rettung Amadi's mit nicht geringer Mühe eine Kolonne von 400 Mann versammelt. Er berief Hauāsch, um ihm das Kommando über dieselbe zu übertragen; als er aber in Ladó ankam, stellten die Nachrichten von Amadi die Lage des Platzes so verzweifelt dar, dass der Mudīr einsah, wie jede Hülfe überflüssig war und Hauāsch mit der Ermahnung nach Dufilé zurückschickte, seine Wachsamkeit und Thätigkeit zu verdoppeln, um seinen Bezirk zu retten.

Als ich meinen Auftrag in Dufilé ausgerichtet hatte, reiste ich nach Ladó zurück, aber unterwegs zwischen Chōr Aju und Laboré erhielt ich einen offiziellen arabisch geschriebenen Brief von Emin Bey mit der Nachricht, dass Amadi gefallen war, und dass sich angeblich nur 200 Soldaten nach Makraka zu hätten retten können, dass Morgān Agha mit den meisten seiner Offiziere gefallen sei, und die Trümmer der Besatzung sich in die Wälder zerstreut hätten, über deren Schicksal man noch nichts wusste, und dass schliesslich ein Kriegsrat in Ladó, der sich aus den obersten Zivil- und Militärbeamten zusammensetzte, den Rückzug nach Osten nach Zerstörung der beiden Dampfer »Chedive« und »Nyansa« und Vernichtung der Vorräte in den Magazinen beschlossen habe. Endlich befand sich darin der Befehl für mich, mit Hauāsch über die Ausführung dieser Massregel mich in Einvernehmen zu setzen. In einem zweiten vertraulichen Briefe in italienischer Sprache riet mir Emin Bey, Hauāsch zur Ausführung dieses Befehls nicht zu zwingen, falls dieser sie verzögern wollte. Ich kehrte sofort um und kam noch denselben Abend in Chōr Aju an. Dort verschaffte ich mir mit grosser Mühe zwei Tarāgma zur Begleitung bis Dufilé, da das Wetter sehr schlecht war, und man sich ohne Führer nicht hinauswagen durfte. Ein sintflut-

artiger Regen fiel ohne Unterbrechung, die Nacht war schon hereingebrochen, und der Weg selbst nicht sicher. Nachdem ich ein Stück Weges zurückgelegt hatte, entflohen die beiden Tarāgma, und ich musste meinen Weg mit meinem Diener und dem Regierungsbarbier als Eskorte fortsetzen; glücklicherweise hatte aber das schlechte Wetter alle Neger gezwungen, sich in ihren Hütten zu verkriechen, sodass wir ohne anderen Schaden, als gründlich durchnässt zu sein, nach Dufilé kommen konnten. Ich übergab Hauāsch den an ihn gerichteten Befehl, der in denselben Ausdrücken wie der meinige gehalten war. Hauāsch las ihn aufmerksam durch und rief dann erregt aus: »Da hört alles auf! Die Dampfer zerstören, die Magazine vernichten und nach Osten aufbrechen! Männer, Weiber und Kinder von 100 verschiedenen Punkten her vereinigen, daraus eine Karawane von 10 000 Seelen, wovon drei Viertel und mehr Weiber und Kinder sind, bilden, sie durch Wüsten und unbekannte Länder schleppen, um sie den Weg entlang als Futter für die wilden Tiere liegen zu lassen, das nennen diese Herren uns retten. Meines Erachtens heisst das auf dem kürzesten Wege in's Verderben rennen. Unsere Dampfer in den Grund bohren, unsere blühenden Felder verlassen, unsere gefüllten Magazine, in denen sich mehr als 3000 Ardebb Mais befinden, das wir mit solcher Mühe und Anstrengung gesammelt haben, zerstören, heisst ganz einfach Wahnsinn, und ich werde mich mit aller Kraft dagegenstemmen.« Ich bemerkte Hauāsch, dass es ein Befehl unseres Chef sei, dem man gehorchen müsse, dass Emin Bey sicher wüsste, was er thäte, und dass es uns nicht zukäme, seine Befehle zu kritisieren. Da aber der vertrauliche Brief Emins besagte, dass ich Hauāsch nicht drängen sollte, so durfte ich annehmen, dass der Mudīr eine Ausführung seines Befehles möglicherweise nicht wünschte. Aus diesem Grunde wollte ich keine Pression auf Hauāsch ausüben, was ich ohne das zweite Schreiben sicherlich mit Erfolg gethan hätte.

Emin Bey hatte mich beauftragt, seinen Brief auch Dr. Junker mitzuteilen und ihn aufzufordern, nach Ladó zu kommen, für den

Fall, dass er mit Allen die Route nach Osten einschlagen wollte. Da Junker den Brief mit möglichster Beschleunigung erhalten musste, schickte ich noch in der Nacht einen Boten damit ab.

In Dufilé waren alle Beamten und Offiziere einstimmig gegen die Beschlüsse des Kriegsrates von Ladó, worüber ich an Emin noch an dem gleichen Tage berichtete.

Wer hatte nun dies Projekt des Rückzuges nach Osten auf's Tapet gebracht? Emin Bey konnte es sicherlich nicht gewesen sein, denn bis dahin hatte er niemals von dergleichen gesprochen und keine andere Route als die nach Süden in's Auge gefasst. Diese Idee rührte von Casati her,[1]) der vor einiger Zeit in Ladó angekommen war. Angesichts der immer näher kommenden Gefahr hatte Emin Bey endlich beschlossen, sich vor den Mahdisten zurückzuziehen. Als Casati darauf bestand, den Weg nach Osten zu nehmen, legte Emin, der unter schwierigen Umständen einen Teil der Verantwortlichkeit gern von sich abzuwälzen suchte, diesen Plan den obersten Beamten von Ladó vor, die sofort beistimmten, worauf Emin uns, Hauäsch und mir, jenen Befehl schrieb. Aber Emin fand es zu gewagt, soviel Leute durch Länder zu führen, durch die noch Niemand einen Weg gebahnt hatte, und wo die geringste Gefahr die war, in einer Wüste oder einem Urwalde vor Hunger zu sterben. Er blieb demnach noch immer bei seinem Plan, über Uganda zurückzugehen, wo er gute Erinnerungen gelassen und freundschaftliche Beziehungen unterhalten hatte. Deshalb war sein Befehl an Hauäsch nicht formeller Natur und glich mehr einer Mitteilung über den in Ladó gefassten Beschluss, als einer kategorischen Ordre.

Es ist wahr, dass, wenn Casati's Projekt ausgeführt worden wäre, und wenn auch nur ein kleiner Teil der Karawane mit heiler Haut hätte an der Küste ankommen können, wahrscheinlich hochwichtige Entdeckungen für die Wissenschaft und die Geographie sich hätten ergeben können. Aber die Existenz von soviel

---

[1]) Vergl. Casati I, 288 ff. B. M.

Tausenden Personen, die sich verdammt wenig um die Wissenschaft kümmerten, so zu riskieren, hiess eine sehr schwere Verantwortlichkeit auf sich laden. Für alle Fälle war es zum mindesten waghalsig. Hinsichtlich der Weigerung der Soldaten, nach Süden zu gehen, wodurch Emin's Wille stets gelähmt wurde, wäre es leicht gewesen, ihr Misstrauen mit etwas Energie zu zerstreuen und sie zum Gehorsam zu bringen; mit ihnen hätte Emin Bey thun können, was er gewollt hätte, und jede Route einschlagen, die ihm gut schien. Das Mittel, das Vertrauen der schwarzen Soldaten, deren durchaus ungebildeter Geist so leicht zu gewinnen ist, zu befestigen, war im höchsten Grade einfach. Man hätte nur nötig gehabt, die Truppen zu versammeln, sie zu ermahnen und zu versichern, dass das, was man ihnen hinterbracht habe, falsch sei, denjenigen ausfindig zu machen und streng zu bestrafen, der Emin die Absicht untergeschoben hatte, seine Soldaten an Kabarega zu verkaufen, die Truppen mit einigen Worten auf ihre Pflicht und den schuldigen Gehorsam gegen den Mudīr hinzuweisen und diesen Worten eine Beförderung der verdientesten Soldaten folgen zu lassen, das hätte hingereicht, Emin den enthusiastischen Beifall der Soldaten zu sichern, die ihm blind überall hin gefolgt wären, wohin er sie hätte führen wollen.

Aber Emin hatte auf den Erfolg einer solchen Unternehmung kein Vertrauen; sein dem Stanley'schen absolut entgegengesetzter Charakter war solchen Theatercoups abgeneigt, die doch mit so vielen Leuten und namentlich mit den Ssudānesen glückten, ein Verfahren, welches Stanley bei keiner Gelegenheit anzuwenden verfehlte.

Seit dem Beginn der Belagerung von Amadi hatte Emin Bey Beförderungen beim Militär selbst vorzunehmen beschlossen, um die Soldaten aufzumuntern und durch das Gewicht der Dankbarkeit jede rebellische Neigung bei ihnen zu ersticken. Die Idee war gut, und ihre Ausführung wurde uns sehr nützlich. Emin fürchtete nur, dass man ihm in Kairo eine solche Ueberschreitung seiner Befugnisse übelnehmen würde, jedoch beruhigte ich ihn

und versicherte ihm, dass unter den obwaltenden Umständen eine so harmlose Sache, die uns helfen konnte, viele Schwierigkeiten zu ebenen, entschuldigt werden würde, und dass, falls diese Beförderungen zuständigen Ortes nicht genehmigt werden würden, die Regierung dabei nichts verlieren würde, ausser einigen zuviel gegebenen Rationen, da der Sold nicht bezahlt wurde. Demnach verlieh Emin Bey Patente aller Grade, vom Korporal bis zum Major, nur einmal wurde ein noch höherer Rang, der eines Oberstleutnants verliehen, nämlich an Sselīm Bey Mattar, wenige Tage vor dem Aufbruch mit Stanley.

Aber um den Ereignissen Schritt für Schritt zu folgen, wollen wir noch einmal zu der Belagerung von Amadi zurückkehren. Als gegen Ende derselben alle irgendwie geniessbaren Dinge (gekochte Felle, Stiefelleder, Stroh u. s. w.) zu Ende waren, beschloss man, einen Ausfall zu machen und sich durch die Belagerer hindurchzuschlagen. Unglücklicherweise konnten die Offiziere zu keinem Einverständnis kommen, was ihren Untergang verursachte. Anstatt mit allen bewaffneten Leuten, mehr als 1000, ein Karree, mit Weibern und Kindern in der Mitte, zu bilden und sich so einen Weg durch die höchstens 1500 Mann starken Belagerer zu bahnen, wollten die einen den Ausfall unternehmen, andere wieder bleiben und noch andere konnten selbst nicht einmal zu einem Entschluss kommen. Als die Soldaten die Zwietracht unter ihren Offizieren bemerkten, unternahmen sie den Ausfall allein. Die Mahdisten fielen über sie her und metzelten eine grosse Anzahl von ihnen nieder. Ssolimān Agha Ssudān, einer der wenigen tüchtigen Offiziere in Amadi, war über diese Unentschlossenheit und Zwietracht in der Stunde der höchsten Gefahr auf's tiefste empört und unternahm mit seinen 300 Mann allein einen kräftigen Ausfall; glücklich durchbrach er den Ring der Belagerer und brachte ihnen schwere Verluste bei; er setzte dann seinen Rückzug bis zu dem Dorfe Rimo in Makraka fort, wo er sich mit den von Mambettu gekommenen Truppen unter Rihān Agha vereinigte. Die Mahdisten liessen einen Teil ihrer

Streitkräfte unter dem Befehl des Emīr Karam Allah vor Amadi stehen, während der andere Teil zur Verfolgung Ṣsolimān Agha's aufbrach, den sie bei Rimo einholten. Die vereinigten Truppen Ssolimān Agha's und Rihān Agha's stürzten sich mit ihren Offizieren an der Spitze wie verzweifelt auf die Mahdisten. Es war ein trüber, regnerischer Tag, der Donner rollte ohne Unterlass, von unaufhörlichen Blitzen begleitet, die ihren fahlen Schein auf die Kämpfer warfen. Der erste Angriff unserer Soldaten war fürchterlich und machte einen grossen Teil der Mahdisten kampfunfähig, die es mit einem stärkeren Heere zu thun zu haben glaubten, bald die Flucht ergriffen und sich in den Wäldern zerstreuten, von den Soldaten aber energisch verfolgt und fast vollständig vernichtet wurden. Nur wenige Flüchtlinge gelangten mit der Nachricht zu Karam Allah nach Amadi. Aus Furcht, dass die Regierungstruppen die Offensive ergreifen könnten, brannte dieser Amadi nieder, stürzte die Kanonen in den Fluss und zog sich mit den Trümmern seines Heeres nach Bahr el ghasāl zurück.

Nach dem Falle Amadi's hatte Karam Allah Emin Bey die Eroberung mitgeteilt und ihn aufgefordert, sich zu ergeben, wenn er ein weiteres Blutvergiessen vermeiden wolle. Glücklicherweise befreite uns die Schlacht von Rimo für einige Zeit von den Mahdisten, die wir später in Redjāf und Dufilé wieder finden werden.

Emin Bey beschloss jetzt sofort, den Sitz der Regierung weiter nach Süden, nach Wadelai zu verlegen, wo man in grösserer Sicherheit gewesen wäre und sich mit Unjoro und Uganda leichter in Verbindung hätte setzen können. Dies war die Ansicht fast Aller und thatsächlich auch der beste Plan. Nun aber weigerte sich die Garnison von Ladó, teils aus Eigensinn, teils aus Angst vor einem Marsche nach Süden, den Platz zu räumen, obwohl sie Emin Bey selbst zur Abreise und zur Wegführung des Zivilpersonals zu veranlassen suchte. Die Soldaten versprachen, ihre Familien nach Wadelai zu schicken und in Ladó zu bleiben, um einen eventuellen Anmarsch der Derwische aufzuhalten. Sie baten Emin Bey nur, ihnen regel-

mässig Lebensmittel zu schicken. Allerdings fand die Verlegung des Regierungssitzes nicht einstimmig Beifall, und manche hatten geraten, Ladó nicht aufzugeben. Aber Emin Bey liess sich dieses Mal nur von seiner eigenen Klugheit leiten, denn wenn der Feind nach Ladó gekommen wäre und es belagert hätte, so hätten wir unzweifelhaft das Loos der Garnison von Amadi teilen müssen, Hungersnot, Zwietracht und schliesslich vielleicht eine allgemeine Niedermetzelung. Emin Bey hatte allerdings ein erstes Bataillon mit dem zum Major beförderten Rihān Agha als Befehlshaber formiert; dieses Bataillon war in Gondokoro, Redjāf, Kiri und Badein kantoniert und hatte ausserdem gegen 300 Mann nach Ladó abgegeben. Mit diesen Streitkräften allein hätte aber Ladó keine lange Belagerung aushalten können, und eine Entblössung der anderen Stationen zur Verstärkung Ladós würde dieselben seitens der Negerstämme schweren Gefahren ausgesetzt haben. Die Bari des Schēch Befo waren, wie nicht zu bezweifeln stand, der Regierung mehr feindlich als freundlich gesinnt, und bei der Ankunft des Feindes würden sie uns sicherlich weder Hülfstruppen noch Lebensmittel geliefert haben, sondern sofort zu den Mahdisten übergegangen sein.

Die nächste Station an Ladó war Gondokoro, die sehr arm an Lebensmitteln war und kaum 20 Mann Garnison hatte. Von hier aus war für Ladó nichts zu erwarten, da Gondokoro in um so grösserer Gefahr schwebte, als wenige Monate vorher Loron, der Barihäuptling von Gondokoro, von der Regierung umgebracht worden war, was weder der Sohn und Nachfolger Lorons, noch seine Bari vergessen hatten. Befo selbst war der Schwager Lorons, und die Hinrichtung seines Verwandten hatte seine Feindschaft gegen die Regierung noch vermehrt. Jedenfalls konnte sie nicht mehr bezweifelt werden, seitdem er die Bevölkerung von Bōr gegen die Station unterstützt hatte. Einen weiteren Beweis davon erhielten wir in Wadelai, als ein Bote, der mit vier Soldaten nach Bōr gesandt war, von den Leuten Befo's und auf seinen Befehl unterwegs getötet wurde.

Emins Plan, den Regierungssitz nach Süden zu verlegen, war, wie oben bemerkt, der einzige Weg, der uns begründete Aussichten auf Rettung eröffnen konnte. Schon am Tage nach diesem Beschluss begab sich Emin Bey mit seinem ganzen Personal und seiner Familie nach Gondokoro.

Ich habe gleichfalls schon erwähnt, dass seit der ersten Nachricht von der Annäherung Karam Allah's Anzeichen von Insubordination sich bemerkbar gemacht hatten. Allerdings wagte dieselbe, so lange Emin in Ladó war, sich noch nicht offen hervor; bis an den Bord des Segelschiffes, das ihn nach Süden bringen sollte, war er mit einem Rest von Achtung und den militärischen Ehren begleitet worden. Kaum hatte er aber die Stadt im Rücken, als der Witz eines ssudānesischen Soldaten: unser Mudīr ist ausgerissen, Widerhall in Ladó fand, leider ernst genommen wurde und im ganzen Norden der Provinz schnell bekannt wurde. Emin Bey selbst erfuhr in Gondokoro von der Sache, begnügte sich aber zu lächeln und setzte trotzdem seine Reise nach Süden fort. Vielleicht wäre es klüger gewesen, nach Ladó zurückzukehren, um durch seine Anwesenheit das alberne Gerücht zu widerlegen. Gleichzeitig hinterbrachte man Emin, dass die Truppen von Redjāf die Absicht hätten, ihn gefangen zu nehmen; umsomehr beschleunigte er nun seine Reise dorthin, um zu sehen, ob man wirklich es wagen würde, Hand an ihn zu legen. Er wurde aber wie gewöhnlich mit den militärischen Ehren empfangen, und das korrekte Benehmen der ganzen Garnison, Offiziere wie Soldaten, konnte auch nicht den Schatten einer feindlichen Absicht aufkommen lassen. Emin Bey setzte seine Reise nach Laboré fort, wobei er in jeder Station einen Aufenthalt nahm, um sich über die Lage derselben zu informieren und die Leute wegen der Zukunft zu beruhigen. In Mugi empfing er von dem Hauptmann Sselīm Mattar aus Dufilé einen Brief mit der Nachricht, dass Hauäsch sich geweigert hätte, mit seinen Leuten den Marsch nach Osten anzutreten, dass aber er, Sselīm, den Auftrag gern übernehmen würde, falls der Mudīr ihm denselben erteilte, und dass er sich anheischig mache, ihn

gut auszuführen, dass er überhaupt den ganzen Plan, sich nach Osten zurückzuziehen, ausgezeichnet fände, und alle Beamte seiner Meinung wären. Emin Bey war bekanntlich jeder Idee eines Rückzuges nach Osten abgeneigt, andererseits hatte er das Protokoll des Kriegsrates von Dufilé empfangen, welches die formelle Weigerung aller Offiziere inklusive Sselīm und aller Zivilbeamten enthielt, sich nach Osten zurückzuziehen und die Unterschrift Sselīm Mattar's und aller Beamten trug, welche heute wünschten, was sie einige Tage vorher verweigert hatten. Dieses zweideutige Benehmen, hinter welchem eine neue Intrigue steckte, empörte Emin Bey. Er hatte schon genug an den Wirren des ersten Bataillons und weigerte sich, Sselīm in seinem Benehmen seinem Chef gegenüber zu bestärken. Er sandte deshalb den Brief Sselīms an Hauāsch mit dem Befehl, ihm sieben Tage Stubenarrest zuzudiktieren, alle Beamte, die an dem Manöver theilgenommen hatten, einzusperren und ihren Chef Michāil Ssa'ad abzusetzen. Emin merkte wohl, wofür er auch später direkte Beweise bekam, dass Sselīm Mattar, ein des Lesens und Schreibens unkundiger schwarzer Offizier, eine solche Intrigue nicht fertig gebracht haben konnte, sondern dass sie von den Zivilbeamten in Dufilé herrührte, die schon früher Proben ihrer Leistungsfähigkeit abgelegt hatten. Sselīm Mattar schien sich anfangs gegen die ihm auferlegte Strafe auflehnen zu wollen; als ihm aber Hauāsch den Befehl zum Stubenarrest schriftlich zuschickte, wurde Sselīm unterwürfig und sanft wie ein Lamm. Die Ursache dieser merkwürdigen Veränderung in seinem Benehmen rührte daher, dass ihm Hauāsch diesen Befehl schriftlich erteilte. Wenn die strengsten Worte dem Neger nicht imponieren, so erschreckt ihn das Geschriebene doch immer. Ein mit lauter Stimme erteilter Befehl kann toter Buchstabe bleiben, aber wenn er zu Papier gebracht ist, wird er gewissenhaft ausgeführt. Eine Wáraga (ein Papier) war stets der Schrecken unserer Negersoldaten.

Es schien zunächst, als ob Emin Bey seinen Sitz in Laboré aufschlagen wollte, wo man ihm schon eine Wohnung eingerichtet hatte; nach vier Tagen aber reiste er nach Chōr Aju

weiter. Dorthin berief er Hauāsch, um sich mit ihm über die Formierung des zweiten Bataillons zu besprechen, doch erschien derselbe nicht und schrieb auch nicht einmal, um sein Ausbleiben zu entschuldigen. Was war die Ursache hiervon? Wiederum die Intriguen und Böswilligkeiten der Zivilbeamten, die Emin schon so manche Verlegenheit bereitet hatten. Diese Leute rekrutierten sich, wie oben gesagt, aus den schlechtesten Beamten der Regierung; es waren Leute, die sich in Chartūm schlecht geführt hatten oder zur Deportation verurteilt und zur Verbüssung ihrer Strafe nach dem Aequator geschickt worden waren. Selbst die weissen Offiziere waren mit wenigen Ausnahmen vom Kriegsgericht in Aegypten verurteilte Individuen, die im Ssudān ihre Strafe zu verbüssen hatten. Die Intriguen der Schwarzen und der anderen hörten nie auf, und das Resultat hiervon war, dass das erste Bataillon dem Mudīr den Gehorsam aufkündigte und nach Süden zu gehen sich weigerte. So war es auch eine Intrigue eines Beamten namens Ahmed Rāïf, der Hauāsch vorgeredet hatte, dass hinter seiner Berufung nach Chōr Aju Verrat steckte. Als Emin seinen Befehl an Hauāsch mehrmals wiederholte, konnte letzterer, um nicht den Verdacht der Rebellion auf sich zu laden, sich nicht länger weigern und erschien endlich in Chōr Aju, wo er, statt in den vorgespiegelten Hinterhalt zu fallen, von Emin Bey nach einigen mehr väterlichen Vorwürfen wegen seines langen Ausbleibens leutselig empfangen wurde. Hauāsch hatte der Provinz stets grosse Dienste geleistet. Zur Belohnung und um ihn auch im Range seinem Kameraden vom ersten Bataillon, Rihān Agha, gleichzustellen, beförderte ihn Emin zum Major, worauf er mit ihm an die Organisierung des Zivilpersonals und des zweiten Bataillons ging, welches die Garnisonen in den südlichen Stationen bilden sollte. Aus diesem Anlass erliess Emin Bey noch mehrere Beförderungsdekrete, welche Hauāsch bei seiner zwei Tage später erfolgenden Abreise mitnahm.

Der Zivildelegierte Ahmed Mahmūd und der Militärdelegierte Abd el Wahāb Tala'at waren vor einiger Zeit wegen ihrer ver-

leumderischen Reden gegen Emin Bey ihres Amtes entsetzt worden. Ich hatte mich für sie bei ihm verwendet, der gütig, wie immer, ihnen verzieh. Aber noch am gleichen Tage fingen sie wieder an, auf ihn loszuziehen und zu sagen, dass er zum Regieren unfähig wäre. Dies Benehmen empörte mich auf's äusserste, und ich wollte Emin Bey die energischsten Massregeln gegen diese Schufte vorschlagen, als er seinerseits mich mit den Worten beruhigte, dass der Mensch mit Allem und mit Allen Nachsicht haben müsse.

Vor Hauāsch's Rückkehr nach Dufilé sagte mir Emin Bey, dass er nach Süden gehen wolle, um den Regierungssitz in Wadelai einzurichten, aber nicht auf eigene Faust gehen möchte, sondern von dem zweiten Bataillon dazu aufgefordert zu werden wünsche. Fürchtete er, dass diese zweite Verlegung das Gerücht von seiner Flucht bei dem zweiten Bataillon bestätigen würde, oder war es wieder die Seite seines Charakters, die ihn selbst bei den einfachsten Dingen stets veranlasste, Umwege zu nehmen? Ich glaube, dass beide Annahmen begründet sind. Ich gab aber Hauāsch einen ganz anderen Grund an und überredete ihn, Emin zur Verlegung nach Wadelai aus dem natürlichen und gerechtfertigten Grunde zu bitten, dass die Verbindung zwischen Dufilé und Chōr Aju nur zu Lande möglich war und sowohl uns wie den Eingeborenen, die uns als Träger dienen mussten, beschwerlich war, während zwischen Dufilé und Wadelai die beiden Dampfer regelmässig und bequem verkehren könnten. Ich befand mich gerade bei Emin, als Hauāsch sein Gesuch dem Mudīr schüchtern vortrug. Sonst energisch und bisweilen hart gegen die Beamten, benahm er sich Emin Bey gegenüber stets mit einer unglaublichen Schüchternheit. Seine Härte übrigens wird ihm mit Unrecht vorgeworfen, denn sie allein hat uns gerettet. Da das erste Bataillon aufsässig war, hiess es jetzt das zweite Bataillon und die Zivilbeamten mit eiserner Hand in der Pflicht zu erhalten, sonst waren wir verloren. Emin war sehr gut, aber seine Güte hätte uns in unser Verderben gestürzt, wenn Hauāsch nicht dagewesen wäre

und verstanden hätte, die Beamten und Soldaten zu zügeln. Als Emin seinen Brief erhielt, überflog er ihn eilig und sah mich über das Papier weg lächelnd an, als ob er sagen wollte: das ist Ihr Werk. Alle Vorbereitungen Emin's für seine Abreise waren getroffen, aber die Träger zum Transport des Gepäckes bis zum Abend noch nicht angekommen. Er musste demnach die Abreise noch bis zum nächsten Tage verschieben, zumal der Weg nicht sicher war, und eine kleine Anzahl von den Eingeborenen leicht hätte angegriffen werden können. Denn seit der letzten von Hauāsch unterdrückten Erhebung der Metu, sechs Monate vorher, war der Weg von den Eingeborenen beständig unsicher gemacht worden, die sich bei dem Halteplatz Chōr el Tīn,[1]) genau halbwegs zwischen Chōr Aju und Dufilé, in den Hinterhalt legten und alle Reisenden ohne genügende Eskorte angriffen. Ahmed Mahmūd, der erste Delegierte des Mudīr, konnte nicht warten und liess seine Mutter und seine Tochter mit vier Dienern und vier Trägern abgehen. Diese Unklugheit kam ihm teuer zu stehen; in Chōr el Tīn wurde die kleine Karawane von einer Menge Neger angegriffen und vollständig niedergemetzelt, nur einem Diener gelang es, nach Dufilé zu entkommen. Hauāsch schickte nun, in der Befürchtung, dass auch die Karawane des Mudīr angegriffen werden könnte, noch in der Nacht einige 40 Soldaten nach Chōr Aju, um Emin nach Dufilé zu eskortieren. Die bösen Zungen am Aequator, die bei der geringsten Gelegenheit Sensationsgeschichten zu erfinden verstanden, haben über diesen Handstreich der Metu viel zusammengeredet, aus dem sie eine Falle gegen den Mudīr zu machen suchten, der die Hände der Mörder von Ahmed Mahmūd's Mutter bewaffnet haben sollte, die, wie behauptet wurde, für Emin Bey gefangen genommen wäre. Es ist wohl kaum nötig, zu versichern, dass die Neger viel zu vorsichtig sind, um eine Frau für den Mudīr gefangen zu nehmen. Uebrigens wurde die Angelegenheit einige Monate später durch die Gefangennahme einiger zehn Metu, welche an der Nieder-

[1]) „Schlammfluss". B. M.

metzelung der Karawane teilgenommen hatten und als gewöhnliche Wegelagerer erkannt wurden, vollständig aufgeklärt. Hauāsch war es nach eifrigem Nachforschen gelungen, die Schuldigen ausfindig zu machen. Emin Bey blieb fast acht Tage in Dufilé und kam am Abend vor dem Ramadānfeste 1303 (1. Juli 1886) in Wadelai an. In dem Augenblick, wo er Dufilé verliess, hatte er Hauāsch vor den Truppen und den Beamten, die sich an dem Landungsplatze eingefunden hatten, folgende kleine Rede gehalten: »Ich habe Sorge und Aerger genug und deshalb keine Lust, mich mit den Intriguen und Dummheiten der Beamten länger zu befassen. Ich beauftrage Sie also, die Insubordination derselben zu unterdrücken und sie zu ihrer Pflicht anzuhalten. Ich lasse Ihnen carte blanche und genehmige alle Ihre Massregeln im Voraus.«

Am 1. Juli kam, wie eben bemerkt, Emin Bey in Wadelai an, wo er fast zwei Jahre in einer relativen Ruhe bis zur ersten Ankunft Stanley's blieb. Die von den Offizieren des ersten Bataillons angestiftete Rebellion der Truppen des zweiten Bataillons, unsere Gefangennahme und die abermalige Ankunft der Mahdisten stürzten uns dann von neuem in vielfache Verwirrungen.

KAPITEL V.

Absetzung Ahmed Mahmūd's. Gesandtschaft an Kabarega. Emin's Projekte für die Aequatorialprovinz. Ihre Ausdehnung nach Süden. Kabarega's Gesandtschaft und Geschenke. Verleumdungen und Torheiten. Meine Reise nach Magongo, um Junker aufzusuchen. Ankunft in Foda. Der Häuptling Anfina. Das Mbongo- und Niakabukakleid. Die Magongo. Anfina's Rede. Begegnung mit Dr. Junker. Junker als Gärtner und Koch. Unser Leben in Foda. Alkoholische Getränke. Sternschnuppenfall. Unsere Abreise nach Wadelai. Legende von dem Schēch Farag. Ankunft von Kabarega's Gesandtschaft. Das Abschiedsmahl.

Emin's erste Massregel in Wadelai war die Absetzung seines ersten Delegirten Ahmed Mahmūd, dessen Benehmen und Unverschämtheit unerträglich geworden war.

Für den Augenblick von der Sorge vor den Mahdisten, dem rebellischen ersten Bataillon und den Intriguen der Beamten befreit, ging er jetzt daran, die Lage der Provinz durch Entwickelung des Ackerbaues zu verbessern. Gleichzeitig wurden geheime Gesandte an den König Kabarega von Unjoro geschickt, um ihn hinsichtlich seiner Gesinnungen gegen die Provinz und der Eventualität eines Durchzuges durch sein Land zu sondieren. Andererseits trug sich Emin Bey mit dem Plane, die Provinz bis über die Ufer des Albertsees auszudehnen, um im Falle einer abermaligen Invasion der Mahdisten den See zwischen sich und diese zu bringen. Wenn sich Emin den Weg durch Unjoro zu sichern suchte, so leitete ihn dabei nicht der Wunsch, die Provinz zu verlassen, sondern sich eine Rückzugslinie im Falle der Not offen zu halten, denn er liebte den Aequator und befand sich dort wohl. Statt ihn zu verlassen, hoffte er vielmehr ihn zu vergrössern und ein mächtiges und glückliches Land daraus zu

machen, aber die unglückliche Spaltung der Truppen, die Böswilligkeit und Jämmerlichkeit der Beamten machten die Ausführung des Planes sehr schwierig, wenn nicht unmöglich. Die unverhoffte Invasion der Mahdisten hatte Emin Bey im ersten Augenblick ausser Fassung gebracht, aber selbst in diesem Augenblick hatte er an der Rettung nicht verzweifelt, wie es jene am Abend vor der Ankunft von Karam Allah's Brief gesprochenen Worte beweisen, deren Sinn leider so entstellt wurde. Während der Belagerung Amadis dachte Emin schon nicht mehr an einen Rückzug, der für Alle verhängnisvoll geworden wäre. Denn thatsächlich war der Transport von mehreren tausend Personen, zum grössten Teil Weiber und Kinder, durch die Wälder und Steppen Afrikas, im hohen Grade schwierig, wie es sich an den wenigen Leuten, die mit Stanley die Küste erreichen konnten, gezeigt hat. Emin Bey war sich aller dieser Schwierigkeiten wohl bewusst, und das war allein der Grund für seine Unschlüssigkeit, sobald es sich um eine Abreise oder einen Rückzug handelte. Andererseits war der grösste Teil der Leute in der Aequatorialprovinz, die Truppen und ihre Familien, Neger, die in diesen Gegenden zu Hause waren, und die sich sehr wenig daraus machten, ihren heimatlichen Boden zu verlassen, um für den Preis unerhörter Mühen und Beschwerden nach Kairo zu kommen. Diejenigen von den Beamten, Aegypter oder Araber, welche die Rückkehr nach Kairo wünschten, bildeten eine unbedeutende Minorität, und mit Rücksicht auf ihre kleine Anzahl wäre es gefährlich gewesen, mit ihnen allein eine solche Reise zu unternehmen. Ausserdem liebte eben Emin den Aequator zu sehr und zog vor, dort zu bleiben. Das Land mit seinem angenehmen Klima, seiner relativ friedlichen Bevölkerung und seinem bequemen Leben zog ihn an, und was den Mann der Wissenschaft noch mehr festhielt, waren die vielfachen Entdeckungen und Studien, die er dort zu machen hatte. Wenn Emin die Provinz ernstlich hätte verlassen wollen, hätte er es nur mit Zustimmung der Truppen thun können, und in diesem Falle wäre mit den wohlbewaffneten

und reichlich mit Munition versehenen 2000 Mann nichts leichter gewesen. Gegen eine solche imposante Macht hätten die Länder Unjoro und Uganda keinen Augenblick an Widerstand gegen unseren Durchzug denken können. Dieser Rückzug, der übrigens fast unmöglich war, lag Emin gänzlich fern; vielmehr wollte er unter Aufgabe der nördlichen Teile die Provinz nach Süden verschieben, um die Völkerschaften, welche zwischen dem Albert- und Tanganjikasee wohnen, zu unterwerfen; die Verlegung des Regierungssitzes nach Wadelai war der erste Schritt zur Verwirklichung dieses Planes. Die von Emin gedachte Provinz würde so durch den Albertsee vor jedem Angriff der Mahdisten gesichert gewesen sein, welche sich von ihrem Zentrum nie so weit entfernt haben würden.

Dies Projekt war, wie wir vorher gesagt haben, nur in dem Falle ausführbar, dass die Truppen und namentlich das erste Bataillon, ihre Mitwirkung nicht versagten. Emin erwartete alles von der Zeit und den Umständen. Die Zeit allein konnte aus den Gemütern der Soldaten die von den Böswilligen verbreiteten Vorstellungen austilgen und ihr Vertrauen wiederkehren lassen. Und von den Ereignissen erwartete Emin, dass ein eventueller und wahrscheinlicher Angriff der Mahdisten auf Ladó die Truppen zwingen würde, den Norden zu räumen und nach Süden sich zurückzuziehen. Inzwischen arbeitete Emin Bey daran, das Vertrauen des ersten Bataillons wiederzugewinnen, und ebenso die Schwierigkeiten zu beseitigen, welche sich der Ausdehnung der Provinz nach Süden entgegenstellten, dadurch, dass er Verbindungen mit den Häuptlingen und den ununterworfenen Fürsten anzuknüpfen suchte.

Das Glück war ihm hierbei günstig. Der König Kabarega von Unjoro schickte im September 1886 eine Gesandtschaft an Emin Bey. Diese Gesandtschaft bestand aus Ssigi, Wando und Katinra; die ersten beiden waren Matongoli oder Häuptlinge, der dritte ihr Dolmetscher. Als Geschenke Kabarega's überbrachten sie Stoffe, Tabak und Kaffee; ferner hatten sie den Auftrag, dem

Mudīr die freundschaftlichen Gesinnungen ihres Königs zu versichern und sich zu erbieten, Dr. Junker, der bei dem Häuptling Anfina festgehalten wurde, nach Unjoro zu schicken. Nachdem die Gesandten einige Tage geblieben und auf's Beste aufgenommen worden waren, übergab ihnen Emin Bey als Geschenke für den König einen grossen, prächtigen persischen Teppich, eine Kanne mit Untersatz aus ziseliertem Kupfer aus Konstantinopel, zwei Bronzelampen mit Kristallkugel, einen grossen Spiegel und einen eisernen, mit Leopardenfell bedeckten Stuhl. Hierzu fügte Emin noch etwas Elfenbein und beauftragte die Gesandten, dem König seinen Dank für sein freundliches Anerbieten auszudrücken und ihn seiner Freundschaft zu versichern. Die von Kabarega gesandten Stoffe, fast alles Madapolam, wurden von Emin Bey an die Offiziere des ersten und zweiten Bataillons verteilt. Die Bosheit der Beamten wusste auch hieraus einen Anlass zu einer neuen Intrigue zu machen. Ein gewisser Bassīli Bochtor, Bataillonsschreiber in Ladó, hatte die Frechheit, zu behaupten, dass sie nicht vom Sultan Kabarega, sondern aus Emin Bey's und meinem Hause kämen und als angebliche Geschenke Kabarega's geschickt wären, um die Soldaten zum Marsche nach Süden zu bewegen, wo sie von Emin als Preis seines Durchzuges an Kabarega ausgeliefert werden sollten. Man ging sogar noch weiter und behauptete, dass die Stoffe vergiftet und von Emin mit der Absicht gesandt wären, die Offiziere des ersten Bataillons los zu werden. Der Major desselben, Rihān Agha, behielt diese Stoffe bei sich und machte von diesem angeblichen Nessushemde als schlauer Herkules keinen Gebrauch. Er sandte Ali Ssīd Ahmed, einen seiner Offiziere, zu Emin Bey, um ihm einen Bericht zu erstatten und sich über die Vorgänge in Wadelai zu informieren.

Um das Anerbieten Kabaregas zu benützen, versuchte Emin Bey, Dr. Junker von Anfina zurückzuholen, wo derselbe sich schon acht Monate befand, ohne sich rühren oder einen Boten absenden resp. empfangen zu dürfen. Der Offizier Ssolimān Abd el Rahīm erhielt diesen Auftrag; er nahm einige Soldaten mit und brach

nach Foda, der Hauptstadt von Magongo, wo Dr. Junker sich befand, auf. Aber schon in Chōr Galūba halbwegs, wurde er durch die Feindseligkeiten der Eingeborenen gezwungen, umzukehren. Jetzt wollte Emin seinem Ordonnanzoffizier Abd el Wahāb Tala'at samt Ahmed Rāïf, seinem ersten Muauin, die Mission übertragen; da sich aber beide weigerten, so bot ich mich Emin Bey an. In einem amtlichen Schreiben vom 7. Oktober 1885 No. 25 erteilte mir Emin den Auftrag, abzureisen. Ich schiffte mich an Bord der »Nyansa« ein; da aber der Dampfer wegen seines grossen Tiefganges nicht bis Tor kommen konnte, musste ich in Fakango landen, wo ich jede Eskorte ausschlug und nur mit dem Sergeanten Abd el Gabbār und einem Soldaten die Reise antrat. Ich bedachte mit Recht, dass es unklug wäre, eine grössere Zahl Soldaten mit mir zu nehmen, die nur das Misstrauen der Eingeborenen erwecken konnten, während zwei oder drei Personen fast unbemerkt hindurch kommen konnten. Von Fakango nach Tor gebrauchte ich zu Lande einen ganzen Tag, ohne von den Eingeborenen irgendwie belästigt zu werden, die sich um meine kleine Karawane nicht bekümmerten. Der Weg war bequem und angenehm; er führte zwischen grünen Hügeln hindurch und gewährte malerische Aussichten. Hin und wieder trafen wir einzelne Eingeborene, die friedlich ihren Arbeiten oder der Jagd nachgingen, während auf den Hügeln von Zeit zu Zeit Giraffen- oder Gazellenherden erschienen, welche mit anmutiger und schneller Bewegung verschwanden. In der ersten Nacht stellte ich mein Angareb mitten auf dem Wege auf und schlief unter freiem Himmel. Am nächsten Abend befand ich mich in einem Gebüsche von Dumpalmen, unter denen ich die Nacht zuzubringen hatte. Um die Menge wilder Tiere fern zu halten, mussten wir ein grosses Feuer anzünden. Die Palmenfrüchte bedeckten den Boden in dichter Masse, dienten aber nur den Elephanten und Giraffen zur Nahrung. Die Neger sammeln die Früchte dieser Palmenarten nur wenn der Mais nicht geraten ist. Am dritten Abend machte ich an dem Ufer des Chōr

Galūba-Flusses (»Hippopotamusfluss«) Halt. Von dort schlug ich einen Weg quer durch den Wald ein, so dass ich in einem einzigen Tagemarsche nach Foda, der Hauptstadt von Magongo, gelangen konnte. Meine Reise von Fakango hatte demnach nur vier Tage gedauert. Der Häuptling Anfina, der von meiner Ankunft durch seine Dragomane unterrichtet war, empfing mich an der Thür seines Hauses mit einer Höflichkeit und Zuvorkommenheit, die mich in Erstaunen setzten. Er war ein Mann von mittlerem Wuchs, mit regelmässigen und feinen, bronzefarbenen Zügen; besonders bewunderte ich seine kleinen Hände mit feinen Fingern, mit reinlichen und gut geschnittenen Nägeln, die mehr an einen zivilisierten Europäer, als an einen Wilden erinnerten. Er trug ein europäisches Kostüm, bestehend in grauer Hose, einer Weste und schwarzem Rock, trug ein weisses, gestärktes Hemde, einen Tarbusch und Stiefel; in diesem Aufzug hätte man ihn für einen ägyptischen Beamten halten können. Allerdings trug er dieses Kostüm nur bei feierlichen Gelegenheiten, z. B. beim Empfang eines Abgesandten der ägyptischen Regierung. Für gewöhnlich war er nach Landessitte mit Tiumba und Mbongo bekleidet. Das letztere ist ein weiter Stoff aus Baumrinde, und das erstere eine Art Mantel aus einem gut gegerbten Fell, von derselben Feinheit, wie unser Handschuhleder. Bei den niederen Leuten vertritt die Niakabuka die Stelle des Mbongo, die denselben Schnitt hat, aber aus einem gröberen Stoff besteht. In dem Nachbarlande Mesoga werden die besten Mbongo verfertigt, da dort die betreffende Baumrinde zarter ist, und die Zubereitung von den Eingeborenen mit grosser Sorgfalt ausgeführt wird.

Gegenüber Personen von einigem Range wusste Anfina sich höflich und liebenswürdig zu betragen. Wenn er aber unter seinen eigenen Leuten war, legte er Manieren und Kleider ab, da keines von beiden seinen Leuten imponierte, die nur die Macht fürchten und achten. Er sprach das Arabische ziemlich korrekt, so dass wir uns ohne Dragoman unterhalten konnten. Wir sassen auf eisernen Stühlen, die er sich auf dem Wege des Tausch-

handels von den Beamten unserer Provinz verschafft hatte, und wurden mit Kaffee bedient. Bei keinem anderen Negerhäuptling als Anfina ist der Kaffee sonst üblich. Die Magongo unterscheiden sich von den bisher beschriebenen Völkerschaften nur dadurch, dass sie reinlicher sind und sämtlich Kleidung tragen. In der Hauptsache treiben sie Ackerbau, nur wenige beschäftigen sich mit Elephantenjagd. Grosse Bananenwälder liefern ihnen ihre hauptsächlichste Nahrung. Von ihren Gebräuchen, die schon von berufenerer Seite beschrieben sind, möchte ich nur einen sehr merkwürdigen erwähnen. Die Töchter des Häuptlings dieses Landes können sich ohne Scham nicht verheiraten. Sie sind jedoch nicht an Keuschheit gebunden, und jeder Mann, der ihnen gefällt, muss ihnen zu Willen sein. Wenn aber ihre Laune befriedigt ist, lassen sie ihn umbringen, damit er sich der erhaltenen Gunst nicht rühmen kann; nur dann bleibt er verschont, wenn er das Glück hat, geliebt zu werden, denn dann wird er sofort zur Würde eines Matongoli des Makango, d. h. Ministers, erhoben. Ferner hat der Häuptling das ihm allein zustehende Recht, sich mit seinen eigenen Schwestern verheiraten zu dürfen.

Das Dorf Foda, wo Anfina, der Häuptling der Magongo, wohnte, besass früher eine von Fowera abhängige ägyptische Station, die erst bei dem Einbruch der Mahdisten geräumt worden war. Das Dorf ist von einem Flusse[1]) durchschnitten, auf dessen gegenüberliegendem Ufer sich die Wohnung Dr. Junker's befand. Neben derselben hatte mir Anfina ein Haus erbauen lassen, das von dem Junker'schen nur durch einen kleinen, aber geschmackvoll eingerichteten Garten getrennt war.

Anfina begleitete mich bis an das Flussufer, wo er mein ganzes Gepäck in eine Barke schaffen liess; nur mein Maulesel blieb zurück. Während der Ueberfahrt des Gepäckes liess Anfina zwei Stühle bringen, die wir in den Schatten eines Tamarindenbaumes stellten. Man brachte uns Syrup und Kaffee, den man in Ermangelung von Zucker mit Honig versüsst, und es entspann

[1]) dem Somerset-Nil. B. M.

sich folgende Unterhaltung: »Warum haben Sie Ihre Soldaten von hier zurückgezogen? Ihre Gegenwart hier schützte mich gegen Kabarega, vor dem ich jetzt grosse Besorgnis hege. Bitten Sie Emin Bey in meinem Namen, wieder eine Garnison hierher zu schicken, für deren Unterhaltung ich mich verpflichten will. Ich bin der Regierung stets treu gewesen, und es würde nicht gerecht sein, mich Kabarega so auf Gnade und Ungnade zu überlassen, der eines Tages sicher mein Land vernichten wird. So lange Dr. Junker hier ist, imponiert ihm die Anwesenheit dieses Weissen, der, wie er weiss, von der Regierung geschickt ist; so lange er hier bleibt, würde Kabarega nie wagen, in mein Land zu dringen; und jetzt kommen Sie, um mir diesen Schutz zu rauben. Sie würden mir einen grossen Gefallen thun, Emin Bey zur Hersendung einiger Soldaten zu veranlassen.« Ich beruhigte Anfina über die Absichten Kabarega's und versprach ihm, mit Emin Bey zu reden. Er gab mir zum eigenen Gebrauch einen Pack Tabak, grüsste mich, und ich fuhr allein auf das andere Ufer hinüber, wo Dr. Junker mich erwartete. Derselbe befand sich schon seit ca. 8 Monaten hier,[1]) ohne einen einzigen Boten an die Küste nach Sansibar schicken zu können. Uganda befand sich mit Magongo im Kriege, und niemand konnte das Gebiet des Königs Muanga von Uganda betreten. Dr. Junker hatte sein möglichstes versucht, aber ohne Erfolg. Einmal hatte sich der Häuptling Kamissura, Sohn des Rionga von Fowera, erboten, seine Briefe an die englische Mission in Uganda zu tragen. Nachdem er sich von Junker vier Gewehre als Geschenk hatte geben lassen, behielt er die Briefe bei sich, ohne sie nach Uganda gelangen lassen zu können. Inzwischen hatte sich Dr. Junker in Foda häuslich eingerichtet und brachte seine Zeit mit der Einrichtung seines Gartens und seinen Studien zu. Als wir uns trafen, schüttelte er mir mit seiner bekannten Freundlichkeit und Offenherzigkeit die Hand. Mein Aufenthalt in Foda dauerte nicht weniger als drei Monate. Es war die angenehmste Zeit, die ich im Ssudān zugebracht habe. Anfina wollte uns von

[1]) Vergl. Junker III. 558. B. M.

seinen Leuten gern begleiten lassen, bestand aber darauf, dass wir bleiben müssten, bis Emin Bey ihm eine Garnison schicken würde, um sein Land unter den Schutz der ägyptischen Flagge zu stellen. Ich hatte in diesem Sinne an den Mudīr geschrieben, aber die Zeit verging, ohne dass die erwarteten Soldaten ankamen. Erst nach Verlauf von etwa zehn Wochen erschien eine kleine Abteilung von 15 Soldaten mit 2 Offizieren, um nach dem Wunsche Anfina's sich in Foda festzusetzen. In Erwartung des Augenblickes unserer Abreise brachten wir unsere Zeit auf die angenehmste Weise zu. Des Morgens sah ich als einfacher Zuschauer den Gartenarbeiten zu, mit denen sich Dr. Junker alle Vormittage regelmässig beschäftigte. Dr. Junker fand an diesen Arbeiten ein eigenes Vergnügen, die ausserdem das Angenehme mit dem Nützlichen für ihn verbanden. Es war spasshaft, ihn in Ermangelung anderer Kleider nur mit einer weiten arabischen Unterhose bekleidet wie den ersten besten Gärtner graben, begiessen und jäten zu sehen. Wenn diese Arbeit zu Ende war, machte er sich mit einer Sachkenntnis, die mich in Erstaunen setzte, an die Küche. Man konnte nicht selten bei ihm ein Gericht essen, das er ganz allein zubereitet hatte. Mehreremal überraschte ich ihn in der Küche, wenn er sich sein Mittagsmahl selbst zubereitete, und wenn ich ihn mit aufgestreiften Aermeln unter seinen Kasserolen hantieren sah, konnte ich mir das Lachen nicht verbeissen. Und alles das verrichtete er in der besten Laune und mit einer wirklich erstaunlichen Sachkenntnis. Wenn ich des Morgens nicht bei ihm blieb, pflegte ich auf die Jagd zu gehen, um einige seltene Vögel für die Sammlung des Mudīr zu erlegen. Diese Vögel übergab ich Emin's Präparator Sserūr, der sie reinigte und zur Versendung nach Europa fertig machte. Den Nachmittag verbrachten wir bald im Hause, bald im Garten, des Abends aber sassen wir regelmässig im Garten vor einem grossen Feuer. Genau bei Sonnenuntergang setzten wir uns zu Tisch; nach Beendigung des Mahles kehrten wir in den Garten zurück, um ein wenig Branntwein zu trinken und bis 9 oder 10 Uhr zu plaudern, wo wir uns

dann trennten. Der Branntwein war uns von Hauäsch Effendi aus Dufilé geschickt worden. Von Zeit zu Zeit beschenkte er uns mit einer Demijeanne dieses Branntweines und einigen roten Orangen aus seinem Garten; bisweilen fügte er einige selbstgebackene Zwiebacke hinzu. Der Branntwein war ein Extrakt aus Merissa und glich an Geschmack und an Stärke dem italienischen Grappa. Dr. Junker und ich nahmen alle Tage eine beträchtliche Menge dieses Schnapses zu uns, wie man sonst einen einfachen Wermuth trinkt. Wir tranken diesen Likör aus grossen Biergläsern, die genau ein halbes Liter fassten. Schadet schon in Europa der Missbrauch der Alkoholika der Gesundheit, so ist dies in Afrika noch viel mehr der Fall, dessen heisses Klima naturgemäss die grösste Mässigkeit im Gebrauch starker Getränke und sogar vollständige Enthaltung fordert. Aber die Gewohnheit hat daraus eine Notwendigkeit und eine Art Trost gemacht, und der nach diesem Erdteil verbannte Europäer greift in Ermangelung jeglichen Verkehrs mit der zivilisierten Welt fast wider seinen Willen zu dem Alkohol.

Der Garten, welchen Dr. Junker seit seiner Ankunft bei Anfina eingerichtet hatte, bildete für uns um diese Jahreszeit, Oktober und November, einen reizenden Spaziergang; der Winter hatte jeden Ausflug nach ausserhalb wegen der hohen dichten Gräser fast unmöglich gemacht. Wenn schon der Anblik des Gartens mit seinen regelmässig gezeichneten Beeten an europäische Gärten erinnerte, so hatte Dr. Junker in seiner Voraussicht auch auf den Nutzen gesehen; die Beete bestanden durchweg aus Suppenkräutern, die unsere Verpflegung bedeutend erleichterten. Der Boden war ausserordentlich fruchtbar, und kaum acht Tage nach der Aussaat konnten wir Radieschen geniessen.

Sechs Tage nach meiner Ankunft statteten wir Beide Anfina einen Besuch ab. Er zeigte sich über unsere bevorstehende Abreise sehr betrübt und versuchte, uns davon abzuraten. Da er aber die Nutzlosigkeit seiner Bemühungen einsah, bat er uns, Emin Bey abermals um Absendung einer Garnison nach Foda zu ersuchen. Unsere Bedürfnisse an Mais und Fleisch lieferte er uns regelmässig;

ein Hammel und einige Hühner pro Woche genügten uns vollauf. Als ich ihn einst von einer Blämorrhagie wiederhergestellt hatte, schickte er uns als Dank ein Kalb. »Was sollen wir mit dem Kalb machen?« meinte Junker. »Sehr einfach. Wir essen, bis wir satt sind und geben das Uebrige unseren Leuten, damit das Fleisch nicht umkommt.« »Daran ist nicht zu denken,« meinte Junker; »da am Aequator, wo Sie im Ueberfluss schwimmen, können Sie so etwas thun; ich aber, der ich ganze Wochen ohne Fleisch zugebracht habe, denke ganz anders darüber. Sie müssen mir helfen, Fleischextrakt daraus zu machen, das uns lange reichen wird.« Eine Anzahl Schüsseln wurden über das Feuer gesetzt, und bald konnte Junker eine respektable Menge Fleischextrakt in wohlgeordneten und sorgfältig etikettierten Behältern in seinem Keller bergen. Ich sage ausdrücklich: wohlgeordnet und etikettiert. Denn thatsächlich verfuhr er bei allem, was er that, mit einer vollkommenen, ich möchte sagen, mathematischen Genauigkeit. Jeder wertvolle Gegenstand befand sich an seinem Platze, war gezählt und in Packeten oder in Behältern abgemessen, die alle ihre Etikette trugen. Alles war abgewogen und für so und so viel Tage abgeteilt, ohne dass die einmal getroffene Einrichtung geändert wurde. Einmal sah ich ihn Zwiebeln zählen und Oel abmessen; als er das Quantum kannte, sagte er mir: das muss mir für 22 Tage reichen, wo ich dann spätestens neues bekommen werde. Eines Tages hob er ein Stückchen Bindfaden von der Erde auf. »Was wollen Sie denn damit machen?« fragte ich ihn. »Was ich damit machen will? das ist doch sehr einfach: es zu meinen Sachen legen, und es wird schon der Tag kommen, wo ich es gebrauchen kann. Es giebt nichts Unnützes. Ein verständiger und erfahrener Mann, zumal wenn er sich im Mittelpunkt von Afrika befindet, findet keinen Gegenstand unnütz und darf nichts umkommen lassen.« Dann brachte er ein Knäuel Faden und Fädchen, der aus Stücken verschiedener Stärke und Farbe bestand, die an einander gebunden waren, und band nun das eben gefundene Stückchen daran. Als er eines Tages irgend etwas kochte mit einer Geheimthuerei, als

ob er ein Lebenselixir bereitete, hatte ich einen kleinen Spaziergang in das Freie, etwa zwei Stunden weit von unserer Wohnung, unternommen und fand ein ungeheures Feld mit Büschen, die mit Tomaten überladen waren. Die vorzüglichen Früchte waren rund und von einer kleinen Art, so dass sie Pflaumen glichen. Da die Eingeborenen die Verwertung der Tomaten nicht kannten, so enthielt das Feld eine ungeheure Menge. Ich teilte Junker sofort meine Entdeckung mit, und wir beschlossen, Tomatenkonserven zu fabrizieren. Jeden Tag mussten unsere Diener einen grossen Sack voll sammeln, und wir gingen daran, sie zu pressen, durchzusieben und über dem Feuer abdampfen zu lassen. An dem Tage, wo ich diese Entdeckung gemacht hatte, sagte mir Junker bei meiner Rückkehr scherzend: »Ich habe in Ihrem Palaste eine angenehme Ueberraschung bereitet.« Er wollte mir bis zum Ende des Mahles nicht sagen, um was es sich handelte, ging dann in die Küche und kam mit einem Plumpudding wieder. »Das war es also, was Sie in der Küche so geheimnisvoll zubereitet haben?« »Ja, ich wollte Ihnen diese kleine Ueberraschung machen; ist er nicht gut?« »Im Gegenteil, ausgezeichnet, aber ist er der Mühe wert, den gelehrten Dr. Junker einige Stunden lang zu beschäftigen?« »Glauben Sie? dann täuschen Sie sich sehr; denn erstens, wenn man die umgebende Natur beobachtet, seine Noten und Eindrücke niedergeschrieben hat, was höchstens 2 Stunden von 24, also den zwölften Teil der ganzen Zeit erfordert, ist man im Gegenteil glücklich, wenn man seine freie Zeit zu irgend einer Beschäftigung verwenden kann, welche die Trägheit eines entnervenden Klimas abschüttelt. Sodann befinden wir uns im Herzen von Afrika und inmitten von Wilden, die uns auf das leichteste umbringen können. Wissen wir, ob wir jemals unsere Heimat wiedersehen werden? Deshalb brauchen wir uns die unschuldigen Vergnügungen nicht zu versagen, die wir uns verschaffen können, und wollen das Leben geniessen, bevor uns irgend ein Unfall überrascht.«

Um die Mitte des November beobachteten wir, was die Araber einen Sternenregen nennen. Es war ein wirklicher

Sternschnuppenfall, die sich unaufhörlich vom Himmelsgewölbe loslösten, sich in allen Richtungen der Hemisphäre kreuzten und das Schauspiel eines grossartigen Feuerwerkes gewährten. Die Eingeborenen benutzten das Phänomen zu einem Feste, bei dem sie Tanz und Gelage veranstalteten. Eine hübsche Anzahl Merissatöpfe wurden an diesem Abende geleert.

Endlich erschienen von Wadelai jene 15 Soldaten mit zwei Offizieren, Ssējid Agha Abd el Ssaīd und Bachīt Agha Barghūt. Wir machten Anfina einen Abschiedsbesuch, der uns bat, Emin für die Erfüllung seines Gesuches zu danken und brachen am 11. Dezember 1886 mit Ssējid Agha Abd el Ssaīd nach Wadelai auf. Nach vier Marschtagen kamen wir in Meschra Fakuadj, 15 Minuten vom Albertsee, an und kehrten bei dem Häuptling des Dorfes Fakuadj ein, um die Ankunft des Dampfers zu erwarten.

Der Leser wird bemerken, dass in dem Gebiete zwischen dem weissen Nil (Bahr el Gebel) von Dufilé bis zum Albertsee und dem Flusse von Magongo, wo die Murchisonfälle sind, die meisten grösseren Orte mit F beginnen. Z. B.: Fadibek, Foda, Fowera, Fatiko, Faloro, Fabo, Fadulli, Farabogo, Fenanga, Faradjok, Farschila, Fanagura u. s. w. Diese Gleichmässigkeit ist nicht zufällig, und eine interessante Legende hat sich bei den Eingeborenen darüber erhalten. In einer schon fernen Zeit war ein arabischer Schēch, ein Heiliger, nur mit einem treuen Begleiter in diese Gegend gekommen, mit keiner anderen Waffe, als einem grünen Ast, den er als Stab gebrauchte. Die Ankunft eines Weissen war für diese Völkerschaften, die noch nie einen solchen gesehen hatten, ein wahres Wunder; zudem erwarben ihm sein Benehmen und seine Güte bald die Verehrung der Eingeborenen. Er wusste sich ihnen verständlich zu machen und bei ihren Streitigkeiten sie zu beruhigen und ihnen zu raten. Seine Weisheit wurde so geschätzt, dass sein Ruf sich im ganzen Lande verbreitete, und seine Worte wie Orakel betrachtet wurden. Der Schēch Farag, wie der Mann der Legende hiess, kündigte diesen

Völkerschaften an, dass eines Tages weisse Leute wie er in ihr Land kommen würden; er befahl ihnen, sie als Brüder und nicht als Feinde aufzunehmen, und damit seine Ermahnung nicht vergessen würde, fügte er den Namen der Ortschaften, die er durchzog (99), den Anfangsbuchstaben seines Namens hinzu und sagte den Eingeborenen: »Die Namen der Ortschaften mögen euch unaufhörlich an den Schēch Farag und seine Ermahnungen erinnern, damit ihr euren weissen Brüdern, wenn sie kommen, kein Leid zufügt.« Wer der Mann war, woher er kam und wohin er gegangen, hat niemals jemand in dem Lande erfahren; nur die ältesten Leute der Stämme haben eine unbestimmte Erinnerung an den heiligen Mann bewahrt, der wie eine wohltätige Erscheinung durch ihr Land gezogen ist.

Wir befanden uns 24 Stunden in Fakuadj, als der Dampfer ankam. Emin Bey und sein ganzes Personal befand sich an Bord, um Dr. Junker zu empfangen. Ich konnte ihm Spezimina von ungefähr 180 verschiedenen Vogelarten überreichen, die ich in den Wäldern von Magongo gesammelt und nach seinen Intentionen präpariert hatte. Am 16. Dezember 1886 zog Dr. Junker wieder in Wadelai ein, das er vor 11 Monaten verlassen hatte. Ich brachte von Foda eine ziemliche Menge Honig mit, den ich gegen Glasperlen eingetauscht hatte. In den Ländern des zentralen Afrika vollzieht sich der Handel auf dem Wege des Tausches. Jedoch existiert für Dinge von geringem Werte eine konventionelle Münze, die in den verschiedenen Ländern verschieden ist. In Uganda und Unjoro ist es die Kauri, eine Art kleiner Muschel; bei anderen Völkerschaften und besonders in Magongo zahlt man mit Glasperlen. In Foda konnte man für eine rote Perle von der Grösse einer Linse ein Ei kaufen; für ein Huhn gaben wir eine 50 cm lange Kette kleiner Perlen, die nicht grösser waren, als ein Stecknadelkopf. Mit einem Rotl dieser Glasperlen, d. h. 500 gr, von dem ungefähren Werte eines Frank, kaufte ich fast einen Kantār Honig von ausgezeichneter Qualität und feinem Aroma.

Den Abend unserer Ankunft in Wadelai verbrachten wir mit Emin Bey und Kapitän Casati. An demselben Abend erschien in Wadelai eine Gesandtschaft des Königs Kabarega, bestehend aus fünf Personen, einem Matongoli, einem Dragoman und drei Negern. Sie kamen, um Dr. Junker nach Kibiro zu begleiten. Dr. Junker wünschte vor seiner Abreise einiges Geld zu haben, um einer Dienerin ihren Lohn auszahlen zu können; es war eine Abessynierin und Wittwe eines Chutärioffiziers, die bei Marcopulo gedient hatte und dann in Junker's Dienst getreten war. Ausserdem gebrauchte er auch etwas Geld für alle Eventualitäten auf der Reise. Als er mir seine Verlegenheit mitteilte, riet ich ihm, sich an Hauäsch Effendi zu wenden, der zu gefällig war, um etwas abzuschlagen und ausserdem der einzige in der ganzen Provinz, der eine grössere Baarsumme besass. Hauäsch hatte eine grosse Anzahl Sklaven, die er zu allen möglichen Arbeiten verwendete. Der Anbau von Zwiebeln und Baumwolle, die Verfertigung von Damür und Stiefeln und seine zahlreichen Herden konnten nicht nur die Bedürfnisse der Provinz zum grossen Teile befriedigen, sondern bildeten für ihn auch eine erhebliche Einnahmequelle. Andererseits war Hauäsch weder geizig noch ungefällig und konnte niemals einem Freunde in Geldsachen etwas abschlagen, am wenigsten Dr. Junker, vor dem er eine unbegrenzte Hochachtung und Bewunderung hatte. Hauäsch machte es sich zum Vergnügen, ihm eine Summe von 700 Thalern zur Verfügung zu stellen. Für den Abend unserer Abreise von Wadelai, 31. Dezember 1885, waren Dr. Junker und ich übereingekommen, Emin Bey, Kapitän Casati und den höheren Offizieren und Beamten von Wadelei ein Abschiedsessen zu geben. Junker hatte es übernommen, für das Backwerk zu sorgen, während ich die Küche besorgte. Unser Essen war sehr heiter, da wir von der Hoffnung beseelt waren, endlich eine Verbindung mit der zivilisierten Welt eröffnen zu können. Wir blieben bis zu einer ziemlich vorgerückten Stunde der Nacht beisammen.

KAPITEL VI.

Ich begleite Junker nach Unjoro. Meine Mission zu Kabarega. Bei Boki. Ein Bad im Albertsee. Kibiro. Die Träger. Ankunft in Kiriangobi. Mparo, die Hauptstadt von Unjoro. Besuch des Ministers Babedongo. Die Matongoli und die Wanjoro. Die Wahuma. Der offizielle Empfang. Die Banassura. Der Audienzsaal des Königs. Die Leibwache. Kabarega. Königliche Audienz. Man baut uns Häuser. Ankunft der Post. Brief Nubar Pascha's. Der Bischof Hannington. Ein geheimnisvoller Besuch. Biri's Brief. Uebertriebene Vorsicht des Königs. Mohammed Biri. Das Viertel der Sansibarer. Die Sansibarer.

Am Morgen des ersten Januar verabschiedeten wir uns vom Mudīr und Casati und machten uns in Begleitung der Gesandtschaft Kabarega's auf den Weg. Dr. Junker hatte nicht die Absicht, lange in Unjoro zu bleiben, sondern wollte bei der ersten Gelegenheit nach der Küste weiter reisen. Emin Bey ernannte mich durch zwei Schreiben vom 27. Dezember 1885, No. 29 und 30, zu seinem beglaubigten Vertreter dei dem König Kabarega. Das erste derselben, das mit allen meinen Papieren und Sachen auf dem Rückzug mit Stanley verloren gegangen ist, enthielt meine politische Instruktion etwa in folgendem Sinne: »Da Sie die einzige Person in der Provinz mit der Kenntnis einer europäischen Sprache sind, und für eine delikate und schwierige Mission genügend Takt besitzen, haben wir Sie zu unserem Vertreter bei dem Ssultan Kabarega erwählt. Sie haben sich demnach mit ihrer Familie zur Abreise nach Unjoro zu rüsten, wo Sie sich niederlassen werden, um über die Erhaltung der freundschaftlichen und geschäftlichen Beziehungen zwischen unserer Provinz und dem König Kabarega zu wachen. Sie werden Dr. Junker nach Unjoro begleiten und ihm behülflich sein, dass er bei der ersten Gelegenheit über Uganda nach Sansibar abreisen kann. Sie werden bei dem Ssultan bleiben, um

im Notfall den Rückzug der ägyptischen Beamten der Provinz vorzubereiten, sowie die Ankäufe von Stoffen und anderen unserem Personal notwendigen Gegenständen zu besorgen. Sie haben sich in Worten und Werken zu bemühen, das Vertrauen und die Freundschaft Kabarega's zu erhalten. Im übrigen haben Sie vor Ihrer Abreise uns aufzusuchen, um mündliche Instruktionen zu empfangen.« Die letzteren waren identisch mit den eben mitgeteilten. Emin Bey betonte namentlich die Notwendigkeit, Kabarega nicht zu verletzen und etwa entstehenden Schwierigkeiten nicht offen entgegenzutreten. Das zweite Schreiben, eins der seltenen Dokumente, die ich durch Zufall wiederbekommen habe, bestätigt das erstere; es lautet in wörtlicher Uebersetzung:

An den Herrn Apotheker p. p. der Provinz und seinen Vertreter bei dem Ssultan Kabarega.

»Es ist jedermann bekannt, dass die Beamten Kleider gebrauchen. Da nun Beziehungen mit dem König Kabarega existieren, ist es offenbar möglich, bei den Sansibarhändlern in Unjoro gegen Elfenbein die zu dem guten Aussehen unserer Beamten und Soldaten erforderlichen Stoffe einzutauschen. Zu diesem Zweck haben wir den Magazinbeamten unserer Stadt den Befehl erteilt, Elfenbein an unser Magazin in Wadelai zu senden, wo es einem besonderen Beamten übergeben werden soll, der es nach dem Lande Kabarega's schaffen und gegen die den Beamten und Truppen unserer Provinz notwendigen Waaren umtauschen soll. Da Sie nun beauftragt sind, sich in diesem Lande niederzulassen, halten wir es für angezeigt, Sie auch mit dieser Angelegenheit zu betrauen. Jede Elfenbeinsendung, die Ihnen zugehen wird, haben Sie gemäss dem jedesmal mitzusendenden Verzeichnis zu übernehmen und haben sich mit dem Ssultan Kabarega über den Ankauf der nötigen Stoffe und namentlich des Calico (Tromba) in's Einvernehmen zu setzen. Auf dem Verzeichnis der Elfenbeinmenge, die Sie erhalten werden, wollen Sie jedesmal die Menge der Stoffe jeder Art, die Sie dafür eingetauscht haben,

in arabischer Sprache vermerken, damit man es von da in die Rechnungsbücher der Provinz übertragen könne. Sie haben darauf zu achten, diese Erwerbungen zum Besten der Interessen der Regierung und der Beamten auszuführen.«

Mit diesen beiden Briefen versehen, reiste ich in Gesellschaft Dr. Junker's, zweier Soldaten und der fünf Gesandten Kabarega's nach Unjoro ab. Ich nahm 30 Elephantenzähne mit, die ich dem König und den obersten Würdenträgern von Unjoro als Geschenk Emin Bey's überreichen sollte. Nach sechsstündiger Fahrt kam der Dampfer »Chedive« an der Einmündung des Sees an, wo er Halt machen musste, um sein Heizungsmaterial zu ergänzen. Da am rechten Ufer der Häuptling Boki wohnte, so beschlossen wir, anstatt an Bord, vielmehr bei ihm die Nacht zuzubringen. Er setzte uns grossmütig eine Menge gerösteter Heuschrecken vor, welche Junker aus Liebe zur Wissenschaft und zur Bereicherung seiner Gaumenkenntnis zu essen begann, worauf ich, meinen Widerwillen überwindend seinem Beispiele folgte. Die geröstete Heuschrecke hat einen ziemlich angenehmen Geschmack, der die Mitte zwischen Fleisch und Frutto di Mare bildet. Sie ist leicht salzig und hat einen ausgesprochenen Geruch nach frischen Seefischen. Am Nachmittag des nächsten Tages hielt der »Chedive« auf dem anderen Ufer des Sees vor Kibiro. Bevor wir das Schiff verliessen, nahmen Junker und ich in dem See ein Bad. Der Anblick von zwei weissen Körpern war etwas Seltenes in diesen Gegenden und zog deshalb eine ganze Legion von Neugierigen an das Ufer. Kagaro, der Häuptling von Kibiro, bot uns Gastfreundschaft an, bis die nötigen Träger bereit wären. Er schenkte uns einen Hammel und eine Kasside Salz. Kagaro war von Kabarega als Chef zur Ueberwachung der Gewinnung des Salzes eingesetzt, welches Kibiro zu einem wichtigen Punkte und zu einer Quelle beträchtlicher Einnahmen macht. Wir blieben in Kibiro zwei Tage, während deren der Häuptling 320 Träger zum Transport unserer Sachen und des Elfenbeins zusammenbrachte. Die Zahl von 320 Trägern darf nicht verwundern. Wir schleppten

nicht viel Gepäck mit uns; aber mag man noch so wenig haben, man gebraucht doch stets ein grössere Anzahl Träger, da der Neger keine schweren Lasten liebt; das Maximum, was man ihm auflegen darf, sind 20 bis 25 Kilogr. Was den Handel und die Reisen in Afrika so erschwert, ist die Notwendigkeit, eine Menge Träger anwerben und unterhalten zu müssen. Nach einem Tagemarsch durch schöne Bananenwälder kamen wir des Abends nach einem Orte namens Kitana. Von dort nach Kabarega's Residenz Mpara gebrauchten wir zwei weitere Tage; am Abend des ersten rasteten wir in einem Dorfe Kiriangobi, wo die Mutter des Ssultans residierte. Der Weg von Kibiro ist sehr bequem und angenehm: überall Bananenpflanzen, klare Bäche und Menschen. Eine Viertelstunde vor Mpara fanden wir fünf neue Hütten, die auf Befehl des Königs für uns gebaut waren. Wir brachten hier unsere Sachen und meine Möbel unter und richteten uns in der Hauptstadt von Unjoro häuslich ein. Gegen Abend erhielten wir den Besuch eines Matongoli namens Babedongo, der uns im Namen des Königs willkommen hiess; er erkundigte sich nach den Einzelheiten unserer Reise und wollte besonders wissen, ob alles gut gegangen wäre, und seine Unterthanen uns gut empfangen hätten. Ferner überbrachte er uns von Seiten des Königs Lebensmittel. Dieselben bestanden in einem Ochsen, Merissa, Maismehl, Tabak, Kaffee, Kagata (süsse Kartoffeln), Marango (rote Bohnen) und ausserdem Brennholz und Bananen, alles in grosser Menge. Der König hiess uns schliesslich einige Tage von den Anstrengungen der Reise auszuruhen. Wir beauftragten Babedongo, Kabarega unseren Dank abzustatten. Am nächsten Tage begrüsste uns ein anderer Matongoli abermals im Namen Kabarega's und brachte uns zwei weitere Merissatöpfe und 15 Bananenbüschel (jedes Büschel enthält etwa 60 Früchte). Nicht als ob die Lebensmittel vom vorigen Abend auf die Neige gegangen wären — wir hatten sie kaum angerührt — aber es ist im Ssudān allgemein Sitte, dass der Eingeborene anständigerweise nicht mit leeren Händen vor seinem Gast erscheinen darf.

Die Matongoli von Unjoro tragen, wie die Magongohäuptlinge, eine Niakabuka und eine Tiomba darüber. Das gemeine Volk trägt blos eine Niakabuka aus einem gewöhnlichen und gröberen Stoff. Im Uebrigen gleichen die Eingeborenen von Unjoro ganz ihren Nachbarn, den Magongo, nur mit dem Unterschiede, dass sie weniger reinlich sind. Abgesehen von dem hohen Wuchse und kleinen Händen und Füssen, hat der Eingeborene von Unjoro das charakteristische Negergesicht mit platter Nase und wulstigen Lippen, welche zwei Reihen gut geformter und wunderbar weisser Zähne zeigen. Ausserdem hat der Wanjoro die Besonderheit, dass beim Lachen sein Gesicht sympathisch und freundlich aussieht. Die Grossen von Unjoro und Magongo behalten ihre Zähne und reissen die Vorderzähne nicht aus. Wie in Magongo trifft man auch in Unjoro eine besondere Rasse, die Wahuma oder Hirten, Leute von schönem bronzefarbenen Typus mit ziemlich feinen und sehr schönen Augen; sie beschäftigen sich fast ausschliesslich mit der Viehzucht.

Während der ersten drei Tage verliessen wir kaum unsere Hütten und beschäftigten uns mit der Ordnung unseres Gepäckes und der Möblirung unserer Wohnung. Von einem Augenblick zum anderen hofften wir zu dem König gerufen zu werden, dessen Stillschweigen uns etwas verwunderte. Am vierten Tage benutzten Dr. Junker und ich die Erlaubnis zum Besuche der Stadt. Mparo ist, abgesehen von seiner Grösse und seiner erheblichen Einwohnerzahl, ein Negerdorf wie alle anderen, ein Haufe von Binsen- und Strohhütten, die ohne Ordnung und Symmetrie über den Boden zerstreut sind. Ein Dragoman, der uns bei unserer Ankunft zur Verfügung gestellt war, diente uns bei unserem Gange als Führer. Erst am siebenten Tage liess der König uns wissen, dass er bereit wäre, uns zu empfangen. Die Audienz hätte schon am ersten Tage stattfinden können, aber Kabarega, welchen sein täglicher Verkehr mit den Sansibariten schlau gemacht hatte, ohne seine Unwissenheit zu beseitigen, hatte uns zu imponieren geglaubt, wenn er uns warten liess. Ein Matongoli namens Katagrua, ein

früherer Minister von Kabarega's Vater Kamrassi, hiess uns unsere schönsten Kleider anlegen, um uns vor dem König würdig zu präsentieren. Kabarega war sehr eitel und wollte seinen Leuten durch den Reichtum oder die Eleganz unserer Kleidung imponieren, um sich rühmen zu können, solche Gäste zu haben. Gegen Mittag erschien der Matongoli Mssigi, um uns bei dem Ssultan einzuführen. Fünf Minuten von unserer Wohnung trafen wir eine kleine Abteilung Banassura, die bei unserem Anblick Spalier bildeten. In einer geringen Entfernung davon präsentierte eine andere Abteilung bei unserem Vorübergehen das Gewehr unter den Klängen von Hörnern und Trommeln, der einzigen Militärmusik Unjoro's. Die Banassura bilden ein Heer von mehr als 1500 Mann, sind gut gekleidet, diszipliniert und mit Perkussionsflinten oder Schnellfeuergewehren bewaffnet. Das Korps war von einigen 30 Mann der ägyptischen Regierung organisiert worden, die bei Gelegenheit einer Hungersnot im Jahre 1886 aus den von Gordon Pascha in Unjoro eingerichteten Stationen Kassoga und Karota desertiert waren. Die Soldaten hatten ausser ihren Waffen auch ihre Musikinstrumente mitgenommen, von denen aber nur Horn und Trommel wegen ihres leichten Gebrauches angenommen worden waren.

Die Banassura empfangen weder Sold noch Rationen und müssen von Requisitionen leben, die von dem König geduldet sind und deshalb zum Vorwand einer regelrechten Ausplünderung der Bevölkerung gemacht werden. Da der König allein, in übrigens sehr summarischer Weise, Recht spricht und die Banassura seine Urteile vollstrecken, so dürfen diese in seinem Namen sich eine Menge Missbräuche erlauben, die man mit Unrecht dem König sämtlich zur Last legt. Die Räuberei der Banassura hatte ihnen wie ihrem Herrn die Zuneigung der Bevölkerung entfremdet, derart, dass dieses Heer von Plünderern für die Sicherheit des Königs notwendig geworden war, der das Volk nur durch den Schrecken vor dieser Soldateska in Respekt erhielt. Der Palast des Königs bestand aus einer ungeheuren Umzäunung, welche

eine Menge Hütten umschloss, in denen sein zahlreicher Harem und seine Dienerschaft wohnten. Im Vordergrunde dieser Umzäunung erhob sich eine kreisförmige Hütte mit zwei Eingängen. Eine Art spanischer Wand aus allen möglichen Shawls, Teppichen und seidenen oder baumwollenen Tüchern mit oder ohne Gold- und Silberstickerei, die an einander genäht waren, teilte die Hütte in zwei Teile; ihre bunten und grellen Farben gewährten einen ziemlich malerischen Anblick. In der Mitte und im Hintergrunde des Teiles, dessen Eingang nach vorn lag, thronte der Ssultan Kabarega auf einem grossen Stuhl, der mit Tüchern von derselben Art wie die Schirmwand bedeckt war.

Hinter ihr standen acht Wahumaburschen von 12—16 Jahren mit Winchestergewehren bewaffnet und hoben von Zeit zu Zeit aus Neugier oder Wachsamkeit den Vorhang in die Höhe, um einen Blick in die königliche Hütte zu werfen. Diese acht Wahuma bilden die Leibwache des Ssultans und werden immer nach einem halben Tage abgelöst. Rechts und links von Kabarega sassen in einer Reihe bis zum Eingang die obersten Häuptlinge Unjoro's auf dem Boden, welchen Papyrusblätter anstelle von Teppichen bedeckten. Die Hütte war aussen etwa im Abstande von vier Metern von einem Kreise Soldaten umringt. Dr. Junker und ich liessen uns auf Anweisung des Ssultans von unseren beiden Soldaten begleiten, die unsere Stühle trugen. Bei unserem Eintritt rührte sich der König nicht. Wir traten bis auf einen gewissen Abstand heran, worauf ich ihn arabisch mit den Worten: »Gruss dir, Ssultan« begrüsste, während Dr. Junker seinen Hut zog. Darauf stellten wir unsere Stühle rechts von ihm auf und nahmen mitten unter den Matongoli Platz. Das Portrait eines Negers zu machen, ist nicht leicht. Wir wollen uns deshalb mit der Bemerkung begnügen, dass der König seinen oben beschriebenen Unterthanen glich, nur dass seine Hände hübscher waren, da ihnen jede Arbeit sorgfältig erspart blieb. Er trug eine Hose, einen türkischen Rock von schwarzem Tuch (Stambulina) und einen Tarbusch. Weniger zivilisiert als Anfina, hatte er weder

Hemd noch Schuhe an. Als wir uns gesetzt hatten, wandte sich Kabarega in hochmütigem Tone und besonderer Betonung seiner Worte an Dr. Junker mit der Frage nach dem Ziel seiner Reise. Kabarega kannte es zwar sehr wohl, da er ja selber die Hersendung Junker's verlangt hatte und Emin Bey's Beamten ihm schon die nötige Aufklärung gegeben hatten. Der Dragoman Mssigi übersetzte uns die Fragen Kabarega's. Junker erwiderte, dass er gekommen sei, um sich, wenn möglich, den Weg nach Uganda zu öffnen, wo er mit seinen weissen Brüdern, den Missionaren, zusammentreffen wollte. Meinerseits befragt, erwiderte ich, dass ich Briefe von Emin Bey hätte, welche ich durch Vermittelung des Königs über Uganda und Sansibar an unseren Herrn nach Kairo senden wollte. Ich hatte kaum diese Worte gesprochen, als ein Matongoli rief: »Und wenn der König deinen Brief nicht weiter senden will?« »Der König hat allein bei sich zu befehlen; er ist der Herr und kann sich entschieden weigern, unsere Briefe weiter zu schicken. Du solltest einsehen, dass ich daraus keine Verpflichtung für den König gemacht habe, sondern im Gegenteil es als Gunst im Namen unseres Gouverneurs Emin Bey verlange. Ausserdem wird der König unsere Post nicht umsonst zu befördern brauchen, sondern für seine Dienste mit unseren Geschenken bezahlt werden. Wenn ihr Gewehre, Munition oder selbst eine Kanone wollt, so will ich sie euch geben, als Beweis der Freundschaft meines Herrn für den König.« Emin Bey hatte mir bei der Abreise gesagt: »Takt und immer wieder Takt,« eine Empfehlung, die ich nicht vergessen hatte. Ich merkte an Kabarega's sichtlicher Befriedigung, dass ich die empfindliche Saite bei ihm angeschlagen hatte. Er gab mir zur Antwort, dass Emin sein Bruder wäre, und er ihm jeden Gefallen thun würde. Dann richtete der König noch eine Menge Fragen an uns, bei denen wir manchmal nur mit Mühe das Lachen verbeissen konnten, z. B.: »Habt ihr eine gute Reise gemacht?« »Ja.« »Seid ihr mit meinen Unterthanen zufrieden?« »Gewiss.« »Ist mein Reich gross und schön?« »Ohne Zweifel.« »Bin ich

nicht ein grosser König?« »Wirklich, ein grosser König.« Dieser Stolz eines schwarzen Duodezfürsten, der sich einbildet, der grosse König eines grossen Reiches zu sein, hatte einen starken komischen Beigeschmack. Schliesslich fragte uns Kabarega, ob man uns genügend Lebensmittel geliefert hatte, worauf wir bejahend antworteten. Am Schluss dieser Vorstellungsaudienz sagte Kabarega: »Eure gegenwärtigen Hütten sind nur eine provisorische Unterkunft, bis ihr euch ausgeruht habt. Jetzt wählt Euch selbst einen Platz nach eurem Belieben, wo ich euch sofort die nötigen Wohnungen herrichten lassen werde.« Wir verabschiedeten uns von Sr. Majestät und traten in Begleitung eines Matongoli unseren Heimweg an. Als Platz für unsere zukünftige Wohnung wählten wir eine kleine Erhöhung, von der die ganze Stadt zu übersehen war. Zwar war der Boden mit süssen Kartoffeln bestanden, doch wurden sie auf Befehl des Matongoli sofort ausgerissen. Am folgenden Morgen gaben wir den auf Befehl des Königs zahlreich erschienenen Arbeitern den Plan zur neuen Wohnung an, die nach einigen zwanzig Tagen fertig wurde. Inzwischen wurden wir noch dreimal zu Kabarega berufen, den wir jedesmal anders gekleidet fanden, bald mit einer Abāje (Mantel) von gelbem Tuch, bald mit einem Kaftan (eine Art langes, seidenes Nachthemde) und darüber ein graues Jaquet, bald im Beduinenkostüm. Stets erkundigte er sich mit besonderem Interesse nach unserer Gesundheit und fragte uns, ob wir nichts wünschten, und ob wir und unsere Leute gehörig mit Lebensmitteln versehen wären. Jenes Aufgebot von Truppen und des ganzen oben beschriebenen Apparates hatte nur bei unserem ersten Besuche stattgefunden, später hatte Kabarega nur seine Matongoli und die wenigen jungen Wahuma, von denen er sich niemals trennt, um sich. Die Matongoli bringen ihre Zeit damit zu, rohe Kaffeebohnen zu kauen, als Ersatz für den Tabak, den sie vor dem Könige nicht rauchen dürfen. Der König selbst isst und raucht vor den Leuten nicht, sondern thut es nur, wenn er allein ist. Diese Sitte wird gleichfalls von den Matongoli befolgt. Bei unserem

zweiten Besuch verlangte der König die Briefe zu sehen, welche wir an die Missionare nach Uganda schicken wollten. Es waren zwei Schreiben an Mackay, eines von Emin Bey, das andere von Junker. Der König nahm sie mit den Worten: »Zählt von heute ab 19 Tage, dann werdet ihr die Antwort erhalten.« Er hielt thatsächlich Wort, und genau am neunzehnten Tage erhielten wir Mackay's Antwort, welcher ein französischer Brief Nubar Pascha's an Emin Bey beigelegt war. Mackay hatte denselben schon längere Zeit in den Händen gehabt, ohne ihn an seine Adresse befördern zu können. Der Brief enthielt die Nachricht von dem Falle Chartūms und der Räumung des Ssudān seitens der ägyptischen Regierung. Der Ministerpräsident gab Emin carte blanche für alle Massregeln, die er für opportun halten würde. »Die Regierung hat keinen anderen Wunsch, als Sie und Ihre Beamten und Soldaten zu retten. Thun Sie alles, was Sie zu diesem Zwecke für nötig halten. Der einzige Weg, den Sie einschlagen können, ist die Sansibarroute. Ein unbeschränkter Kredit ist Ihnen bei Sir J. Kirk in Sansibar eröffnet, auf den Sie alle Summen ziehen können, die Sie gebrauchen.« Dies war der Inhalt des von dem unglücklichen Bischof Hannington überbrachten Briefes. Hannington selbst war an der Landesgrenze von Uganda infolge seiner Unkenntnis der Landessitten umgebracht worden. Zwar hatte er bei seiner Ankunft an der Grenze Uganda's den König Muanga um die Erlaubnis, sein Gebiet betreten zu dürfen, gebeten. Die Erlaubnis war ihm auch gewährt worden, aber das Unglück wollte, dass der Bischof die Grenze überschritt, ohne die Erlaubnis abzuwarten, weshalb der König erzürnt den Befehl gab, ihn mit seiner ganzen Begleitung niederzumetzeln. Die Papiere des unglücklichen Bischofs samt dem Briefe Nubar Pascha's waren von Sansibarhändlern gesammelt worden, welche dieselben Mackay übergeben hatten.

Ich beeilte mich, Mackay's und Nubar Pascha's Brief an Emin zu schicken.

Vor der Ankunft von Mackay's Brief waren wir schon in die neuen und geräumigen Hütten übergesiedelt. Sie waren in ziemlich

grosser Zahl erbaut und mit einer Umzäunung umgeben; sie waren sämtlich sehr gross und konnten viel Menschen fassen, alles in der Aussicht der Ankunft unserer Beamten, welche in ihre Heimat zurückkehren sollten. Um die ganze Menge, deren Ankunft ich jeden Augenblick erwarten musste, ernähren zu können, begann ich Lebensmittel anzuschaffen; teils wurden sie von Kabarega geliefert, zum Teil tauschte ich sie gegen unsere Waren von den Eingeborenen ein.

Kaum waren wir in unserer neuen Wohnung eingerichtet, als wir auf geheimnisvolle Weise zwei Briefe, einen arabischen und einen französischen, beide von Ahmed Biri, einem wohlbekannten Händler von Tripolis, erhielten. Eines Abends gegen Sonnenuntergang sah ich bei mir einen Sansibarer namens Hamūda ankommen, der mit unserem Dragoman eintrat, um uns die Grüsse des Schēchs der in Unjoro angesessenen Sansibarer zu überbringen. Es gelang Hamūda, unbemerkt zwei Briefe unter meinen Tisch fallen zu lassen; kaum war er mit dem Dragoman davongegangen, hob ich die beiden Briefe auf, die zu meiner Ueberraschung die Unterschrift Biri's trugen; der arabische war an mich, der französische an Dr. Junker adressiert. In dem ersteren sagte Biri, dass er von Tripolis gebürtig, sich als Händler bei den Sansibarern befinde und dass er sich freuen würde, mich sehen zu können, wozu ich aber die Erlaubnis des Königs, das Viertel der Sansibarer besuchen zu dürfen, einholen müsste; ich würde ihn an seiner langen und hageren Gestalt leicht erkennen. Er empfahl mir für den Fall, dass ich ihn nicht allein treffen würde, ihn nur französisch oder türkisch anzureden. Im zweiten Briefe teilte Biri Dr. Junker mit, dass ein Deutscher, Dr. Fischer, sich in Afrika befände, ihn aufzusuchen, und dass die ägyptische Regierung verschiedene Schreiben an den Gouverneur der Provinz gerichtet hätte. Wo diese Schreiben sich befanden, besagte Biri's Brief nicht, doch schien es, als ob er es selbst bei der ersten Gelegenheit mündlich mitteilen wollte. Dies geheimnis-

volle Benehmen und die Besorgnis, seine Beziehungen zu uns entdeckt zu sehen, waren Biri von der Vorsicht geboten. Denn Kabarega war wie sein Nachbar Muanga sehr argwöhnisch. Mit unglaublicher Aufmerksamkeit überwachte er alle Personen, welche sein Land betraten und suchte jeden Verkehr derselben mit einander zu verhindern. Selbst wir, die wir auf sein Verlangen und als Emin Bey's Gesandte, den er seinen Freund und seinen weissen Bruder nannte, gekommen waren, selbst wir konnten der schärfsten Ueberwachung nicht entgehen. Die uns zur Verfügung gestellten beiden Banassura hatten nicht blos den Auftrag, uns nützlich zu sein, sondern waren gleichzeitig unsere Wächter und Kerkermeister. Der König selbst verbot uns niemals etwas, aber er verstand es, uns von den anderen Fremden stets fern zu halten. Kabarega selbst sagte uns zwar nie etwas, aber sein Dragoman hielt mit seinen guten Ratschlägen nicht zurück, die wir denn auch gebührend zu würdigen, d. h. als Befehle des Königs zu nehmen wussten. So pflegte der Dragoman zu sagen: »Der König will nicht, dass ihr euch in der Sonne müde lauft; bleibt lieber zu Hause; die Sansibarer sind zwar auch Weisse, jedoch von einer ganz anderen Rasse, und in eurem Interesse werdet ihr gut thun, sie nicht zu besuchen« u. s. w. Es war dasselbe Misstrauen, welches Emin Bey auf seinen beiden Reisen nach Uganda und auf seiner Reise nach Unjoro zu Gordon Pascha's Zeit erfahren hatte; in Uganda hatte er sich, ohne es zu wissen, nur wenige Schritte von Stanley und Mason befunden, und in Unjoro durfte er mit Nür Bey, der, wie er, Beamter der ägyptischen Regierung war, nicht verkehren. Diese argwöhnischen Duodezkönige verfuhren dabei auf eine ganz einfache Weise. Sobald sie die Annäherung eines Fremden erfuhren, sandten sie den anderen, der sich schon bei ihnen befand, in entgegengesetzter Richtung davon. Sie bilden sich ein, grosse Herrscher zu sein und halten streng daran fest, dass man nicht ohne ihr Wissen und gegen ihren Willen etwas unternimmt. Kabarega, den ich während meines dreimonatlichen Aufenthaltes bei ihm gut kennen lernen konnte,

war zwar kein Bösewicht, aber man durfte seine Empfindlickkeit weder reizen, noch die Landesordnung, wie er sie verstand, verletzen. Man musste für die geringste Kleinigkeit seine Erlaubnis einholen, bevor man auch nur einen Schritt unternehmen durfte; zwar wurde sie selten verweigert, aber ohne sie würde man in wirkliche Gefahr geraten sein. Kabarega hasst die Fremden nicht, sondern sieht sie gern und gewährt ihnen eine weitgehende Gastfreundschaft. Aus diesem Grunde verlangte er, dass wir während des ersten Monats bei ihm auch nicht das Geringste auf eigene Kosten kaufen sollten.

Um auf die Briefe Biri's zurückzukommen, so trieben uns die Neugier und das Interesse, ihn so schnell wie möglich aufzusuchen. Der lakonische Stil der Schreiben reizte unser Verlangen noch mehr, und Dr. Junker, der in Dr. Fischer einen Freund seiner Familie fand, war überzeugt, dass dieser von seinem Bruder selbst ausgeschickt war, um ihn zu suchen. Wir hatten keine Ruhe, bis wir von dem König die Erlaubnis erhielten, nach der Niederlassung der Sansibarer zu gehen. Aber der König wollte uns diese Erlaubnis nicht sofort geben, sondern liess uns noch zwei lange Tage warten. Endlich kam sie, und sofort begaben wir uns zu den Sansibarern, bei denen ich leichter, als ich erwartet hatte, den langen hageren Mann bemerkte, womit Biri sein eigenes Signalement gegeben hatte. Ich redete ihn französisch an, das er zu meinem Erstaunen sehr geläufig sprach. Um sein Bild zu vervollständigen, will ich hinzufügen, dass er regelmässige Züge, schwarze Haare und Augen, einen ganz kleinen Schnurrbart und statt Vollbart nur einige spärliche Härchen besass. Das Gesicht war länglich und die Physiognomie anziehend und sympathisch. Er hatte ganz das Aussehen eines Beduinen. Sein Alter schätzte ich auf kaum 35 Jahre. Als ehemaliger Beamter der Belgisch-Afrikanischen Gesellschaft war er sehr viel gereist und hatte den grössten Teil von Europa gesehen, wo er ausser der französischen und türkischen Sprache sich eine feine Lebensart angeeignet hatte. Nachdem er uns begrüsst und uns türkischen Tabak vorgesetzt

hatte, den wir schon seit sehr langer Zeit hatten entbehren müssen, erkundigte er sich nach unserer Lage und nach unserem Verhältnis zum König. Sodann erzählte er uns ausführlich den Aufstand Arabi's und die daraus hervorgegangene englische Okkupation von Aegypten, den Verlust und die Räumung des Ssudān seitens der ägyptischen Regierung, das tragische Ende Gordon Pascha's und den Fall von Chartūm. Ueber unsere Lage war er gut orientiert und versicherte mir, dass Briefe an unsere Adresse von dem ägyptischen Ministerpräsidenten Nubar Pascha in Uganda bei Mackay sich befänden. Dr. Junker konnte er bestätigen, dass Fischer gekommen sei, ihn zu suchen, wusste jedoch weder über dessen Expedition, noch über seinen augenblicklichen Aufenthalt etwas näheres anzugeben. Als ich ihm mitteilte, dass Kabarega unsere Briefe besorgen wollte und uns Antwort nach 19 Tagen zugesichert hätte, versicherte er mir, dass der König Wort halten werde. Biri bot uns seine Dienste für die Beförderung unserer Briefe und für die Erfüllung aller übrigen Wünsche an. Beim Abschied empfahl er uns das strengste Misstrauen gegen Babedongo, den ersten Minister des Königs, und gegen einen gewissen Abd el Rahmān, einen bei dem König sehr einflussreichen Sansibarer. Er lud uns schliesslich ein, bei seinem Gefährten, dem Schēch Massūdi, zu essen und versprach uns, den König um Erlaubnis zu bitten, auch seinerseits einmal bei uns essen zu dürfen. Wir nahmen dann das Viertel der Sansibarer noch besonders in Augenschein und fanden es bedeutend schöner und reinlicher als die Stadt Mparo. Die Hütten daselbst sind nicht rund, sondern von der Art des Dahr el Tōr (»Ochsenrücken«), wegen ihrer rechteckigen Gestalt und des Giebeldaches. Die Hütten sind zwar von demselben Material wie die einheimischen erbaut, aber mit viel grösserer Sorgfalt, und sind aussen wie innnen mit Binsenmatten bedeckt, die von Strohseilen zusammengehalten werden. Für gewöhnlich sind sie in zwei Abteilungen geteilt: die eine, nach der Strasse zu, bildet das Magazin, während die andere als Wohnung dient.

Die Sansibarer haben so zu sagen den Handel in ganz Zentralafrika monopolisiert. Sie importieren die verschiedenartigsten Waren, die sie gegen Elfenbein umtauschen. Ausser diesem erlaubten Exportartikel treiben sie aber auch noch Sklavenhandel und verkaufen die im Innern von Afrika zusammengebrachten Sklaven an der Küste. Wenn die Händler dem Uebelwollen oder den Intriguen des Königs nicht zum Opfer fallen, wie der arme Biri, können sie bei ihrem Handel viel Geld verdienen, und wenn sie ihr Schäfchen im Trockenen haben, kehren sie an die Küste zurück. Ebenso machten es die Händler von Chartūm zum grössten Teile, die unter Einsetzung ihres Lebens nach dem Süden zogen, um Geld zu verdienen, das sie dann nachher in Chartūm verzehrten. Bei der Abreise nach dem Innern hatte der Araber ebenso gut wie der Sansibarer die Losung: »Dahab ahmar wa illa mōt ahmar«, was wörtlich bedeutet: »rotes Gold oder roter Tod« und besagen will: sein Glück machen oder sterben. In der guten alten Zeit des ägyptischen Ssudān gab es ein beliebtes Lied, das einen Massstab dafür abgiebt, welche Reichtümer sich der Araber in diesen entfernten Gegenden vorstellte. Eine Strophe davon lautet:

Gabal Ladó ssāfi
Ma had saghálu
Habīb hadréti kamálu
Fi gheir makān cheir mā fi.

»Die Berge von Ladó sind reines Gold. Noch keiner hat es angerührt. Meine Geliebten sollen es essen. Anderswo giebt es keine schönen Dinge.«

KAPITEL VII.

Mackay's Brief. Geschenke für Kabarega. Ich verteile mein Elfenbein. Kabarega's Herden. Erhaltung der Rinderrasse. Preis des Elfenbeins. Die Kauri oder Ssimbi. Einführung der Kauri. Der Handel von Unjoro. Zollgebühr. Aberglauben. Die Hühner. Die Kudjur. Die Justiz. Eine Anrufung Neptuns. Der Kudjur als Arzt und Zauberer. Die heiligen Kühe. Die Königinmutter. Die Prinzen. Kabarega's Harem. Die weiblichen Ungetüme. Junker's Abreise nach Uganda. Der Krieg.

Unmittelbar nachdem ich Biri verlassen hatte, schrieb ich Emin Bey einen ausführlichen Bericht über unsere Unterredung auf Arabisch, welchem Junker seinerseits einige Worte samt der Abschrift seines französischen Briefes beifügte. Wenige Tage darauf, genau an dem von Kabarega angegebenen Termin, erhielt ich von ihm die Post von Uganda. Sie bestand, wie schon oben bemerkt, aus einem englischen Brief Mackay's an Emin Bey, einem anderen Brief an Dr. Junker und dem Briefe Nubar Pascha's, von dem Biri mir schon gesprochen hatte.

Mackay schrieb Junker, dass er vom König Muanga die Erlaubnis für ihn erwirkt habe, das Gebiet von Uganda betreten zu dürfen und fügte hinzu: »Suchen Sie bei der ersten Gelegenheit zu mir zu kommen, von hier werden Sie leicht nach der Küste abreisen können. Für Emin Bey's Beamten ist es mir absolut unmöglich gewesen, vom König die Erlaubnis zu erhalten, sein Land betreten zu dürfen. Ich bitte Sie, hiervon Emin Bey Mitteilung zu machen.« Den Inhalt von Nubar Pascha's Schreiben, von dem ich eine Abschrift nahm, habe ich schon oben mitgeteilt.

Bis dahin hatte ich Kabarega nur kleine Geschenke gemacht und das Elfenbein für eine bessere Gelegenheit aufgespart. Jedes-

mal, wenn ich ihn besuchte, nahm ich etwas aus meinem Privateigentum für ihn mit, bald einen Teppich, bald einen Koffer, ein Gewehr, eiserne Stühle oder dergleichen. Nur einmal verlangte er von selbst etwas, nämlich eine Bürste für seine Kleider. Er sagte: »Ihr habt da ein Ding, mit welchem Ihr Eure Kleider fegt, eine Mogschascha; die Sansibararaber bringen diese Mogschascha nicht mit, und ich würde mich sehr freuen, eine für meinen eigenen Bedarf zu erhalten.« Sofort holte ich ihm eine Kleiderbürste, eine Haarbürste, eine Zahn- und eine Nagelbürste samt zwei Kämmen für Haare und Bart und einem Paar Scheeren. Kabarega war über diese Kleinigkeiten mehr erfreut, als über alle bisherigen Geschenke. Als ich ihm den Koffer schenkte, meinte er, dass er zu gross und im Falle einer Feuersbrunst zu schwer zu transportieren wäre, — welche letztere hier zu Lande häufig genug vorkommen — und bat mich um einen kleineren. Da erinnerte ich mich, dass ich einige Zeit vorher von Hauäsch verschiedene merkwürdige Holzsachen aus Mambettu, darunter eine kleine rechteckige Kiste aus einem Stück Holz, erhalten hatte. Ich brachte sie Kabarega, der darüber sehr erfreut war. Als er bemerkte dass sie aus einem einzigen Stück Holz gemacht sei, fragte er mich, ob seine Leute fähig wären, solche Arbeit nachzumachen. Ich erwiderte ihm, dass die Wanjoro keine Uebung in solcher Arbeit besässen und es ihnen schwer fallen würde, es hierin den Mambettu gleichzuthun, welche die verschiedenartigsten und schwierigsten Gegenstände aus einem Stück Holz herzustellen verständen. In wirklich künstlerischer Weise wissen sie Schüsseln, Teller, Näpfe, Untersätze und selbst die türkische Kanne mit ihrem langen und gekrümmten Halse nachzuahmen. Die Wanjoro dagegen verstehen Felle zuzubereiten. Dies ist ihre Spezialität, wie die Holzbearbeitung bei den Mambettu. Meine Bemerkungen erregten Kabarega's Eifersucht, der an seinen Fingern bis fünf zählte und dann sagte: »An diesem Tage (am 5.) komme wieder her, und ich werde Dir zeigen, ob meine Unterthanen eine ganz gleiche Kiste anfertigen können oder nicht.«

Am fünften Tage hatten die Wanjoro unter den schrecklichsten Drohungen ihres Königs thatsächlich eine ähnliche Kiste von vielleicht noch besserer Ausführung zu Stande gebracht. Voll Stolz zeigte sie mir Kabarega mit den Worten: »Wozu nützt es, König zu sein, wenn ich meine Unterthanen nicht alle Dinge machen lassen kann, die ich will?« »Aber wenn Du etwas verlangst, was über ihre Kräfte oder über ihr Können geht?« »Da hat es keine Not, denn ich habe den Kopf nicht verloren; ich werde sie nie heissen, mir den Mond zu holen, aber wenn es sich um eine Sache handelt, die unser Vermögen nicht übersteigt, kann ich nicht zugeben, dass man vor der ersten Schwierigkeit Halt macht.« Für einen Negerkönig war das verständig genug, und ich beugte mich.

Ich habe oben bemerkt, dass ich mein Elfenbein für eine grössere Gelegenheit aufgespart hatte. Nunmehr glaubte ich, es Kabarega als Zeichen der Dankbarkeit unserer Regierung für den Dienst, den er uns mit dem Heranschaffen der Post von Uganda geleistet hatte, geben zu müssen. Am Tage nach der Ankunft der Post überreichte ich ihm also 20 Elefantenzähne, ferner einen seinem Minister Babedongo, einen dem Sansibarer Abd el Rahmān, einen Katagrua, dem ehemaligen Minister von Kabarega's Vater Kamrassi, einen vierten Mssigi, einem Befehlshaber der Banassūra, drei andere verschiedenen Befehlshabern und behielt nur die drei letzten für alle Fälle zurück. Die Elefantenzähne, welche ich Kabarega gegeben hatte, waren klein, was er mich auf ziemlich eigentümliche Weise merken liess. Nachdem er sie lächelnd betrachtet hatte, sprach er einige Worte zu seinem Diener, der sofort hinausging. Einige Augenblicke darauf führte mich Kabarega aus der Hütte und zeigte mir eine Herde stattlicher Rinder von mehr als 1000 Stück. »Siehe die Hörner meiner Rinder an,« sagte er, »ob sie nicht grösser sind, als Deine Elefantenzähne.« Wenn nun auch die Hörner von Kabarega's Rindern trotz ihrer Grösse auch dem kleinsten Elefantenzahn nicht gleich waren, so hatten sie immerhin eine respektable Länge, auch die Rinder

waren von erstaunlicher Grösse und Stärke. Offenbar wollte mir Kabarega in seiner Eitelkeit mit seinem Reichtum imponieren, welcher in diesen Ländern nicht in dem Besitze von Gold, das hier seinen konventionellen Wert entbehrt und darum vollständig wertlos ist, sondern in unzähligen Herden oder möglichst vielen Sklaven besteht. Unjoro ist vielleicht das reichste Rinderland. Die Herden des Königs allein zählen nach Hunderttausenden. Die Ursache für diese unglaubliche Menge ist das absolute Verbot, Kühe zu schlachten, welche nur im Falle notorischer Unfruchtbarkeit, mag sie natürlich oder durch das Alter verursacht sein, getötet werden dürfen; aber selbst in diesem Fall ist eine besondere Erlaubnis des Königs notwendig. Wenn jemand dieses Gesetz übertritt, so wird ihm sein Hab und Gut eingezogen und seine Familie in die Sklaverei verkauft. Von Zeit zu Zeit müssen die mit der Bewachung der Herden beauftragten Matongoli dieselben vor dem König Revue passieren lassen, damit er sich persönlich von ihrem Zustand überzeugen kann. Für die Menschen existieren in Unjoro weder Statistiken, noch Bevölkerungslisten, wohl aber giebt es diese Formalitäten für das Hornvieh. In ganz Unjoro sind die Rinder das ausschliessliche Eigentum des Königs; er übergiebt sie allerdings seinen Unterthanen, um sie weiden zu lassen, und gestattet ihnen auch, die Milch zu gebrauchen; aber immerhin ist dies nur eine Art Niessbrauch, während sie durchweg Eigentum des Königs bleiben.

Trotz der Verachtung, die Kabarega für mein Geschenk zu zeigen schien, hütete er sich wohl, es auszuschlagen, da das Elfenbein von den Sansibarern sehr gesucht ist und ein nützliches Tauschmittel in Unjoro abgiebt. Ausserdem ist das Land sehr arm an dem Artikel, der sich nur an einem Punkte in den Landubergen, im Norden des Albertsees, findet. Schliesslich repräsentierten die 20 Stück immerhin einen Wert von 1500 Francs, die, in Waren umgewandelt, für den König von Unjoro keine zu verachtende Menge waren. Die Sansibarer kaufen nämlich das Elfenbein in Unjoro zum Preise von 4500 Kauri oder Ssimbi für

das Frāssila, d. h. ungefähr 25 englische Pfund. Die 20 Zähne wogen jeder etwa ein Frāssila, hatten also zusammen einen Wert von 90 000 Ssimbi, von denen 250 auf einen Madjīdithaler (= 4 Francs und eine Kleinigkeit) gehen, macht also für alle 20 Zähne zusammen einen Wert von ungefähr 1500 Francs. Die Sansibarer verkaufen das Elfenbein an der Küste mit 80 bis 100 Thaler (320—400 Francs) pro Frāssila, haben aber bis dahin grosse Spesen.

Die Basis des Handels in Unjoro bildet die von den Sansibarern eingeführte Rechnung nach Kauri, von denen unabänderlich 250 Stück auf einen Madjīdithaler gehen. Das soll nicht heissen, dass man im geschäftlichen Verkehr mit den Eingeborenen Silbergeld gebraucht; solche Münze hatte nur kurze Zeit kursiert; — als Gordon Pascha das Land okkupiert hatte, hatten die ägyptischen Truppen Silbergeld im Verkehr mit den Sansibarhändlern in Umlauf gesetzt. Wenn also der Kaufmann irgend einen Gegenstand, z. B. für einen Thaler, verkaufen kann, nachdem er seine Spesen und den beabsichtigten Gewinn daraufgeschlagen hat, giebt er ihn für 250 Ssimbi oder solche Gegenstände her, welche diesen Wert darstellen. Dieser Preis der Ssimbi, der von den Sansibarern seit einer undenklichen Zeit festgesetzt ist, lässt annehmen, dass der Gebrauch der Muscheln als konventionelle Münze von Leuten der Ostküste Afrikas eingeführt worden ist. Was diese Vermutung bestätigt, ist der Umstand, dass die Ssimbi von der Ostküste bis hin zu den Ufern des Congo gebraucht wird, während sie an der Küste des atlantischen Oceans nirgends bekannt ist. Jedoch an der Ostküste bis hinauf zum roten Meer ist sie sehr verbreitet, allerdings nicht als Münze, sondern als Schmuckgegenstand; selbst in ganz Arabien sind die Kameelsättel damit verziert.

Der Handelsverkehr in Unjoro ist Dank der Thätigkeit der Sansibarer ziemlich lebhaft, welche unermüdlich, wie der ewige Jude, von der Küste nach Zentralafrika und umgekehrt wandern. Dabei herrscht in Unjoro eine gewisse Rechtlichkeit im geschäft-

lichen Verkehr, da der Wert jedes Gegenstandes vom Ssultan selbst festgesetzt wird und fast nie variiert. Zum Beweise hierfür will ich eine Anekdote anführen, aus welcher ausserdem hervorgeht, wie genau Kabarega über alle Vorgänge in seinem Gebiet unterrichtet war. Etwa einen guten Monat nach meiner Ankunft hatte ich ein Huhn gekauft und dafür 30 Muscheln bezahlt, während es nur 25 kostete. Bald darauf erschien ein Dragoman des Königs und brachte mir 5 Muscheln mit den Worten zurück: »Ein Huhn kostet nur 25 Ssimbi, während Du 30 gegeben hast. Der Verkäufer hat unrecht gehandelt, und der König wird ihn bestrafen, aber er lässt Dir empfehlen, bei Deinen Einkäufen darauf zu achten, einen Gegenstand nie über seinen Wert zu bezahlen, zunächst in Deinem eigenen Interesse und sodann, um den Markt nicht zu stören.«

Im Folgenden gebe ich eine Uebersicht über die Preise der hauptsächlichsten Handelsartikel:

Eine Sklavin (Mädchen oder Frau) .	12 000—15 000 Ssimbi,
ein Sklave (Bursche)	8 000—10 000 „
eine Milchkuh	4 000—5 000 „
ein Ochskalb	1 200—1 500 „
ein Hammel	300—400 „
eine Niakabuka von Usongora . .	400—450 „
eine gewöhnliche Niakabuka . . .	300—350 „
ein Mpango	400—450 „
ein Rinderfell für ein Mpango . .	100 „
ein Topf von 10 Litern Muinge (ein aus gegohrenem Bananensaft hergestellter Likör)	40 „
ein Stück Fleisch von ungefähr 3 Kilogramm	30 „
ein Huhn	25 „
ein Korb Kagata (süsse Kartoffel) von ungefähr 15 Kilogramm . .	15 „
ein Stück frischer Butter von einer Unze	5

eine Ladung Holz von 15—20 Kilogr.	5	Ssimbi,
eine Kasside (Kaffeemaass) . . .	5	„
ein Ei	3	„
eine Banane von der Garambaart, die man zum Nachtisch isst . .	1	„
drei Bananen von der Miamuniaart, welche das Brot ersetzt . . .	1	„

Für die wichtigsten Importartikel, welche den Hauptbestandteil des Sansibarhandels ausmachen, seidene, wollene oder baumwollene Stoffe, sind die Preise folgende:

Ein Doti[1]) Madapolam	400	Ssimbi,
ein Doti Trumba, brauner amerikanischer Calico	250	„
ein Doti Kanika, leichter blauer Kalico . .	250	„
ein Doti Bandēra, ein roter Baumwollenstoff, der seinen Namen davon hat, dass er dieselbe rote Farbe wie die ägyptische und sansibarische Flagge hat	300	„
ein Doti baumwollener Taschentücher (6 Stück)	400	„

Die übrigen seidenen oder wollenen Stoffe werden zu entsprechenden Preisen verkauft.

Jeder Kaufmann muss bei seiner Ankunft in Unjoro zunächst sämtliche Waren dem Könige vorzeigen. Dieser trifft daraus seine Auswahl und nimmt, was ihm gefällt, ohne zu bezahlen. Allerdings giebt er bisweilen Elfenbein zum Tausch, jedoch ist das für ihn nur fakultativ, während der Händler verpflichtet ist, ihm alles zu überlassen, was ihm gefällt. Man kann dies mit den Zollgebühren unserer zivilisierten Länder vergleichen, nur dass sie hier ganz willkürlich erhoben werden. Erst vier oder fünf Tage nachher erhält der Händler die Erlaubnis, seine Waren im Lande zu verkaufen.

Religiöse Vorstellungen finden sich bei der Bevölkerung in Unjoro nicht, wo der König zu gleicher Zeit der Gott ist. Aller-

[1]) Ein Doti ist so lang wie die ausgestreckten Arme des Menschen, ungefähr 2,50 Meter.

dings ist viel Aberglauben im Schwange, dem die Hühner zum Opfer fallen. Das Orakel antwortet auf alle Fragen nur durch das arme Tier. Wenn ein Krieg ausbricht oder eine Razzia zu unternehmen ist, nimmt man ein ganz schwarzes Huhn und lässt es die besonders zubereitete Abkochung einer bestimmten Pflanze trinken. Die Aufsuchung der Pflanze und die Zubereitung der Flüssigkeit geschieht unter Beobachtung der abergläubischsten Gebräuche. Ein noch nicht mannbarer Knabe (wie in der zivilisierten Welt, haftet auch bei diesen Wilden dem Zustande der Mannbarkeit die gleiche alberne Vorstellung von der Unreinheit an) muss die Wurzel der Pflanze aus der Erde ziehen; sowohl wenn er die Pflanze aufsucht, wie auf dem Rückwege muss er jeden Pfad vermeiden, auf welchem er die Spuren von Menschen finden könnte, muss also die unbequemsten Wege einschlagen. Der Stengel wird dann in Stücke geschnitten und der Bast mit einer Art Messer sorgfältig abgeschabt. Dann wird in die Erde ein Loch in der Form einer Tasse gegraben und mit einem grossen Blatt ausgekleidet, das als Behälter dient. Dies improvisierte Gefäss wird mit Wasser gefüllt und der Stengel hineingeworfen. Wenn nach einigen Minuten das Wasser mit dem Safte dieser unbekannten Pflanze sich vermischt hat, beginnt es zu schäumen; sobald dies vorüber ist, ist die Flüssigkeit für den Kudjur fertig. Stirbt das Huhn an dem Tranke, so ist dies ein schlimmes Vorzeichen und man lässt von der geplanten Unternehmung ab; geht es aber nicht zu Grunde, so wird das Vorhaben frohen Mutes ausgeführt. Wenn der Neger irgend einen Handel abschliessen, oder in den Wald auf die Jagd gehen, oder einen blossen Freundschaftsbesuch abstatten soll, befragt er zuvor das Schicksal, indem er eine arme Henne vergiftet, und wenn sie dem Trank nicht widersteht, verzichtet er auf sein Vorhaben, das sonst schlimme Folgen haben könnte. Wenn sich ein Streit erhebt, wird der Trank zwei Hühnern, für jede Partei einem, eingegeben. Die Partei, deren Huhn stirbt, bekommt durchaus Unrecht, denn der Kudjur entscheidet ohne Berufung, und der König

als oberster Richter giebt dem Eigentümer des Huhnes Recht, welches die Probe überstanden hat. In dem benachbarten Königreich Uganda lässt der König denselben Trank dem eines Diebstahls Angeklagten reichen. Bleibt der Angeklagte am Leben, so wird er für unschuldig erklärt, ausserdem muss ihm der Ankläger den halben Wert des angeblich gestohlenen Gegenstandes zahlen. Stirbt er aber, so ist er natürlich schuldig. Wegen dieses Aberglaubens wird das Huhn für ein heiliges Tier angesehen, das ausschliesslich für die Kudjur da ist. Niemand isst es, und als man uns diese Tiere kaufen und essen sah, wurden wir mit einem Gemisch von Erstaunen und Schrecken angesehen. Dies hatte aber noch die weitere unangenehme Folge, dass man uns absolut keine Milch mehr verkaufen wollte. Unser Dragoman erklärte uns, dass, wenn wir die Milch in einen Topf gössen, in welchem wir ein Huhn gekocht hätten, dieses der betreffenden Kuh Unglück bringen würde. Alle Vernunftgründe und Bitten blieben unnütz, und wir konnten keinen Tropfen Milch mehr erhalten. Ueberall in Unjoro findet man eine Menge toter Hühner auf dem Boden liegen. Bevor ich mit Dr. Junker die Nordküste des Albertsees verliess, um nach Unjoro zu gehen, hatte der Häuptling Boki auf Befehl Kabarega's von seinem Kudjur den See beschwören lassen, während unserer Ueberfahrt ruhig zu bleiben. Ein ganz weisser Hahn wurde vom Kudjur mit den nötigen magischen Beschwörungen in den See geworfen. Der See, der namentlich nachmittags mehr bewegt als ruhig ist, blieb an diesem Tage aus reinem Zufall vollkommen still, was dem Kudjur natürlich einen ungeheuren Kredit verschaffte.

Die eigentliche Bedeutung des Wortes ist in Unjoro wie in dem ägyptischen Ssudān Doktor. Demnach hiess ich bei Kabarega der Kudjur der Türken.

Jeder Häuptling hat in diesen Gegenden seinen eigenen Kudjur, der bei ihm in der höchsten Achtung steht und von dem er sich niemals trennt. Eine solche merkwürdige Persönlichkeit, deren Amt sich von dem Vater auf den Sohn vererbt, unter-

scheidet sich von dem Stamme durch einen lächerlichen Anzug und durch eine Menge Glasperlen und Messingdraht um Hals, Arme, Hüften, Beine und Knöchel, ferner durch sein extravagantes Benehmen und seinen stets verstörten Blick. Er ist mit einem Wort der Typus eines muhammedanischen Heiligen, wie man ihn in den Strassen Kairos mit bizarren Lumpen bedeckt herumlaufen sehen kann. Ausser seiner ärztlichen Eigenschaft ist er Prophet und Zauberer. Er macht Regen oder Sonnenschein, beschwört Pestilenz und Epidemien und verleiht den Seinigen Sieg. Selbstverständlich geniesst er ein sehr hohes Ansehen, und man streitet sich um die Gunst, seinen Acker selbst vor dem des Häuptlings bebauen zu dürfen, derart, dass der Kudjur immer zuerst seine Ernte geborgen hat.

Wie die Hühner für das Orakel bestimmt sind, giebt es gewisse Lebensmittel, welche ausschliesslich dem König vorbehalten sind. Zunächst isst Kabarega nur Fleisch von Kälbern von einer besonderen Farbe. Diese müssen am ganzen Körper gleichmässig dunkelbraun sein und einen weissen Fleck am Kopfe haben. Thiere mit diesem Kennzeichen werden unverzüglich zum Könige gebracht. Von Bananen isst der König nur die Garambaart. Diese Bevorzugung in Verbindung mit der Thatsache, dass diese Art im Verhältnis zu der Niamuniart selten ist, bewirkt, dass der Preis der Garambabananen dreimal höher ist, als der anderer.

Die Königinmutter geniesst einen ebenso grossen, wenn nicht noch grösseren Respekt als ihr Sohn. Sie bewohnt eine besondere Stadt (Kitana) und hat ebenso viele Beamte, Minister, Manioru (Oberhäuptlinge[1]) und Matongoli, wie der König selbst. Ausserdem besitzt sie wie Kabarega eine ansehnliche Zahl Rinderherden, die jenen Würdenträgern zur Bewachung und zum Niessbrauch anvertraut sind.

Die Kinder des Königs wohnen nicht bei ihm, geniessen auch keinerlei Vorrechte und werden wie einfache Unterthanen be-

[1]) cf. Casati, II. 44—45. B. M.

handelt. Sie werden den Matongoli übergeben und von dem König entfernt gehalten, aus Furcht vor Komplotten gegen ihn.

Kabarega besitzt gleich den orientalischen Herrschern einen zahlreichen Harem, aber seine Lieblingsfrauen sind die gemästeten. Die Königinmutter besorgt das Geschäft, Frauen zu missgestalteten und unglaublichen Fleischklumpen heranzubilden. Die von ihr ausgewählten Mädchen werden jeder Arbeit, sogar jeder Bewegung entzogen und müssen in einer Hütte kauern, wo sie auf geradezu widerliche Art gemästet werden. Jede von diesen Unglücklichen muss mit oder wider Willen Rationen verschlingen, die eine ganze Familie satt machen könnten, und nach diesem Mahle ein Gefäss von etwa drei Liter Milch bis auf den letzten Tropfen leeren. Diese Monstra von Frauen gewähren einen unsäglich abscheulichen Anblick. Man könnte sie mit einem Würfel vergleichen, wenigstens sind sie ebenso dick wie lang. Die Augen und Gesichtszüge sind in einem missgestalteten unnennbaren Fleischklumpen verschwunden, aber gerade daran findet der König seinen Gefallen.

In Unjoro erfreut sich die Frau einer souveränen Verachtung, noch viel mehr als irgendwo im Orient. Der Ssudānese betrachtet sie nur als ein notwendiges Objekt zur Erhaltung der Rasse; und aus dieser Verachtung ist für die Frau die Pflicht entsprungen, Morgens und Abends die Füsse ihres Mannes, ihres Herrn und Meisters, zu waschen. Dem ganz entsprechend hat der Mann eine hohe Vorstellung von seiner eigenen Person. Er trinkt die Milch nur, wenn sie sauer geworden ist, und isst Bananen nur unreif, indem er mit Stolz sagt: die süssen Dinge sind für die Weiber, der starke Mann darf nur solche Sachen essen, die einen starken Geschmack haben.

Endlich erhielt Dr. Junker von Mackay einen Brief mit der Mitteilung, dass der König Muanga ihm gestatte, Uganda zu betreten. Vor seiner Abreise schenkte Junker Kabarega einen europäischen Anzug aus schwarzem Tuch und entschuldigte sich, ihm nichts besseres anbieten zu können. Kabarega nahm das

Geschenk an und erwiderte ihm höflich, er wüsste, dass er ein Reisender wäre und nichts besässe. Am 2. März brach Junker mit 300 vom König gestellten Trägern in Begleitung des Soldaten Sserūr, der drei Briefe Emin Bey's an S. H. den Chedive nach Kairo überbringen sollte, nach Uganda auf. Junker hatte mich überreden wollen, ihn zu begleiten, und hatte seine Abreise bis zum Eintreffen von Emin's Erlaubnis für mich aufschieben wollen. Ich musste sein Anerbieten ausschlagen, da mich meine Pflicht bei Emin zurückhielt. Selbst Kabarega riet mir abzureisen und sagte: »Was willst Du hier mitten unter den Schwarzen und in einer so gefährlichen Zeit bleiben? Du thätest besser, mit Deinem Bruder nach dem Lande der Weissen abzureisen.«

Kurz zuvor, am 25. Februar, waren meine Leute von Wadelai angelangt, da Emin Bey glaubte, dass mein Aufenthalt in Mparo sich noch lange hinausziehen würde. Ich selbst ahnte nicht im entferntesten, dass wir an dem Vorabend eines Krieges zwischen Unjoro und Uganda standen, und ich bald gezwungen sein würde, mich zurückzuziehen. Kein Anzeichen, keine Nachricht war verlautet, nach welchen man hätte annehmen können, dass ein Krieg auf dem Punkte war, auszubrechen; und trotzdem waren die Rüstungen auf beiden Seiten, wie ich später inne wurde, auf das energischste betrieben worden. Von Kabarega, der von Tag zu Tage auf den Einfall des Wagandaheeres sich gefasst gemacht hatte, war eine absolute Verschwiegenheit angeordnet worden. Aus dieser Befürchtung hatte man auf ausdrücklichen Befehl des Königs meine Leute in Kitana drei Tage lang festgehalten. Erst als Kabarega glaubte, dass der Sturm vorüber wäre, hatte er ihnen erlaubt, ihren Weg zu mir fortzusetzen. Emin Bey schickte mir 50 Stück Elfenbein samt einem Brief, in welchem er mir auftrug, Junker gegen Quittung so viel Elfenbein zur Verfügung zu stellen, als er unterwegs zum Eintausch gebrauchen könnte. Junker wollte jedoch nichts annehmen, da er bei seiner Ankunft in Uganda von Mackay sich alles leicht verschaffen könnte.

KAPITEL VIII.

Ich verlasse Mparo. Eilmarsch. Ankunft in Kibiro. Ursachen des Krieges. Art der Kriegführung. Ich besetze die Insel Tonguru. Falscher Alarm. Ankunft meines Gepäckes und der Truppen. Bericht über den Krieg zwischen Uganda und Unjoro. Kabarega's Beiname Tschua (»Löwe«). Brief von Junker. Ich reise nach Wadelai. Plan einer Reise nach Uganda. Casati geht zu Kabarega. Ahmed Räïf. Unordnungen in Tonguru. Meine Rückkehr dorthin. Tonguru in Gefahr. Der Blutbund. Bestrafung des Häuptlings Kussa. Sturm auf dem Albertsee.

Am 7. März Mittags erschien der Dragoman Wando unvermutet bei mir. Er brachte mir 32 Träger mit dem Befehle Kabarega's, sein Land unverzüglich zu verlassen, da die Waganda kaum eine halbe Stunde vor der Hauptstadt ständen; ich sollte von meinem Gepäck mitnehmen, was ich könnte, den Rest würde er mir später nachschicken. Die Lage war kritisch, und wenn ich mir die Art der Kriegführung in diesem Lande vor Augen hielt, hatte ich keinen Augenblick zu verlieren. Denn das erste, was die Einwohner bei einem feindlichen Einfall thun, ist, alle ihre Häuser niederzubrennen. Wenn ich blieb und das Glück hatte, vom Feinde verschont zu werden, hätte ich mich nach dem Brande in einer völligen Einöde befunden. Den König auf seiner Flucht zu begleiten, wäre ebenso misslich als beschwerlich gewesen. Aus allen diesen Gründen entschloss ich mich zu einem eiligen Rückzuge. Kaum hatte ich die Stadt verlassen, als sie in Flammen aufging; von Zeit zu Zeit mich umblickend, konnte ich das schauerlich schöne Schauspiel geniessen, wie eine grosse, ganz aus Stroh erbaute Stadt gleich einem ungeheurem Feuermeere flammte. Meine Leute und der Dragoman Wando hatten vom König den Befehl, mich in Eilmärschen vom Kriegs-

schauplatze zu entfernen. Wir mussten deshalb während der ersten Hälfte der Nacht unseren Weg bei Fackellicht fortsetzen. Gegen Mitternacht gelangten wir in ein Dorf, wo wir den Rest der Nacht zubrachten. Beim ersten Morgenschimmer wurde ich gewahr, dass die Träger mich verlassen hatten und das Dorf vollständig verödet war. Die Einwohner waren von dem allgemeinen Schrecken ergriffen worden und hatten sich unter Mitnahme ihrer Habe geflüchtet. Meine Träger hatten das gleiche gethan, so dass ich mich in dem verlassenen Dorfe mit meinen beiden Soldaten, meinem Dragoman und einigen Banassura allein befand. Ich verlangte von dem Dragoman, mir andere Träger zu besorgen; er erwiderte mir, dass dies unmöglich wäre und dass seine Autorität nichts mehr ausrichte, da in Kriegszeiten die Befehle nicht mehr respektiert würden. Er hiess mich aber warten, da auf dem ganzen Wege, den wir zu nehmen hatten, alle Leute von unserer Durchreise benachrichtigt wären und sicher bald kommen würden, uns zu helfen. Wirklich erschienen gegen Mittag fünf Männer, von denen ich meine Frau Ssaïda und meinen Sohn Mûssa auf einem Angareb fortschaffen liess, während ich mein ganzes Gepäck in dem Dorfe zurückliess. Ich hatte das grösste Interesse, so schnell wie möglich nach Kibiro zu kommen, denn Emin Bey hatte auf die Nachricht von dem Ausbruch des Krieges dem Dampfer »Chedive« Befehl gegeben, acht Tage lang vor Kibiro auf mich zu warten. Schon mehr als die Hälfte dieser Zeit war vergangen, und aus Furcht, erst nach dem Abgang des Dampfers anzukommen und mich in dem voraussichtlich verlassenen Kibiro allein zu befinden, suchte ich unseren Marsch möglichst zu beschleunigen. Im nächsten Dorfe brachte ich die Nacht zu und bemerkte am Morgen zu meinem Erstaunen, dass mein am vorigen Tage zurückgelassenes Gepäck mir während der Nacht auf geheimnisvolle Weise nachgebracht worden war. Nach zwei weiteren Marschtagen kam ich endlich in Kibiro an, das, wie ich vorausgesehen hatte, vollständig verlassen war. Ueberhaupt war der ganze Weg von Mparo nach Kibiro, der

früher so belebt war wie die Strasse zwischen zwei Vorstädten, seit dem Ausbruch des Krieges vollkommen verödet. Ich langte in Kibiro gerade noch zur rechten Zeit an; wenige Augenblicke später würde der Dampfer abgegangen sein, so dass ich in dem völlig verödeten Lande allein zurückgeblieben wäre.

Am 13. März verliess ich Unjoro nach einem dreimonatlichen Aufenthalt, der für mich ebenso angenehm wie für unsere Provinz nutzbringend gewesen war und mir darum eine angenehme Erinnerung hinterlassen hat, für immer. Ohne den Krieg würde unser Aufenthalt in Unjoro noch länger gedauert haben, und Emin Bey's Plan, alle ägyptischen Beamten in die Heimat zu befördern, sich haben verwirklichen lassen.

Die Ursache des Krieges war folgende gewesen. Zur Zeit Mtesa's, Muanga's Vater, war Unjoro Uganda tributpflichtig gewesen und hatte ihm jährlich unter anderem 5000 Kasside Salzladungen liefern müssen. Nach Mtesa's Tode wollte Kabarega dessen Sohn Muanga nicht anerkennen und verweigerte die Tributzahlung unter dem Vorwande, dass er von einem Kinde wie Muanga nicht abhängig sein könne. Die Kriegsdrohungen des letzteren konnten Kabarega's Stolz nicht beugen, obwohl die Bevölkerung von Uganda dreimal zahlreicher war, als die von Unjoro. Ebenso waren die Truppen von Uganda nicht bloss an Zahl, sondern auch durch ihre Bewaffnung weit überlegen. Da Uganda sich auf der Strasse von Sansibar befand, mussten alle Waren von der Küste, bevor sie nach Unjoro gelangten, durch Uganda hindurch gehen, wo das Beste zurückbehalten wurde. Auf diese Weise waren die Waffen und Munition Kabarega's nur der von Muanga verschmähte Ausschuss. Die Wanjoro kennen die numerische Ueberlegenheit ihrer Nachbarn und haben deshalb vor ihnen eine schreckliche Furcht. Sie pflegen zu sagen, dass die Waganda wie Gras sind, welches von einem Feuer verzehrt werden kann, aber nach wenig Regen stärker und dichter wächst als zuvor.

Wenn bei den schwarzen Stämmen des Ssudān ein Krieg erklärt ist, zieht sich der König, dessen Gebiet vom Feinde überschwemmt wird, mit seinem Heer und seinem Volke bis an die entgegengesetzte Grenze zurück, nachdem die Hauptstadt und alle Dörfer, welche er auf seinem Raubzuge berührt, verbrannt sind. Der Feind, der das Land vollständig verheert und verödet findet, folgt der Spur der Flüchtigen, des Königs und namentlich der Königinmutter. Der Zweck eines solchen Krieges ist niemals, Land zu erobern, sondern einzig und allein, Beute an Vieh und Gefangenen zu machen. Die Verteidigung besteht darin, dem Feinde an der Rückzugsstrasse entlang Hinterhalte zu legen. Es finden deshalb beständig Scharmützel in den Gebüschen und Wäldern statt. Der Feind wird niemals nachdrücklich verfolgt, denn selbst nach einer entscheidenden Schlacht ist man stets nur darauf bedacht, Beute zu sammeln, anstatt den aufgelösten Feind durch eine kräftige Verfolgung zu verhindern, sich wieder zu sammeln. Eine grössere Schlacht nimmt man nur dann an, wenn sie sich nicht vermeiden lässt. Alle rüstigen Männer stürzen sich dann mit Lanzen und Bogen bewaffnet, in dichten Massen, ohne jegliche Ordnung und ohne einen Laut auszustossen, auf den Feind; die Schuli allein bilden eine Ausnahme, insofern sie beim Angriff ein wildes Kriegsgeschrei erheben. In Unjoro und Uganda wird die Schlacht von den Banassura geschlagen, die in beiden Ländern die reguläre Armee bilden. Die Banassura von Unjoro waren, wie bemerkt, mit Remington-, Winchester- oder Perkussionsgewehren bewaffnet. Auch die Ugandakrieger führten die gleichen Waffen, aber beide Parteien wussten dieselben nicht zu benutzen. Zunächst fehlte ihnen jegliche militärische Disziplin. Soweit man von einer solchen sprechen kann, zeigt sie sich nur bei der Heerschau. Ferner besitzen sie keine Bleikugeln, da ihr Import von der Regierung von Sansibar auf's strengste verboten war. Die Waganda wie die Wanjoro fabrizierten deshalb gegossene Eisenkugeln aus dem in ihren Ländern häufigen Eisenstein. Die Eisenkugeln haben aber eine weit geringere Tragweite. Aus

allen diesen Gründen ist die Feuerwaffe in den Händen der Waganda und Wanjoro in Kriegszeiten von geringer Bedeutung. Nur in Friedenszeiten kann der König auf die Banassura für die Aufrechterhaltung der Ordnung und die Ausführung seiner Befehle rechnen, da die Gewehre der Bevölkerung immerhin imponieren. Die Landesverteidigung ruht demnach ganz auf der Bevölkerung, die sich zu diesem Zwecke wie ein Mann erhebt. Jeder Neger, der sich der Pflicht entzieht, wird als Verräter angesehen und als solcher nach Wiederherstellung der Ordnung sofort umgebracht.

An dem nördlichen Ufer des Sees bemerkte ich auf der Rückreise eine Insel, die von der Küste nur durch einen schmalen Arm getrennt war und sich offenbar erst in der letzten Zeit gebildet hatte. Sie befand sich dicht an dem Ausfluss des Niles, und da sie die Einfahrt in den See beherrschte, erschien sie mir als ein strategischer Punkt von der grössten Wichtigkeit, zumal im Hinblick auf Emin's Pläne, betreffend die Vergrösserung seiner Provinz nach Süden. Ich schiffte mich unverzüglich auf der Insel aus, auf der ich als einzigen Bewohner einen Fischer in einer elenden Hütte fand. Der Mann teilte mir auf meine Fragen mit, dass diese Insel Tonguru heisse und dem Häuptling Ssonga, einem Unterthanen Kabarega's, gehöre.[1]) Ich liess den Häuptling, der auf dem nördlichen Ufer des Sees wohnte, rufen und setzte ihm auseinander, dass ich als Gast Kabarega's dort bleiben würde, um auf seinen Befehl das Ende des Krieges abzuwarten; als ich ihn fragte, ob meiner Niederlassung nichts im Wege stände, machte er mir keine Schwierigkeiten. Mit meinem Sergeanten Abd el Regāl, einem Soldaten Abd el Gabbār und dem Banassura Kabarega's richtete ich mich auf der Insel ein und sandte den Dampfer an Emin Bey mit der Nachricht von der Okkupation und mit der Bitte um Instruktionen. Ich schrieb ihm: »Wenn, wie ich hoffe, Sie mein Verfahren und die Okkupation

[1]) Vergl. Emin's Beschreibung der Insel in seinen von Schweinfurth herausgegebenen Briefen S. 166. B. M.

dieses Punktes billigen, bitte ich mir die nötigen Streitkräfte senden zu wollen, um ihn zu befestigen und vor jedem Handstreich zu sichern; ausserdem wollen Sie anordnen, dass die Besatzung der neuen Station von dem Regierungsmagazin verproviantiert wird. Andernfalls bitte ich, mir mitzuteilen, ob ich nach Wadelai zurückkehren oder wo anders hingehen soll.«

Der Banassura hatte den Fischer weggehen lassen, so dass wir seine Hütte in Besitz nehmen konnten. Am nächsten Tage brachte mir Ssonga einen Hammel und einige andere Lebensmittel. Am dritten Tage teilte mir Ssonga's Bruder Metimera mit, dass die Eingeborenen von der Küste misstrauisch gegen meine Niederlassung geworden wären und die Absicht hätten, mich während der Nacht anzugreifen. Wenn die Nachricht wahr war, konnte meine Lage ziemlich gefährlich werden. Es war mir unmöglich zu fliehen und sehr schwierig, mit meinen drei Mann mich zu verteidigen; da ausserdem die Nacht schon herangekommen war, konnte ich auch nicht einmal den Häuptling Ssonga um Hülfe bitten. Ich versammelte meine drei Mann und zählte ihre Patronen. Sie hatten zusammen gerade 50 Ladungen. Als ich das Gewehr des Soldaten probieren wollte, zeigte es sich, dass es unbrauchbar war; sonach bestand unsere ganze Verteidigung aus zwei Gewehren, dem Perkussionsgewehr des Banassura mit sechs Ladungen und dem Hinterlader des Sergeanten Abd el Regāl mit 12 Ladungen. Mit solchen Mitteln hätten wir den Eingeborenen von Mahagi mit ihrem Häuptling Araga nicht lange widerstehen können. Wir verbrachten die Nacht, ohne ein Auge zu schliessen, indem wir jeden Moment auf den Angriff der Wilden gefasst waren. Glücklicherweise ging sie ruhig vorüber und wir konnten uns überzeugen, dass es ein falscher Alarm gewesen war. Am Morgen beeilte ich mich, Emin Bey zu schreiben, mir schleunigst Truppen oder den Dampfer zu schicken. Die folgenden Tage vergingen uns in der beständigen Besorgnis vor einem Angriff der Neger, ohne dass Hülfe oder irgendwelche Nachricht von Wadelai gekommen wäre. Inzwischen

war der Rest meines Gepäckes mir allmählich von Kabarega's Leuten nachgebracht worden. Die Polizei musste in Unjoro wunderbar organisiert sein, denn der König war über alle Unfälle meiner Reise genau informiert, ebenso hatte er meine Anwesenheit in Tonguru erfahren und mir mein Gepäck dorthin nachgeschickt. Nach elf Tagen erhielt ich endlich mit dem Dampfer »Nyansa« einen Brief von Emin Bey und eine Abteilung von 21 Mann (10 Soldaten und 10 Tarägma) unter dem Befehle des Oberleutnants Mohammed Massa'ūd. Emin Bey billigte die Okkupation der Insel unter meiner Leitung und stellte mir den Dampfer »Nyansa« zur Verfügung, um nach Kibiro zu gehen und Nachrichten über den Verlauf des Krieges zu erhalten. Gleichzeitig schickte er mir zwei Kisten Munition und Lebensmittel für einen Monat. Auf der ersten Fahrt nach Kibiro fand ich das Land noch vollständig verödet, ein sicheres Zeichen, dass der Krieg noch nicht zu Ende war. Etwa zehn Tage später begab ich mich abermals dorthin, um die gleiche Oede anzutreffen. Kaum bemerkte ich von ferne auf den Bergen einige wenige Eingeborene, die sofort wieder verschwanden; Kibiro selbst war noch vollständig verlassen. Erst bei einer dritten Fahrt fand ich den Ort wieder belebt wie vor dem Kriege und konnte nun erfahren, dass Kabarega vor dem Angriff der Waganda, die von Kangaho, einem Minister des Königs Muanga, befehligt waren, sich bis an die Grenze seines Gebietes zurückgezogen hatte, wohin ihm der Feind unter Verheerungen und Verwüstungen gefolgt war. Der König hatte seine Mutter auf der Insel Umbakukua im Albertsee auf der Nordgrenze seines Gebietes in Sicherheit gebracht. Die Erhaltung der Königinmutter ist für den König von höchster Wichtigkeit. Denn wäre es dem Feind gelungen, sie gefangen zu nehmen, so hätte der König sein ganzes Ansehen bei seinen Unterthanen eingebüsst. Nach mehreren unbedeutenden Scharmützeln hatte Kabarega mit seinen in einem Bananenwalde zerstreuten Truppen den Waganda eine Schlacht geliefert; trotz des mutvollen Angriffes der Wanjoro

hatte der Feind Dank seiner Uebermacht mehr als 12 000 Rinder samt einer Anzahl Sklaven erbeuten können. Mit dieser Beute und einer grossen Menge Salz beladen, trat er dann den Rückzug an, wobei er alle Dörfer und selbst die Wälder verwüstete. Trotz alledem hatten Kabarega's Energie und Mut dem Feinde erhebliche Verluste beigebracht. Kangaho, der Oberbefehlshaber der Waganda, war in der Schlacht gefallen; sein Tod beschleunigte den Rückzug und war ein schwerer Schlag für den König Muanga. Kabarega selbst hatte sich an der Spitze der Seinen auf den Feind gestürzt und Wunder der Tapferkeit verrichtet. Sein Mut war ganz im Widerspruch mit den Sitten der Negerfürsten, welche gewöhnlich ihren Würdenträgern die Führung des Krieges überlassen und ihr Leben niemals in einer Schlacht aussetzen. Das Wanjorovolk gab seitdem dem König Kabarega den Namen Tschua (»Löwe«).

Ich teilte Emin Bey diese Nachrichten mit und fragte ihn, ob ich zu Kabarega zurückkehren sollte, in welchem Fall er einen Nachfolger für mich als Chef der neuen Station Tonguru ernennen möchte. Inzwischen fuhr ich auf der Insel mit den Bau- und Befestigungsarbeiten fort. Nach Verlauf von acht Tagen erhielt ich von Emin Bey die Aufforderung, zu ihm nach Wadelai zu kommen. Bevor ich die Insel verliess, empfing ich von dem Dragoman Mssigi einen Brief Dr. Junker's, der von dem auf der Grenze von Uganda gelegenen Ort Chōr Kaffu[1]) datiert war und folgendermassen lautete: »Ich befinde mich schon seit mehr als 30 Tagen hier, ohne von dem König Erlaubnis zu bekommen, sein Gebiet betreten zu dürfen. Das Land ist infolge des Krieges verödet, und ich würde von allem entblösst sein, wenn Kabarega, dem ich grossen Dank schulde, trotz aller seiner Sorgen nicht an mich gedacht und mir nicht einen Ochsen und etwas Maranga (Bohnen) geschickt hätte, wovon ich jetzt lebe. Von Muanga habe ich noch nichts, nicht einmal einen Hühnerflügel erhalten und ich weiss nicht, wann ich endlich werde Uganda betreten und die englische Mission sehen können.

[1]) Wohl gemeint der Kanjongoro. Vgl. Junker III, 595 ff. B. M.

Ich habe einen bösen Fall vom Esel gethan, woran ich sehr leide, und es geht mir in jeder Beziehung schlecht. Ich rate Ihnen, mit Kabarega immer auf dem besten Fusse zu bleiben, da er sich Ihnen einmal sehr nützlich machen kann. Ich bitte Emin Bey zu grüssen und ihm den beigefügten Brief zukommen zu lassen.«

Mssigi hatte gleichzeitig einen arabischen Brief Kabarega's an Emin bei sich, in welchem der immerhin schlechte Ausgang des Krieges als ein glänzender Sieg mitgeteilt wurde. Ferner bat Kabarega, ihm etwas Munition und namentlich Blei zu schicken. Mssigi hatte ausserdem den Auftrag, die drei Wanjoroknaben in Wadelai zu besuchen, welche ich auf Veranlassung des Königs dorthin geschickt hatte, um arabisch lesen und schreiben zu lernen. Ich übergab für die Dauer meiner Abwesenheit die Leitung der Station dem Offizier Mohammed Massa'ūd mit den strengsten Instruktionen und schiffte mich auf Emin's Befehl nach Wadelai ein. Emin machte mir über mein Benehmen bei Kabarega und über meinen Gedanken, Tonguru zu besetzen, seine Komplimente. Er fand diese Besetzung darum sehr glücklich, weil, wie er sagte, »wir damit eine Station zwischen Wadelai und Kibiro gewonnen haben, welche unsere Dampfer mit Heizung versehen und uns im Falle, dass ihnen auf dem See ein Unglück zustiesse, schnell benachrichtigen kann. Andererseits ist die Besetzung eines Punktes mitten im Gebiete Kabarega's für uns von grosser strategischer Wichtigkeit, um eventuelle feindliche Gelüste der Eingeborenen von Unjoro im Zaume zu halten.« Er teilte mir ferner mit, dass er mich nach Uganda und einen anderen Beamten nach Unjoro zu senden beabsichtige, um alle ägyptischen Beamten der Provinz allmählich nach der Küste zu befördern. Er hoffte, dass er durch Fortsendung der Beamten die Provinz von den Intriguanten befreien könnte und dass es im Falle der Not den zwei oder drei zurückbleibenden Personen leicht sein würde, sich auf demselben Wege zurückzuziehen; das schwarze Personal, das keine Lust habe, nach Aegypten zu gehen, würde in diesem Falle am Aequator, seiner Heimat,

zurückgelassen werden. »Ich hoffe,« fügte er hinzu, »bald in der Lage zu sein, Casati auf demselben Wege fortzuschicken. Jetzt gehen Sie zu meinem Schreiber Rāgib und stellen Sie mit ihm ein Verzeichnis aller Dinge auf, die Sie für die Reise nach Uganda brauchen können, und seien Sie überzeugt, dass ich alles thun werde, was in meinen Kräften steht, um Ihnen die Ausführung Ihrer Mission zu erleichtern. Meinerseits werde ich an Mackay schreiben, Ihnen die Erlaubnis, Uganda betreten zu dürfen, von Muanga zu erwirken; bis zu ihrem Eintreffen bleiben Sie in Tonguru.« Ich stellte mit Rāgib die übrigens sehr einfache Liste meiner Bedürfnisse zusammen. Da die Regierungsmagazine nichts anderes als Elfenbein enthielten, so entnahm ich 150 Stück, die ich in Uganda wie in Unjoro in alle möglichen Waren umwandeln konnte. Mit diesem Elfenbein und dem Befehl des Mudīr schiffte ich mich wieder nach Tonguru ein, um dort die Zeit für meine Abreise nach Uganda abzuwarten.

In Fatiko befanden sich bei dem zweiten Bataillon 62 Chutarīje, welche einige Unordnung angerichtet hatten. Sie waren sämtlich Danākla und konnten sich mit den schwarzen Soldaten nicht vertragen. Die Gelegenheit schien Emin Bey günstig, die beiden heterogenen Elemente dadurch zu trennen, dass er die Chutarīje nach der Station Tonguru schickte. Wenige Tage nach meiner Ankunft auf der Insel erschien Ibrahīm Agha Ghattās mit 42 Chutarīje und 11 Tarāgma. Gleichzeitig erhielt ich von Emin einen Brief mit der Aufforderung, ihm die 10 schwarzen Regulären samt ihrem Offizier zu schicken und die Garnison aus meinen 10 Tarāgma, die ich schon hatte, den 11 anderen jetzt angekommenen und den 42 Chutarīje zu bilden. Die übrigen 20 Chutarīje verstanden verschiedene Handwerke, Tischlerei, Schneiderei, Schuhmacherei, Weberei u. s. w. und waren deshalb von Hauāsch Effendi in Dufilé zurückbehalten worden. Vergeblich wartete ich auf Emin Bey's Befehl, nach Uganda abzureisen. Eines Tages erfuhr ich, dass Casati in Kibiro gelandet sei, um zu Kabarega zu gehen. Ich glaubte, dass er sich endlich ent-

schlossen hatte, auf Junker's Weg nach Europa zurückzukehren, wie es ihm Emin so oft geraten hatte, und war etwas verletzt, dass er nicht zu mir gekommen war, um sich zu verabschieden. Aber ein kurzer Brief von ihm erklärte mir alles. Er teilte mir mit, dass er zu meinem Nachfolger bei Kabarega ernannt sei. Casati hatte offenbar, des langweiligen Lebens am Aequator überdrüssig, Emin Bey gebeten, nach Unjoro zu gehen, eine Bitte, die Emin um so bereitwilliger erfüllte, als Casati dort nicht nur die Interessen der Provinz vertreten, sondern auch in jedem Augenblick die Mittel zur Rückreise nach Europa sich verschaffen konnte.

Zwei unruhige und intriguante Beamte, Abd el Wahāb Tala'at und Ahmed Rāïf, waren von Wadelai verbannt und nach Tonguru geschickt worden. Bei meiner Rückkehr von Wadelai musste ich bemerken, dass wenn der erste von beiden sich noch mit einem gewissen Anstand benahm, der andere keine Spur davon besass. Ahmed Rāïf warf sich bei meiner Ankunft mir zu Füssen, erfasste meine Rockzipfel und beschwor mich, ihn nicht zu töten, da der Mudīr ihn hierher geschickt hätte, um ihn umbringen zu lassen. Ich beruhigte ihn nach Kräften, machte ihm begreiflich, dass ich noch nicht zu dem Amte eines Henkers der Provinz befördert sei und dass, wenn er sich ruhig verhielte, er absolut nichts zu befürchten habe. Der Gedanke aber, dass man ihm an's Leben wollte, war in dem Gehirn des Unglücklichen so fest eingewurzelt, dass er die Verfolgungsmanie nicht mehr los wurde. Sein albernes Benehmen zwang mich, ihn auf zwei Tage einzusperren; kaum war er jedoch herausgekommen, als er jedem, der es hören wollte, zuschrie, dass Emin und ich den Plan hätten, ihn umzubringen. Schliesslich stürzte er sich in den See, aus dem ich ihn wieder herausfischen liess. Kaum waren seine Kleider trocken, so lief er schnurstracks in das hohe Schilf, um sich dort zu verstecken. Da ich fürchtete, dass ihm dort von einem Krokodil oder einer Schlange ein Unglück zustossen könne, was die uns von den Unterbeamten

und Soldaten untergeschobene Absicht, ihn zu beseitigen, bestätigt haben würde, liess ich ihn in dem hohen Grase suchen, aber ohne Erfolg. Da befahl ich mit lauter Stimme, Feuer an das Schilf zu legen, und als dieser Befehl von mehreren Soldaten gleichfalls laut wiederholt wurde, so glaubte nun mein Rāïf, dass ich ihn wirklich hinrichten lassen wollte, und kam schleunigst heraus, um nicht gebraten zu werden. Er bat mich um Verzeihung und versprach mir, sich künftig ruhig zu verhalten. Als die Furcht, umgebracht zu werden, aus seinem armen Hirn hiermit geschwunden war, begann er mit seinem Gefährten Tala'at zu intriguieren und zu schreien, es wäre unpassend und unwürdig, dass der erste Muauin der Mudirīje und ein Adjutantmajor unter einem einfachen Apotheker ständen. Ich bat Emin Bey mehrere Male, mich von den beiden zu befreien, erhielt aber die Antwort, dass er genug Aerger und Schwierigkeiten aller Art zumal mit den Beamten habe, und dass ich ihm den Gefallen thun möchte, einen Teil seiner Last mitzutragen, wenn ich diese beiden schlechten Subjekte bei mir behielte.

Um diese Zeit wurde ich von dem Mudīr aufgefordert, die Truppen in Wadelai und Fatiko zu inspizieren. Kaum war ich in der letzteren Station angelangt, als mir Emin Bey schrieb, dass Soldaten von Tonguru nach Wadelai gekommen waren, um sich über ihre tyrannische Behandlung seitens Abd el Wahāb, den ich in Ermangelung eines besseren zu meinem Stellvertreter ernannt hatte, zu beschweren, dass dieser sich ausserdem mit den Eingeborenen der Umgegend verfeindet habe, und meine schleunigste Rückkehr zur Wiederherstellung der Ordnung notwendig wäre. Ich beendete meine Inspektion so schnell wie möglich und kehrte über Wadelai nach Tonguru zurück. Ich fand die Station in vollster Unordnung und in wirklich bedenklicher Lage. Einerseits waren die Vorräte erschöpft und die Soldaten verstimmt und niedergeschlagen, andererseits waren alle Neger aus der Umgegend verschwunden, um sich mit den Scharen des Häuptlings Araga zu vereinigen, der mich am Tage meiner ersten Ankunft hatte

angreifen wollen. Nach dem Bericht des Befehlshabers der Chutarīje, Ibrahīm Agha Ghattās, belief sich die Anzahl der Krieger, welche den Angriff planten, auf mehrere tausend. Ich liess sofort Generalmarsch schlagen, um dem Angriff des Häuptlings Araga zuvorzukommen. Vorsicht schien mir unter den obwaltenden Umständen nicht angebracht; von Emin Bey Hülfe zu verlangen, wäre verlorene Mühe gewesen, da Gefahr im Verzuge war und Verstärkungen vor einer Woche nicht ankommen konnten. Zudem kannte ich genügend die schwierige Lage unserer Provinz und besonders die geringe Stärke ihrer Streitkräfte, andererseits aber auch die Neger, um von einem kühnen Auftreten Erfolg erwarten zu dürfen. Der Befehlshaber der Tarāgma weigerte sich, sich mit mir zu einer solchen Unternehmung einzuschiffen; um ihn zu verhindern, einen nachteiligen Einfluss auf die Soldaten auszuüben, liess ich ihm die Arme binden und ihn von zwei Soldaten vor mir herführen. Dann verteilte ich meine 42 Chutarīje unter eine Zahl Neger mit roten Fahnen, die für diesen Zweck aus Gaui (leichter rot gefärbter Baumwollenstoff) angefertigt waren, und setzte mich mit meiner Kolonne gegen die Berge des Häuptlings Araga in Bewegung. Der Befehlshaber der Truppen machte Miene, sich meinem Plane widersetzen zu wollen und hielt mir vor, dass er für die Truppen verantwortlich wäre und folglich wissen müsste, wohin ich sie führen wollte. Ich machte ihm aber auf eine Weise, die keinen Widerspruch zuliess, begreiflich, dass, wenn er auch für die von ihm befehligten Soldaten die Verantwortung habe, ich als Chef der Station nicht blos für die Soldaten, sondern für ihn selbst verantwortlich wäre; ausserdem erteilte ich ihm, um ihn von jeder Verantwortlichkeit zu entlasten, den schriftlichen Befehl, alle seine Chutarīje zu meiner Verfügung zu stellen.

Von fern gesehen, konnte meine kleine Abteilung von 42 Chutarīje, unter etwa 150 Neger verteilt, für ein grösseres Truppenkorps gehalten werden, was auch mein Zweck war. In einer gewissen Entfernung vom Dorfe des Häuptlings Araga angelangt, liess ich Halt machen und begab mich mit dem Trompeter und

Lako, dem Befehlshaber der Tarāgma, allein nach dem Dorfe. Wenige Minuten von Araga's Hause sandte ich ihm den Befehl, zu mir zu kommen. Es war dies ein etwas gewagtes Unternehmen, jedoch vertraute ich auf den Erfolg meiner Kriegslist. Araga lachte über meine Aufforderung und rief: die Maus will sich selber in die Falle begeben. Gleichzeitig aber verliess er seine Hütte und sah von dem Hügel in der Sonne die Gewehre der Soldaten und namentlich die vielen roten Fahnen glänzen, täuschte sich über unsere schwache Zahl und bekam Angst. Trotzdem schickte er meinen Boten ohne Antwort zurück. Als ich meine Aufforderung wiederholte, gab er mir die Antwort, ich sollte selbst zu ihm kommen, wenn ich den Mut dazu hätte. Zurück durfte ich nicht; ein Rückzug würde ihn nur ermutigt haben, mich zu verfolgen und mir gleichzeitig alles Ansehen bei meinen eigenen Leuten geraubt haben. Mit meinen beiden Leuten ging ich also zu ihm und redete ihn etwa mit folgenden Worten an: »Du hast gesagt, dass die Maus von selbst in die Falle gegangen ist. Hier bin ich und noch dazu ohne Waffen und nur von zwei gleichfalls unbewaffneten Leuten begleitet. Trotzdem bin ich überzeugt, dass ich davon gehen werde, wie ich gekommen bin; denn wenn ich auch allein Dir keine Furcht einflössen kann, siehst Du wohl, dass hinter mir noch andere sind.« Als meine Worte von dem Dragoman dem Häuptling und seiner Umgebung übersetzt worden, sahen mich alle verwundert an und der Häuptling erwiderte mir nach kurzem Nachdenken: »Es wäre schade, Dich umzubringen; was willst Du eigentlich?« »Ich habe gehört, dass Ihr mich auf der Insel Tonguru angreifen wollt, und komme, um Euch den Weg zu ersparen.« »Deine Leute«, sagte er mir, »misshandeln die Neger und verlangen unaufhörlich Lieferungen. Ausserdem haben Eure Weissen uns viel Schaden zugefügt und wir fürchten, dass sich dies wiederholen wird.« »Wenn die Soldaten Deine Leute misshandelt haben, ist es während meiner Abwesenheit geschehen, und ich werde sie dafür bestrafen. Wir haben keine schlimmen

Absichten, und Ihr müsst von unserer Freundschaft mit Anfina, Boki, Ssonga u. s. w. gehört haben. Die Requisitionen sind uns unentbehrlich, da wir uns nicht in unserer Heimat befinden, aber sie sind mässig und sollen Euch nicht belästigen.« »Wenn dem so ist, wollen wir den Blutbund machen und statt Dein Feind, will ich Dein Verbündeter sein.« Der Bund wurde geschlossen und kein Verrat war mehr möglich. Dann liess ich ohne Furcht meine kleine Abteilung nachkommen, zwei Kälber für sie schlachten und eine Menge Biertöpfe an sie verabreichen, so dass die Unternehmung mit einem unerwarteten Feste enden konnte.

Araga verlangte meine Hülfe in einem Streite gegen den Häuptling Kussa, die ich ihm wegen des Blutbundes nicht abschlagen konnte. Ich gab ihm also 40 Soldaten, welche ihm den Feind schlagen halfen und grosse Beute, namentlich an Vieh, mitbrachten. Araga selbst trat mir von seiner Beute noch 200 Rinder und 400 Lasten Mais ab. Beim Abschied erhielt ich von ihm das Versprechen, dass er den geflüchteten Eingeborenen von Mahagi, welche an der Küste gegenüber von Tonguru wohnten, befehlen wollte, nach ihren Dörfern zurückzukehren.

Eines Tages schickte mir Emin Bey eine Postsendung an Casati mit dem Ersuchen zu, sie mit grösster Sorgfalt weiter zu befördern, weshalb ich mich entschloss, selbst nach Kibiro zu gehen, um die Sendung an den Häuptling zu unverzüglicher Weiterbeförderung zu geben. Es handelte sich, wenn ich mich recht erinnere, darum, die Ankunft Mohammed Biri's aus Unjoro zu beschleunigen, da ihn der Mudīr dringend zu sprechen wünschte. Der See war im hohen Grade unruhig, so dass ich bis zum nächsten Tage warten musste; aber auch dann gingen die Wellen noch so hoch, dass die Fahrt zu gefährlich gewesen wäre. Als ich am dritten Tage mich entschloss, um jeden Preis abzufahren, konnten weder Drohungen noch Bitten den Kapitän veranlassen, die Anker zu lichten. Ich musste ihn schliesslich fesseln und in den Kielraum werfen lassen, dann übernahm ich selbst das Kommando

des Dampfers, liess die Maschine heizen und stach in See. Der Wind wurde aber immer stärker und der See immer unruhiger. Dabei hatte die »Nyansa« kaum eine Länge von 20 Metern und wurde von den hohen Wellen wie eine Nussschale umhergeschleudert. Die ganze Bemannung war nicht im Stande, irgend eine Bewegung zu machen und ausser dem Maschinisten, dem Lotsen, dem Steuermann und mir konnte sich niemand auf den Beinen halten. Endlich, nach einer bösen Fahrt von einem Tage, langten wir vor Kibiro an. Die Postsendung wurde unverzüglich an Casati weiter befördert, da Kagaro, der Häuptling von Kibiro, von Kabarega den strengsten Befehl erhalten hatte, jede Sendung von Wadelai ohne Verzug weiter zu schicken. Da sich der See gegen Abend etwas beruhigt hatte, glaubte ich, die Rückfahrt nach Tonguru während der Nacht wagen zu dürfen. Nach einstündiger Fahrt verfinsterte sich aber der Himmel derart, dass man nicht zehn Schritt weit vor sich sehen konnte. Da unser kleiner Dampfer keinen Kompass hatte und auf den Sand laufen konnte, so beschloss ich, das Feuer zu löschen und mitten auf dem See den Anbruch des Tages abzuwarten. Am Morgen konnten wir unsere Reise fortsetzen und kamen glücklich in Tonguru an.

KAPITEL IX.

Meine Abreise nach Ladó. Das erste Bataillon. Intriguen der Weissen und Misstrauen der Schwarzen. Ich schreibe an Emin und Casati. Nachrichten von den Expeditionen Peters und Lenz. Annektierung von Meswa. Kabarega's Protest. Emin's Fahrt auf dem See. Die warmen Quellen und das Salz von Kibiro. Angriff auf die Schuli. Kabarega und Casati. Ankunft Biri's. Emin's Reise nach dem Norden. Drohung, ihn zu arretieren. Das Schreiben des Chedive. Emin's Beförderung. Wiedereinsetzung Osmān Latīf's. Emin kommt nach Tonguru. Unfall auf dem See.

Einige Tage später erschien Emin Bey, um die neue Station zu inspizieren. Ich hatte sie regelmässig und rechtwinklig anlegen lassen, worüber Emin Bey entzückt war. Während seines zweitägigen Aufenthaltes liess er den Häuptling Ssonga kommen, hatte mit ihm eine Unterredung und machte ihm ein Geschenk. Abd el Wahāb Tala'at, welcher so viel schlimme Reden gegen Emin Bey gehalten hatte, war in Tonguru krank geworden. Emin, der keine Gelegenheit zur Ausübung seiner ärztlichen Kunst versäumte, liess in seiner Selbstlosigkeit Tala'at seine Hülfe zuteil werden. Auf der Rückreise nach Wadelai begleitete ich ihn und blieb einige Tage bei ihm.

Inzwischen waren über das erste Bataillon die verschiedenartigsten Gerüchte laut geworden. Es wurde behauptet, dass die Rebellion der Truppen einen solch' ernsten Charakter angenommen habe, dass dadurch die Existenz der ganzen Provinz in Frage gestellt würde. Niemand wagte, nach Ladó zu gehen und die Wahrheit zu ermitteln, da jeder sich einbildete, nicht mehr lebend heraus zu kommen. Da machte mir Emin die Notwendigkeit klar, den genauen Sachverhalt der Dinge in Ladó zu erfahren. Ich bot mich ihm selbst an, dorthin zu gehen, um

mich mit eigenen Augen zu überzeugen, was an den umlaufenden Gerüchten Wahres sei. Während ich meine Vorbereitungen traf, kam plötzlich die Nachricht von dem Tode des Majors des ersten Bataillons, Rihān Agha Ibrahīm, an. Meine Reise wurde dadurch gegenstandslos, weshalb ich nach Tonguru zurückkehrte.

Am 9. Juli 1886 erhielt ich ein offizielles Schreiben Emin Bey's — No. 490 — mit folgendem Inhalt: »Wenn Sie nicht von dringenden Geschäften zurückgehalten werden, bitte ich Sie, sich an Bord des »Chedive« bei seiner Rückkehr von Kibiro einzuschiffen und Ihre Reiseapotheke mitzubringen.« Ausserdem nahm ich noch einen Negerhäuptling namens Kissa von dem Dorfe Meswa mit, um ihn Emin Bey vorzustellen, da er um Besetzung seines Dorfes durch ägyptische Truppen gebeten hatte. Emin Bey setzte mir auseinander, dass er zu dem Nachfolger des verstorbenen Rihān Agha den Hauptmann Ahmed Agha Hamed ernannt und deshalb zum Major befördert habe, und dass er von mir als einen persönlichen Gefallen erwarte, ihn nach Ladó zu begleiten und in seine neue Stellung einzuführen, vor allem aber, dem ersten Bataillon Nubar Pascha's letzten Brief vorzulesen, den wir durch Vermittelung von Mackay und Casati erhalten hatten. Dieses arabisch abgefasste Schreiben bestätigte das frühere, gab Emin Bey von neuem carte blanche und riet ihm, sich mit allen seinen Leuten via Sansibar, als der einzig möglichen Rückzugslinie, zurückzuziehen. Emin verhehlte mir nicht, dass er Niemanden zur Uebernahme dieser Mission bereit gefunden habe und dass er nur auf mich zählen könnte. Thatsächlich hatten sich mehrere Beamte formell geweigert, nach Ladó zu gehen und erklärt, dass sie lieber ihren Abschied nehmen, als ihre Kinder zu Waisen machen wollten; so gross war die Furcht vor den Leuten des ersten Bataillons. Ich willigte ein, nahm meine Apotheke mit und reiste mit dem neuen Major ab. In Kiri, der ersten Station des ersten Bataillons, wurden wir, Ahmed Hamed und ich, zu meinem grössten Erstaunen in würdigster Weise und mit allen militärischen Ehren empfangen. Man besorgte uns Schiffe,

in denen wir uns direkt nach Ladó begaben, ohne uns in den Stationen Redjāf und Badein länger als einige Stunden aufzuhalten; auch hier hatten sich die Garnisonen ebenso respektvoll gezeigt wie in Kiri. Der Befehlshaber der Station Ladó versammelte bei unserer Ankunft sofort das Bataillon und stellte es seinem neuen Chef Ahmed Hamed vor. Am folgenden Tage verlas ich vor den Truppen den Befehl Nubar Pascha's, der die Rückreise über Sansibar anriet. Alle, Soldaten wie Offiziere, erklärten einstimmig, dass sie bereit seien, nach Süden abzumarschieren. Sodann gaben mir einige Offiziere im Namen ihrer Kameraden folgende Erklärung ab: »Wir wissen, dass man uns für Rebellen hält; dies ist aber ein Irrtum, denn, wie Sie selbst sehen, erweisen wir unserem Mudīr Achtung und Gehorsam; nur scheint uns, dass er uns vollständig verlassen hat und während er sich nur um das zweite Bataillon kümmert, vergisst er uns ganz. Seit der Zeit, wo er uns verlassen hat, um nach Wadelai zu gehen, hat er sich niemals mehr vor uns gezeigt. Weshalb? Sind wir nicht noch immer seine Soldaten, oder ist er nicht mehr unser Mudīr und Herr? Was haben wir gethan, dass er an Rebellion von uns glauben kann? Wir sind bereit, nach dem Süden aufzubrechen, vorausgesetzt, dass unsere Brüder von Makraka uns begleiten, da wir sie nicht allein zurücklassen können.«

In dem Augenblick, wo wir uns nach Redjāf auf den Weg machen wollten, wünschte der Hauptmann Ali Ssīd Ahmed uns zu begleiten, woran ihn jedoch die Soldaten hinderten, indem sie meinten, dass wir ihnen ihren Chef nehmen wollten, um sie dann wie eine Herde ohne Hirten zurückzulassen.

Die Sache zeigte sich demnach in ganz anderem Lichte. Wenn auch bei den Soldaten von einer offenen Rebellion keine Rede war, so war doch jedenfalls ein tief eingewurzeltes Misstrauen vorhanden, das schwer zu beseitigen war; wenn man zwar einerseits von dem Bataillon nichts zu befürchten hatte, so durfte man auch andererseits nicht auf dasselbe zählen, da es keinem Befehle aus Furcht vor Verrat Gehorsam geleistet hätte.

Ich begab mich nach Redjāf, um die Gesinnung der dortigen Garnison kennen zu lernen; ich liess den Soldaten Nubar Pascha's Brief vorlesen und fragte sie, ob sie nach Süden gehen wollten oder nicht. Da die schwarzen Offiziere und Soldaten sämtlich der Schrift unkundig waren, so wurden ein ägyptischer Schreiber und ein Offizier zu Rate gezogen. Alle beide schienen an der Echtheit des Schreibens Zweifel zu hegen, und auf ihr Gutachten hin glaubten die Soldaten, dass dasselbe nur eine List von uns sei, sie nach dem Süden zu locken und vielleicht an Kabarega zu verkaufen.

Ein Intriguant hatte mir gesagt, dass die Soldaten die Absicht hätten, mich in Redjāf festzunehmen. Als ich dies den Offizieren vorhielt, sagten sie: »Weshalb sollen wir Sie festnehmen? Oder glaubt man wirklich, dass wir Bösewichter sind? Hindert vielleicht diese Befürchtung Emin Bey, in unsere Mitte zu kommen? Bitten Sie ihn, zu kommen, und versichern Sie ihn, dass er mit vollstem Respekt empfangen werden wird. Wir wollen nach seinem Wunsche ohne das geringste Widerstreben nach Süden aufbrechen, und es wäre nicht nötig gewesen, einen solchen Befehl von der Regierung vorzulegen, denn unsere Regierung ist für uns in Wadelai, die andere in Kairo haben wir weder gesehen noch kennen gelernt. Unser Chedive und unser Vater ist für uns Emin Bey, er hat uns zu Soldaten gemacht, uns unseren Offiziersrang verliehen und ihn allein kennen wir. Nur zwei Punkte beunruhigen uns: der erste ist angesichts des Umstandes, dass die Anklage des Ungehorsams auf uns lastet, jener Brief, wonach er alle Ungehorsamen erschiessen lassen will. Der zweite Punkt ist die Strenge Hauāsch Effendi's, vor dem sich selbst seine weissen Brüder fürchten. Emin Bey möge Hauāsch Effendi seines Postens entheben und uns die Zusage geben, dass uns nichts geschieht. Wenn Emin Bey Hauāsch nur zu dem Zwecke beibehält, weil er für seine Bedürfnisse und die des ganzen Personals sorgt, so wollen wir uns verpflichten, diese Last mit Vergnügen auf uns zu nehmen. Wir wollen unsere Säbel bei Seite legen und Spaten und Hacke

ergreifen, um für die Bedürfnisse der Provinz zu sorgen, so dass Emin Bey ruhig und glücklich als unser Herr wird leben können.« Sofort ersuchte ich Emin Bey, Hauäsch seines Postens zu entheben, da er mit Recht oder Unrecht den Soldaten vom ersten Bataillon Furcht einflösse; diese Enthebung brauchte auch nur einige Zeit zu dauern, um die Soldaten zufrieden zu stellen und sie wieder zum Gehorsam zu bringen; später könnte er Hauäsch Effendi immer wieder in sein Amt einsetzen. Unglücklicherweise wollte Emin jedoch meinem Rate nicht folgen; nach einem sechswöchentlichen Aufenthalt unter den Truppen des ersten Bataillons kehrte ich nach dem Süden zurück, wo ich zwar zum grössten Erstaunen gesund und munter, aber doch ohne ein greifbares Resultat ankam. Wenn man die Soldaten vom ersten Bataillon reden hörte, waren sie Emin Bey sehr treu und gehorsam; sobald ich aber von dem Abmarsch nach Süden sprach, erwachte sofort ihr Misstrauen und mit tausend Vorwänden suchten sie ihren Widerwillen zu bemänteln. Immerhin ist es mir wahrscheinlich, dass man durch Beseitigung eines jener beiden Schreckgespenste ihr Misstrauen doch noch hätte zerstreuen und sie zum Gehorsam hätte zurückbringen können. Ich schrieb an Casati, auch seinerseits Emin Bey von der Notwendigkeit der Entfernung Hauäsch's zu überzeugen zu suchen. »Hauäsch,« schrieb ich, »ist nicht Emins Vater noch Sohn, und selbst wenn er es wäre, dürfte man, wofern das Heil Aller davon abhinge, keinen Augenblick zögern; mag das Verlangen des ersten Bataillons übertrieben sein oder nicht, man muss es in Erwägung ziehen, wenn es sich darum handelt, das Ganze zu retten.« Ich fügte hinzu, dass ich in den von ihm, Casati, mir zugegangenen Zeitungen gelesen habe, wie der Chedive selbst den Forderungen seines rebellischen Heeres habe nachgegeben, Minister absetzen und andere ihrer Wahl habe ernennen müssen. Ich wies darauf hin, dass auch Gordon Pascha im Gegensatz zu seinem früheren Verfahren und trotz aller gegenteiligen Gesetze sich habe entschliessen müssen, den Sklavenhandel zu erlauben, in der Hoffnung, dass diese Massregel die

Ordnung im Ssudān wieder herstellen würde. Emin möge sich nicht schwieriger zeigen als der Chedive und Gordon Pascha, und vor dem Sturme die Segel lieber einziehen, als sie in Stücke gehen sehen. Casati war mit meiner Ansicht vollständig einverstanden und schrieb auch in diesem Sinne an Emin Bey, aber vergeblich. Ferner war es mir gelungen, vom ersten Bataillon die ägyptischen Beamten zu entfernen, welche durch ihre Intriguen und Böswilligkeiten das Unheil vermehrten. Anstatt sie aber vor Gericht zu stellen und sie zu bestrafen, verlieh ihnen Emin Bey höhere Aemter. Nichts war unpolitischer in unserer gegenwärtigen Lage, als diese Bethätigung des Bibelspruches, Böses mit Gutem zu vergelten.

Nach zweitägigem Aufenthalt in Wadelai kehrte ich nach meiner Station Tonguru zurück, wo ich wenige Tage später von Casati die Mitteilung erhielt, er habe in den Zeitungen gelesen, dass Dr. Lenz von der Deutschen Regierung ausgeschickt sei, Emin Bey zu suchen, ihn aber nicht habe auffinden können; dass eine andere Hülfsexpedition unter Stanley's Leitung in England vorbereitet würde, und dass ausserdem Dr. Peters, der ebenso wie Lenz von der Deutschen Regierung abgesandt worden sei, sich schon auf dem Wege zu uns in Afrika befände. Auf diese Nachrichten von den Expeditionen Lenz und Peters besetzte Emin die frühere Station Fadibek im Nordosten von Unjoro wieder, um die Ankunft der beiden Expeditionen möglichst schnell zu erfahren, und beauftragte den Adjutantmajor Ibrahīm Alham, Nachrichten über die beiden Reisenden einzuziehen.

Während meiner Abwesenheit von Tonguru hatte der Häuptling Schisa von Meswa, den ich seiner Zeit Emin Bey vorgestellt hatte, Soldaten zum Schutz seines Gebietes erhalten. Bei meiner Rückkehr von Ladó trennte Emin Bey das ganze Gebiet Mhagi mit den beiden Stationen Tonguru und Meswa von der Südhälfte der Provinz ab und bildete daraus einen besonderen Bezirk, dessen Verwaltung er mir übertrug. Meswa war von 32 Chutarīje besetzt worden. Bei meiner Ankunft schickte ich dieselben nach Tonguru, um die Station noch besser zu befestigen, und liess

mir eine Abteilung von 42 Regulären als Garnison für Meswa schicken, welche ich unter den Befehl von Schukri Agha stellte. Kabarega hatte durch Casati gegen die Okkupation dieser beiden Punkte seines Landes protestieren lassen. Zwar blieb sein Protest uns gegenüber ziemlich platonischer Natur, aber leider nicht gegenüber dem armen Schisa, der seine allzu grosse Hinneigung zur Regierung mit dem Leben bezahlen musste.

Dr. Junker befand sich noch immer in Uganda, wo er von dem Händler Mohammed Biri für etwa 1000 Thaler Stoffe und verschiedene Waren gekauft hatte. Emin hatte gerade eine Fahrt nach dem See unternommen, als er Biri's Ankunft in Kibiro erfuhr. Er holte mich in Tonguru ab, und wir fuhren beide nach Kibiro, das Emin schon seit lange hatte besuchen wollen. In Kibiro existieren drei Jodschwefelquellen, von denen die eine 72 oder 82° Celsius hat, die Temperatur der beiden anderen habe ich vergessen.[1]) Die Eingeborenen kennen die Heilkraft dieser Quellen und benutzen sie gegen syphilitische und rheumatische Leiden. Emin Bey stellte bei einer Untersuchung fest, dass sie von den Thermen unseres Gebietes namentlich in Meswa, Kiri, Fabo und Falloro sich nicht merklich, ausser höchstens durch ihre Temperatur, unterschieden. In Kiri hatten wir eine kleine Badeanstalt geschaffen, in welche ich häufig Rheumatiker und Brustleidende schickte. In Kibiro existiert nicht wie in Usongora eine eigentliche Saline, sondern der Boden enthält eine solche Menge Salz, dass er am Morgen von einer weissen Schicht bedeckt ist. Die Eingeborenen sammeln diese Erde in Gefasse und giessen Wasser dazu, welches das Salz auflöst. Sodann wird das Wasser in einem mit trockenen Gräsern gefüllten Gefäss ohne Boden filtriert, über Feuer verdampft und das am Boden des Gefässes sich krystallisierende Salz dann gesammelt. Nach achttägigem Aufenthalt in Kibiro kehrten wir in Biri's Begleitung nach Wadelai zurück.

Um die Mitte des Jahres 1887 marschierte ich mit 32 Mann an dem Nordufer des Sees entlang, um von dem Häuptling

[1]) Vergl. Emin's Briefe S. 175, 176. B. M.

Boki den Tribut einzutreiben, als der Dampfer »Nyansa« sich zeigte. Auf ein Signal begab ich mich an Bord, wo ich nicht ohne Erstaunen erfuhr, dass Kodi Agha Ahmed, der Chef der Station Wadelai, den Befehl erhalten habe, mit den beiden Dampfern alle Kähne der Schuli, Kabarega's Unterthanen, auf dem See in den Grund zu bohren. Ein Schreiben des Mudīr forderte mich auf, Kodi Agha zu unterstützen, gab mir aber keine Aufklärung über die Gründe dieses Angriffes auf unseren Verbündeten, bei welchem unsere Provinz noch ihren Vertreter Casati hatte. Ich nahm 60 Soldaten aus der Garnison und verteilte sie auf den beiden Dampfern, worauf wir, Kodi Agha an Bord der »Nyansa« und ich auf dem »Chedive«, unsere Fahrt antraten. Mit unseren Remingtons schossen wir alle Kähne in den Grund, die als Eigentum der Schuli Kabarega's zu erkennen waren. Als wir unser Zerstörungswerk beendet hatten, fuhr ich direkt nach Wadelai, um die Ursachen dieses Angriffes zu erfahren, an dem ich mich blindlings beteiligt hatte. Emin setzte mir auseinander, dass Kabarega, der unsere Okkupation von Tonguru und Meswa nicht gerade mit günstigen Augen angesehen habe und dessen Beziehungen zu Casati schon ziemlich gespannt geworden waren, die Schuli zu einer allgemeinen Erhebung gegen uns aufzureizen suche; um ihrem Angriff zuvorzukommen und durch eine kräftige Offensive sie zur Aufgabe ihrer kriegerischen Pläne zu zwingen, habe er es für das Beste gehalten, ihre Kähne zu zerstören. Diese Energie hatte thatsächlich die heilsame Wirkung, dass die eingeschüchterten Schuli keine Bewegung wagten.

Casati's Beziehungen zu Kabarega wurden nun immer gespannter. Der Stolz eines Soldaten lag im Kampfe mit dem Hochmute und Despotismus eines Negerkönigs. Casati wusste die Schwierigkeit nicht zu umgehen und wollte ihr wie ein Soldat trotzen und sie Stirn gegen Stirn bekämpfen; unglücklicherweise aber befand er sich in einer Umgebung, wo etwas Diplomatie mehr am Platze gewesen wäre, als alle Offenheit und Freimütigkeit. Kabarega's Eigenliebe wurde durch jedes Wort Casati's

verletzt, und das Verhältnis dadurch immer mehr verschlimmert. Wenn schon in zivilisierten Ländern und trotz des Schutzes der Gesetze die auf die Spitze getriebene Offenheit in vielen Fällen schaden kann, so muss in solchen wilden Ländern, wo man der Laune eines schwarzen Duodezfürsten hülflos überlassen ist, die möglichste Beherrschung der Zunge eins der wichtigsten Gebote der Klugheit sein. Man kann nicht behaupten, dass Casati dies alles nicht gewusst habe, aber es ist wahrscheinlich, dass er sein Temperament nicht beherrschen konnte und sich fortreissen liess. Ausserdem verstand es Casati nicht, die Empfindlichkeit Kabarega's zu schonen und gewissen albernen Vorschriften sich zu fügen, aber Kabarega hatte das Recht, bei sich zu befehlen. So hatte Casati, als es sich für ihn darum handelte, einen Sansibarhändler zu sehen, es nicht für nötig gefunden, vorher die Erlaubnis des Königs einzuholen, und während des zweiten Krieges mit Uganda Kabarega's Aufforderung, sein Land unverzüglich zu verlassen, nicht befolgen zu brauchen geglaubt. Er hatte sicher nicht Unrecht, denn er erwartete eine wichtige Postsendung von Kairo, die ihm von Mackay angekündigt war, aber dieser Grund hatte in den Augen Kabarega's und seiner Neger keine Geltung. Ein weiterer Grund, welcher das allgemeine Misstrauen gegen ihn noch steigerte und seine mit so vielen Gefahren verbundene Vertreibung aus Unjoro veranlasste, war folgender: Während dieses zweiten Krieges mit Uganda hatten die Waganda alle Dörfer und Wohnungen von Unjoro zerstört, auf welche sie trafen, dagegen das Haus Casati's allein verschont, was natürlich nicht blos Kabarega, sondern auch ganz Unjoro an ein geheimes Einverständnis Casati's mit dem Feinde zu glauben veranlassen musste. Ohne das damals noch unerschütterte Prestige unserer Provinz wäre selbst Casati's Leben in Gefahr gewesen; dieser heilsamen Furcht allein verdankte er es, durch die ganze Bevölkerung von Unjoro, die ihn für einen gefährlichen Feind ansah, mit heiler Haut hindurchzukommen.

Wir wollen jedoch den Faden unserer Erzählung wieder aufnehmen. Ungefähr zwei Monate nach jenem Angriff auf die Schuli,

welcher im Mai 1887 stattfand, erschien Biri zum zweitenmal bei uns. Er brachte uns eine grössere Menge Waren als das erste Mal und hatte unter diesen 14 000 Zündhütchen mitgeführt, welche er Emin Bey wenigstens bis zu seiner Abreise versteckt zu halten bat. Biri war jedesmal von einem Matongoli Kabarega's begleitet, der den Auftrag hatte, ihn auf's strengste zu überwachen. Das angeborene Misstrauen Kabarega's wurde durch die Hin- und Herreisen Biri's zwischen dem Aequator und Uganda und die gegenseitigen Geschenke Emin Bey's und des Königs Muanga im höchsten Masse verstärkt, da er darin ein Einverständnis gegen sich zu sehen glaubte. Ausserdem hatte Biri jene Zündhütchen Kabarega nicht gezeigt, eine Thatsache, die allein schon hinreichte, ihm die Ungnade Kabarega's zuzuziehen. Trotz aller Vorsicht hatte der Matongoli Maniara den Sachverhalt gemerkt und darüber sofort an seinen Herrn berichtet. Diese Unvorsichtigkeit kostete dem Unglücklichen das Leben.

Im Monat November besuchte mich Emin Bey bei einer Fahrt auf dem See in Tonguru und nahm mich nach der Station Meswa mit. Dort erhielt er einen von den Offizieren des ersten Bataillons unterzeichneten Brief, in welchem er gebeten wurde, sie zu besuchen. Sie führten darin dieselben Gründe an, die sie mir seinerseits mündlich vorgetragen hatten, dass es nicht recht wäre, wenn der Mudīr sich nur um das zweite Bataillon kümmere und das erste vollkommen ignoriere, was eine solche Vernachlässigung auf keine Weise verdient habe. Ausserdem wären viele Schwierigkeiten bei ihnen entstanden, welche nur Emin Bey's Weisheit beseitigen könnte. Es gelang mir schliesslich, Emin Bey zur Reise dorthin zu überreden, um jene Leute, die nicht so rebellisch und böswillig schienen, wie man glaubte, wieder zu gewinnen. Als er aber in Kiri ankam, erfuhr er von dem Major Hamed Agha, dass Ali Agha Gabūr, der Befehlshaber der Garnison von Makraka, nach Kiri kommen wolle, um ihn zu verhaften und nach Gondokoro zu schleppen. Hamed Agha riet ihm, ohne Verzug abzureisen. Emin Bey musste Kiri noch in der Nacht

verlassen und sich nach Mugi begeben, wo eine Abteilung von Hauāsch's Bataillon stand. Als Ali Gabūr in Kiri ankam, fand er den Mudīr nicht mehr vor, nahm aber sein ganzes Gepäck in Beschlag, was dieser bei seiner überstürzten Abreise hatte zurücklassen müssen. Emin blieb in Mugi eine Woche, während deren ihm Ali Gabūr, der sich jetzt seines Betragens schämte, sein Gepäck zurückschickte und schrieb, dass er gar nicht den Plan gehabt habe, ihn festzunehmen, sondern nur gekommen sei, ihm die militärischen Ehren zu erweisen. Als Emin Mugi endlich verliess, begegnete er nicht weit von der Station einem Boten mit einem Briefe von Casati und zwei Schreiben S. H. des Chedive. Das erstere der beiden enthielt Emin Bey's Ernennung zum Pascha, zur Belohnung seines Eifers und seiner treuen Dienste. Das zweite eigenhändige Schreiben Sr. Hoheit enthielt folgende Stellen: »Wollen Sie in unserem Namen allen unseren Zivil- und Militärbeamten, welche unter Ihren Befehlen stehen, für ihre gute Führung und ihre Treue gegen unsere Regierung unter den schwierigen Umständen, die Sie mit ihnen durchgemacht haben, unseren Dank aussprechen und sie ermahnen, in diesem Betragen fortzufahren, bis es uns möglich ist, sie alle hierher zu bringen. Alle Beförderungen von Militär- und Zivilbeamten, welche Sie für nötig erachtet haben, haben wir genehmigt und Befehl erteilt, dass unsere Regierung ihrer Rechnung trägt.« Hierauf folgten einige ermutigende und hoffnungserweckende Ausdrücke. Bei dem Empfang dieser Schreiben kehrte Emin Pascha sofort nach Mugi um, wo er den Offizieren die Bestätigungen der ihnen verliehenen Beförderungen mitteilte. Er hatte mir schon früher nach Dufilé geschrieben, wo ich krank zurückgeblieben war, dass, wenn ich wollte, ich mit der »Nyansa« nach Wadelai abreisen könnte und ihm den in Reparatur befindlichen »Chedive« lassen möchte. Als er die Post von Kairo erhielt, teilte er mir kurz den Inhalt der beiden Schreiben mit und hiess mich ihn in Dufilé erwarten. Die Kunde von seiner Beförderung war schon vor ihm eingetroffen, so dass er von allen Zivil- und Militärbehörden

mit den seinem neuen Range schuldigen Ehrenbezeugungen empfangen wurde. Alle sahen in seiner Ernennung zum Liwā Pascha ein Zeichen des Wohlwollens unserer Regierung für die Aequatorialprovinz und einen Beweis, dass sie uns in unserem unfreiwilligen Exil noch nicht vergessen hatte. In die Freude hierüber mischte sich auch die Hoffnung, dass unsere Regierung in ihrer Fürsorge uns schliesslich doch noch zu Hülfe kommen würde. Emin Pascha strahlte vor Zufriedenheit. Dieser Umstand in Verbindung mit seinem von Natur gutem Charakter kam den abgesetzten Beamten zu gut, welche in ihre Aemter wieder eingesetzt wurden. Gleichzeitig nahm er einige Beförderungen beim Militär und Zivil vor. Auf die Nachricht hiervon gaben die Soldaten des ersten Bataillons ihren Offizieren ihre Unzufriedenheit zu erkennen und beschuldigten sie, sie durch ihre Hetzereien zu einer unsinnigen Rebellion verleitet und ihnen die Ungnade Emin Pascha's zugezogen zu haben. Von Dufilé begaben wir uns nach Wadelai, wo der Mudīr gleichfalls einige Beförderungen vornahm. Unter den wieder eingesetzten Beamten befand sich der Untergouverneur Osmān Latīf, der seit den ersten Tagen von Karam Allah's Erscheinen in Ungnade gefallen war. Emin Pascha erhöhte gleichzeitig seine Besoldung von 800 Piastern, dem Gehalt eines Hauptmannes, auf 1500, aber als das Gehalt eines Zivilbeamten. Osmān Latīf war mit uns nach Wadelai gekommen und äusserte mir den Wunsch, meine Station am See zu besuchen. Ich benutzte diese Gelegenheit, um auch Emin Pascha auf einige Tage nach Tonguru einzuladen. Er nahm an und wir schifften uns alle zusammen an Bord des »Chedive« ein, der eine Barke mit Lebensmitteln für unsere Station im Schlepptau hatte. Während der Ueberfahrt war der See sehr unruhig; da wir jedoch erst in Tonguru anhalten wollten, so setzten wir trotz der Nacht unsere Fahrt fort. Es herrschte dichte Finsternis, und der starke Wind türmte hohe Wellen auf, welche sich an den Seiten des Schiffes brachen. Die Barke war verhältnismässig schwer beladen, was ihren Tiefgang bedeutend vermehrte. Während ich

mich mit Emin Pascha auf der Brücke unterhielt, wurden plötzlich wilde verzweifelte Rufe laut, aus denen ich nur mit Mühe das Hollah! Halt! des Lootsen unterscheiden konnte. Gleichzeitig belehrte uns ein Ruck, dass das Schiff von einem starken Gewicht am Stern hinuntergezogen wurde. Es war zu finster, um irgend etwas unterscheiden zu können, ausserdem hatten alle den Kopf verloren, so dass wir nur mit Mühe aus dem verzweifelten Schreien einiger 50 Leute entnehmen konnten, dass die Barke gesunken und die Bemannung im Begriff sei, zu ertrinken. Auf Emin Pascha's Befehl beeilte man sich, das Schlepptau zu zerschneiden, worauf unser Dampfer, der durch das Gewicht der gesunkenen Barke bedenklich nach unten gezogen war, wieder in's Gleichgewicht kam. Zur Rettung der armen Schiffbrüchigen wurden zwar alle Mittel versucht, leider gelang es aber nur, die Hälfte aufzufischen. Von Tonguru sandte Emin Pascha beide Dampfer unter dem Befehl Osmān Latīf's nach der Unglücksstelle, um die Barke zu heben. Man fand sie nicht vollständig gesunken, sondern nur gekentert, wobei die Besatzung in's Wasser geschleudert war. Nachdem sie von dem Schiff losgemacht war, hatte sie sich von selbst wieder aufgerichtet. Die beiden Dampfer arbeiteten mit 40 Mann an dem Löschen ihrer Ladung, worauf das Wasser aus ihr ausgepumpt wurde, eine Arbeit, welche etwa zwei Tage dauerte.

KAPITEL X.

Casati und Kabarega. Casati an dem Ufer des Sees. Ein improvisiertes Lied. Fadl Hindi. Auf der Suche nach Casati. Seine Abenteuer und Rettung. Tod Biri's. Nachrichten von Stanley. Jephson. Stanley's Brief. Plan eines Rückzuges durch Mambettu zum Congo. Unsere Fahrt nach Nsabe. Begegnung mit Stanley. Der Brief des Chedive. Stanley's Besuch. Emin bedauert seine Provinz. Stanley's Aufbruch von Nsabe.

Es scheint, dass die Vorsehung diesen Unfall zur Rettung Kapitän Casati's veranlasst hatte. Die Beziehungen desselben zu Kabarega und dessen Unterthanen waren in der letzten Zeit die denkbar schlechtesten geworden. Kabarega hatte mehr als einmal versucht, ihn sich vom Halse zu schaffen, indem er ihn aufforderte, Dr. Junker nach Uganda zu folgen oder nach Wadelai zurückzukehren. Casati jedoch zog es vor, in Unjoro zu bleiben. Das allgemeine Misstrauen und seine kühne Sprache gegen jedermann schufen ihm immer neue Feinde, worunter der Sansibarer Abd el Rahmān, welche den Hass Kabarega's noch mehr aufstachelten. Als der König von Unjoro einsah, dass es unmöglich war, Casati auf gütlichem Wege los zu werden, beauftragte er seine Matongoli, ihn auf gleichviel welche Weise fortzuschaffen. Allerdings wagte man sein Leben nicht anzutasten, da man hieraus schlimme Gefahren für das Land fürchten musste. Die Aequatorialprovinz besass genug Truppen, Kanonen, Gewehre und Dampfer, welche im Notfall in Kanonenboote umgewandelt werden konnten. Die von Kabarega aufgereizten Schuli hatten dies erfahren, weshalb er vorzog, dergleichen nicht zu riskieren. Es wurde deshalb beschlossen, Casati an die Grenze von Unjoro zu

schaffen; falls ihm dort irgend etwas zustossen würde, hätte Kabarega sich die Hände in Unschuld waschen können. Nach schrecklichen Leiden, die wir Casati selbst erzählen lassen wollen, wurde er auf dem Gebiet der Schuli, mitten in Sümpfen an dem Ufer des Sees, halb tot verlassen. Auf gut Glück marschierte er, immer von den Negern verfolgt, tiefer in das Sumpfgebiet hinein, wo er sicher verloren gewesen wäre, als er in einer Hütte in der monotonen Weise der Negergesänge arabisch sprechen hörte. Es war eine Frau, die Witwe Morgān Agha el Danassūri's, des in Amadi gefallenen Kommandanten. Als sie Casati von weitem kommen sah, in einem jämmerlichen Zustande und von den Negern gehetzt, und sich immer mehr von der richtigen Richtung entfernte, wollte sie ihn retten und begann zu singen, um seine Aufmerksamkeit zu erregen.

Die verfolgenden Neger, welche das Arabische nicht verstanden, gaben nicht Achtung darauf. Was Casati und seine Gefährten von diesem Liede verstehen konnten, war folgendes: »Wenn der weisse Mann, der Bruder unseres Mudīr, dem Rat einer alten Frau folgen will, soll er auf dem Wege nicht weiter gehen, auf welchen ihn die Schwarzen treiben. Wenn er auf dem Wege weiter geht, wird er in das Land Rukoro's kommen, der ihm Böses thun wird, während, wenn er hier bleibt, hoffen kann, dass die Dampfer seines weissen Bruders, welche jetzt auf dem See sind, nach diesem Ufer kommen und ihn retten werden. Die Dampfer allein haben die Schwarzen abgehalten, ihm ein Leid zu thun. Er muss also immer an dem Ufer entlang gehen und sich nicht entfernen, bis die Dampfer kommen werden.« Casati traute dem Rat, welchen die Vorsehung ihm schickte, und einer seiner Begleiter, ein Danākla Namens Fadl Hindi, band während der Nacht einen kleinen Schulikahn vom Ufer los und fuhr auf gut Glück in den See, in der Hoffnung, die Station Tonguru zu erreichen. Er bemerkte unterwegs die beiden Dampfer, welche an der Rettung der Barke arbeiteten, und setzte Osmān Latīf die traurige Lage Casati's mit wenigen Worten auseinander. Von

Osmān Latīf nach Tonguru geschickt, kam er zu mir. Ohne Zeit zu verlieren, benachrichtigte ich den Mudir, worauf wir uns in Fadl's Kahn zu den Dampfern begaben. Wir schifften uns auf der »Nyansa« ein, welche nach dem Gebiet des Häuptlings Boki abfuhr. Da das Ufergebüsch dicht und die Nacht schon hereingebrochen war, mussten wir bei Boki bis zum Morgen warten, wo wir unsere Fahrt nach Süden fortsetzen konnten. Gegen 11 Uhr Vormittags bekamen wir das Ufer wieder in Sicht, das Emin Pascha unaufhörlich mit dem Fernrohr untersuchte, aber ohne Resultat. Die Nachricht von Casati's trauriger Lage hatte uns auf's tiefste gerührt und wir fragten uns ängstlich, ob wir noch zurecht kämen, unseren unglücklichen Gefährten zu retten. Emin Pascha war in Verzweiflung und alle Augenblicke sagte er zu mir: »Ich fürchte sehr, dass es zu spät ist; aber um Gottes willen, warum blieb er bei diesem Räuber Kabarega, wenn er sah, dass die Dinge nicht mehr gut gingen, und wie viel mal habe ich ihm geschrieben, nach Uganda abzureisen oder zurück zu kommen. Das hat er nun von seiner Starrköpfigkeit, und wer weiss, ob er, wenn wir ihn auch am Leben finden, mich nicht dafür verantwortlich machen wird, und doch bin ich wahrhaftig nicht schuld daran. Denn erstens habe ich ihm nicht geheissen, nach Unjoro zu gehen, und als er mich darum bat, habe ich nur in seinem Interesse eingewilligt und nur zu dem Zweck, damit er von dort via Uganda nach Europa zurückkehren könnte, wie es Dr. Junker gethan hat. Und als er mir schrieb, dass seine Beziehungen zu Kabarega anfingen, gespannt zu werden, ermahnte ich ihn jedesmal, nach Uganda zu gehen oder zurückzukommen.« An einer Stelle der Küste wäre unser Dampfer beinahe auf den Sand gelaufen. Wir gaben jedoch rechtzeitig Kontredampf und vermieden die Gefahr, mussten jedoch ziemlich weit hinaus in den See fahren, so dass wir noch einige kostbare Minuten verloren. Als wir uns endlich wieder dem Ufer nähern konnten, entdeckte Emin Pascha durch das Fernrohr eine Gruppe Menschen, in deren Mitte ein an einem Stock befestigtes rotes

Taschentuch geschwenkt wurde. Er reichte mir das Fernrohr, um sich zu überzeugen, dass er sich nicht täuschte. Ich hatte kaum einen Blick hineingeworfen, als ich keinen Zweifel mehr darüber hatte, dass das ein Hülferuf von Casati sei. Wir stiegen an's Ufer und holten Casati mit seinen Leuten, etwa 15 Negern, dem Soldaten Churschīd Tāhir, seiner Frau und einem Kinde ab. Casati war fast nackt, seine Kleidung bestand in einem leichten Leinwandhemd und grauer Leinwandhose. Glücklicherweise besass er ein Paar englische Stiefel, welche auf dem beschwerlichen Marsche seine Füsse geschützt hatten, während der arme Churschīd, ein Tscherkesse, barfuss mit entzündeten Füssen und in jämmerlichem Zustande ankam. Casati, der fast sechs Tage lang gehungert hatte, abgesehen von den Qualen seiner Irrfahrt und den Verfolgungen der Neger, war völlig abgemagert und fast nur ein Skelett. Ausserdem trug er an dem Unterarm, den Knöcheln und am Bauche die sehr deutlichen Spuren der Stricke, mit denen er auf Befehl des Chefs von Kabarega's Banassura gebunden worden war. An diesen Stellen war die Haut ganz violett und hin und wieder selbst wund. Als wir an's Land stiegen, um ihn an Bord zu holen, drückte er Emin Pascha die Hand und umarmte mich. Als Emin ihn fragte, wie es ihm ginge, antwortete er: »Sto bene, quel brigante di Cabarega voleva ammazzarmi ma non sa, che devo ancora ritornar in Patria e veder Mónza.«

Seine erste Sorge an Bord war, der kleinen Amīna, der Tochter eines Dieners, welche er adoptiert hatte, Essen zu verschaffen. Als wir ihn aufforderten, sich nach einem so langen unfreiwilligen Fasten gleichfalls zu stärken, erwiderte er, dass das keine Eile habe und bat nur um eine Pfeife. Seit langer Zeit hatte er sowohl Nahrung wie Tabak entbehren müssen und letzteren verlangte er immer zuerst. Ich reichte ihm meine gestopfte Pfeife, kaum hatte er aber daraus zwei Züge gethan, als ihn der Tabak sichtlich angriff. Er liess sich jedoch nichts merken und blieb fest. Dann nahm er ein Bad und legte einen Anzug an,

den Emin Pascha und ich ihm gaben, worauf er uns alle Einzelheiten seiner Abenteuer erzählte.[1])

Am 9. Januar 1888 war er und der arme Biri aufgefordert worden, sich zu Niakamitera, dem Chef der Banassura, zu begeben; sie ahnten den Schlag, der gegen sie geführt werden sollte, aber es gab kein Mittel mehr ihn zu vermeiden. Hätten sie nicht gehorcht, so hätte man sie sicher mit Gewalt geholt und es war entschieden besser, der Gefahr mutig entgegen zu gehen. Sie hofften, Niakamitera die grosse Verantwortlichkeit begreiflich zu machen und auf diese Weise den geplanten Schlag vielleicht abwenden zu können. Sie gingen also, waren aber kaum bei den Hütten des mächtigen Befehlshabers angelangt, als auf ein Zeichen von ihm eine grosse Anzahl Bewaffneter sich auf Biri, Casati und seinen Diener Wekīl stürzten, sie im Nu ihrer Kleidung beraubten und jeden einzeln an einen Baum banden. Casati wurde jedoch nicht vollständig entkleidet, man liess ihm Hemd, Hose und Stiefel, ebenso auch seinem Diener Wekīl, da man nicht die Absicht hatte, sie umzubringen. Wenn einer in Unjoro hingerichtet werden soll, ist es Sitte, ihn völlig zu entkleiden. Dem armen Biri waren seine Kleider vollständig genommen worden, was über sein Schicksal keinen Zweifel mehr lassen konnte. Man hatte Casati im Verdacht, in seiner Wohnung eine Anzahl Soldaten der Provinz zu dem Zweck versammelt zu haben, mit ihnen einen Handstreich gegen Unjoro zu unternehmen. Man hatte ihn nur darum angebunden, um sich in seinen Hütten überzeugen zu können, ob das Gerücht wahr wäre. Er wurde dann von seinen Banden befreit und nach Kibiro zu vertrieben. Nichts durfte ihm unterwegs geschenkt oder verkauft werden, die Bananen am Wege durfte er nicht anrühren und musste Wurzeln und Gräser essen. Erst drei Tage nach seiner Abreise von Djuaja, der neuen Hauptstadt von Unjoro, reichte ihm der Häuptling Kagaro in Kibiro einige Lebensmittel und etwas Tabak. Nach einem qual-

[1]) Vgl. Casati II, 87 ff. B. M.

vollen Marsche kam er am fünften Tage am Ufer des Albertsees an und wurde von den Negern nach Magongo und dem Gebiete des Häuptlings Rukoro zu getrieben, als jene Frau ihn auf die oben beschriebene Weise rettete. Da Casati leidend war, richteten wir ihm eine Wohnung im Hospital ein und statteten ihn mit Kleidung und den notwendigsten Bedürfnissen aus.

Casati's erstes Wort bei unserer Begegnung war gewesen: »Mut, Stanley ist nicht mehr weit von uns.« Am 30. Januar begaben wir uns ohne Casati, der immer noch leidend war, mit dem Dampfer »Chedive« nach dem südwestlichen Teil des Sees, um dort Nachrichten über Stanley zu suchen. Von Meswa fuhren wir nach Nsabe, wo wir allerdings erfuhren, dass Weisse in der Nähe wären; diese Nähe aber sollte nach den Einen eine Entfernung von einem »Mondfall«, d. h. einem Monat sein, während Andere sogar von zwei oder drei Monaten redeten. Wir setzten unsere Fahrt nach Süden immer weiter fort, bis zu einem Punkte, wo unser Dampfer nicht weiter konnte, worauf wir eine leichtere Barke bestiegen. Endlich erfuhren wir in einem Bahumadorfe, namens Magala, von dem Häuptling Katonsi, dass Weisse gekommen wären, um andere Weisse zu suchen. Er fügte hinzu, dass sie nicht weit seien und dass, wenn wir zurückkehren würden, er uns nach vierzehn Tagen Nachricht geben könnte. Wir kehrten nach Tonguru zurück, aber vor Ablauf der vierzehn Tage machten die Wanjoro einen Einfall in Katonsis Land und verheerten es vollständig. Unsere beständigen Erkundigungen nach Stanley's Expedition waren, hauptsächlich wegen der Unwissenheit der Neger, resultatlos geblieben, als plötzlich gegen Ende April ein Tarāgma namens Wad el Gara in Tonguru erschien und mir einen Brief mit englischer Adresse überreichte. Der Bote berichtete, dass der Brief von einem Weissen herrühre, der bei Schukri Agha in der Station Meswa angekommen sei. Ich zweifelte nicht, dass dies ein Mitglied von Stanley's Expedition sei und beeilte mich, den Brief an Emin Pascha weiter zu schicken. Der Brief war von Jephson und enthielt die Mitteilung an Emin, dass er Stanley's Ex-

pedition angehöre, welche von einem Komité Emin Pascha zu Hülfe geschickt worden sei. Er bat Emin, ihn aufzusuchen, da er selbst sehr ermüdet und schlecht gekleidet sei. Der Landweg von Tonguru nach Meswa war sehr beschwerlich. Emin Pascha hatte ihn einmal im Interesse der Wissenschaft gemacht, wollte aber trotz seines Wunsches, Jephson zu sehen, den mühsamen Marsch nicht noch einmal wiederholen. Er schrieb Jephson, dass er sich freue, die Ankunft der Expedition zu erfahren, dass aber der Landweg sehr schlecht sei, und er demnach die Ankunft des Dampfers abwarten müsse, um zu ihm nach Meswa zu kommen. Gleichzeitig beauftragte er Schukri Agha, den zweiten Chef der Station, Jephson eine gute Wohnung zu verschaffen und für alle seine Bedürfnisse zu sorgen. Ein ägyptischer Leutnant, der einige Worte Französisch wusste, wurde Jephson zur Disposition gestellt. Als der Dampfer ankam, schifften wir uns, Emin Pascha, Casati und ich, nach Meswa ein. Jephson empfing Emin Pascha am Ufer, er hatte drei Soldaten und den Sergeanten Bachīt, sämtlich Ssudanesen, und einige Sansibarer mit ihrem Anführer Uledi bei sich. Emin Pascha und Jephson umarmten sich, wonach Casati und ich vorgestellt wurden. Jephson übergab Emin einen Brief Stanley's, der sich noch in Niamsanssi, im Süden des Sees, befand.

Nach einer einstündigen Unterhaltung, die englisch geführt wurde, trennten sich beide, worauf Emin Kenntnis von Stanley's Brief nahm. Das Schreiben enthielt eine Schilderung seiner Reise von dem Gebiet des Congo her mit allen Einzelheiten über die Durchquerung des grossen Waldes und seine erste Ankunft am See. Er schilderte die ungeheuren Leiden der Expedition, hob hervor, dass er viel Menschen verloren habe und gezwungen gewesen sei, einen guten Teil seiner Lasten zu verlassen, und dass die Expedition an drei verschiedenen Punkten verteilt sei: das Gros derselben befand sich in Jambuja, der zweite Teil mit den Kranken und nur wenigen kräftigen Männern im Fort Bodo, er selbst endlich mit Dr. Parke und 130 Mann stände am See bei Nsabe. Ausserdem

sagte er, dass seine Expedition nicht in der Lage sei, Emin irgend welche wirksame Hülfe zu leisten, dass er ihm nur etwas Munition, die er auf seine Rechnung von Kairo gebracht habe, überlassen könnte, dass jedoch, falls Emin und sein Personal das Land verlassen wollte, er sich verpflichte, sie nach Aegypten zurück zu bringen. Schliesslich enthielt noch der Brief die Mitteilung, dass Stanley ein Schreiben vom Chedive und von Nubar Pascha an Emin überbringe, und dass die ägyptische Regierung ihre Besitzungen im Ssudān schon längst aufgegeben habe. Der Schluss war, Emin Pascha dürfe nicht erwarten, dass noch eine andere Expedition ihm zu Hülfe geschickt werden würde.

Als Emin das Schreiben durchgelesen hatte, warf er es heftig bei Seite und sagte bekümmert: »Wenn ich Stanley's Expedition ungeduldig erwartet habe, so geschah es in der Hoffnung, Verstärkungen und Munition zu erhalten. Nachdem ich mich abgemüht habe, die Provinz zu organisieren und auszudehnen, nachdem ich überall Stationen eingerichtet und die meisten der umliegenden Stämme unterworfen habe, heisst man mich jetzt alles aufgeben, alles verlassen und davon gehen. Das war nicht die Vorstellung, welche ich mir von Stanley's Expedition und ihrem Zweck gebildet hatte. Und wenn ich jetzt wirklich das Land verlasse, was sollen dann die unglücklichen Stämme anfangen, welche sich unserer Regierung unterworfen und uns so viel geholfen haben? Sie werden, sei es von Kabarega, sei es von unseren anderen Feinden, unzweifelhaft vernichtet und niedergemetzelt werden. Es wäre wahrlich ein Verbrechen, sie so ihrem Schicksal zu überlassen, nachdem wir sie ausgenutzt haben.«

Casati äusserte seine Ansicht dahin, dass es ebenso gefährlich wie unnütz wäre, darauf zu bestehen, in der Aequatorialprovinz zu bleiben, nachdem die ägyptische Regierung den Ssudān definitiv aufgegeben habe; dass aber, falls es sich darum handele, nach Aegypten zurückzukehren, Stanley's Hülfsexpedition uns vollkommen überflüssig und es für den Augenblick das beste sei, Stanley aufzusuchen, ihm nach Kräften zu helfen und die

von ihm mitgebrachte Munition und Korrespondenzen in Empfang zu nehmen.

»Sie können ihm dann sagen,« fügte er hinzu, »dass, da seine Karawane sehr geschwächt und die Reise von Jambuja bis zum See sehr lang und beschwerlich ist, er lieber sich mit dem Gros seiner Expedition am Kongo vereinigen solle, während wir über Makraka und Mambettu allein nach demselben Ziele abmarschieren können. Wenn er vor uns in Jambuja ankommt, braucht er uns dort nicht zu erwarten; für den anderen Fall aber, dass wir vor ihm ankommen, können Sie ihm versprechen, dass wir ihn dort erwarten wollen, um ihm die Hand zu reichen und im Notfall mit ihm zusammen den Rückweg antreten können. Es ist für mich klar, dass Stanley's Expedition nach der Vorstellung, die wir uns von Jephson und seinen fast nackten und ausgehungerten Sansibarern machen können, keinesfalls im Stande sein wird, alle unsere Leute, die sich auf mehrere Tausende belaufen, mitzunehmen, weder auf der Route, die er für den Hermarsch gewählt hat, noch auf der anderen, die er für den Rückmarsch zu nehmen beabsichtigt; auf beiden dürfte es jedenfalls sehr schwer sein, hinreichend Lebensmittel für so viele Leute zu finden. Wenn wir aber allein aufbrechen, können wir eine weit bessere Route einschlagen, wo uns weder Träger noch Lebensmittel je fehlen werden. Bis auf die Grenze von Mambettu, etwas mehr als den halben Weg, befinden wir uns auf unserem eigenen Gebiet, da das Land noch bis jetzt von der Regierung abhängt, zudem wird diese Route von unseren Soldaten ohne weiteres akzeptiert werden, die sich jedenfalls weigern würden, eine andere zu nehmen. Sie kennen Makraka und Mambettu und wissen, dass sie dort alles im Ueberfluss finden können; ausserdem können wir uns dort mit den kleinen Garnisonen und den Familien unserer Soldaten vereinigen. Demnach ist meine Ansicht, für den Fall, dass Sie sich entschliessen, das Land zu verlassen, die von mir vorgeschlagene Rückzugslinie in jeder Beziehung vorzuziehen.«

Emin Pascha wandte sich nun zu mir mit der Frage: »E lei, Sigr. Vita, che ne pensa? Wäre es nicht schade, jetzt unsere Provinz zu verlassen, und würden Sie nicht Ihre beiden schönen Stationen bedauern?«

Ich erwiderte ihm: »Meine Ansicht ist fertig; ich würde sicher sehr bedauern, das Land verlassen zu müssen, aber wenn der Rückzug notwendig ist, teile ich Casati's Ansicht voll und ganz. Alle Gründe sprechen für diese Rückzugslinie, von der möglicherweise unsere Rettung selbst abhängt. Sie wissen selbst, dass das erste Bataillon kein Wort von dem Süden wissen will und ich bin überzeugt, dass es auf diesem Wege niemals mit uns kommen wird, wenn wir aber nach Norden hinaufziehen und unseren Abmarsch nach Makraka und Mambettu bekannt machen, wird es mit Enthusiasmus zu uns stossen. Andererseits glaube ich, dass die ssudanesischen Soldaten und Beamten bei ihrer hohen Meinung von der ägyptischen Regierung schwerlich glauben werden, dass Stanley und seine nackten und ausgehungerten Leute vom Chedive geschickt sein können, ihr Misstrauen wird von Neuem rege werden und wir werden die Schwierigkeiten von Neuem durchmachen müssen, die wir noch nicht vergessen haben. Endlich bin ich der Ansicht, dass wir keinem den Ruhm lassen dürfen, uns zu retten, wenn wir uns allein und vielleicht sicherer selbst retten können. Ich gehe noch weiter: Stanley's Expedition in ihrer gegenwärtigen sehr reduzierten Gestalt scheint mir für uns gefährlich; denn schon hat sich bei unseren Leuten das Gerücht verbreitet, dass die Expedition von Hunger und Strapazen dezimiert worden ist, wenn von 60 aus Kairo gesund abgegangenen Soldaten nur noch 18 übrig sind. Solche Nachrichten können für unsere Leute nichts weniger denn ermutigend klingen, die hier im vollen Ueberfluss zu leben haben. Wir sind seit mehr als fünf Jahren vollständig von der Welt abgeschnitten, aber trotzdem können unsere Soldaten im Vergleich mit Stanley's Leuten für luxuriös gekleidet gelten. Alles das kann unseren misstrauischen und halbwilden Leuten sicher kein Vertrauen einflössen.«

Emin Pascha schien unsere Ansicht zu teilen, und da es spät war, 11 Uhr abends, trennten wir uns. Am nächsten Morgen schickte Emin Pascha an Hauāsch Muntássar, Sselīm Mattar und Kodi Agha den schriftlichen Befehl, so schnell wie möglich nach Meswa zu kommen, um mit ihm zusammen Stanley aufzusuchen. Er entnahm den beiden Stationen Tonguru und Meswa ein Quantum Damūr (rote Baumwolle) und Tücher, welche er unter die Sansibarer und Soldaten Jephson's verteilte, während er den Rest des Damūr für Jephson, Stairs und Parke zurücklegte. Wir versorgten unsern Dampfer mit Holz, nahmen Vorräte für Stanley und seine Leute an Bord und schifften uns auf dem »Chedive« nach Nsabe ein, wo wir am folgenden Abend ankamen. Emin Pascha's Ankunft wurde von den Sansibarern mit Gewehrsalven begrüsst. Ich blieb an Bord, während Emin und Casati an Land gingen, wo sie von Stanley sehr herzlich empfangen wurden. Sie kamen gegen Mitternacht zurück und brachten zwei Ballen mit, von denen der eine Stoffe, Tücher, Unterzeug, Strümpfe, Uniformen aus grauer Leinwand u. s. w. enthielt. Das Ganze war von der Feuchtigkeit durch und durch beschädigt. In dem zweiten Ballen befanden sich eine Menge Zeitungen, einige Briefe an Emin und Casati von ihren Freunden in Europa und zwei Schreiben, von S. H. dem Chedive und dem Ministerpräsidenten Nubar Pascha. Das Schreiben des letzteren war von dem Regen völlig unleserlich geworden, so dass die Schrift nur einen grossen Tintenfleck bildete. Das Schreiben des Chedive, welches glücklicherweise weniger beschädigt war, lautete etwa folgendermassen:

»Wir haben schon in früheren Schreiben Ihnen und Ihren Soldaten unsere Zufriedenheit mit der Treue und dem Erfolge bezeugt, mit welchem Sie die Ihnen anvertrauten Aequatorialprovinzen bis jetzt verteidigt haben. Wir danken Ihnen und beauftragen Sie, in unserem Namen den Offizieren und Soldaten, die unter Ihrem Befehl stehen, zu danken. Zur Belohnung Ihrer Dienste haben wir Ihnen den Rang eines Liwā verliehen und alle

Beförderungen genehmigt, die Sie bei Ihren Zivil- und Militärbeamten vorgenommen haben. Unser aufrichtigster Wunsch ist, Sie mit allen Ihren Leuten von dem schwierigen Posten abzulösen; unsere Regierung hat sich um die Mittel bemüht, Sie aus dieser gefährlichen Lage zu befreien. Eine Hülfsexpedition unter der Leitung des berühmten Reisenden Stanley wird sich bald zu Ihnen auf den Weg machen, um Sie mit allen Leuten hierher auf dem Wege zurückzuführen, den er für den passendsten halten wird. Wenn Herr Stanley dieses unser Schreiben übergeben hat, wollen Sie den Offizieren und Soldaten Ihrer Provinz unsere besten Wünsche übermitteln. Ihnen und den Ihrigen steht es vollständig frei, zurückzukehren oder zu bleiben; diejenigen aber, welche zu bleiben vorziehen, thun es auf ihre eigene Gefahr und dürfen von uns weiter keine Hülfe oder Schutz erwarten, während wir denen, welche zurückkehren, die unverkürzte Auszahlung ihrer Gehälter bis zum Tage ihrer Ankunft versprechen. Sie wollen dieses Schreiben allen Ihren Offizieren und Soldaten zu ihrer Kenntnisnahme mitteilen.«

Am folgenden Tage erschien Stanley an Bord, um den Besuch Emin Pascha's zu erwidern. Er liess sich von seinen Sansibarern auf einer Sänfte tragen, da er sich den Fuss verstaucht hatte. Er war sichtlich ermüdet und sah älter aus, als er war, was nach den ungeheuren Strapazen seiner beschwerlichen Reise wohl begreiflich war. Stanley frühstückte mit uns an Bord und liess sich die mitgebrachten Offiziere vorstellen. Das Lager von Nsabe war auf einem sumpfigen und ungesunden Terrain aufgeschlagen. Emin Pascha und Stanley unternahmen einen kleinen Ausflug an die Ufer des Sees, um einen günstigen Platz auszusuchen, wo sie, ein jeder für sich, ihr Lager aufschlugen.

Wenn Emin Pascha einerseits mit Genugthuung sehen konnte, dass man auf seine Hülferufe in England gehört hatte, war er andererseits damit nicht zufrieden, dass man, anstatt ihm Verstärkungen und Munition heranzuschaffen, ihm eine Expedition mit dem Auftrage zuschickte, ihn aus dem ihm lieb gewordenen

Lande wegzuführen, das er nicht ohne Bedauern und selbst nicht ohne Gewissensbisse wegen jener unglücklichen Stämme verlassen konnte, welche durch seinen Abzug unvermeidlich in's Verderben gestürzt würden. Er war in der peinlichsten Verlegenheit und nicht ohne Grund. Dieser Pflicht, bei den Stämmen auszuhalten, stand nun die andere gegenüber, der Fürsorge der ägyptischen Regierung und des Hülfskomités in London entsprechen zu sollen. Seit dem Tage seines Besuches bei Stanley war Emin Pascha sorgenvoller geworden, als selbst in den Zeiten Karam Allah's. Selbst bis zu seiner Ankunft in Bagamojo waren diese Sorgen nicht geschwunden, sondern hatten noch eher zugenommen.

Stanley blieb ungefähr einen Monat in Nsabe und brach Ende Mai 1888 nach Westen auf, um die Nachhut seiner Expedition heranzuführen. Er hatte uns 34 Kisten mit Munition übergeben, 31 für Remington- und 3 für Winchestergewehre. Diese Munition wurde nach der Station Meswa geschickt.

Während Stanley's Aufenthalt am See waren Emin Pascha und wir stets bei ihm geblieben. Unsere beiden Dampfer fuhren beständig auf dem See hin und her, um Lebensmittel aller Art für Stanley und seine Leute zu bringen, welche nun gut zu essen und zu trinken hatten und sich so von allen Entbehrungen ihres Marsches erholen konnten. Schon seit langem waren sie nur mühsam und namentlich sehr dürftig verpflegt worden. Bei uns angelangt, befanden sie sich in einem verhältnismässigen Ueberfluss, den sie in vollen Zügen genossen. Um nur ein Beispiel anzuführen, so verzehrten Stairs und Jephson allein an einem Tage den Inhalt eines ganzen Topfes Honig von ungefähr vier Kilogramm Gewicht. Emin Pascha und Stanley waren fast alle Tage zusammen und unterhielten sich oft über die Angelegenheiten der Provinz und den Plan des Abzugs. Als Stanley nach Westen aufbrach, besorgte ihm Emin Pascha gegen 100 Träger, da seine eigenen nicht ausreichten. In Begleitung von Jephson, welcher bis zur Rückkehr Stanley's bei uns bleiben sollte, kehrten wir nach Meswa zurück.

KAPITEL XI.

Repressalien gegen Kabarega. Ueberfall Kibiro's. Beschwerde gegen Emin. »Das englische Volk wird Euch nicht vergessen.« Schlimme Anzeichen. Abreise nach Wadelai. Casati's Rat. In Dufilé und Kiri. Insubordination Djadîn Agha's. Das erste Bataillon. Rückkehr nach Laboré. Empörung in Laboré. Ankunft in Chōr Aju. Böse Ueberraschung. Ausbruch der Empörung. Fadl el Mūla. Gefangennahme Hauāsch's. Der projektierte Abzug. Hauptgrund der Empörung. Unsere Ankunft in Dufilé und Gefangennahme.

Seitdem Casati von Unjoro zurückgekommen war, hatte er stets etwas Empfindlichkeit darüber gezeigt, dass die von Kabarega und seinen Leuten ihm zugefügte Schmach ungesühnt geblieben war. In der Hauptsache hatte er recht, da er, abgesehen von den schweren Kränkungen, die ganze Frucht seiner achtjährigen mühevollen Thätigkeit, seine wissenschaftlichen Arbeiten, eingebüsst hatte. Ausserdem traf der ihm angethane Schimpf ihn nicht allein, da er ihm in seiner Eigenschaft als Vertreter der Provinz zugefügt worden war. Es war demnach Pflicht der Regierung, Genugthuung dafür zu erhalten, eine Sache, die zudem weder schwierig noch gefährlich war. Mit unseren beiden Dampfern und 100 Soldaten hätte man die wenigen Küstenortschaften Kabarega's und namentlich Kibiro leicht erobern können. Mit 300 Mann hätte man noch weiter, z. B. bis Kitana, der Residenz der Königinmutter, vordringen können, in welchem Falle Kabarega ohne Zweifel vollste Genugthuung geleistet haben würde. Emin Pascha hatte es aber vorgezogen, mit Kabarega nicht definitiv zu brechen und eine Wiederaufnahme der guten Beziehungen mit Unjoro für den Fall eines Rückzuges nicht aus den Augen gelassen. Seitdem aber Stanley's Ankunft die Lage verändert hatte, hielt es Emin nicht mehr für nötig, Kabarega

länger zu schonen. Sselīm Mattar und Kodi Agha schifften sich mit 70 Mann auf den beiden Dampfern ein und überfielen Kibiro. Sie erbeuteten eine grosse Menge Salz und gegen 500 Schafe, die für unsere Provinz ein wahres Mannah waren, da die Schlachttiere in den südlichen Stationen an Stanley's Expedition überlassen worden waren, welche zudem bei ihrem Abzuge nicht weniger als 180 Tiere mitgenommen hatte.

In Tonguru verkündigte Emin Pascha dem ganzen Zivil- und Militärpersonal den Willen des Chedive, die Provinz zu verlassen und nach Kairo zurückzukehren und forderte alle auf, sich bis zur Rückkehr Stanley's bereit zu halten. Gleich nach unserer Ankunft in Tonguru war ich erkrankt, erhielt aber von Emin Pascha die beste Pflege. Als er mich am dritten Tage besuchte, war er sorgenvoll und schlechter Laune. Auf meine Frage teilte er mir mit, dass Ahmed Mahmūd, Abd el Wahāb und andere, wie man ihm versichert hatte, sich bei Stanley über ihn beklagt hätten. »Nachdem sie meine Güte so lange gemissbraucht haben, haben sie sie in's Lächerliche gezogen, indem sie behaupteten, ich sei zum Regieren unfähig. Ich sehe wohl ein, dass ich zu gut gegen alle gewesen bin, und dass ich damit Unrecht gethan habe. Aber meine Geduld ist jetzt zu Ende, und ich bin diesmal fest entschlossen, diesen Unheilstiftern die Zähne zu weisen, um sie zu lehren, dass ich zwar gut, aber nicht so schwach bin, wie sie andere glauben machen wollen. Ich bedaure, so weit gehen zu müssen, aber sie haben mich dazu gezwungen.« Ich bemerkte ihm, dass mit unserer demnächstigen Abreise alles der Art ein Ende nehmen würde, weshalb es besser sei, nun noch einmal die Augen darüber zuzudrücken, um so mehr, als er schon viel schlimmere Sachen verziehen hatte und noch dazu in Zeiten, wo wir dazu verdammt schienen, für immer mit solchen Leuten zusammen leben zu müssen. Es gelang mir jedoch nicht, seinen Entschluss zu ändern.

Als den Soldaten und den Beamten in Tonguru der Befehl, mit Stanley aufzubrechen, mitgeteilt wurde, fügte Jephson hinzu:

»Wenn Ihr dem Pascha gehorcht und ihm folgt, wird das englische Volk Euch nicht vergessen.« Diese an sich unschuldigen Worte wurden ebenso falsch aufgefasst, wie seiner Zeit Emin's Rede von dem Rückzug über Unjoro. Kaum waren die Soldaten auseinander getreten, als sie über Jephson's Worte ihre Bemerkungen machten. »Was will das englische Volk von uns? Die Leute kommen nicht von Kairo, denn anstatt von unserem Effendīna (Chedive) zu sprechen, reden sie im Namen des englischen Volkes; und dann sind sie so elend und in Lumpen gekleidet, dass sie unmöglich von Effendīna kommen können.« Fast niemand war mit der Abreise zufrieden, zumal im Hinblick auf die wenig ermutigenden Umstände, unter welchen Stanley's Herreise vor sich gegangen war: viele Tote, ungeheuer viel Verwundete, Hungersnot und Entbehrungen jeder Art, welche die Expedition bis zu ihrer Ankunft bei uns begleitet hatten, alles dies konnte die Bewohner unserer Provinz nicht ermutigen, ein Land zu verlassen, in welchem es ihnen verhältnismässig wohl ging. Diese Gründe in Verbindung mit dem natürlichen Misstrauen unserer meisten Ssudanesen verursachten eine gewisse Aufregung, die sich zunächst in einem Gemurmel verriet, das nichts Gutes ahnen liess. Casati's treuer Diener Wekīl konnte sich unter die Soldaten mischen, welche keinen Grund hatten, ihm zu misstrauen, und ihre Reden anhören. Casati konnte auf diese Weise die Ereignisse, welche sich vorbereiteten, vor allen anderen vorausahnen.

Nach ungefähr einmonatlichem Aufenthalt in Tonguru beschloss Emin Pascha, nach Wadelai zu gehen; sein Plan war, den Truppen des ersten Bataillons den Befehl zum Aufbruch mitzuteilen, um ihre Absichten kennen zu lernen und danach sein Verhalten einzurichten. Jephson und ich sollten den Pascha begleiten, während Casati in Tonguru zurückblieb, da er sich mit Emin aus einer geringfügigen Ursache überworfen hatte. Sie hatten einige etwas lebhafte Worte wegen eines Offiziers Mustafa el Agami gewechselt, der von Hauāsch schlecht behandelt worden war, und für welchen sich Casati verwendet hatte. Da er aus

diesem Grunde nicht mit dem Pascha sprechen wollte, kam er vor der Abreise zu mir und riet mir, mein Möglichstes zu thun, um die Abreise zu verhindern. Er habe Grund zu der Befürchtung, dass uns ein Unglück wiederfahren könnte. Was dies sei, könne er zwar selbst nicht genau angeben, da er nur unbestimmten Verdacht habe, und bat mich auf's Dringendste, wenigstens nicht weiter zu gehen als bis Wadelai. Ich versprach es ihm und schiffte mich auf dem »Chedive« nach Wadelai ein, wohin Emin Pascha mit Jephson zu Lande voraus gegangen war. Auch dort liess der Mudīr den Truppen und dem Personal das Schreiben des Chedive verlesen, und wie in Tonguru machte Jephson auch hier eine Art Zirkular Stanley's bekannt, in welchem der Zweck der Expedition auseinandergesetzt, das Schreiben des Chedive kurz zusammengefasst war und alle ermahnt wurden, sich zum Abmarsch zu rüsten. Da sich bei diesem Akte nichts weiter zutrug, so brachen wir nach Dufilé auf, wo uns Hauāsch Effendi einen glänzenden Empfang bereitet hatte. Die Truppen waren am Ufer aufgestellt, und in dem Augenblick, wo wir uns ausschifften, wurde an der Landungsstelle fast zu unseren Füssen ein Büffel geschlachtet.[1]) Die lange und breite Strasse, welche die Station in gerader Linie von einem Ende bis zum anderen durchschnitt, war mit gelbem Sand beschüttet, was der Stadt ein ungewöhnlich festliches Aussehen verlieh. Mitten in dieser Strasse hatte Hauāsch im Schatten von vier ungeheuren Sykomorenfeigen eine Art Estrade für Emin Pascha, Jephson, mich und seine Offiziere errichten lassen. Kaum hatten wir Platz genommen, als einige sauber in Weiss gekleidete Neger erschienen, um uns mit dem in den Palästen von Kairo üblichen Luxus zu bedienen; die Servietten waren mit Gold gestickt und die Tassen von geblümtem Porzellan. Nach dem Syrup reichte man uns Kaffee. Jephson war starr vor Erstaunen und offenbar nicht darauf gefasst, einen solchen Ueberfluss und Wohlstand bei Leuten im Herzen von Afrika zu finden, die

[1]) Eine im Orient übliche Weise, bei feierlichen Gelegenheiten den Herrn oder den ankommenden Gast zu ehren.

man in der grössten Not glaubte und retten wollte. Er hörte nicht auf, sich umzusehen und Emin und uns zu wiederholen, dass es wahrhaftig schade wäre, eine solche Station zu verlassen.

Schon in Meswa hatte er das gleiche Erstaunen gezeigt, als er uns sauber gekleidet sah, selbst mit weissen und gestärkten Hemden, während er offenbar erwartet hatte, uns in Lumpen zu finden. Es waren gerade Stanley's Offiziere, die, obwohl sie erst ganz kürzlich Europa verlassen hatten, in Lumpen gekleidet gingen. Hauāsch hatte uns bequeme Wohnungen vorbereitet, in denen wir uns bis zu unserer Abreise nach Laboré am folgenden Morgen ausruhen konnten. Emin Pascha wollte die Leute vom ersten Bataillon mit eigenen Augen sehen, um ihre Geneigtheit ihm gegenüber wie hinsichtlich des Abzuges mit Stanley kennen zu lernen. Wir brachen also nach eintägigem Aufenthalt in Dufilé nach Norden auf, und ohne in Laboré und Mugi zu halten, gelangten wir nach Kiri, der ersten Station des ersten Bataillons. Von hier aus forderte der Mudīr den Major desselben, Hamed Agha, auf, die Barken in Redjāf nach Kiri zu schicken. Eine Woche verging, ohne dass wir sie ankommen sahen; dafür benachrichtigte uns Djadīn Agha, der Chef von Redjāf, dass die Barken mit dem Maistransport beschäftigt seien und uns demnach nicht gesandt werden könnten. Hamed Agha sah diese Handlung der Insubordination als Vorspiel schlimmerer Dinge an und zog sich in der Erkenntnis seiner Ohnmacht zurück, um sich mit seinem zügellosen Bataillon nicht weiter befassen zu brauchen. Emin Pascha hatte mit Djadīn Agha eine längere Korrespondenz, die aber resultatlos blieb. Bald erfuhren wir, dass die Soldaten in Redjāf durchaus gegen den Aufbruch waren, von dem sie inzwischen erfahren haben mussten; es wurde sogar behauptet, dass sie Ali Agha Djabūr in Makraka aufgefordert hatten, schleunigst zu kommen und den Mudīr festzunehmen. Jephson machte Emin Pascha den Vorschlag, mit mir allein nach Norden weiter zu reisen, um uns durch eigenen Augenschein von der Lage der Dinge zu überzeugen, Emin Pascha aber war dem Plane entgegen.

Jetzt endlich waren wir über die Gesinnungen des ersten Bataillons im Klaren. Die Empörung war diesmal ganz offen; Emin's Befehl blieb toter Buchstabe, und jeder Tag brachte die Nachricht, dass die Truppen der einen oder anderen Station auf Kiri heranmarschierten, um uns festzunehmen. In Kiri selbst schienen die Soldaten nach Verlesung des Schreibens des Chedive und des Stanley'schen Zirkulars zum Abmarsch geneigt zu sein; aber schon am folgenden Tage erhoben sie den Einwand, sie hätten gehört, dass sie nicht alle ihre Leute mitnehmen dürften, und unter solchen Umständen könnten sie nicht abziehen. Jephson, der sie dazu bestimmen wollte, erreichte das Gegenteil, als er ihnen sagte, dass Stanley sie allerdings mit allen ihren Leuten abziehen lassen wollte, wenn sie es wünschten, sie in Kairo sich aber sehr beengt fühlen würden, weil das Leben dort nicht so bequem und viel teurer wäre. Da ein längerer Aufenthalt in Kiri nutzlos war und möglicherweise gefährlich hätte werden können, entschlossen wir uns, nach Süden zurückzukehren. Von Mugi schrieb der Mudīr von neuem an drei Offiziere des ersten Bataillons, um sie zur Vernunft zu bringen, jedoch hatte der Versuch keinen Erfolg. Nur zwei derselben, Bachīt Barghūt und Abdallah Mansal, die Befehlshaber von Kiri und Mugi, benahmen sich ebenso, wie ihre Soldaten, sehr korrekt. Besonders die Soldaten von Mugi brachten ihr Getreide zusammen und begannen ihr Abrī (Zwiebacke) für den Marsch vorzubereiten. Während unseres dortigen Aufenthalts stiessen 14 Soldaten zu uns, welche vom ersten Bataillon desertiert waren. Als die Rebellenoffiziere in Redjāf erfuhren, dass man die Deserteure ungehindert hatte Kiri passieren lassen, verhafteten sie Bachīt Agha Barghūt und warfen ihn in's Gefängnis. Auf die Nachricht hiervon beschloss Emin Pascha im Einvernehmen mit Jephson und Abdallah Mansal, einen Unteroffizier mit 40 Mann nach Kiri zu schicken, um Bachīt Agha zu befreien. Ein Offizier Namens Ismaīl Agha Hussein übernahm, durch das Versprechen auf Beförderung angelockt, die Leitung und brach in der Nacht auf. Thatsächlich erschien er am nächsten Tage

mit Bachit Agha, den er, wenn auch nicht ohne Mühe, befreit hatte.

Bevor wir Mugi verliessen, erteilte Emin Pascha dem Stationschef den Befehl, alle Munition in dem Magazin nach Dufilé zu schicken. Diese, wie mir der Pascha versicherte, ihm von Jephson angeratene Massregel war höchst unvorsichtig und verursachte Unzufriedenheit bei den Soldaten, die so ziemlich die einzig treu gebliebenen waren. Der ssudanesiche Soldat lässt sich alles eher nehmen als seine Munition, welche seine Stärke und seine Ueberlegenheit für ihn bildet. Mein Versuch, die unkluge Massregel zu verhindern, war leider erfolglos geblieben.

Von Mugi gingen wir nach Laboré, wo uns ein böses Ereignis erwartete. Wir hatten kaum die Stadt betreten, als ich ein Murren bei den Soldaten bemerkte, welche die Munition von Mugi hatten durchpassieren sehen und nun sagten, der Pascha habe ihre Brüder im Norden entwaffnet, um sie ohne Verteidigung zu lassen.

Am folgenden Nachmittag versammelte Emin die Soldaten in einem Karré, begab sich mit Jephson, dem Schreiber Gabriāl Schenūda und mir in die Mitte und liess jene beiden Schreiben verlesen. Als die Soldaten befragt wurden, ob sie aufbrechen wollten, erklärten sie, dass sie freiwillig gehen würden, aber erst, wenn sie ihre Ernte eingebracht und die Vorräte für die Reise vorbereitet hätten. Bensa, Jephson's Dragoman, kannte die arabische Sprache ebenso schlecht wie die der Küste und gab darum einen sehr schlechten Dolmetscher ab. Als Jephson verlangte, dass ihm die Offiziere ihre Absichten hinsichtlich des Abmarsches mitteilen sollten, übersetzte Bensa falsch und sagte den Soldaten, dass sie unverzüglich aufbrechen sollten. Die Soldaten antworteten nichts und schienen an diesem Ultimatum keinen Geschmack zu finden, wie man es ihrem düsteren Stillschweigen ansehen konnte, als sich plötzlich Belāl Scharkaui, der Ordonnanzsoldat des Stationskommandanten Sserūr Agha, durch die Reihen der Soldaten durchdrängte und sie laut aufforderte, von dem Inhalt

der beiden Schreiben Kenntnis zu nehmen. Emin Pascha, aufgeregt von dem Tone des Soldaten, packte ihn im Nacken und befahl dem Hauptmann Sselīm Agha Mattar, ihn zu arretieren und einzusperren. Kaum aber war Sselīm Mattar an Belāl herangetreten, als alle Soldaten plötzlich wie auf ein Losungswort die Gewehre luden, sie auf uns richteten und mit dem Geschrei auf uns los stürzten: »Warum wollt Ihr unseren Bruder einsperren? Losgelassen oder ...« Jephson erbleichte, während Emin Pascha ruhig blieb. Er zog seinen Säbel und ging einige Schritte gegen die Soldaten vor, welche eingeschüchtert, aber mit erhobenen Gewehren zurückwichen.

An diesem Tage hatte in Laboré ein Beschneidungsfest stattgefunden und die Soldaten hatten sich an dem üblichen Merissagelage stark beteiligt. Einzig und allein in der Trunkenheit hatten sie sich zu ihrem unüberlegten Betragen hinreissen lassen. Wenn der geringste Zufall dazu gekommen wäre, so wären wir ohne Zweifel verloren gewesen. Da der Platz, wo wir uns befanden, den Ort beherrschte, so konnte ich hinter den Reihen der uns umgebenden Soldaten zwei Diener Emin Pascha's und einige der Meinigen in eiligem Laufe herankommen sehen. Ich bedachte, dass, wenn sie ihren Herrn zu verteidigen suchten, eine Katastrophe unvermeidlich wäre; ich brach mir deshalb durch die Reihen der Soldaten Bahn und hielt die Diener auf, indem ich ihnen Ohrfeigen austeilte. Sie blieben einen Augenblick starr und erwiderten mir in Wut gegen die Soldaten, dass sie ihren Herrn verteidigen oder mit ihm sterben wollten.

»Geht an Eure Arbeit,« sagte ich ihnen.

»Sollen wir denn unsere Herren umbringen lassen, ohne sie zu verteidigen?«

»Was könnt Ihr denn gegen die Soldaten ausrichten?«

»Wir werden freilich von ihnen umgebracht werden, aber wenigstens die Genugthuung haben, auch einige von ihnen umzubringen.«

Ssaïd, ein Diener des Pascha's, fügte hinzu: »Ich werde den Verräter Belāl niederschiessen, der allein die Ursache von dem Tumulte ist.«

»Ihr werdet Niemand töten«, sagte ich ihnen, »sondern nach Hause umkehren und Euch nicht rühren; wir werden schon ohne Euch allein fertig werden,« und trieb sie wieder zurück. Die Gefahr eines Zusammenstosses zwischen unseren Dienern und den Soldaten war so beschworen, aber der Pascha befand sich noch immer an demselben Platze, von den Soldaten umgeben. Da lief ich zu seinem Hause, ergriff einen geladenen Revolver und stürzte von neuem in das Getümmel. Bei meiner Rückkehr fand ich, dass die Soldaten das Karré aufgelöst hatten und nach dem Pulvermagazin geeilt waren. Der Anblick von Emin's und Jephson's Ordonnanzsoldaten, welche neben dem Pulvermagazin auf und ab gingen, hatte diese Bewegung veranlasst. Die Soldaten hatten geglaubt, dass die Ordonnanzen sich der Munition zu bemächtigen suchten und waren nun herbeigeeilt, sie zu verteidigen, da sie ihre Munition sich auf keinen Fall wegnehmen lassen wollten, wie in Mugi.

Emin Pascha war in tiefem Nachdenken auf dem Platze stehen geblieben, wo sich diese Vorgänge abgespielt hatten, während Jephson sich unter die Soldaten vor dem Magazin mischte und sie zu beruhigen suchte. Ich trat an den Pascha heran und riet ihm, sich nach Hause zu begeben; er lehnte es aber ab, da er sehen wollte, welches Ende die Sache nehmen würde. Ich machte ihm begreiflich, dass die Soldaten alle betrunken wären, wir demnach weiter nichts thun könnten, als nach Hause zu gehen und ihnen Zeit zu lassen, ihren Rausch auszuschlafen; dann würden sie sich ihres Betragens schämen und von selbst zur Vernunft kommen. »Sie wissen selbst,« sagte ich, »dass mit den ssudanesischen Soldaten nichts anzufangen ist, wenn sie betrunken sind. Das Unglück hat gewollt, dass sie heute getrunken haben, sonst würde das alles nicht geschehen sein. Wir wollen uns jetzt zurückziehen und abwarten, bis sie wieder zur Besinnung kommen.«

In diesem Augenblick erschien Jephson wieder und lachte über das Abenteuer, welches beinahe tragisch geendet hätte; mit Emin Pascha zogen wir uns dann zurück.

Als am Abend die Stunde gekommen war, wo sonst einige Soldaten die Wache vor der Thür des Pascha bezogen, machte uns ein Offizier die Mitteilung, dass die Soldaten sich weigerten, den Wachtdienst zu übernehmen und Jephson zu sehen verlangten. Wir blieben bis Mitternacht auf und bezogen dann selbst abwechselnd die Wache, jeder für zwei Stunden. Ich hatte gegen Mitternacht begonnen und wurde von Jephson abgelöst, welchem Emin Pascha selbst gegen 4 Uhr folgte.

Am Morgen begab sich Jephson zu den Soldaten und war überrascht, sie vollkommen ruhig zu finden. Sie schienen die Vorgänge vom vorigen Tage vergessen zu haben und baten Jephson, bei Emin Pascha Verzeihung für sie zu erwirken, entschuldigten sich mit ihrer Trunkenheit und sagten, dass sie keinen Grund zum Hasse gegen den Pascha hätten, den sie seit fast 12 Jahren kannten und der ihr Herr, Arzt und Vater sei; dem Abmarsch wären sie keinesfalls zuwider, nur verlangten sie, dass wir ihre Brüder vom ersten Bataillon mitnehmen sollten. Mit Jephson erschienen sämtliche Offiziere, um im Namen ihrer Soldaten den Pascha um Verzeihung zu bitten.

Wir verliessen Laboré ohne weiteren Unfall; die Soldaten wollten dem Pascha bei der Abreise die üblichen militärischen Ehren erweisen, was er jedoch ablehnte.

In Chōr Aju erwartete uns eine noch schlimmere Ueberraschung. Am Tage nach unserer Ankunft waren wir, Emin, Jephson und ich, gerade bei Tisch, als ein Sklave Hauāsch Effendi's, namens Rihān, in ununterbrochenem Laufe von Dufilé ankam und dem Pascha ein Schreiben seines Herrn überbrachte, wonach dieser in Dufilé gefangen genommen war. Eine aufrührerische Bewegung war urplötzlich auch im zweiten Bataillon ausgebrochen, welches sich nun gleichfalls dem Abmarsch widersetzte. Der Hauptmann Fadl el Mūla Agha, der Befehlshaber

der Station Fabo, war mit seinen 60 Soldaten plötzlich in Dufilé erschienen, hatte den Aufruhr gepredigt, sich an die Spitze der Bewegung gestellt, Hauäsch Effendi in seinem Hause eingesperrt und den Befehl in Dufilé an sich gerissen. Nach dem Schreiben Hauäsch Effendi's und dem mündlichen Bericht seines Dieners hatten die Dinge folgenden Verlauf genommen: Fadl el Mūla hatte im Einverständnis mit dem Fährmann von Dufilé, Idrīs el Dongolaui, den Strom heimlich überschritten und war mit seinen 60 Soldaten und zwei Subalternoffizieren, Ahmed Dinkaui und Abdallah el Abd, in Dufilé unbemerkt eingedrungen. Er war gerade im Begriff, auf die Hauptwache los zu marschieren, als er Hauäsch Effendi begegnete, der ihn fragte, weshalb er ohne Befehl von ihm gekommen sei. Fadl el Mūla erwiderte ihm, dass er keine Befehle von ihm zu empfangen brauche und erschienen sei, seinen Manövern ein Ende zu machen, die nur darauf ausgingen, die Provinz zu Grunde zu richten: »El agäg essāa di negeg alēk« (Ich komme, Deinen Himmel zu verfinstern), hatte Fadl el Mūla gesagt und Hauäsch Effendi den Befehl erteilt, sich nach Hause zu verfügen. Hauäsch merkte die Gefahr und suchte sie geschickt abzuwenden: »Komm, ein Glas bei mir zu trinken und dann kannst Du mir sagen, was Dich hergeführt hat.« Fadl el Mūla liess sich aber nicht in die Falle locken und erwiderte ihm: »Geh, jetzt lädst Du mich ein, bei Dir zu essen und zu trinken; wenn Du uns aber mit Deinem kleinen Christen (Nessirīni) wie eine Hammelherde davon führst, was werdet Ihr uns dann zu essen geben? Wir wollen nicht unterwegs sterben und dazu soll es auch nicht kommen!« und sofort liess er von seinem Trompeter Generalmarsch blasen. Als die Truppen von Dufilé auf dem Platze vereinigt waren, wollte ihnen Hauäsch den Befehl erteilen, ihm zu folgen, um zu sehen, ob er noch auf sie rechnen dürfe. Offenbar aber waren die Soldaten schon im Stillen bearbeitet worden, auch liess ihm Fadl el Mūla keine Zeit und unterbrach ihn durch eine aufrührerische Ansprache an die Soldaten: »Man will Euch auf einem unbekannten Wege abmarschieren lassen und Eure

Kinder zu Waisen machen. Ihr habt die Erzählung der Soldaten des Christen gehört. Es geht daraus klar hervor, dass sie auf ihrem Marsche sogar Wurzeln und Gräser haben essen müssen, obwohl sie weder Weiber noch Kinder mit sich zu schleppen brauchten und alle bewaffnet waren; trotzdem haben sie unterwegs mehr als drei Viertel der Ihrigen eingebüsst. Was wird da aus Euch werden, wenn Ihr mit Euren Familien, Euren Weibern und Kindern aufbrechen sollt? Unfehlbar werdet Ihr unterwegs zu Grunde gehen, wenn nicht aus Hunger, dann unter den Pfeilen der Wilden, durch welche wir hindurch müssen. Ausserdem, wer beweist uns, dass dieser Christ von Aegypten kommt? Wäre bei Effendīna kein Bey gewesen, den er uns hätte schicken können, wenn er uns wirklich nach Aegypten hätte zurückholen wollen? Und wenn Effendīna uns wirklich zurückberuft, ist es da möglich, dass, wenn unser Pascha zu uns sagt: Thut dies, thut das, Effendīna, der doch viel grösser ist als er, uns sagen sollte, wenn Ihr wollt? Wenn ich z. B. meinem Diener befehle, etwas zu thun, sage ich ihm: da! thue das, wenn Du willst? Kommt Euch deshalb nicht der Verdacht, dass dieser Christ nicht von Kairo kommt, und ist es in diesem Falle nicht unsere Pflicht, uns dem verhängnisvollen Abmarsch zu widersetzen, zu dem man uns verleiten will? Wenn Ihr meinen Worten glaubt, dann gehorcht mir, und ich garantiere Euch, dass Euch nichts Schlimmes widerfahren soll. Gehorchet Hauāsch nicht, und wenn der Pascha ankommt, der sicher nicht lange ausbleiben wird, dann werde ich sehen, was wir mit ihm zu thun haben.«

Fadl el Mūla hatte es verstanden, die empfindliche Saite bei den Soldaten zu berühren und ihr Missvergnügen zum Ausdruck zu bringen; die Freude, nun Hauāsch Effendi's strenger Disziplin entzogen zu sein, brachte sie alle auf Fadl el Mūla's Seite. Hauāsch vermochte nicht mehr, auf sie irgend welchen Einfluss auszuüben; über diese Wendung der Dinge erschrocken, zog er sich nach seiner Wohnung zurück und bat Emin Pascha um Hülfe; besonders ersuchte er ihn, seine Kaltblütigkeit zu bewahren, wenn

er bei seinem Einzuge in Dufilé Unordnungen bemerken sollte. Als Emin den Brief durchgelesen hatte, warf er ihn mutlos auf den Tisch, fasste nach seiner Gewohnheit sich an den Bart und blieb einige Augenblicke traurig und niedergeschlagen. Jephson und ich sahen uns erstaunt an; wir ahnten wohl irgend ein wichtiges Ereignis, waren aber auf Derartiges nicht gefasst, da wir kaum vor wenigen Stunden von Hauäsch einige Lebensmittel und ein Schreiben mit Glückwünschen zu dem Bairamfeste erhalten hatten. Emin Pascha begann eine englische Unterhaltung mit Jephson, von der ich nur die Worte Hauäsch, Dufilé, Fadl el Mūla und Empörung verstehen konnte, bis mir Emin endlich die Unglücksbotschaft hinschob.

Der Mudīr schrieb Hauäsch als Antwort, dass er am folgenden Tage selbst nach Dufilé kommen würde; der Diener Rihān ging unverzüglich mit diesem Briefe ab. Gleichzeitig berief Emin Sselīm Mattar zu sich. Wir trennten uns spät in der Nacht, ohne dass einer von uns das Auge auch nur für einen Augenblick schliessen konnte. Unsere Lage war thatsächlich sehr kritisch geworden: Kaum waren wir verschiedenen Gefahren entronnen, als wir uns nun von unserm ganzen rebellischen Heere umzingelt fanden, ohne dass wir ein Ende dieser Sache absehen konnten.

Sselīm Mattar erschien am folgenden Tage Vormittags gegen 10 Uhr. Alles schien gegen uns verschworen zu sein, Himmel, Erde und Menschen. Es herrschte eine fürchterliche Kälte, und dabei fiel ein sintflutartiger Regen, so dass es durchaus unmöglich war, an diesem Tage abzureisen; bei dem schlechten Wetter waren keine Träger zu finden und alle Wege buchstäblich überschwemmt.

Während wir ungeduldig warteten, erhielten wir einen neuen Brief Hauäsch Effendi's mit der Nachricht, dass die von Fadl el Mūla eingesetzte provisorische Regierung die Freilassung aller Gefangenen verfügt hatte. Auf diese Weise konnten Ahmed Mahmūd und Konsorten die aufständische Bewegung mit ihren Intriguen und Bosheiten weiter fördern. Als am folgenden Tage

der Himmel sich etwas aufgehellt und das Wasser wie durch Zauberschlag verschwunden war, wurden einige Neger, die sich aus ihren Hütten herausgewagt hatten, zu Trägern gepresst; da sie aber nicht ausreichten, mussten wir den grössten Teil unserer Sachen in Chōr Aju zurücklassen. Seit der Ankunft Sselīm Mattar's in Chōr Aju hatte ich dem Pascha geraten, ihn nach Dufilé vorauszusenden, um die aufgeregten Gemüter zu beruhigen, anstatt uns selbst in die Wogen der Empörung zu stürzen. Mein Rat wurde aber nicht angenommen, und Sselīm Mattar ging gleichzeitig mit uns ab.

Bei unserem Einzuge in Dufilé herrschte die vollständigste Unordnung; es war der letzte Festtag, und die Soldaten hatten sich ohne Disziplin unter das Volk gemischt und waren an allen Ecken mit Spielen und Trinken beschäftigt. Die Schildwache, die sich zufällig auf ihrem Posten befand, rührte sich nicht und präsentierte vor dem Mudīr nicht einmal das Gewehr. Als wir das kurze Ende Weges zum Hause des Pascha zurücklegten, war der einzige Mensch, dem wir ausser den Soldaten begegneten, der Klempner Chalīl, der die Hände zum Himmel hob, wie um ihn zum Zeugen des Unrechts anzurufen, und mir zurief: »Mut! und Gott wird Euch helfen!« worauf er vielleicht aus Furcht, verdächtig zu werden, mir eilig die Hand küsste und verschwand. Der Pascha, welcher den Mann und seine Geberde bemerkt hatte, wollte den Namen dessen wissen, der sich so für uns in unserem Unglück interessierte. Die Haltung des Mannes liess mir nichts Gutes ahnen; wenn ich aber auch merkte, dass schon etwas gegen uns im Werke war, so blieb ich doch von der Wahrheit noch sehr fern. Wir gelangten ohne Zwischenfall zu dem Hause des Pascha, wo wir abstiegen. Als ich gleich darauf das Haus verlassen wollte, um mich über die Lage zu informieren, fand ich an der Thür eine Schildwache, die mir mit aufgepflanztem Bajonnet den Weg versperrte und mich zurücktrieb. Wir waren gefangen!

Ich teilte dem Pascha diese Nachricht mit, die ihn nicht übermässig aufzuregen schien. Einen Augenblick darauf sandte

uns Hauāsch Effendi, der gleichfalls in seinem Hause gefangen war, durch seinen Diener Erfrischungen und Kaffee. Wenn er auch selbst keinen Schritt aus dem Hause thun durfte, so hatte man doch zum grossen Glück für uns seinen Dienern vollständige Freiheit gelassen, so dass er durch ihre Vermittelung mit uns verkehren und uns das Nötige zuschicken konnte.

KAPITEL XII.

Absichten der Rebellen. Zuviel Vorsicht. Jephson's Unterhaltung mit Fadl el Mūla. Heuchelei der Rebellen. Ich schreibe an Casati. Geplanter Angriff. Jephson's Soldaten. Die Offiziere des ersten Bataillons. Jephson's Abreise zum See. Haussuchung bei Emin und mir. Schukri Agha. Verfolgung Hauāsch's. Casati's Ankunft. Ratsversammlung. Absetzung Emin's, Hauāsch's und meine eigene. Das Projekt der Kommission. Abd el Wahāb Tala'at. Verwerfung des Projekts. Erste Handlung der Rebellenregierung. Vornahme von Beförderungen. Fadl el Mūla's Teilnamlosigkeit. Emin's Benehmen. Gabūr und Casati. Konfiskationen. Die Untersuchungskommission. Emin's Testament. Unsinnige Anklagen. Verurteilung zur Deportation. Unsere Rettung durch die Derwische. Spaltung unter den Rebellen. Jephson will uns verlassen. Nāssir Ismail. Das Recht der Wiedervergeltung. Niederlage der Rebellen bei Redjāf. Unsere Freilassung.

Sselīm Mattar war nicht wie wir gefangen, denn die Schildwache liess ihn ruhig passieren. Bei seiner Rückkehr suchte er uns zu beruhigen; er hatte Fadl el Mūla Agha aufgesucht, der ihm gesagt hatte, dass der Pascha nichts zu befürchten habe und die Rebellen nichts von ihm wollten; sie hätten nur immer vom Gouverneur verlangt, Hauāsch Effendi abzusetzen, was er stets verweigert hätte. Sie hätten nur mit Hauāsch Effendi wegen ihrer schlechten Behandlung seinerseits zu thun und verlangten dreierlei: Die Absetzung Hauāsch's, meine Entfernung vom Mudīr, da ich, wie sie sagten, sein schlechter Ratgeber wäre, und schliesslich mit Stanley nicht abzumarschieren; wenn aber der Chedive den Abmarsch wirklich befehlen sollte, wollten sie nach Kairo via Chartūm zurückkehren, als dem einzigen Weg, den sie kennten. Was unsere Gefangenhaltung anlange, so sollten wir uns darüber nicht aufhalten, sie habe nur den Zweck, uns von den Beamten und Offizieren fern zu halten und jeden Streit mit ihnen zu ver-

meiden. Jephson, fügten sie hinzu, könne als Gast frei hingehen, wo er wolle: »Beunruhigen Sie sich nicht,« sagte uns Sselīm zum Schluss, »bleiben Sie ruhig, und die Dinge werden schon in Ordnung kommen.«

Die Befürchtungen und Vorsichtsmassregeln Fadl el Mūla's und Konsorten waren lächerlich. Gāssem Allah Mohammed, Emin's Vogelpräparator, besass ein Remingtongewehr neuesten Modells, welches unsere Truppen den Mahdisten bei den ersten Scharmützeln vor Amadi abgenommen hatten und das ursprünglich der Armee Hicks Pascha's gehört hatte. Das Gewehr wurde Gāssem Allah von dem Baltadji Fadl el Mūla's abgenommen; aus Furcht vor einem Einverständnis Emin Pascha's mit dem Kapitän des Dampfers behufs unserer Flucht nahmen die Rebellenoffiziere einige Maschinenteile aus dem Dampfer, um ihn dienstuntauglich zu machen. Am nächsten Tage suchte Jephson Fadl el Mūla auf; als er zurückkam, bestätigte er zum Teil, was Fadl el Mūla am vorigen Tage zu Sselīm gesagt hatte, fügte aber hinzu, dass die Rebellen sich diesmal direkt über den Gouverneur beschwert hätten und die Ankunft aller Offiziere der beiden Bataillone erwarteten, um über uns Gericht zu halten.

Auf Antrieb des Untergouverneurs Osmān Latīf, der stets darauf bedacht war, es mit Niemand zu verderben, hatten die Rebellen das Gerücht verbreitet, dass der Mudīr nicht gefangen sei und sie ihn in seiner Wohnung nur aus Furcht davor bewachen liessen, dass kein Attentat gegen sein Leben, wie in Laboré, versucht würde.

Ausserdem richteten Fadl el Mūla und Konsorten, um ihre Rebellion hinter der Maske der Heuchelei zu verbergen, folgendes Gesuch an den Pascha:

An S. Exz. den Mudīr der Aequatorialprovinz!

»Schon seit langer Zeit sind Abd el Wahāb Tala'at, Ahmed Mahmūd u. s. w. in Ungnade. Aber da die Massregel, deren Opfer sie geworden sind, nicht in Ordnung zu sein scheint, da sie

weder von einem Disziplinargericht noch von einem Kriegsgericht angeordnet ist, so möchten wir Ew. Exzellenz nur auf die peinliche Lage, in welcher sich dieselben seit Monaten befinden und die eine genügende Strafe für sie bilden würde, aufmerksam machen. Wir appellieren also an die Güte Ew. Exzellenz, dass sie ihnen gnädigst verzeiht und ihre Wiedereinsetzung in ihre Aemter anordnet. Wir verharren im tiefsten Gehorsam« u. s. w. u. s. w.

Wir machten uns zwar über den geziemenden und höflichen Ton dieser Bittschrift keine Illusionen; jedoch antwortete Emin Pascha, indem er auf das Spiel der Rebellen einging, um seine Würde zu wahren, dass er im Hinblick auf ihre Fürsprache für Abd el Wahāb Tala'at, Ahmed Mahmūd und Konsorten ihnen verzeihen und sie in ihre Aemter wieder einsetzen wolle, schrieb auch thatsächlich eigenhändig das Dekret ihrer Wiedereinsetzung.

Ich glaubte, dass Casati, der sich nun lange genug am Aequator befand und das ganze Personal daselbst kannte, uns von Nutzen werden konnte. Da aber Emin Pascha ihn nicht hatte herberufen wollen, übernahm ich es, ihm die Vorfälle mitzuteilen und ihn zu bitten, her zu kommen. Zwar sagte mir der Mudīr, dass es unnütz wäre und Casati nicht kommen würde, doch kannte ich seine edlen Gesinnungen und seine Energie besser und war überzeugt, dass er, sobald er unser Unglück erfahren würde, schleunigst herbeieilen und alles zu unserer Befreiung aufbieten würde. Da jedoch kein Dampfer nach Süden mehr abging, musste ich auf eine andere Gelegenheit warten, meinen Brief abzusenden.

Eines Abends teilte mir Emin Pascha mit, dass ein Soldat namens Sserūr mit der Nachricht von Stanley's Ankunft aus der Gegend des Sees angelangt sei. Der Pascha war über diese Nachricht sehr erfreut, da Stanley's Ankunft das Ende unserer Gefangenschaft bezeichnen konnte, weshalb er sich beeilte, mir diese gute Kunde mitzuteilen. Unglücklicherweise war sie falsch, und Stanley sollte erst fünf Monate später ankommen, da diese Ereignisse sich August 1889 zutrugen. Jephson aber erörterte mit

dem Pascha ausführlich den Plan, welchen Stanley wahrscheinlich annehmen würde, um uns zu befreien. Jephson sagte, dass er mit den Oberoffizieren zu Stanley gehen und ihm alles berichten wolle; dass dieser zunächst alle Offiziere festnehmen und dann mit den Dampfern nach Dufilé kommen würde; er sollte auf dem östlichen Ufer des Stromes, Dufilé gegenüber, landen und die Rebellen auffordern, Emin, Hauäsch und mich freizulassen, widrigenfalls er Dufilé angreifen und mit seinen Leuten und seinem Maximgeschütz sicher in wenigen Minuten die Sache zu Ende bringen würde. Emin Pascha teilte Jephson's Enthusiasmus, und beide malten sich schon die nahe Befreiung aus, während ich über diese Luftschlösser lächeln musste, da sie gänzlich unausführbar waren. Der Mudīr bemerkte mein Lächeln und fragte mich, ob ich nicht ihre Ansicht teile. »Ganz gewiss nicht. Zunächst ist Stanley noch nicht gekommen, denn wie Sie sich erinnern werden, sagte er uns bei seinem Aufbruch, dass er vor fünf oder sechs Monaten nicht zurück zu sein glaube. Jetzt ist kaum die Hälfte dieser Zeit verflossen, und ausserdem muss man unvorhergesehene Verzögerungen und immerhin mögliche Unfälle in Rücksicht ziehen. Nehmen wir jedoch einmal einen Augenblick an, dass er da ist, selbst dass er schon uns gegenüber auf dem anderen Ufer steht: Er schickt den Rebellen sein Ultimatum, die, von der Festnehmung ihrer Kameraden benachrichtigt, ihr Loos ahnen werden. Hartköpfig wie alle Ssudanesen sind, werden sie sich weigern, uns frei zu lassen und beim ersten Schuss sich an uns rächen.«

Emin Pascha wurde nachdenklich; Jephson aber, der von seinem Plan ganz enthusiasmiert war, begnügte sich, mir zu wiederholen, dass Stanley ein guter General wäre und ganz nach seiner Vermutung handeln würde. Ich erwiderte ihm, dass, wenn er nicht blos ein guter General, sondern selbst der erste Feldherr der Welt wäre, er uns vor einem tragischen Ende nicht schützen könnte, wenn die Ereignisse diese Wendung nehmen würden; dass das einzige Mittel wäre, List zu gebrauchen, dass aber auch

diese selbst uns auf alle Fälle nicht retten könne, da die Rebellen durchaus keine Kinder wären.

Die Rebellen hatten, um sich zu vergewissern, ob Stanley von der Regierung in Kairo käme oder nicht, Jephson's Korporal und den beiden Soldaten tausend Kreuz- und Querfragen vorgelegt und sie verschiedene militärische Uebungen ausführen lassen. Ueber die neuesten Ereignisse in Aegypten befragt, konnten sie nicht gerade sehr klarer Weise antworten, was bei ssudanesischen Soldaten wohl begreiflich ist. Aber selbst bei den militärischen Uebungen zeigten sie sich sehr unwissend, und dies genügte, die Rebellen in ihrer Meinung zu bestärken, dass Stanley nicht von Aegypten kam.

Am dritten August, zehn Tage nach unserem Einzuge in Dufilé, erschienen Offiziere des ersten Bataillons, welche Fadl el Mūla Agha herberufen hatte. Es waren:

der Hauptmann Ali Gabūr, Befehlshaber von Makraka;
der Leutnant Schēch Bachīt, der Chef des Magazins in Mugi;
der Leutnant Ali Schamrūch, Chef des Magazins in Redjāf;
der Hauptmann Belāl Dinkaui, Befehlshaber von Badein;
der Hauptmann Bachīt Barghūt, Befehlshaber von Kiri;
der Hauptmann Sserūr Agha, Befehlshaber von Laboré;
der Leutnant Hussein Mohammed aus Chōr Aju;
der Hauptmann Abdallah Mansal von Mugi;
der Leutnant Farag Dinkaui von Ladó;
der Leutnant Hassan Brima von Redjāf und mit ihnen gegen 50 Soldaten.

Diese Offiziere wurden nach Süden gesandt, um Stanley aufzusuchen und ihre Kameraden von den Stationen Wadelai, Tonguru und Meswa zu der projektierten Ratsversammlung zu berufen. Sie reisten mit Jephson ab, der sich zu seinem Chef begeben wollte. Ich benutzte den Abgang des Dampfers, um Jephson zu bitten, meinen Brief an Casati zu überbringen. Da mich Jephson um Erlaubnis bat, mein Haus in Meswa bewohnen zu dürfen,

schrieb ich meinem Diener Ambar, dem ich das Arabische beigebracht hatte, Jephson zu bedienen wie mich selbst. Jephson richtete sich in meinem Hause ein und konnte auf diese Weise der ohne unser Wissen von den Rebellen in Dufilé angeordneten Durchsuchung meines Hauses beiwohnen. Man hatte mich im Verdacht, Dokumente zu besitzen, welche uns kompromittieren könnten, etwa Briefe von dem Pascha und mir. Aber abgesehen davon, dass ich kein Dokument dieser Art besass, hatte ich meine Papiere, mein Tagebuch und die täglichen Notizen stets bei mir, ohne mich von ihnen je zu trennen. Wenn ich auf Reisen war, führte ich stets vier Koffer mit, von denen drei Kleider, Wäsche u. s. w. und einer alle meine Papiere und einige Bücher enthielten. Ferner glaubten die Rebellen bei mir Waren oder der Regierung gehörende Gegenstände zu finden, namentlich die unglücklichen 14 000 Zündhütchen, welche die Ursache des Todes des armen Biri geworden waren. Sie fanden bei mir nichts dergleichen und ihre Mühe war umsonst; allerdings nicht ganz, denn sie nahmen mir einen Teil meiner Sachen und meiner Möbel; die vollständige Plünderung fand erst später statt. Die Zündhütchen, nach welchen sie hauptsächlich suchten, waren bei Emin Pascha in Wadelai aufbewahrt worden, seitdem sie Biri gebracht hatte.

Kurz zuvor, als der Pascha zu mir nach Meswa gekommen war, hatte er mich gebeten, sie aufzubewahren, aber von einer glücklichen Ahnung geleitet, liess ich sie in das Regierungsmagazin bringen, statt sie in mein Haus zu setzen. Wären diese Zündhütchen bei mir gefunden worden, so hätte man eine neue abgeschmackte Anklage von grösster Bedeutung daraus gemacht.

Da Stanley nicht angekommen war, so kamen die Rebellen bald nach Dufilé zurück mit Kapitän Casati, den Offizieren und den obersten Beamten der südlichen Stationen Abd el Wahāb Tala'at, Ahmed Rëūf, Ssolimān Ssudān u. s. w. Sie brachten die 34 Munitionskisten mit, welche Stanley uns übergeben hatte. Das Haus des Mudīr in Wadelai war gleichfalls sorgfältig durchsucht

worden, man hatte jedoch nichts gefunden ausser einigen Papieren von geringer Bedeutung, da der Pascha alle wichtigen Papiere, seine Aufzeichnungen und alle seine Schriften Jephson übergeben hatte, der sie an Stanley abliefern sollte.

Schukri Agha, der Chef der Station Meswa, hatte sich geweigert, den Rebellen zu folgen. Es war einer der weniger gutgesinnten Offiziere der Provinz. Ebenso weigerte er sich, an den gehässigen Manövern seiner Kameraden teilzunehmen.

Hauāsch musste die Strenge, mit der er verfahren war und der wir jedoch allein unsere Rettung verdankt hatten, durch Quälereien aller Art büssen. Die Rebellen stellten eine Untersuchung gegen ihn an; seine Vernehmungen waren ebenso unsinnig wie endlos, so dass er schon damit die Behandlung seiner Untergebenen büssen musste. Bei der Ankunft des Dampfers in Dufilé begab sich Jephson unverzüglich zu uns, während Casati's erster Besuch Fadl el Mūla Agha galt. Emin Pascha schien im ersten Augenblick darüber verstimmt zu sein, nach einigem Nachdenken sah er jedoch ein, dass Casati's Benehmen von der Klugheit geboten war. Es war für ihn thatsächlich notwendig, die Rebellen günstig zu stimmen, um in der Folgezeit mit uns leichter verkehren und im Notfalle uns helfen zu können, ohne dabei das Misstrauen unserer Feinde zu wecken. Fadl el Mūla empfing Casati höflich und wiederholte die Beteuerungen, die er schon Jephson gegenüber gemacht hatte, dass ihm als Gast vollständig freistände, zu thun, was er wollte. Von Fadl el Mūla kam Casati direkt zu uns; er umarmte Emin Pascha herzlich, als ob zwischen ihnen nichts vorgefallen wäre, und richtete seinen Mut wieder auf.

Da die Oberoffiziere der beiden Bataillone sich nun fast vollzählig in Dufilé befanden, so eröffnete der Rat, welcher über uns zu Gericht sitzen sollte, seine Verhandlungen. In der ersten Sitzung wurde die Frage erörtert, ob man den Gouverneur absetzen sollte oder nicht. Hinsichtlich Hauāsch Effendi's war die Sache schon in Ordnung gebracht, und die Absetzung desselben ohne jegliche Diskussion einstimmig beschlossen. Endlich konnten sie

sich an dem rächen, der sie so lange unter seiner eisernen Hand gehalten hatte. Kaum war dieser Beschluss gefasst, so holte man Hauäsch aus seiner Wohnung und stellte ihn unter guter Eskorte gegenüber seinem Hause auf. Er musste nun mit ansehen, wie seine Mobilien, seine Tiere, mit einem Wort seine ganze Habe konfisziert wurde; man liess ihm nicht einmal ein Hemd. Erst nachdem ihm alles weggenommen war, durfte er in sein vollständig ausgeplündertes Haus wieder zurückkehren.

Hauäsch Effendi, der in den schweren Kämpfen in Mambettu und in so manchen schwierigen Umständen einen stets erprobten Mut gezeigt hatte, weinte an diesem Tage vor Wut, als er die Frucht aller seiner Mühen und seiner ganzen Arbeit verloren gehen sah. Nur wenige Sachen wurden ihm durch die Bemühungen Hamed Agha's zurückgegeben, der wider seinen Willen zum Haupte der neuen Regierung erhoben wurde. In derselben Sitzung beschloss man auch Emin's und meine Absetzung. Emin wurde durch den Major des ersten Bataillons Hamed Agha Hamad ersetzt, welchen seine Kameraden zum Oberstleutnant beförderten und zum Gouverneur von Aequatoria ernannten. Auf das Verlangen der Rebellen selbst wohnte Casati ihren Versammlungen bei. Als er jenen Beschluss über uns hörte, kam er zu uns mit den Worten: »Die Bombe ist geplatzt!« und berichtete uns ausführlich über die Debatten, welche mit dieser Massregel geendet hatten. Die Sache kam uns jedoch nicht ganz unvermutet. Einerseits liess uns Osmān Latīf im Geheimen Zettel zukommen, durch die er uns auf dem Laufenden über alle Vorgänge hielt, andererseits versammelten sich die Oberoffiziere häufig unter den vier Sykomoren, welche sich mitten auf dem Platze zwischen Hauäsch's und unserem Haus befanden, und diskutierten so stürmisch, dass wir alles verstehen konnten, was gegen uns im Werke war. In einer dieser am vergangenen Tage abgehaltenen Versammlungen unter freiem Himmel hatten einige Offiziere den Vorschlag gemacht, den Mudīr beizubehalten und ihm nur eine Kommission von sechs Offizieren beizugeben; alle Angelegenheiten der Provinz

sollten von dieser Kommission unter Vorsitz des Pascha beraten und die Beschlüsse nach Stimmenmehrheit gefasst werden. Abd el Wahāb Tala'at hatte gegen diesen Plan energisch protestiert und laut ausgerufen: »Was fürchtet Ihr? Wir werden den Pascha nicht anrühren, er soll stets respektiert bei sich zu Hause bleiben und wir werden ihm alles liefern, was er irgend gebrauchen wird; nur darf er nicht mehr an der Spitze der Provinz bleiben. Wir wollen ihm nichts böses thun, wollen ihn aber auch nicht mehr uns regieren lassen.«

Abd el Wahāb war einer von den nach dem Ssudān verbannten arabistischen Offizieren. Seit seiner Ankunft bei uns hatte er alles versucht, die Autorität des Gouverneurs zu untergraben. Einmal hatte er zu diesem Zweck eine Bittschrift vorbereitet, in welcher Emin's Absetzung verlangt wurde. Als er sie aber heimlich zirkulieren liess, um die Unterschriften der Beamten und Soldaten zu erlangen, hatte ihm der Kadi Hāgg Osmān eine solche Predigt gehalten, dass er vorzog, auf seinen Plan zu verzichten. Beständig opponierte er gegen die Autorität, bis zu dem Punkte, dass allemal, wenn etwas los war, man ihn sicher daran beteiligt finden konnte.

Am Abend war dieselbe Frage, dem Mudīr eine Kommission von sechs Offizieren beizugeben, in einer Versammlung bei Abd el Wahāb wieder auf das Tapet gebracht worden und war diesmal auf Grund der Aufklärungen Fadl el Mūla's einstimmig angenommen worden. Ein Zettel von Osmān Latīf und ein anderer von Arif Nadīm hatten uns noch an demselben Abend davon benachrichtigt, so dass wir schon anfingen, aufzuathmen, als wir am folgenden Tage erfuhren, dass Ali Gabūr, obwohl er zu dem ersten Vorschlag seine Zustimmung gegeben, bei sich eine Anzahl seiner Kameraden versammelt und sie durch ein Bild von der Rache, welche der Pascha an ihnen nehmen würde, falls er am Ruder bliebe, derart erschreckt hatte, dass er ihnen ein Schriftstück entlockte, welches die Absetzung Emin Pascha's verlangte. Das Schriftstück trug die Siegel von 72 Personen, von denen drei

Viertel keine Ahnung davon hatten, was das Dokument enthielt. Das Verlangen wurde am nächsten Tage dem Rate vorgetragen und die wenigen Offiziere, welche Emin Pascha geneigt geblieben waren, mussten sich dem Willen der Majorität fügen. Die erste Handlung des neuen Gouverneurs war, die Absetzung seines Vorgängers, ebenso die Hauāsch's und die meinige zu unterzeichnen; die letztere konnte jedoch nicht ausgeführt werden, da die Rebellen niemand hatten, welchem sie den Dienst in der Apotheke und im Hospital anvertrauen konnten.

Die beiden Schreiben an Emin Pascha und Hauāsch waren fast in denselben Ausdrücken abgefasst und trugen das gleiche Datum: 20. September 1888 und die Nummern 4 und 5. Die wörtliche Uebersetzung des Schreibens an den Pascha ist folgende:

»Mit Rücksicht auf die Klagen, welche in der Versammlung der Offiziere gegen Sie vorgebracht sind, und mit Rücksicht auf Ihre Verabredung mit dem Major Hauāsch, das Zivil- und Militärpersonal der Provinz mit Stanley's Expedition auf dem Wege nach Süden aufbrechen zu lassen, ist beschlossen worden, Sie bis zur Prüfung dieser Klagen Ihres Amtes zu entsetzen. Wenn die Untersuchung beendet sein wird, wird Ihnen das Ergebnis mitgeteilt werden. Diese Mitteilung wird Ihnen gemacht, damit Sie sich danach richten. Im Falle, dass sich einige Papiere, die für die Provinz von Wichtigkeit sind, in Ihren Händen befinden sollten, so wollen Sie davon ein Verzeichnis aufstellen und mir dieselben senden.

Der Chef der Verwaltung des Aequator.
(Siegel.) Hamed Mohammed.«

Gleichzeitig mit den eben beschriebenen Massregeln hatten die Rebellenoffiziere sich selbst Beförderungen verliehen. Wie Hamed Mohammed zum Oberstleutnant befördert worden war, so wurde Abd el Wahāb zum Major des ersten, Sselim Mattar zum Major des zweiten Bataillons und Ali Gabūr zum Adjutantmajor ernannt; der Sergeant Hamed Schauīsch wurde Offizier

und eine grosse Zahl anderer Offiziere und Soldaten erhielten Beförderungen. Der Urheber und die Seele der Empörung, Fadl el Mūla Agha, weigerte sich durchaus, eine Beförderung anzunehmen und erklärte, dass er die Bewegung nicht um einer Beförderung willen in's Werk gesetzt habe, sondern nur zu dem Zweck, die Regierung der Provinz besser zu organisieren, Hauāsch's Despotismus zu brechen und namentlich den Aufbruch mit Stanley und seinen voraussichtlich verhängnisvollen Folgen zu verhindern. Auch die Zivilbeamten erhielten ihren Antheil an der Beute; den meisten wurde eine Gehaltserhöhung je nach der Bedeutung ihres Amtes zugestanden. Hamed Agha wurde trotz seines Protestes zum Chef der Provinz gewählt und sozusagen gezwungen, die neue Würde anzunehmen. Es war der Beginn einer Militärherrschaft und man wollte deshalb, dass der Chef auch Militär sei. Die beiden höchsten im Range am Aequator waren die beiden Majore Hamed und Hauāsch gewesen. An letzteren war nicht zu denken, da er das erste Opfer der Rebellion geworden war. Es war also Hamed Agha übrig geblieben, der nolens volens das nicht leichte Amt, Rebellen zu befehligen und ein in Anarchie geratenes Land zu verwalten, annehmen musste. Als Casati, welcher es vorläufig mit den Rebellen hielt, um einigen Einfluss zu behalten und ihn im Notfall geltend zu machen, Hamed Agha zu seiner Beförderuug gratuliert hatte, hatte ihm dieser erwidert: »Ich fürchte sehr, dass alles verloren ist. Wenn man dem Fisch den Kopf abgeschnitten hat, verfault er. Wenn Emin Pascha, der seit 12 Jahren Chef dieser Leute ist, sie nicht hat bändigen und vor ihren Augen keine Gnade finden können, wie soll es mir da gelingen, ihnen einen Zügel anzulegen?« Emin benahm sich stets sehr würdig und liess sich durch nichts aufregen; er machte keinen Versuch, die Macht wieder zu gewinnen und erwartete alles von der Zeit. Wie ich es schon so manchmal beobachtet hatte, liebte er es nicht, die Ereignisse zu überstürzen, sondern befolgte stets die Politik des Abwartens. Am ersten Tage hatte ich dem Pascha geraten, einen Handstreich zu ver-

suchen, plötzlich herauszugehen, sich den Soldaten zu zeigen und sie kühn zu gewinnen zu suchen. Später wiederholte Casati diesen Rat, aber Emin antwortete, dass die Zeit der beste Arzt für alles sei und dass von den beiden wahrscheinlichen Ereignissen, der Ankunft der Mahdisten und Stanley's, ein einziges genüge, die Sachlage zu ändern, und dass diese beiden Möglichkeiten ihm nicht allzu fern schienen. Thatsächlich sah es so aus, als ob der weitere Verlauf der Dinge ihm Recht geben wollte.

Die neuen Häupter der Regierung thaten uns die Ehre an, sich mit uns fast beständig zu beschäftigen, obwohl sie mit der Erledigung der laufenden Sachen genug zu thun hatten. Casati war stets bei ihnen, mischte sich in ihre Debatten, tadelte sie bisweilen heftig, namentlich wenn sie einen Beschluss gegen uns fassten, und zog sich dadurch den wütendsten Hass Ali Gabūr's und seiner Anhänger zu. Eines Tages erfuhren wir, dass Ali Gabūr die Absicht habe, Casati in Fesseln zu legen, und da letzterer zufälligerweise länger als sonst ausblieb, gerieten wir in die grösste Unruhe. Casati war auf die Nachricht davon selbst zu Gabūr gegangen, kam aber nach einer Stunde wieder und zog einen Hammel hinter sich her. Gabūr war durch das energische Auftreten Casati's eingeschüchtert worden, hatte gegen jene angebliche Absicht protestiert und ihm den Hammel zum Geschenk gemacht.

Die Rebellenregierung bestimmte einige Offiziere zu einer Haussuchung bei dem Mudīr und mir. Sie eröffnete gegen uns eine Untersuchung, denn trotz der sorgfältigen, aber ergebnislosen Haussuchungen in Wadelai beim Pascha und in Meswa bei mir hofften sie noch immer etwas Kompromittierendes zu finden. Casati begleitete die Offiziere, um der Durchsuchung beizuwohnen und sie zu möglichster Mässigung zu veranlassen. In dem Hause des Pascha gelang es ihm, alles zu retten; nur die noch neuen Stoffe wurden mit Beschlag belegt und als Regierungseigentum erklärt. In meinem Hause dagegen wurde trotz der Bemühungen Casati's alles konfisziert; man liess weder einen Lumpen noch

eine Handvoll Mais zurück und ging sogar soweit, meiner Dienerin Ssaïda einige elende silberne Armringe mit Gewalt zu entreissen.

Eines Tages wurde der Pascha von Osmān Latīf benachrichtigt, dass die Untersuchungskommission beschlossen habe, ihn selbst einem Verhör zu unterwerfen. Thatsächlich erschienen die Untersuchungsrichter noch an demselben Tage vor Emin, aber bei den ersten Worten unterbrach sie der Pascha, er würde nur Personen von höherem Range als er selbst Rechenschaft ablegen.

Während unserer Gefangenhaltung wollte Emin Pascha sein Testament machen. Zu diesem Zweck liess er die beiden Hauptleute, Mustafa el Agami und Farag el Gōk, ausserdem den Imām des zweiten Bataillons kommen; letzterer fungierte als Kadi oder Notar und die beiden anderen als Zeugen. Emin setzte ein regelrechtes Testament auf und bestimmte seine Tochter Farīda zur Universalerbin unter der Vormundschaft S. H. des Chedive Taufīk Pascha, den er zum Testamentsvollstrecker ernannte. Den Kapitän Casati bestimmte er zum vorläufigen Vormund, bis seine Tochter nach Kairo kommen würde. An demselben Tage übergab Emin Pascha allen seinen Sklaven, Männern und Weibern, ihre Freiheitsscheine.

Während dessen nahm die Untersuchung gegen uns ihren Fortgang und ebenso zahlreiche wie alberne Anklagen wurden gegen Emin Pascha und Hauāsch erhoben; gegen mich hatte man noch nichts gefunden. Als eines Tages ein Offizier behauptete, mein Gläubiger zu sein, obwohl ich nichts schuldig war, so verschaffte ich mir Dank der hingebenden Hülfe Casati's die geforderte Summe (45 Thaler) und zahlte, nur um Weiterungen zu vermeiden. Ein andermal wurde ich vor den Rat berufen, um mich auf die Anklage zu verantworten, dass ich eine Sklavin Hauāsch's in meinem Hause versteckt halten sollte. Ich erwiderte meinen Untersuchungsrichtern einfach, als Herren meines Hauses brauchten sie nur nachzusuchen, ob die Sklavin sich dort befände.

Unter den Anklagen gegen den Pascha war eine, welche aus der ersten Zeit unserer Gefangenhaltung datierte. Einer der

Rebellen, der Schreiber Michāil Awad, hatte ein Brustleiden bekommen. Erst als sein Befinden schon sehr schlimm geworden war, hatte man den Pascha um Hülfe gebeten; aber die Kunst des Arztes konnte das Leben des Unglücklichen nur um zwei Tage verlängern. Der Pascha wurde jetzt auf Grund eines in regelrechter Form aufgesetzten Protokolles beschuldigt, ihn vergiftet zu haben.

Als die Untersuchung beendet war, verurteilte die Regierung von Dufilé auf Grund des eingereichten Berichtes uns drei sämtlich zur Deportation. Der Pascha sollte nach Redjāf, Hauāsch nach Kiri und ich nach Makraka verschickt werden, als die Ankunft der Derwische den Rebellen anderes zu thun gab und die Ausführung des Urteils für dies Mal verhinderte.

Drei Derwische waren in Dufilé mit einem Briefe Osmān Ssāleh's angelangt, der die Uebergabe der Provinz an die Mahdisten verlangte. Jetzt erschienen die Offiziere Bachīt Barghūt, Farag Gōk und Abdallah Mansal, um den Pascha um Rat zu fragen; er antwortete aber einfach, dass er abgesetzt und Gefangener und als solcher nicht befugt sei, seine Meinung über die öffentlichen Angelegenheiten abzugeben, die ihn übrigens auch nicht mehr interessierten. Die Ankunft der Mahdisten erschütterte das Vertrauen der Offiziere merklich, und bald bildete sich eine Partei zu unseren Gunsten unter den Rebellen, die wir schon durch einige unserer Freunde unter ihnen hatten bearbeiten lassen. Ibrahīm Effendi Alham hatte sich mit einer Zahl Unteroffiziere und Soldaten im geheimen verabredet, unsere Deportation mit Gewalt zu verhindern, falls sie zur Ausführung kommen sollte. Die Soldaten schworen, sie würden den Mudīr niemals nach Norden schicken lassen, da man uns nach einem Gerücht in Chōr Aju umbringen wollte. Angesichts dieser Gefahr ihres Gouverneurs wurden die Soldaten wieder besseren Sinnes und erklärten auf's bestimmteste, ein solches Verbrechen verhindern zu wollen. Unsere Partei wurde immer mächtiger, und noch einmal riet ich dem Mudīr, sich den Soldaten zu zeigen und eine An-

sprache an sie zu richten. Ich bin überzeugt, dass wir Herren der Situation geblieben wären; er weigerte sich aber noch immer und sagte, dass die Rebellen, sobald sie von den Mahdisten in die Enge getrieben sein würden, schon von selbst kommen und ihn bitten würden, den Oberbefehl wieder zu übernehmen. Wirklich begannen die Soldaten schon zu murren und verlangten, dass man die Oberleitung dem Pascha übertragen müsse, um den Feind zu besiegen. Als sich die Rebellenpartei von mehreren der Ihrigen verlassen sah, wurde sie aber desto hartnäckiger und beschloss, alle zu entfernen, welche uns geneigt waren. Aus diesem Grunde wurden Ibrahīm Alham und Osmān Latīf nach Wadelai geschickt.

Jetzt begann Jephson unruhig zu werden. Von innen Anarchie und beständig Gefahr, von aussen die Mahdisten, das war die Lage. Er bat Emin, ihn nach Süden reisen zu lassen, um Stanley aufzusuchen, dessen Rückkehr er beschleunigen wollte. Casati war damals abwesend und Osmān Latīf gleichfalls; wenn Jephson nun auch noch abreiste, so waren wir vollständig allein und ohne Freunde. Emin Pascha bat ihn daher, uns nicht zu verlassen, und dieser musste dann auch nachgeben.

Bei den Rebellen besass ich einen Todfeind, welchem meine Deportation noch nicht genügte, zumal da sich eine starke Parte derselben widersetzte. Um seiner Bosheit die Krone aufzusetzen, erhob er gegen mich eine zwar an und für sich alberne, aber durch die Folgen inmitten einer fanatischen Horde gefährliche Anklage. Nāssir Ismaīl, wie mein Verfolger hiess, war seines Zeichens Zahnauszieher. Er beschuldigte mich, ihm durch eine Ohrfeige sein Gebiss ruiniert und dabei seine Religion gelästert zu haben. Ich hatte ihn allerdings geohrfeigt, aber nur moralisch; seine Religion hatte ich selbstverständlich nicht angegriffen. Aber den Rebellen genügte es, eine Handhabe gegen einen von uns zu bekommen, um sie mit grausamem Eifer anzufassen. Die Geschichte Nāssir Ismaīl's datiert in das Jahr 1885 zurück. Sein Bruder, ein durch Handel reich gewordener Beamter, war ge-

storben und hatte drei Kinder unter Emin's Vormundschaft hinterlassen. Bei der Inventaraufnahme fand man nur einen halben Thaler, obwohl es allen bekannt war, dass er viel Geld besitzen musste. Die Nachforschungen hatten zu keinem Resultat geführt; Emin Pascha hatte die Sache vergessen, als ich mich eines Tages in Dufilé befand, wo Nāssir wohnte. In einem Gespräch mit Hauāsch kam die Rede zufällig auf dieses Individuum, und ich äusserte, ich hielte ihn nicht für so dumm, dass er das Vermögen des Verstorbenen nicht sollte aufgefunden haben. »Was sollte ich thun,« meinte Hauāsch; »ich habe die sorgfältigsten Untersuchungen angestellt, ohne etwas zu finden. »Haben Sie den Boden umgegraben?« »Nein, denn ich möchte mich nicht damit abgeben, das Haus dieses Herrn zu demolieren, um mich der Gefahr auszusetzen, möglicherweise nichts zu finden.« »Sie können aber etwas finden, ohne zu demolieren, wenn Sie wollen.« »Wieso?« »Da Sie Chef der Station sind, so befehlen Sie dem Manne, sich morgen zur Abreise nach Wadelai bereit zu halten.« »Und dann?« »Dann will ich Ihnen sagen, was zu thun ist, nur lassen Sie die Sachen und Möbel Nāssir's auf dem Landungsplatze aufstellen, damit sie auf den Dampfer ordentlich verladen werden.«

Am folgenden Tage war das ganze Gepäck Nāssir's auf dem Ufer aufgetürmt. Ich war überzeugt, dass wenn das Geld vergraben gewesen war, er es beim Wohnungswechsel nicht zurücklassen würde, und als ich bemerkte, dass er sich keinen Schritt weit von seinen Sachen entfernte, war ich von dem Erfolg meiner List überzeugt. Ich bat also Hauāsch, 30 Soldaten kommen und das Gepäck untersuchen zu lassen und versicherte ihm, dass wenn er das den armen Waisen gestohlene Geld nicht finden würde, ich ein kompletter Narr sein wollte. Nāssir erbleichte und blieb an seinem Platz angenagelt, als ob er zur Salzsäule geworden wäre. Man fand in jedem Kolli ein Säckchen mit einem Teil des gestohlenen Geldes. Der Mensch war stets ein Lump gewesen; er war kein Beamter und bebaute nur einige Handbreit

Land, von dem er kaum den Lebensunterhalt gewann. Das Geld gehörte folglich nicht ihm, er erhob auch keinen Protest und liess sich alles ohne ein Wort nehmen. Seit dieser Zeit hasste mich Nāssir tötlich.

Der Rebellenrat brachte bei dieser Anklage das muhammedanische Recht, d. h. das Recht der Wiedervergeltung[1]) gegen mich in Anwendung. Ich hatte Nāssir, wie er behauptete, zwei Zähne ausgeschlagen und wurde also verurteilt, mir die gleiche Anzahl Zähne von ihm ausreissen zu lassen. Aber das schrecklichste war die Strafe, zu welcher man mich nach dem muhammedanischen Recht für die angebliche Religionslästerung verurteilte, sie bestand darin, mir geschmolzenes Blei in den Mund zu giessen.[2]) Das Urteil war gefällt, in regelrechter Form ausgefertigt und in ein Journal ad hoc eingetragen worden, so dass nichts mehr zu seiner Vollstreckung fehlte. Offen gestanden, zitterte ich bei dem Gedanken an eine solche Tortur, die einen schrecklichen Tod unfehlbar zur Folge hatte. Emin Pascha war bestürzt und sagte mir zum letzten Male Lebewohl, als meine Henker von einer ebenso schrecklichen wie unerwarteten Nachricht überrascht wurden, welche sie zwang, sich um wichtigere und namentlich dringendere Dinge zu kümmern. Die Truppenabteilung unter dem Befehl des Oberstleutnants Hamed Agha, der beiden Majore und der obersten Rebellenoffiziere, welche den Mahdisten nach Redjāf entgegen gezogen war, war vollständig geschlagen worden, und wenn sich auch ein Teil der Soldaten in eiliger Flucht hatte retten können, so waren die Offiziere sämtlich auf dem Schlachtfeld geblieben. Die Vorsehung schien uns nun begünstigen zu wollen. Die Mahdisten hatten Grausamkeiten in Redjāf begangen, weshalb

---

[1]) Nach dem alten Grundsatz: »Auge um Auge, Zahn um Zahn«; doch ist nach dem muhammedanischen Recht auch eine Geldentschädigung seitens des Schuldigen an den Verletzten zulässig. B. M.

[2]) An sich schreibt das muhammedanische Gesetz für Gotteslästerung, ebenso für Lästerung des Propheten Mohammed einfach die Todesstrafe vor, die allerdings unter Umständen verschärft werden kann. B. M.

die Offiziere von Dufilé, welche ihre Häuser und Familien dort hatten, mit 120 Mann aus den Garnisonen von Dufilé, Chōr Aju, Mugi und Kiri dorthin aufgebrochen waren, um die bei dem Gemetzel Verschonten zu retten und an den Mahdisten Rache zu nehmen. Letztere hatten ihre Barken am Ufer des Flusses angebunden und sich in das Gebirge zurückgezogen. Als die Soldaten keinen Feind bemerkten und die Barken verlassen fanden, vergassen sie jede Vorsicht und zerstreuten sich teils in der Stadt, teils an den Barken, die sie für erobert ansahen. Diesen Augenblick benutzten die Mahdisten, fielen plözlich über Redjāf her und metzelten den grössten Teil der Soldaten nieder, darunter den Oberstleutnant Hamed Agha, den Major Abd el Wahāb Tala'at, den Adjutantmajor Ali Gabūr, den Hauptmann Ssālim Chalaf, den Kapitänleutnant Farag Dinkaui u. s. w.

Casati war seit etwa zehn Tagen aus dem Süden zurückgekehrt und brachte uns abends, sich vergnügt die Hände reibend, diese Nachricht mit den Worten: »Unsere Feinde haben soeben eine herrliche Tracht Prügel bekommen; sie haben die Hälfte der Ihrigen in Redjāf verloren und das bedeutet Ihre halbe Befreiung.«

Als am nächsten Tage sich die Nachricht in Dufilé verbreitete, begannen die Soldaten laut zu murren und schoben die Schuld auf die Offiziere, welche sich an der Spitze der Regierung befanden, und verlangten unsere Freilassung und die Wiedereinsetzung des Gouverneurs, die ihnen allein das Vertrauen auf die Rettung der Provinz wiedergeben könnte. Die erbittertsten Rebellen hatten den Tod in Redjāf gefunden, und die Führer derjenigen, welche noch in Dufilé übrig geblieben waren, entschlossen sich nun endlich, die Zügel der Regierung in die Hände des Pascha zurückzugeben. Am Nachmittag war ihr Entschluss gefasst. Sselīm Mattar, Ssolimān Ssudān, Hussein Mohammed und Abd el Wāhid erschienen ehrfurchtsvoll vor dem Mudīr, baten ihn wegen ihrer Irrtümer um Verzeihung, benachrichtigten ihn von den Ereignissen in Redjāf und erklärten ihm, dass er und

ich völlig frei wären und zu jeder Stunde und nach jedem beliebigen Orte abreisen könnten. Gleichzeitig wurden die Schildwachen vor unserer Thür eingezogen. Fadl el Mūla, der Anstifter der Bewegung, die uns beinahe das Leben gekostet hatte, hatte sich geschämt, vor dem Pascha zu erscheinen und war draussen geblieben.

KAPITEL XIII.

Eine Ovation in Wadelai. Räumung von Dufilé. Die Derwische in Dufilé. Abreise nach Tonguru. Schrei um Rache. Rettung der Chutarije. Unklugheit. Die Soldaten verlassen uns. Feind oder Freund? Der Dampfer »Chedive«. Kampf in Dufilé. Die Amulette. Das Ebenholz. Wir schiffen uns ein. In Tonguru. Die Rebellen wieder frech geworden. Ssolimān Ssudān. Stanley in Niamsansi. Ausbruch der Spaltung. In Meswa. Brief Stanley's. Brief Dr. Felkin's. Angeblicher Verrat Emin's. Rechtfertigung. In Were. Emin bei Kawalli.

Am folgenden Tage, Sonnabend den 17. November, schifften wir, Emin Pascha, Casati, Jephson und ich, uns an Bord des »Chedive« nach Wadelei ein, wo wir Sonntag Nachmittag ankamen. Unsere Gefangenschaft hatte vom 20. August bis zum 17. November, also 86 Tage gedauert, während deren wir mehr als einmal geglaubt hatten, dass unsere letzte Stunde geschlagen habe. Am Tage vor unserer Freilassung hatte Casati, der davon schon wusste, mir davon Mitteilung gemacht, jedoch mit der Bitte, dem Pascha nichts davon zu sagen, weil er ihm damit eine Ueberraschung bereiten wollte. Bei Tische waren Casati und ich sehr heiter gewesen; angesichts der Melancholie, die den Pascha schon seit langem nicht verliess, konnten wir jedoch das Geheimnis nicht ganz bewahren, und Casati hatte ihm die Hoffnung auf unsere baldige Freilassung angedeutet. Als wir uns in Dufilé einschifften, waren die Truppen am Ufer erschienen, um dem Gouverneur die militärischen Ehren zu erweisen; in dem Augenblick, wo sich der Dampfer in Bewegung setzte, wurde ein Salut von sieben Kanonenschüssen abgefeuert. Bei unserer Ankunft in Wadelai gestaltete sich der Empfang des Pascha's noch glänzender und glich einer Ovation. Emin Pascha musste

in seinem Hause offiziellen Empfang abhalten, bei dem Offiziere und Beamte ihren Kratzfuss machten und ihre herkömmlichen Sprüche aufsagten. Hauäsch war vor uns nach Wadelai geschickt, aber nicht freigelassen worden, denn auf Befehl der Regierung von Dufilé befand sich eine Schildwache vor seiner Thür. Emin Pascha selbst war die gleiche Massregel zugedacht worden, aber Kodi Agha, der Chef von Wadelai, stellte mit Verhöhnung des Befehls von Dufilé statt eines Soldaten seinen eigenen Baltadji vor die Thür des Gouverneurs, weniger um ihn zu bewachen, als ihn zu bedienen.

Die Regierung von Dufilé hatte beschlossen, Weiber und Kinder nach Wadelai zu schicken und nur die Soldaten für den Fall eines Angriffes seitens der Mahdisten dort zurück zu lassen. Behufs Erleichterung des Transportes musste sich der Kapitänleutnant Hamed Agha mit 18 Soldaten nach Bora zwischen Dufilé und Wadelai begeben, um Brennholz bereit zu machen, damit die Dampfer sich dort nicht lange aufzuhalten brauchten. Mit Rücksicht auf die Menge der Ankömmlinge befahl der Pascha oder vielmehr riet Kodi Agha (denn er weigerte sich durchaus, sich mit den Regierungsgeschäften zu befassen), die Station durch Einrichtung neuer Wohnungen zu vergrössern.

Eine ziemlich lange Zeit war seit dem Abgang des Dampfers nach Dufilé vergangen. Da keinerlei Nachricht zu uns kam, begannen wir unruhig zu werden; Emin Pascha sandte einen Boten zu Lande ab, um Erkundigungen einzuziehen. Beunruhigende Gerüchte waren im Umlauf: Dufilé sollte in die Hand des Feindes gefallen und auch die Dampfer von ihm erobert sein. Diese Nachricht setzte uns in Bestürzung; waren die Dampfer wirklich verloren, dann musste unsere Lage sehr kritisch werden. Jeden Augenblick hätten die Derwische nach Wadelai kommen können, das zu keinem ernstlichen Widerstande gerüstet war. Die Station war nicht befestigt und besass damals nur eine schwache Besatzung mit wenig Munition, welche die Rebellen von Dufilé dort übrig gelassen hatten.

Eines Tages erschien Hamed Agha mit seinen 18 Soldaten; sie hatten erzählen hören, dass Dufilé von den Mahdisten erobert sei und hatten Bora schleunigst verlassen, um sich nach Wadelai zu flüchten.

Emin Pascha wollte jetzt nach Tonguru gehen, um eine grössere Entfernung zwischen sich und die Mahdisten zu bringen. Als er darüber die Soldaten befragen liess, erklärten sie sich alle mit dem Aufbruch einverstanden. Kaum war derselbe beschlossen, als die Soldaten mit ihren Offizieren an der Spitze und entfalteter Fahne erschienen, um vor dem Hause des Pascha eine Demonstration zu veranstalten. Sie verlangten, dass die Chutarīje, 12 an Zahl, aus Rache für ihre in Dufilé getöteten Kameraden hingerichtet würden, da Chutarīje und Derwische von derselben Rasse waren.

Da die Demonstration der Soldaten Gewaltthätigkeiten und Blutvergiessen nach sich ziehen konnte, was um jeden Preis vermieden werden musste, übernahm ich es, die Gemüter zu beruhigen, was mir auch glücklicherweise gelang. Ich mischte mich unter die Soldaten und machte ihnen begreiflich, dass wenn die Mahdisten auch ihre Brüder getötet hätten, unsere Chutarīje daran vollständig unschuldig waren und selbst, wenn dies der Fall wäre, man sie lieber als Gefangene behalten und zum Lasttragen gebrauchen sollte; falls sie eine Flucht der Chutarīje befürchteten, brauchte man sie nur bis zu dem Augenblick des Aufbruches einzusperren. Mein Rat fand Beifall, die Chutarīje wurden in der Kaserne interniert und die Soldaten beruhigten sich.

Da man für unsere Reise nach Tonguru nicht genügend Träger hatte finden können, so glaubte Kodi Agha die vorrätige Munition an die Soldaten austeilen zu müssen. Diese Massregel schien mir gefährlich, denn bei der zu erwartenden Unordnung konnte die Befürchtung vor einem Angriff der Mahdisten oder der Aufbruch mit Stanley die jetzt reichlich mit Munition versehenen Soldaten verleiten, uns unterwegs zu verlassen und sich in ihre Berge zurückzuziehen. Ich gab Kodi Agha den Rat, die

Munition nicht zu verteilen, aber er hörte nicht darauf und liess am Morgen unserer Abreise die Munition austeilen.

Schon waren die Nachrichten immer schlimmer geworden; die Mahdisten sollten sich der Dampfer bemächtigt haben und nach Wadelai unterwegs sein. Ein einziger Rettungsweg war uns nur noch offen: zu Lande nach Tonguru zu gehen. Unser sämtliches Gepäck wurde im Stich gelassen, das eiserne Boot »Advance« untauglich gemacht, und in einer kleinen Karawane, Männer, Weiber, Kinder, Soldaten und Träger, setzten wir uns längs des Stromes in Bewegung. Wir waren kaum wenige Stunden von Wadelai, als ich bemerkte, dass die Soldaten samt und sonders verschwunden waren. Meine Voraussage hatte sich leider bestätigt. Emin, Hauāsch, Jephson, Marco, Casati, Osmān Latīf und ich mit den beiden Schreibern Ahmed Ibrahīm und Ahmed Rāif, den Familien von Bassīli Bochtor und Ahmed el Barrād, eine sehr kleine Zahl von Negern und Negerinnen war alles, was von der Karawane übrig geblieben war. Die Soldaten waren nach Wadelai zurückgekehrt und hatten das Haus des Mudīr vollständig ausgeplündert. Im Laufe des Tages wurden wir von einem Korporal eingeholt, welcher dem Pascha mitteilte, dass nach den Erzählungen der Neger die Dampfer von Dufilé nach Wadelai unterwegs seien. Im Namen der Soldaten, welche Wadelai wieder besetzt hatten, bat er den Pascha, zurückzukehren. Natürlich weigerte sich Emin und wir setzten unseren Weg fort. Die Nacht überfiel uns in der Nähe des Gebietes von Boki; nachdem wir unsere mitgebrachten Lebensmittel verzehrt hatten, warteten wir unter freiem Himmel den Anbruch des Morgens ab. Eine Frau, die sich während der Nacht von unserer Karawane ein wenig entfernt hatte, wurde am Morgen, von den Lur getötet, gefunden. Bei Tagesanbruch setzten wir uns wieder in Marsch. Gegen Mittag bemerkte ich durch die hohe Vegetation am Ufer des Stromes den Rauch eines Dampfers, der noch weit entfernt war. Mit der schlechten Nachricht von gestern zusammengehalten, konnte die Ankunft eines solchen nicht beruhigend für uns sein. Man

hatte erzählt, dass die Mahdisten die Dampfer erobert hätten, folglich konnte es niemand anders sein als sie, welche sich zu unserer Verfolgung aufgemacht, nachdem sie uns in Wadelai nicht gefunden hatten. Ich marschierte gerade mit Marco an der Spitze der Karawane und setzte meinen Weg fort, da ich es für unnötig hielt, dem Pascha von unserer Entdeckung etwas zu sagen. Ich war jeden Augenblick darauf gefasst, den Feind uns angreifen zu sehen; Rettung gab es für uns nicht mehr, denn mochten wir uns auch wenden, wohin wir wollten, wir konnten dem Feinde nicht mehr entrinnen. Wir marschierten also entschlossen gerade aus vorwärts, indem wir auf den verhängnisvollen Augenblick gefasst waren. Als der Dampfer näher gekommen war, erkannten wir die Farben der ägyptischen Flagge und hörten einen Flintenschuss an Bord, mit dem man unsere Aufmerksamkeit erregen wollte. Gleichzeitig ertönte das Trompetensignal »ssalām bērak« (Fahnensalut). Trotzdem konnten wir uns unserer Befürchtungen nicht entschlagen, da die Mahdisten häufig genug solche List gebraucht hatten und ägyptische Fahnen und Militärmusiker besassen. Jedoch begaben wir uns auf alle Fälle an das Ufer des Stromes und konnten nach wenigen Augenblicken zu unserer Freude sehen, dass der Dampfer »Chedive« Freunde brachte; es war der Kapitänleutnant Rihān Agha Hamed el Nil, welcher uns suchen kam. Er fragte mich nach dem Mudīr; als er erfuhr, dass der Pascha nur etwas zurück war, wartete er, bis der Rest der Karawane herangekommen war und berichtete dem Pascha über die Ereignisse. Die Mahdisten hatten bei ihrer Ankunft vor Dufilé ihre Streitkräfte geteilt; während das Gros durch den Garten am Stromufer eindrang, hatte der Rest die Stadt umgangen und das Westthor angegriffen, um so die Truppen von zwei Seiten zugleich zu fassen. Bei dem Eindringen der Derwische vom Strome her hatten sich unsere Soldaten in Unordnung nach der Westseite zurückgezogen, wo sie auf die Handvoll Derwische stiessen, welche von dort kamen; so zwischen zwei Feuer genommen, stürzten sie sich wieder nach der Stadt zurück und

trafen hier auf die Hauptmacht der Derwische, die sich schon zum Plündern zerstreut hatten. Vollständig überrascht, liessen diese sich niedermetzeln und nur einem Rest gelang es, zu entkommen, während der Platz in den Händen unserer Soldaten blieb. Beim ersten Angriff hatten sich einzelne Derwische auf die Dampfer gestürzt und sie auch thatsächlich genommen; als sie aber sahen, dass ihre Gefährten aus der Stadt vertrieben wurden, verliessen sie unverzüglich die Schiffe und entflohen.

In der Befürchtung, dass der Feind einen neuen Angriff versuchen könnte, liess Sselīm Mattar alle Weiber und Kinder einschiffen und nach Süden transportieren. Bei dem Zusammenstoss hatten die Mahdisten erhebliche Verluste erlitten: 180 waren auf dem Schlachtfelde geblieben, ungerechnet die Toten und Verwundeten, welche der Feind mitgenommen hatte. Man versicherte mit der tiefsten Ueberzeugung, dass bei dem Angriff der Zauber der Unverwundbarkeit der Derwische, an welche der Soldat unglücklicherweise steif und fest glaubte, was zu den Siegen derselben sehr viel beitrug, durch ein Mittel gebrochen worden war, welches die Soldaten in Dufilé ausgeklügelt hatten. Unter den zahllosen abergläubischen Vorstellungen im Ssudān war auch die, dass man durch gewisse Amulette sich vor Kugeln, Lanzenstichen oder jeder anderen Waffe schützen könnte. Ein im Ssudān sehr weit verbreiteter Glaube ist der, dass eine Kugel, welche auf den mit dem betreffenden Amulett geschützten Mann selbst auf Gewehrlänge abgeschossen wird, wirkungslos zu seinen Füssen niederfällt. Um diesen Zauber der Unverwundbarkeit der Derwische zu brechen, hatte man silberne Kugeln gegossen; man konnte auch gewöhnliche Bleikugeln für Remingtongewehre gebrauchen, musste aber ein Stückchen Ebenholz in ihre Spitze einsetzen. Zu diesem Zweck hatte man in Amadi das ganze Silbergeld des Ortes eingeschmolzen und daraus Zauberkugeln gegossen. In Dufilé hatte das wenige Silbergeld, 70 Madjidithaler, welche man bei Hauāsch Effendi konfisziert hatte, zur Herstellung solcher Kugeln dienen müssen, welche sorgfältig aufbewahrt wurden. Ausserdem hatten

die schwarzen Soldaten eine Menge Kugeln angebohrt und in das Loch ein Stückchen Ebenholz gesteckt. Dies Mittel sollte nach den Soldaten die Unverwundbarkeit des Feindes zu nichte machen. Omar Ssāleh, der Befehlshaber der Derwische, hielt, als er diese Kugeln sah, jeden Widerstand gegen einen Feind, welcher die Achillesferse herausgefunden hatte, für nutzlos. Der Rückzug der Mahdisten war dadurch jedenfalls beschleunigt worden.

Was den Gebrauch des Ebenholzes anlangt, so glaube ich nach meiner persönlichen Erfahrung versichern zu können, dass die von einer Ebenholzspitze verursachte Wunde schwer zu heilen ist und auf alle Fälle sehr viel Zeit gebraucht, bis sie sich völlig schliesst. Ich habe selbst Gelegenheit gehabt, den Fall eines jungen Mädchens zu beobachten, das sich im Walde den Fuss an der scharfen Spitze eines Ebenholzastes verwundet hatte. Es wurde nach dem Hospital geschafft, aber trotz Emin's und meiner aufmerksamsten Pflege, trotz der vollständigsten Ruhe und Vermeidung jeder Bewegung erst nach drei Jahren wiederhergestellt. Bisweilen fanden wir die Wunde fast geschlossen, während sie am anderen Tage zu unserer grossen Ueberraschung wieder ganz offen war und stark eiterte. Ein anderer fast identischer Fall ist der des Quartiermeisters Ruschdi Helmi, welcher, auf dieselbe Weise von einer Ebenholzspitze verwundet, seine offene Wunde behielt und trotz aller unserer Fürsorge auf der Rückreise mit Stanley unterwegs starb. Wegen seiner septischen Eigenschaften wird das Ebenholz von verschiedenen Negerstämmen, namentlich von den Dinka, zur Herstellung der Pfeile benutzt.

Als Rihān Agha Wadelai verlassen gefunden hatte, hatte er aus Besorgnis vor einem neuen Angriff der Mahdisten es vorgezogen, alle seine Leute nach Tonguru überzuführen. Sselīm Mattar berichtete dem Pascha über den Kampf von Dufilé, ohne jedoch etwas davon zu erwähnen, wie die Truppen den Sieg errungen hatten.[1]) Es war nun nicht mehr nötig, unseren Weg

[1]) Ein Facsimile dieses Berichtes bei Casati II, 184/5. B. M.

zu Lande fortzusetzen, jedoch wollte Rihān Agha, welcher seine Befehle von Dufilé hatte, uns nicht nach Tonguru überführen, sondern vielmehr nach Wadelai zurückbringen, wo die Häupter der provisorischen Regierung ihren Sitz aufzuschlagen gedachten. Aber der Kapitän des Dampfers, Ahmed Dongolaui, warf Rihān Agha seinen Mangel an Ehrerbietung gegen den Mudīr, der trotz allem, was vorgefallen, sein Herr sei, in starken Ausdrücken vor und übernahm es, trotz der Gegenbefehle von Dufilé uns nach Tonguru zu schaffen, wo wir am 8. Dezember nachmittags ankamen. Bei unserer überstürzten Flucht von Wadelai hatten wir nichts mitgenommen und waren von allem entblösst, so dass wir nicht einmal Kleider zum Wechseln hatten. Wir mussten uns deshalb bei einem ein Angareb, bei einem anderen ein Kopfkissen oder ein Unterbett borgen, um uns niederlegen zu können. Da Casati's Haus bei jener Plünderung verschont geblieben war, so konnte er uns mit drei Angareb und etwas Mais aushelfen, das uns für den Augenblick genügte.

Die traurigen Ereignisse, welche auf Stanley's Abreise fast unmittelbar gefolgt waren, hatten Emin bestimmt, den Aequator zu verlassen. Er konnte sich zwar von diesem Erdenwinkel, der eine zweite Heimat für ihn geworden war, nicht losmachen, musste aber einsehen, dass bei der allgemeinen Verwirrung und der Knappheit an Munition es schwer geworden war, sich länger zu halten; die Gewissensbisse, seine Leute zu verlassen, waren nun endlich verschwunden.

Es waren beinahe sieben Monate verflossen, seitdem uns Stanley mit dem Versprechen verlassen hatte, dass seine Abwesenheit nicht länger als fünf oder sechs Monate dauern sollte, und trotzdem hatten wir noch keinerlei Nachricht über seine Expedition erhalten. Wir waren vierzehn Tage in Tonguru, als der Dampfer »Chedive« eine neue Ladung Weiber und Kinder von Dufilé brachte samt einem Briefe des Schreibers Ragab Mohammed an den Pascha, dass die Rebellenpartei seit dem unverhofften Siege von Dufilé wieder übermütig geworden war und

beschlossen hatte, den Pascha, Casati und mich hinzurichten, weil wir Wadelai verlassen hätten.

Gegen Ende Dezember starb Ssolimān Agha Ssudān in Tonguru an dem Wundfieber. Bei dem Kampfe von Dufilé war er von einer Kugel am linken Bein getroffen worden, die ihm den Schenkelknochen zerschmettert hatte. Er war vor etwa 20 Tagen nach Tonguru gekommen, um sich vom Pascha pflegen zu lassen. Er war ein braver Offizier und wenn er auch an der Rebellion teil genommen hatte, so schien es der Pascha vergessen zu haben und hatte ihn aufopfernd gepflegt. Bei seinem Tode wurden ihm die militärischen Ehren erwiesen, als ob er stets treu geblieben wäre.

Bis Ende Januar 1888 ereignete sich wenigstens in Tonguru nichts Bemerkenswertes. Die Rebellenregierung hatte Dufilé nach seiner Räumung den Flammen übergeben und ihren Sitz in Wadelai aufgeschlagen.

Stanley's endliche Ankunft in Niamsansi wurde uns am 20. Januar angezeigt. Emin Pascha bat Ssāleh Abi Jasīd, den Kommandanten von Tonguru, Sselīm Mattar um Hersendung eines Dampfers zu ersuchen, damit er Stanley aufsuchen konnte. Der Brief war kaum auf dem Landwege abgegangen, als der »Chedive« erschien, so dass am nächsten Tage Jephson zu seinem Chef aufbrechen konnte.

Wie vorhin bemerkt, hatte sich gegen Ende unserer Gefangenschaft unter den Rebellen eine Partei zu unseren Gunsten gebildet. Diese Partei bestand aus den Offizieren Bachīt Barghūt, Abdallah Mansal, Kodi Agha, Ali Schamrūch und Schukri Agha, welch letzterer sich auch keinen Augenblick an der Rebellion beteiligt hatte. An der Spitze derselben stand Sselīm Mattar, während die Gegenpartei sich hauptsächlich aus den Anstiftern der Bewegung zusammensetzte, Fadl el Mūla el Amīn, Ali Gabūr, Gadīn Agha, Ahmed Dinkaui, Abd el Dāīm, Schēch Bachīt und noch einigen anderen. Erst nach der Schlacht von Redjāf, in der einige der schlimmsten gefallen waren, und auf Betreiben Sselīm

Mattar's waren wir freigelassen worden und hatten uns nach dem Süden begeben dürfen. Die Rebellenregierung hatte ihren Sitz kaum in Wadelai aufgeschlagen, als Sselīm Mattar mit seinen Gefährten auf die Kunde von Stanley's Ankunft sich entschloss, mit Fadl el Mūla's Partei offen zu brechen.

Emin hatte sich endlich entschieden, abzuziehen, und ein Grund, den ich zunächst nicht verstand, schien ihm einen möglichst schnellen Aufbruch wünschenswert zu machen. Er wollte jedoch Stanley nicht ohne eine Truppenabteilung begleiten, welche der Expeditionsmacht überlegen oder wenigstens gleich war; er fürchtete, während einer langen und beschwerlichen Reise sonst Stanley auf Gnade oder Ungnade überliefert zu sein. Es widerstrebte ihm, diesem den Ruhm, unsere Karawane ganz allein und als unumschränkter Herr zu leiten, überlassen zu sollen, damit er sich unseren Retter nennen konnte. Wenn dagegen Emin nur 200 oder 300 Soldaten mitnahm, so musste Stanley mit ihm rechnen, und bei Ausbruch von Differenzen hätten wir unseren Weg ganz allein fortsetzen können. Zu diesem Zweck wünschte er eine Annäherung an die Truppen, welche zudem seine Rückkehr an die Spitze der Regierung zur Folge haben konnte. Als Sselīm Mattar und seine Gefährten einsahen, dass sie ohne Emin Pascha an ihrer Spitze nicht zu Stanley aufbrechen konnten baten sie ihn, sie zu begleiten. Er schlug es jedoch rund ab mit den Worten: »Ich bin nicht mehr Eurer Gouverneur und als blosser Dragoman kann ich nicht mit Euch gehen. Ich bin vom Chedive nicht deshalb zum Pascha ernannt worden, um zwischen Euch und Stanley als Dolmetscher zu fungieren.« Hinter dieser Erklärung verschanzte er sich, bis sie ihre vollständige Unterwerfung erklärt hätten. Um dieses Resultat noch schneller zu erreichen, machten Casati und ich den Soldaten freundschaftliche Besuche, assen und tranken mit ihnen und benutzten ihre günstige Stimmung, um ihnen eine Versöhnung mit dem Pascha dringend anzuraten: »Wenn Sie ihn wegen Ihrer Irrungen in corpore um Verzeihung und um Uebernahme der Regierung bitten

würden, so würde er sich sicherlich erweichen lassen.« Diese Manöver hatten bald einen günstigen Erfolg. Eines Tages entschlossen sich die Offiziere, mit dem Pascha nach Meswa zu gehen, um Stanley's Lager näher zu sein. In Meswa, wo wir am 8. Februar ankamen, wurde unser Zweck vollständig erreicht. Am Tage nach unserer Ankunft erschienen die Offiziere nach kurzer Beratung mit Casati in corpore vor Emin und übergaben ihm mit allen Zeichen der Ehrerbietung ein mit 12 Unterschriften versehenes Gesuch, in welchem sie Abbitte leisteten, Emin um Verzeihung baten und um Uebernahme der Regierung ersuchten. Nachdem sich Emin ein wenig hatte bitten lassen, nahm er an. Als die Offiziere den Pascha verliessen, stellten sie alle Soldaten vor seinem Hause auf und ermahnten die Truppen, Emin Pascha, der jetzt eingewilligt habe, das Kommando der Provinz von Neuem zu übernehmen, treu und gehorsam zu bleiben. Nach dieser Anrede wurde der Firman des Chedive, welcher Emin den Paschatitel verlieh, laut verlesen und mit 11 Kanonenschüssen salutiert. Sselīm Mattar wurde bei dieser Gelegenheit für seinen Eifer durch seine Beförderung zum Oberstleutnant und Osmān Latīf für seine Dienste durch die Beförderung zum Major belohnt.

Wir blieben noch zwei Tage in Meswa und schifften uns dann nach Were im Südwesten des Sees, zwei Tagemärsche von Stanley's Lager in Bugere, ein. Auf der Fahrt zwischen Meswa und Were begegneten wir einem Boote, welches Jephson nach letzterer Station gebracht hatte und mit einem Briefe Stanley's und Dr. Felkin's an den Pascha zurückkehrte.

Wir wollen von Stanley's Brief eine kurze Inhaltsangabe mitteilen, weil wir noch öfter darauf zurückkommen müssen. Stanley schrieb: »Ich bedaure die unseligen Ereignisse, deren Opfer Sie geworden sind. Sollten Sie noch gefangen gehalten werden, so würde ich Sie nicht befreien können, da meine Expedition sehr stark gelitten hat und ich nur über sehr wenig Kräfte verfüge. Es ist mir unmöglich, Sie aufzusuchen, jedoch will ich Sie hier noch acht Tage lang erwarten und will sehr hoffen, dass

Sie kommen können. Im gegenteiligen Fall werde ich bei meiner Ankunft in England nicht unterlassen, Ihre Verdienste gebührend zu rühmen.«

Der Brief Dr. Felkin's war ganz freundschaftlich gehalten; er teilte Emin mit, was er für ihn in England gethan hatte und riet ihm, bei seiner Ankunft in Kairo mit seinen Mitteln sparsam umzugehen. Dieser Rat bereitete Emin Pascha Sorgen, da ihm seine Bedeutung unklar blieb. Die Stelle wurde uns, Casati und mir übersetzt; wir konnten sie nicht anders verstehen, als dass der Pascha von der ägyptischen Regierung nichts besonderes zu erwarten habe und deshalb bei seiner voraussichtlichen Entlassung seine wenigen Mittel zusammenhalten müsse. Diese Erklärung schien mir nach einem Briefe, den Emin kurze Zeit vorher von Dr. Schweinfurth erhalten hatte, sehr wahrscheinlich, da in demselben die Vorgänge vor seiner Ernennung zum Pascha beleuchtet waren. Man wird sich vielleicht erinnern, dass Emin Pascha, als er sich von der ägyptischen Regierung vollständig verlassen glaubte, sich durch Vermittelung von Dr. Felkin an die englische Regierung gewandt hatte, um sie für die Aequatorialprovinz zu interessieren, und dass infolge dieses später wiederholten Hülferufes Stanley's Expedition in England zu Stande gekommen war. Die ägyptische Regierung hatte, wie es scheint, es nicht gern gesehen, dass Emin sich an eine fremde Regierung statt an die seinige gewendet hatte; dies war wohl der Grund, weshalb er ein wenig vernachlässigt worden war und die Regierung des Chedive erst auf die energische Verwendung Dr. Schweinfurth's ihre Ansicht geändert und Emin Bey als Beweis ihres Wohlwollens den Paschatitel verliehen hatte. Wir konnten annehmen, dass der schlechte Eindruck, den Emin's Vorgehen auf die ägyptische Regierung gemacht hatte, nach Felkin's Ansicht die Schuld daran war, dass Emin nicht viel Sympathien in Kairo gefunden hatte. Trotzdem darf man ihm keinen Vorwurf daraus machen, dass er sich nach England um Hülfe gewendet hat. Die Provinz befand sich thatsächlich in Gefahr, welche noch jeden

Tag zu wachsen schien. Alle Ssudānprovinzen waren trotz ihrer Verteidigung durch bedeutende Heeresmacht den Mahdisten erlegen und nichts liess hoffen, dass die Aequatorialprovinz diesem Schicksal würde entgehen können. Die ägyptische Regierung war dem Aufstand gegenüber offenbar ohnmächtig, und unsere Provinz schien rettungslos verloren zu sein. Damals teilte mir Emin seine Absicht mit, sich an die englische Regierung um Hülfe zu wenden, um die grosse schöne Aequatorialprovinz nicht in Barbarei zurückfallen zu lassen, während sie in den Händen einer zivilisierten Nation den Mittelpunkt einer Wirksamkeit hätte bilden können, von wo die Zivilisation und der Fortschritt sich über Zentralafrika hätte verbreiten können. Damals hatte er seinem Freunde Dr. Felkin jenen Brief geschrieben, den man ihm in Kairo fast als Verrat auslegte.

In Were suchte uns Jephson auf und kehrte mit dem Pascha und den Offizieren nach Bugere zurück, um sich mit Stanley über die Einzelheiten des Abmarsches zu beraten. Wenige Tage später sahen wir den Chirurgen Bonny mit 100 Sansibarern und Trägern des Häuptlings Kawalli ankommen. Stanley hatte mit diesem Häuptling einen Vertrag abgeschlossen, wonach letzterer die nötige Anzahl Träger für den Transport von Menschen und Gepäck von Were nach Stanley's Lager, drei Tagemärsche, für den Preis von drei Kauri pro Träger und pro Tour zu stellen hatte.

KAPITEL XIV.

Vier Pfennige Lohn für drei Tage Arbeit. Falscher Lärm. Bonny. Emin in Were. Stanley's Bedingungen. Brief Fadl el Mūla's. Rückkehr Emin's zu Stanley. Mein Aufbruch mit Stairs. Der Weg. Niederkunft Dauwa's. Stanley's Lager. Unterhaltung mit Stanley. Bestrafung Omar Scharkauwi's. Stanley will nicht länger warten. Proteste. Der fünfte April. Rede Bula Matari's. Stanley's Methode. Zwei Worte über Stanley. Ahmed el Barrād. Ein salomonisches Urteil. Vergrabung der Munition.

Europäische Arbeiter würden sehr überrascht sein, wenn sie wüssten, dass es einen Ort auf der Erde giebt, wo ein Mann drei Tage hinter einander arbeiten, über Felsen klettern und schwere Lasten auf der Schulter tragen muss, alles für einen Lohn von vier Pfennigen (indem wir die obige Rechnung von 250 Cauri = 1 Madjidithaler = 4 Mk. in Anwendung bringen).

Am Tage von Bonny's Ankunft brachten einige Leute des Häuptlings Katonga die Nachricht, dass Babedongo, der Minister Kabarega's, mit vielen Leuten im Anmarsch sei, um unser Lager anzugreifen. Bonny hatte einen Brief des Pascha an Casati überbracht, wonach dieser mit Bonny's Trägern Marco Gaspari's Familien und Sachen abschicken sollte. Casati benutzte Bonny's Abreise, Emin um Hülfe gegen die Wanjoro zu bitten. Bevor jedoch Bonny abging, versuchten wir, ihn mit seinen Leuten zurückzuhalten, da wir in unserem Lager nur 20 Gewehre und wenig Munition besassen, während Bonny 30 Sansibarer mit Remingtons hatte. Sei es aber, dass Bonny nicht verstand oder nicht verstehen wollte, er zeigte uns mit vielsagender Geberde, dass er davon gehen müsse und wiederholte einfach die Worte: »Stanley, Ssandūki« (Gepäck), was wir leicht verstanden: »Stanley hat mir nur befohlen, Euer Gepäck abzuholen und weiter nichts.«



Sobald Emin Casati's Brief erhalten hatte, kam er mit den 15 Offizieren und Soldaten, die ihn nach Bagere begleitet hatten, zurück, und gleichzeitig mit ihm der Kapitän Nelson mit 70 Sansibarern und Trägern. Glücklicherweise war die Nachricht von Babedongo's Angriff falsch gewesen.

Sselīm Mattar überbrachte ein von Stanley unterzeichnetes Schreiben, welches allen Offizieren und Zivilbeamten der Provinz mitgeteilt werden sollte. Es enthielt Bedingungen und Ratschläge für die Reise. Nach diesem Schreiben kam Stanley im Auftrag des Chedive, um den Beamten der Provinz, welche nach Kairo zurückkehren wollten, einfach als Führer zu dienen. Er bewillige ihnen die zur Hinreise nach seinem Lager und zur Vorbereitung für den Aufbruch gerade nötige Zeit. Er erbiete sich, Emin, Casati und Marco die zur Beförderung ihrer Familien und ihres Gepäckes nötigen Träger zu liefern, während alle anderen für sich selbst zu sorgen hätten. Er rate demnach, sich nicht mit Sachen zu belasten, deren Transport unmöglich sei, und nur Waffen und Munition samt den für die Reise nötigen Kleidern, Lebensmitteln und unentbehrlichen Geräten mitzunehmen. Er verpflichte sich ausserdem, für Lebensmittel während der Dauer der Reise und ebenso für das Wohlergehen, die Sicherheit und die Bequemlichkeit Emin Pascha's und aller, welche seine Freunde seien, zu sorgen. Wir werden später sehen, wie Stanley Wort hielt. Die Worte: Emin Pascha und alle, welche seine Freunde sind, welche ich hier buchstäblich übersetze, konnten uns Unannehmlichkeiten bereiten, worauf ich den Pascha aufmerksam machte; aber das Schreiben war fertig und eine Aenderung nicht mehr möglich. Das Schreiben war von Stanley englisch abgefasst, von Emin Pascha in das Arabische übersetzt und von seinem Schreiber Ragab niedergeschrieben worden, so dass man nicht wissen konnte, wer von den Dreien diesen Ausdruck verfasst hatte; höchst wahrscheinlich aber bildete er den Grund für die Unentschlossenheit der meisten Offiziere über den Abmarsch.

Unentschlossen, wie sie alle waren, konnte dieser Ausdruck bei ihnen nur Besorgnis vor schlechter Behandlung von Seiten Stanley's oder mindestens vor einer Gleichgültigkeit, die verderblich werden konnte, erwecken.

Nelson blieb mit dem Pascha in dem Lager von Were und sandte mit seinen Trägern einige Beamte samt etwas Gepäck nach Bugere, während er seine bewaffneten Sansibarer bei sich behielt. Am folgenden Tage erschien die »Nyansa« von Wadelai und brachte für Sselīm Mattar einen Brief Fadl el Mūla's samt einem Beschluss der Rebellenregierung von Wadelai. Dieser Beschluss hatte folgenden Inhalt:

»Wir Offiziere und Zivilbeamte der Aequatorialprovinz

Mit Rücksicht auf den Tod des tiefbeklagten Hamed Agha, unseres Oberstleutnants und Verwesers der Provinz, haben einstimmig beschlossen, den Major Fadl el Mūla el Amīn zum Oberstleutnant zu befördern und ihn zum Verweser (an Stelle des Gouverneurs) der Aequatorialprovinz als Nachfolger des tiefbeklagten Hamed Agha zu ernennen.«

Dieser Beschluss trug die Siegel resp. Unterschriften von 30 Zivil- und Militärpersonen. Der Brief, welcher in hochmütigem, fast unverschämtem Tone geschrieben war, warf Sselim Mattar vor, die Regierung durch die ohne ihre Erlaubnis vorgenommene Wiedereinsetzung des Pascha verraten zu haben und forderte ihn auf, mit allen Offizieren unverzüglich nach Wadelai zu kommen und den Pascha, Casati, Hauāsch und mich mitzubringen. Fadl el Mūla fügte ausserdem hinzu, dass, wenn Sselīm Mattar diesem Befehl nicht gehorchen würde, er selbst kommen und alle, entweder mit Güte oder mit Gewalt, holen würde. Diese Drohungen regten niemand mehr auf, jedoch reisten Sselim Mattar und seine Gefährten nach Wadelai ab, um den Versuch zu machen, Fadl el Mūla und Konsorten Vernunft

beizubringen; für den Fall, dass sie keinen Erfolg haben würden, wollten sie ihre Familien und Soldaten mitbringen, um mit uns die Abreise anzutreten.

Nachdem sich das Gerücht von Babedongo's Ankunft als falsch herausgestellt hatte, vollzog sich die Ueberführung der Beamten nach Bugere Tag für Tag ohne jeglichen Unfall; auch Emin Pascha brach dorthin auf, als er sah, dass seine Ankunft in Were nicht mehr notwendig war. Allerdings hatte Casati ihm geraten, die Ankunft des Restes des Personals und der treu gebliebenen Soldaten in Were abzuwarten, und ihn darauf hingewiesen, dass, wenn die vier Europäer, die sich am Aequator befanden, Emin, Casati, Marco und ich, einmal in Stanley's Lager seien, dieser sich sofort in Marsch setzen würde, ohne auf die anderen zu warten; wir würden dann gezwungen sein, auf unseren Plan, die Soldaten der Provinz mitzunehmen, zu verzichten, um unsere Reise so unter besseren Umständen machen zu können. Wäre dieser Rat befolgt worden, so würde unsere Reise unter besseren Verhältnissen vor sich gegangen sein, und wir würden nicht acht lange Monate Stanley's Tyrannei zu ertragen gehabt haben. Alle Tage kamen Sansibarer und Träger nach Were und transportierten einiges Gepäck nach Stanley's Lager. Vier Tage nach Emin's Abreise brach auch ich auf. Für den Transport meiner Sachen gebrauchte ich 42 Träger; denn einerseits hatte Stanley bewilligt, alles, was wir wollten, nach seinem Lager schaffen zu lassen, und andererseits hatte mich Emin Pascha beruhigt, Stanley habe ihm versprochen, mir die nötigen Träger zu stellen; wenn dies Versprechen auch nicht in den Brief an Sselīm Mattar aufgenommen sei, wie das gleichfalls mit dem Pascha, Casati und Marco geschehen sei, so habe er dabei nur die Absicht verfolgt, etwaige Reklamationen seitens der Offiziere zu vermeiden.

Ich brach also mit dem Kapitän Stairs nach Bugere auf, wo ich nach einem mühsamen Marsch von zwei Tagen ankam. Der erste Marschtag war ein beständiges Aufsteigen über Felsen bis zu einer ziemlich bedeutenden Höhe über dem See. Man

sah sich ein wunderbares Panorama entfalten, das mit dem glänzenden und wogenden Spiegel des Sees abschloss. Der zweite Tagemarsch führte über das fast völlig ebene Plateau und war ausserordentlich leicht, so dass wir uns von den Anstrengungen des ersten Tages ausruhen konnten. Als wir uns am Abend unser Bivouak einrichteten, besass ich noch einige Lebensmittel, die ich von Meswa mitgebracht hatte und mit denen meine Diener für Stairs und mich ein gutes Mahl bereiteten. Während wir bei Tisch sassen, erfuhr ich, dass eine Ssudanesin namens Dauwa, die Frau des tscherkessischen Quartiermeisters Ruschdi Helmi, im Begriff sei, niederzukommen. Unverzüglich verfügte ich mich zu ihr; kaum eine halbe Stunde später war schon alles vorüber. Nach meiner zehnjährigen Erfahrung bei den Schwarzen hielt ich es für unnötig, besondere Massregeln für den Transport der Mutter oder des Kindes während des Restes der Reise zu treffen. Thatsächlich machte sich Dauwa am nächsten Tage mit dem Neugeborenen auf dem Arm mutig auf den Weg, als ob nichts passiert wäre. Dies hatte bei den Negern weiter nichts Ueberraschendes, denn schon am selben Abend hätte die Frau ihren Weg ebenso leicht fortsetzen können.

Stanley's Lager sah ziemlich sauber aus, auch herrschte eine gewisse Ordnung darin. Als wir von dem See her es betraten, fanden wir zuerst ein grosses Zelt, Stanley's, welches im Innern in zwei Teile geteilt war, deren einer als Schlafzimmer, der andere als Salon und Arbeitsraum diente; es war quadratisch und bedeckte eine Oberfläche von etwa 16 Metern. Unmittelbar hinter Stanley's Zelt stand ein zweites, welches seinen Offizieren zur Wohnung und zugleich als Proviant- und Munitionsmagazin diente. Neben Stanley's Zelt war eine etwa 7 Meter lange Stange in den Boden gepflanzt, an deren Spitze die ägyptische Fahne flatterte. Hierauf folgte ein weiter Platz, der auf beiden Seiten von zwei Reihen rechteckiger Hütten eingefasst war, welche von Emin Pascha und den vor mir angekommenen Beamten bewohnt wurden. Mitten auf dem Platze, nahe an Stanley's

Zelt, war das berühmte Maximgeschütz aufgestellt, welches die Expedition mit sich führte; im Hintergrunde standen die Hütten des Personals unserer Provinz. Links davon befand sich das Lager der Sansibarer und rechts das der Wanjema- und anderer Träger. Kaum angelangt, suchte ich den Pascha auf, der mich bei der Hand nahm und zu Stanley führte, dem er mich vorstellte. Stanley schüttelte mir die Hand und hiess mich willkommen, worauf er mich fragte, wieviel Zeit diejenigen, welche mit ihm abreisen wollten, bis zu seinem Lager gebrauchen würden. Ich erwiderte ihm, dass für die, welche schon in Were lagerten, vier oder fünf solcher Transporte, wie sie täglich geschahen, genügen würden, dass aber für die anderen, die sich noch in den Stationen der Provinz befänden, es ganz unmöglich wäre, auch nur annähernd die Zeit zu bestimmen, da dies mehr oder weniger von der Schnelligkeit ihrer Vorbereitungen zur Reise, von der Leistungsfähigkeit der Dampfer und namentlich von der Bereitwilligkeit der Leute abhinge; dass dies auf alle Fälle ziemlich lange dauern und die Ueberführung sich in weniger als drei Monaten kaum würde bewerkstelligen lassen. Wir nahmen eine Tasse Thee, welche Stanley uns anbot, worauf ich mich verabschiedete und mich in zwei Hütten einrichtete, welche mir Jephson auf Stanley's Befehl anwies.

Casati war in Were geblieben und schien uns nicht nachkommen zu wollen, sondern begnügte sich, den Transport zu überwachen. Die Karawanen gingen hin und her und brachten jedesmal einige neue Ankömmlinge. Bis zum 5. April war nichts Bemerkenswertes im Lager vorgefallen, abgesehen von einigen kleinen Ereignissen, welche ganz kurz angeführt werden sollen. Einmal um Mitternacht wurden wir durch lärmende Schreie aufgeweckt. Es waren die Wanjema und Sansibarer, die in ihrer Trunkenheit an einander geraten waren. Glücklicherweise intervenierte Stanley selbst rechtzeitig, indem er jedem Wanjema eigenhändig ein Dutzend Stockschläge verabreichte, was gleichzeitig die Sansibarer abkühlte, welche von den Wanjema einige

Püffe empfangen hatten, ohne, feige wie sie waren, sie zu erwidern. Ein anderes Mal, wieder um Mitternacht, wurde das Lager durch Feuerlärm geweckt; ein Brand war in den Wanjemahütten ausgebrochen, wurde aber rechtzeitig bemerkt und unterdrückt, so dass sich der Schaden auf die Zerstörung einiger Hütten beschränkte. Ein anderer Vorfall hätte schlimmere Folgen haben können, wenn wir nicht dazu gekommen wären: die unverschämten und frechen Sansibarer erlaubten sich Gemeinheiten in Ausdruck und Geberden gegen alle Weiber, die sie trafen. Eines Tages behandelten einige von ihnen die Frau des Offiziers Omar Scharkauwi, des Befehlshabers der mit Stanley von Kairo gekommenen schwarzen Soldaten, in dieser Weise. Scharkauwi's Soldaten, welche diese Szene mit ansahen, meldeten es ihrem Offizier. Als Omar Scharkauwi von Stanley Gerechtigkeit verlangte, erhielt er die Antwort, dass er sich selber Genugthuung verschaffen sollte. Ohne zu zögern, bewaffnete sich Omar Scharkauwi mit einem starken Knüppel, stürzte sich mitten unter die Schuldigen und prügelte drei gehörig durch, wurde aber auch sofort von einer grossen Menge Sansibarer umringt. Unsere Diener, die gleichen Blutes waren wie Omar Scharkauwi, Dinka und Schilluk, eine stolze Rasse, welche vor keiner Gefahr zurückschreckt, eilten zu seiner Verteidigung herbei, der eine mit einem Stock, der andere mit einem alten Gewehr, ein dritter mit einem Stuhle oder einem Feuerbrande. Eine Katastrophe wäre unvermeidlich gewesen, wenn wir nicht hinzugeeilt und unseren Leuten befohlen hätten, sich zurückzuziehen. Obwohl Stanley Omar Agha erlaubt hatte, selbst seine Rache nehmen zu dürfen, bestrafte er ihn trotzdem, und verurteilte ihn, mehrere Tage lang eine Munitionskiste auf seinem Kopfe zu tragen, eine ebenso gehässige wie seltsame Strafe, die jedem unglaublich erscheinen könnte, welcher den empörenden Despotismus Stanley's nicht mit eigenen Augen gesehen hat.[1])

---

[1]) Vgl. die Darstellung Stanley's II, 191 ff. B. M.

Als gegen Ende März wieder eine Expedition nach Were abgegangen war, erklärte Stanley, dass es die letzte wäre, und damit um so schlimmer für die, welche noch nicht gekommen waren. Wir waren alle auf's Aeusserste hiervon bestürzt, denn abgesehen davon, dass der arme Sselim Mattar und einige brave Leute, die sich noch in der Provinz befanden, in Stich gelassen werden sollten, waren wir selbst von allen Streitkräften entblösst und Stanley auf Gnade und Ungnade überliefert. Es war dies um so mehr zu beklagen, als es Sselim Mattar endlich gelungen war, alles in der Provinz zum Abmarsch zu überreden; noch am 25. März hatte er an den Pascha geschrieben und ihm eine im respektvollsten Tone abgefasste Bittschrift eingesandt, die von allen Offizieren inklusive der Rebellen unterzeichnet war, wonach sie sämtlich bereit waren, mit Stanley aufzubrechen. Sselim ersuchte Emin zum Schluss, Stanley um eine Aufschiebung seines Abmarsches zu bitten, bis die Truppen von Makraka, welche schon unterwegs waren und die Station Abu Nachra erreicht hatten, in Wadelai ankämen; sie würden dann alle zusammen sich auf den Weg nach Bugere machen. Er bemerkte ausserdem, er wolle dafür sorgen, dass die beiden Dampfer das ganze Personal so schnell wie möglich nach dem Lager von Were beförderten. In einigen anderen Briefen wurde der Pascha beschworen, sie zu erwarten und nicht im Stich zu lassen, so namentlich in einem Schreiben von Mohammed el Agami, dem Befehlshaber von Makraka.

Emin Pascha war über diese Gesinnungsänderung, dass er nun mit allen seinen Leuten aufbrechen konnte, sehr erfreut und begab sich mit der Nachricht schleunigst zu Stanley. Dieser aber wollte den Enthusiasmus des Pascha keineswegs teilen. Er versammelte seine Offiziere und legte ihnen die Frage vor, ob man die Ankunft des Personals der Provinz abwarten solle oder nicht. Er setzte ihnen auseinander, dass eine Frist von einem Monat, einer mehr als genügenden Zeit, denen, welche Lust hatten, abzureisen, für ihre Uebersiedelung nach Bugere bewilligt

worden war und dass die 30 Tage um seien, ohne dass mehr als der sechszehnte Teil angekommen war; dass Emin Pascha die Ankunft der Seinigen abwarten wolle, er aber nur eine weitere Frist von vierzehn Tagen bewilligen und nicht länger warten könne, und dass schliesslich die Ankunft der Offiziere von Wadelai mit ihren 6—700 Soldaten abzuwarten vielleicht unklug wäre. Emin Pascha hatte die Antwort der Offiziere gehört und teilte sie uns mit. Mit Ausnahme von Nelson, welcher Emin Pascha Recht gab, dass er als Chef die Seinigen nicht im Stich lassen dürfe sondern auf sie warten müsse, erklärten alle Offiziere Stanley's einstimmig, dass man nicht länger warten könnte.

Die beiden Gründe Stanley's zu Gunsten des Aufbruches waren nicht zutreffend. Die Frist von 44 Tagen für die Versammlung aller Leute war durchaus unzureichend. Das Personal der Provinz war zahlreich und auf den verschiedenen Stationen Makraka, Wadelai, Tonguru und Meswa zerstreut; 44 Tage konnten für ihre Heranschaffung positiv nicht ausreichen, ganz abgesehen von der üblichen Langsamkeit der Ssudanesen. Um alle diese Leute heranzuholen, hätten die beiden Dampfer mindestens ein Dutzend Fahrten machen müssen; und selbst bei der wahrscheinlichen Annahme, dass nicht alle abreisen wollten, wären mindestens fünf Fahrten erforderlich gewesen, um Sselīm Mattar samt den Beamten und Offizieren seiner Partei zu holen. Nun erforderte aber jede Fahrt von Were nach Wadelai ohne Uebertreibung 20 Tage. Man gebrauchte zwei Tage von Wadelai nach Tonguru, von dort nach Meswa einen Tag, und von da nach Were wieder zwei, zusammen also fünf Tage, da die Dampfer nicht während der Nacht fahren konnten, was also für Hin- und Rückfahrt 10 Tage ausmacht. Fernere 10 Tage waren erforderlich, die Dampfer mit Heizung zu versehen, da das Holz in den Magazinen nicht vorrätig war, sondern erst in dem Walde geschlagen werden musste, ganz zu schweigen von den Reparaturen, die alle Augenblicke, namentlich an der »Nyansa«, erforderlich

waren, welche letztere selten mehr als zwei Fahrten nach einander machen konnte, ebenso abgesehen von dem schlechten Wetter, das die Dampfer überhaupt an der Fahrt hindern konnte. Wenn wir die absolut erforderliche Zeit anrechneten und von jedem Unfall absahen, wären etwas mehr als drei Monate für die Heranschaffung aller derer erforderlich gewesen, welche zum Abmarsch fest entschlossen waren, d. h. etwa des Drittels des ganzen Personals. Stanley hatte aber nicht allein diese lächerliche Frist gestellt, sondern vorgeschlagen, dass, während nur die Weiber und Kinder zu Schiff transportiert werden sollten, alle rüstigen Männer zu Lande herankommen sollten, um noch auf dem Marsche Neger als Träger und Vieh zur Verproviantierung einzufangen. Die Landreise von Tonguru oder selbst Meswa nach Were erfordert mindestens 10 Tage, wenn kein Aufenthalt dazwischen kommt, wie er aber unvermeidlich war, da die Negerstämme dieselben sicherlich nicht friedlich hätten durchziehen lassen. Alle diese Einzelheiten konnten Stanley nicht unbekannt sein und man darf annehmen, dass die von ihm gestellte kurze Frist nur den Zweck hatte, den Schein zu retten, während die Truppen dieselbe unmöglich inne halten konnten. Stanley hatte gehofft, dass Casati ihm helfen würde, Emin für seine Pläne zu gewinnen. Er hatte deshalb in Emin's Begleitung Casati aufgesucht, ihm die Sachlage dargestellt und ihn um seine Ansicht darüber gebeten. Zu seiner Ueberraschung fand er in Casati einen entschiedenen Gegner des schnellen Aufbruches. Dies änderte jedoch seinen Entschluss nicht; er teilte Sselīm Mattar mit, dass er ihm noch einen Aufschub bis zum 10. April, ungefähr noch zwei Wochen Zeit geben wolle, was die ganze Frist auf 44 Tage brachte — und dass am Morgen des 10. April er das Lager abbrechen und sich in Marsch setzen würde. In einem zweiten Schreiben benachrichtigte er den braven Chef der Station Meswa, Schukri Agha, von diesem Entschluss und forderte ihn auf, rechtzeitig nach Bugere zu kommen.

Auf die Nachricht hiervon entstand in dem Lager eine grosse Aufregung, alle waren darüber betrübt, ohne ihre Brüder auf-

brechen zu sollen. Es gab im Lager Frauen, deren Männer noch nicht gekommen waren, und Kinder, deren Väter sich noch in den Stationen befanden; die Armen waren in Verzweiflung darüber, die Ihrigen im Stich lassen zu sollen. Ferner waren Diener da, welche ihren Herren genommen waren, um als Träger zu dienen, während diese sich noch weit zurück befanden. Der Beschluss betrübte Emin Pascha, Casati und mich nicht weniger; wir wären lieber zurückgeblieben, als die Armen allein und ohne Führer zu lassen, die von allen möglichen Gefahren umringt waren. Die Schwarzen hatten mit mir lieber als mit dem Pascha verkehrt, da ich stets eine grosse Herablassung zu ihnen gezeigt hatte, soweit es die Disziplin gestattete. Der Pascha hielt sie durch seinen Rang, durch seinen Charakter und die Würde, mit der er sich umgab, immer in einiger Entfernung. Mir gegenüber aber zeigten sie sich weniger zurückhaltend, zumal da meine ärztliche Thätigkeit mich zwang, mich stets unter ihnen zu bewegen. Sie kamen deshalb zu mir und beklagten sich darüber, dass man sie zur Abreise zwingen wolle. Da ich ihre Gesinnungen teilte, ging ich mit einem von ihnen, dem Adjutantmajor Ibrahīm Alham, zum Pascha und bat ihn in ihrem Namen, die Frist für Sselīm Mattar und seine Gefährten von Stanley verlängern zu lassen. Emin wünschte nicht, dass man ihn für den Urheber dieses Schrittes halten sollte und riet uns, in corpore zu Stanley zu gehen und ihn um Aufschub der Abreise zu bitten, indem er uns versicherte, dass, wenn Stanley ihn würde rufen lassen, um ihm unser Gesuch zu übersetzen, er uns auf's Beste beistehen wollte. Aber eine Stunde später riet er uns, nichts zu unternehmen, um seitens Stanley's keine Gewaltthätigkeiten herbeizuführen. Dieser war der Herr und nolens volens mussten wir uns seinem Beschluss unterwerfen; ihn verlassen, wäre gefährlich gewesen, da sich die Unordnungen in der Provinz leicht hätten wiederholen können, andererseits hätte uns Stanley nicht gehen lassen, denn als seine Gäste waren wir zugleich seine Gefangenen, und darüber durften wir uns keinen Illusionen hingeben.

Am 4. April gab Stanley dem Pascha vier Sansibarträger zu den 14 Madi, dem Rest von den 101 Mann, die wir Stanley verschafft hatten, als er zur Aufsuchung seiner Nachhut aufgebrochen war, wodurch die Zahl seiner Träger auf 18 wuchs. Casati gab er drei Sansibarer, die mit seinen Dienern neun Träger ausmachten, und mir zwei Sansibarer, die mit meinen Dienern die Zahl meiner Träger auf 30 brachte. Stanley hatte in dem Lager einen Spion, der ihm selbst die geringsten Vorkommnisse hinterbrachte, es war dies sein Diener Ssāleh, ein 18jähriger Sansibarer, ein intelligenter und geweckter Bursche, welcher ausser seiner Muttersprache etwas Englisch verstand und von den Negersoldaten der Expedition einige Brocken Arabisch aufgeschnappt hatte. Stanley hatte durch ihn Kenntnis von unseren Gesinnungen bekommen und machte am 5. April, was man seinen Staatsstreich genannt hat. Er wagte nicht, uns aus unserer löblichen Absicht, die Abreise zu verschieben, einen direkten Vorwurf zu machen, sondern klagte in seiner ausserordentlichen Rücksichtslosigkeit unsere Leute Dinge an, die keinem von uns eingefallen waren. Der genaue Bericht über die Ereignisse dieses Tages ist folgender:

Gegen Mittag ertönte der wohlbekannte Pfiff Stanley's durch das Lager. Ich stürzte heraus und begegnete Casati, der gleich mir herausgekommen war, um zu sehen, was vorging. Wir erstaunten, als wir die Sansibarer die Leinwandzelte zusammenlegen sahen und Stanley mit seinen Offizieren in Reisekleidung erblickten. Wir begaben uns zum Pascha und fanden auch ihn reisefertig gekleidet. Er war bleich und befand sich in der grössten Aufregung.

»Was giebt es?« fragte ich ihn.

»Nur das, dass ich zum ersten Mal in meinem Leben in meinem eigenen Hause beleidigt worden bin. Stanley hat mir hier eine schreckliche Szene gemacht und behauptet, dass wir ein Komplott gegen ihn geschmiedet hätten, dass er jetzt Blut in dem Lager vergiessen wolle, und dass dies Blut auf mein Haupt

fallen solle. Er will sofort aufbrechen und wir können uns dem nicht widersetzen.«

»Wieso, sofort aufbrechen? Kein Mensch ist bereit, wir haben weder Träger noch Sklaven, die in den Wald gegangen sind, Holz zu holen; wir wussten, dass der Aufbruch auf den zehnten festgesetzt ist und haben deshalb keine Vorbereitungen für heut getroffen.«

»Trotzdem muss aufgebrochen werden, weil Stanley es will; Sie wissen, wie verdreht dieser Mann ist, und dass er mit dem Kopf durch die Mauer will, wenn ihm eine in den Weg kommt. Aber was ist zu thun?«

»Es ist jetzt Essenszeit«, sagte ich ihm, »setzen Sie sich zu Tisch, wir werden Ihnen Gesellschaft leisten. Wenn Stanley Sie nicht im Lager sieht, wird er Sie hier aufsuchen und dann können Sie ihm sagen, dass Sie beim Essen seien. Er wird Ihnen sagen: wir brechen auf, und Sie ihm antworten: ich bin nicht bereit. Er wird Sie nicht umbringen, denn das liegt nicht in seinem Interesse; der Chedive und das Komité in London haben ihn beauftragt, Emin Pascha und seine Leute zu retten und nicht sie zu töten und zu misshandeln.«

Emin senkte resigniert den Kopf, dachte einen Augenblick nach und forderte uns ohne zu antworten mit einer Handbewegung auf, ihm zu folgen; wir gingen in das Lager hinaus. Stanley und seine Offiziere befanden sich inmitten eines aus unseren Leuten gebildeten Karrés, das von den Sansibarern und Wanjema der Expedition umringt war. Als wir näher kamen, hörten wir Stanley schreien: »Ich habe gehört, dass man gestern einem meiner Leute ein Gewehr gestohlen hat und dass man mir an's Leben will; hier bin ich, hier ist meine Brust, schiesst auf mich, wenn Ihr es wagt! Ihr wisst nicht, dass ich Stanley heisse, dass ich Bulamatari (»Steinzerklopfer«) und der Herr hier bin. Wir brechen auf der Stelle auf, das ist mein Wille. Alle, welche aufbrechen wollen, mögen sich rechts von mir aufstellen, und die, welche bleiben wollen, links, und den letzteren will ich sagen, dass ich sie auf der Stelle erschiessen lasse.«

Stanley hatte seine Rede geschickt vorbereitet. Er hatte zunächst eine unsinnige Anklage geschleudert, welche wie ein Keulenhieb niedergefallen war und alles starr gemacht hatte, dann nach einigen effektvollen Ausdrücken, wie Bulamatari, welche auf die einfachen Gemüter seiner Zuhörer berechnet waren, demaskierte er plötzlich seine Batterien und sein Wille begegnete nur einem passiven Gehorsam. Der vollständigste Erfolg krönte seinen Coup, und alles drängte sich mechanisch zu seiner Rechten.

Ich bin weit entfernt, ein solches Verfahren zu tadeln; im Gegenteil erkenne ich das Praktische desselben wohl an. Die mit Kühnheit gepaarte und mit einigem Apparat in Szene gesetzte Energie imponiert der Masse im allgemeinen und dem Neger im besonderen. Aber eine solche Handlungsweise sollte nicht Leuten gegenüber angewendet werden, denen man als Führer dienen sollte, aber über die man nicht ohne weiteres zu befehlen hatte und zu denen man gekommen war, um ihnen Hülfe zu bringen, aber nicht um sie gegen ihren Willen zu retten. Denn der Chedive hatte uns in seinem Schreiben gesagt: »Stanley wird Euch mit jeder möglichen Bequemlichkeit führen,« auf arabisch: يجيبكم على كفوف الراحة[1]

Da ich einmal angefangen habe, von Stanley zu sprechen, so möchte ich voraus bemerken, dass Stanley nicht ein Alltagsmensch ist. Im Gegenteil ist er ein Mann von seltener Energie, der nie um die Wahl seiner Mittel verlegen ist. Aus diesem Grunde verdient er eine gewisse Berühmtheit. Stanley wäre zu einem jener Eroberer des Altertums wie geschaffen gewesen, die wilde Horden fortzureissen und Schrecken auf ihrem Wege zu verbreiten wussten. Aber der Unterschied zwischen einem Livingston und Stanley ist ebenso gross, wie der zwischen Himmel

---

[1]) Wörtlich: »Er wird Euch auf den Händen der Bequemlichkeit heimbringen.« B. M.

und Erde, da beide von einem diametral entgegengesetzten Punkte ausgehen. Während der Erste nichts für sich selbst that und alle Leute als seines Gleichen ansah und ihnen, trotzdem sie tief unter ihm standen, oder vielmehr gerade deshalb sein Wohlwollen zuwandte; während er sein ganzes Leben daran setzte, sie zu bessern, indem er sie gütig und milde behandelte, — so sah der Andere im Gegenteil sein menschliches Ebenbild nur als Werkzeug für sein ausschliessliches Interesse und seinen persönlichen Ruhm an, ein Werkzeug, das man zerbrechen darf, wenn es nicht mehr nützen kann.

Am Abend desselben Tages ereignete sich noch ein sehr unangenehmer Zwischenfall. Ein Aegypter namens Ahmed el Barrād, welcher auf dem Dampfer »Chedive« als Maschinist diente, hatte eine arabische Frau aus Chartūm namens Fattūma, die eine verständige und gute Hausfrau war. Nach dem Tode Safarāns, der abessynischen Frau des Pascha, von der er seine Tochter Farīda hatte, war Fattūma zur Bedienung Farīda's während der 40 Trauertage genommen worden. Sie verstand es, durch ihre Hingebung an Farīda und ihre Thätigkeit im Haushalt sich dem Hause des Pascha unentbehrlich zu machen. Auf den Vorschlag desselben hatte Ahmed el Barrād eingewilligt, dass seine Frau zur Bedienung der kleinen Farīda den Tag über wegbleiben könne und nur am Abend in sein Haus zurückkommen solle. Wegen der schlechten Behandlung aber, die sie von Seiten ihres brutalen Mannes erfahren musste, suchte sie mit allen Mitteln stets in Emin's Hause zu bleiben, wo sie gut behandelt wurde. Ihre häufige Abwesenheit gefiel natürlich dem Manne nicht, der schon mehr als einmal sein Murren darüber hatte laut werden lassen. Schon in Wadelai hatte nach unserer Freilassung eine ziemlich lebhafte Scene stattgefunden. Ich hatte interveniert und el Barrād mit der Versicherung beruhigt, dass sich der Pascha bei unserer Ankunft in Kairo dankbar erzeigen würde, wenn er Fattūma bis dahin bei seiner Tochter lassen wollte. Am Abend des 5. April glaubte sich nun el Barrād völlig straflos zu fühlen und begann zwei Schritte von der Hütte

des Pascha sich zu ereifern, es wäre ungerecht, dass der Pascha ihm seine Frau vorenthielte, und wenn er auch sein Vorgesetzter wäre, so dürfe er seiner Frau nicht befehlen und sie ohne seine Einwilligung nicht bei sich behalten. Vergeblich suchte ich ihm begreiflich zu machen, dass diese Trennung nicht mehr lange dauern würde und dass, wenn er nun mehrere Jahre gewartet habe, er sich jetzt noch einige wenige Monate gedulden könne und er dem Pascha nicht zum Schluss noch einen Skandal bereiten solle. Barrād wollte keine Vernunft annehmen und schrie so lange, bis der Pascha ärgerlich herauskam, ihn im strengen Tone tadelte und ihm sagte, dass, wenn er nicht zufrieden wäre, er sich bei Stanley beklagen solle. Unser Mann liess sich das nicht zweimal sagen und ging direkt zu Stanley, welcher Emin bat, ihm seine Frau zurückzugeben. Als ich am folgenden Tage an Barrād's Hütte vorüberging, hörte ich schreien und wehklagen; ich trat ein und fand die arme Fattūma mit auf den Rücken gebundenen Armen, wie sie stöhnte und die Rohheit ihres Mannes verwünschte. Stanley hatte, um beiden Parteien Genugthuung zu geben, entschieden, dass Fattūma den Pascha Tags über bedienen und Abends zu ihrem Mann zurückkehren sollte; bis sie sich diesen Bedingungen fügte, sollte sie gebunden bleiben. Statt Ahmed el Barrād aufzuhetzen, wie man ihm vorreden wollte, habe ich im Gegenteil immer versucht, ihn zu beschwichtigen und Skandal zu vermeiden. Ueberhaupt habe ich die Vermittlerrolle als meinen hauptsächlichsten Zweck bei allen Sachen, in die ich verwickelt wurde, angesehen, und ich darf glauben, dass unter den zahllosen Intriguen aller Art, die uns umgaben, meine Vermittlung nicht immer erfolglos gewesen ist. Man hat selbst behauptet, dass Emin jene Frau zu einem nicht näher anzugebenden Zweck bei sich behalten habe. Aber schon die Reinheit seines Charakters und sein mehr kühles Temperament sollten ihn vor solchem Argwohn schützen, sonst würde er nicht zwölf Jahre am Aequator mit seiner Abessynierin allein geblieben sein, wo er einen ganzen Harem hätte haben können. Seine leidenschaftliche Liebe zu seiner kleinen Tochter

Farīda war der einzige Grund, weshalb er Fattūma, die eine gute Näherin und Wirtschafterin war, bei sich behalten wollte. Uebrigens wurde im Laufe des 6. April der Friede zwischen Mann und Frau wiederhergestellt, welche letztere dann ihren Dienst bei Farīda wieder aufnahm.

KAPITEL XV.

Bei Mpinga. Eine Razzia bei Mosamboni. Schukri Agha. Gebrochenes Versprechen. Desertion. Stanley's Krankheit. Neue Desertion. Angebliches Komplott. Nicht gerechtfertigte Gewaltthat. Unterwegs. Nachricht von Wadelai. Unterschlagung von Briefen. Das Geheimnis klärt sich auf. Das Land Mosamboni's. Die Träger. Mehr Menschlichkeit. Die christlichen Missionare. Aufopferung der Kranken. Der Soldat Hamdān. »Man schlägt die Weissen nicht.« Weg und Lebensmittel. Der Ssemliki. Angriff der Banassura Kabarega's.

Der erste Tag unserer Odyssee verlief ohne Unfall, nur war der Weg sehr uneben und ermüdend. Am Nachmittag kamen wir zu Mpinga, dem Häuptling eines Wahumastammes, der das Gebiet Katenta bewohnte. Die Wahuma Mpinga's waren mit der Expedition schon in Verkehr getreten, da sie ihr eine Anzahl Träger geliefert hatten. Unsere Ankunft erschreckte sie demnach nicht, ganz im Gegenteil zu dem, was sonst bei den Negerstämmen geschieht, die beim Anblick einer grossen Karawane schleunigst entfliehen, wenn sie sich nicht auf den Bergen zerstreuen, um die Karawane während des Marsches zu beunruhigen. Gegen Abend sandte Stanley eine Anzahl Sansibarer auf eine Razzia ausserhalb von Mpinga's Gebiet, um Schlachttiere und einige Neger als Träger einzufangen. Am folgenden Morgen kam die Expedition zurück und brachte gegen 50 Neger und 60 Ochsen mit. Am 11. war Ruhetag und am 12. verliessen wir Mpinga, um zu dem Häuptling Mosamboni weiter zu ziehen, wo wir Nachmittags ankamen. Der Leutnant Stairs war mit dem Major Hauāsch und dem Schreiber Jussuf Fehmi etwa zehn Tage vor uns aufgebrochen und hatte für uns ein Lager aufgeschlagen, das wir vollständig eingerichtet fanden. Stanley beabsichtigte, hier einige Zeit zuzubringen. Kaum im Lager angelangt, wurden wir

von dem Hauptmann Schukri Agha von Meswa eingeholt, der in Bugere niemand vorgefunden hatte und unseren Spuren gefolgt war. Seine Familie und sein Gepäck hatten sich schon bei uns befunden. Kaum hatte er von dem Aufbruch erfahren, so war er mit einem Trompeter, zwei Soldaten und einigen Dienern in eine Barke gestiegen und nach Were gefahren. Als er das dortige Lager und ebenso Bugere verlassen gefunden hatte, war er uns mit seiner Handvoll Leute in Eilmärschen nachgezogen, ohne Furcht vor den Negerstämmen, durch die er hindurch musste. Schukri Agha war ein tapferer Soldat und dabei ein verständiger Mensch. Er hatte uns ohne Schwierigkeiten eingeholt und berichtete, dass Sselīm Bey noch immer hoffte, wir würden ihn in Bugere erwarten, und inzwischen die Abreise seiner Leute auf das eifrigste betrieb. Auch er bedauerte unseren überstürzten Aufbruch und versicherte uns, Sselīm Bey und seine Leute würden in Verzweiflung geraten, wenn sie davon hörten.

Der Häuptling Mpinga hatte uns eine Anzahl seiner Leute als Träger gegeben, die uns zu Mosamboni begleiten sollten, von wo sie nach Katenta zurückkehren sollten. Stanley aber behielt sie mit Gewalt bei sich, um sie noch länger zu gebrauchen. Am ersten Tage unseres Aufenthaltes bei Mosamboni erfuhren wir früh Morgens, dass 69 Personen, Soldaten und Diener, worunter 47 Leute von Hauāsch, verschwunden waren. Sie hatten alles Gepäck und 12 Gewehre mitgenommen und waren, wie man behauptete, nach dem Aequator zurückgekehrt, um sich die Beschwerden der Reise zu ersparen. Major Hauāsch war in Verzweiflung. Während er am vorhergehenden Tage noch einige 50 Träger besass, hatte er nach dieser Desertion nur noch drei Diener, wovon zwei Weiber. Aber er war nicht der Mann, sich verloren zu geben; nach wenigen Tagen hatte er sich schon wieder ein neues, wenn auch nicht ebenso zahlreiches, so doch genügendes Gefolge gebildet.

Wenige Tage nach unserer Ankunft bei Mosamboni wurde Stanley krank, weshalb natürlich der Weitermarsch aufgeschoben

wurde. Es war eine Brustfellentzündung, von der er erst nach vierzehn Tagen, dank der Aufopferung Dr. Parke's und Emin Pascha's, hergestellt wurde.

Während Stanley's Krankheit war ein Neger namens Rihān, den Hauāsch einst Stanley geschenkt hatte, mit etwa 10 Begleitern aus dem Lager entflohen. Auf Stanley's Befehl hatte sie Schukri Agha[1]) verfolgt, am See eingeholt und sie nach dem Lager zurückgebracht. Rihān, welchem nachgewiesen wurde, die Desertion angestiftet und so ein verderbliches Beispiel von Empörung und Insubordination gegeben zu haben, wurde von einem aus Stanley und seinen Offizieren bestehenden Kriegsgericht zum Tode verurteilt. Er wurde gehängt und sein Leichnam den Sansibarern übergeben, die ihn verstümmelten und unbegraben liegen liessen. Ausserdem waren Rihān noch mehrere Kapitalverbrechen zur Last gelegt worden: er sollte nach Stanley ein Komplott angestiftet haben zu dem Zweck, die Expedition ihrer Waffen zu berauben und dieselben Sselīm Bey auszuliefern, der dann über die wehrlose Expedition herfallen sollte. Eine solche Anklage würde der Klugheit eines armen Negers alle Ehre machen, ist aber ihrer Unwahrscheinlichkeit wegen eine wahre Sünde. Es ist ganz unmöglich, anzunehmen, dass ein armer Neger wie Rihān, der noch gar nicht lange aus seinen heimatlichen Bergen heraus war, einen solchen Plan hätte erfinden und eine Verschwörung von solcher Bedeutung hätte leiten können. Die Wahrheit ist vielmehr die, dass Stanley es für die Sicherheit der Expedition für notwendig hielt, ein Exempel zu statuieren, um weitere Desertionen zu verhindern, und den armen Rihān als Sühnopfer ausgesucht hatte. Stanley selbst musste die Beschwerden, die Entbehrungen und Schwierigkeiten aller Art, die er bei der Heranführung seiner Nachhut auszustehen gehabt hatte, zugeben. Rihān hatte an dieser Expedition teilgenommen. Es war also natürlich, wenn ein unwissender Neger, wie er, die leb-

[1]) Stanley's Darstellung, II, S. 196 auch mit Casati, II, 240, im Widerspruch. B. M.

haftesten Befürchtungen vor einer Reise hegte, welche noch länger und schwieriger zu werden versprach und deshalb vorzog, umzukehren. Dies war der einzige Grund, der ihn und seine Gefährten zur Desertion veranlasst hatte. Ausserdem hatte die Expedition kein Recht, ihn als Sklaven zu behalten und ihn als solchen zu bestrafen. Stanley hatte sich aber die Landessitten angewöhnt, wo die brutale Gewalt an Stelle des Rechtes getreten ist. Wenn die Ssudānaraber den Sklavenhandel ausübten und häufig aus Noth oder alter Gewohnheit ihre Menschenrazzias unternahmen, wusste man in Europa sich nicht genug gegen sie zu ereifern, und jetzt ahmten die Europäer ihnen nach. Man wird mir vielleicht entgegnen, dass das, was in Europa als namenlose Barbarei gilt, bei veränderter Umgebung abgeschwächt und erklärt, wenn nicht durch die Not geradezu entschuldigt werden kann, dass man wilden Tieren gegenüber keine Sentimentalität zu zeigen brauche, und dass die afrikanischen Wilden diesen sehr nahe stehen. Eine solche Logik wäre falsch, denn wer zwingt uns, zu ihnen zu gehen, ihre Handlungsweise nachzuahmen und sich dann auf den Zwang der Umstände zu berufen? Die Menschen, mögen sie noch so wild und roh sein, nicht mehr und nicht minder als wilde Tiere anzusehen und als solche zu behandeln, stände im schärfsten Widerspruch mit unseren Gesetzen, unseren Sitten und den Anschauungen unseres fortgeschrittenen Jahrhunderts. — In der zivilisierten Welt entschuldigt das Gesetz die Gewaltthat nur im Falle legitimer Vertheidigung. Warum sollte dieser selbe Grundsatz unseren Handlungen gegenüber Völkerschaften, denen wir mindestens etwas Mitgefühl entgegenbringen müssten, nicht als Richtschnur dienen? Wenn der Europäer unter diesen wilden Völkern unzweifelhaft das Recht hat, sich zu vertheidigen, sollte es ihm aber andererseits nicht erlaubt sein, sie zu misshandeln, um seinen Gelüsten oder seinem persönlichen Interesse Befriedigung zu verschaffen. Einer mehrere Hundert Mann starken Expedition fällt es nicht schwer, sich mit den Häuptlingen zu verständigen, um für jede Etappe die nötigen Träger zu erhalten; auf

die Weise würden die armen Leute von ihrer Heimat nicht weit mitgeschleppt und könnten leicht zurückkehren. Man möge mir ferner nicht vorhalten, dass solche Verständigungen nicht möglich wären, da erstens bei der Annäherung einer Karawane die Eingeborenen die Flucht ergreifen, so dass man mit ihnen nicht in Verbindung treten kann, und zweitens, dass man damit kostbare Zeit verliert. Hierauf erwidere ich: erstens ist allerdings richtig, dass bei der Annäherung einer zahlreichen Menge, namentlich wenn sie ganz plötzlich erscheint, die Eingeborenen zunächst flüchten; aber andererseits ist es ebenso wahr, dass sie auch sofort zurückkommen, sobald sie nicht verfolgt werden und ihre Häuptlinge sich mit den Ankömmlingen sofort in Verbindung setzen. Der Zeitverlust ferner würde nicht sehr erheblich sein, wenn die ohne Gewaltthätigkeit erhaltenen Träger etwa nach acht Tagemärschen von dem Häuptling des nächsten Stammes ersetzt werden. Der Zeitverlust würde jedesmal drei oder vier Tage für Verhandlungen betragen, ein Verlust, der sicherlich nicht so bedeutend ist, dass man ihm jedes Gefühl der Menschlichkeit und Gerechtigkeit opfern sollte. Ausserdem würden diese drei oder vier Tage Unthätigkeit einer von acht Tagemärschen ermüdeten Karawane nicht unwillkommen sein; sie könnte sich ausruhen, ihre Kranken pflegen und ihre Vorbereitungen für die nächste Etappe treffen. Es ist klar, dass die Dienste solcher Träger bezahlt oder belohnt werden müssten; hierfür genügen aber ein paar Glasperlen oder ein Stückchen Calico.

Dieses System war, allerdings ohne Bezahlung, am Aequator für den Transport des Gepäckes der Truppen und der Beamten von einem Ende der Provinz zum anderen eingeführt worden. Ich kann mich nicht erinnern, dass während meines zehnjährigen Aufenthaltes daselbst die Regierung oder ihre Vertreter jemals hätten Gewalt brauchen müssen, um sich Träger zu verschaffen.

Zugegeben andererseits, dass das System der Razzias ein schnelleres Verfahren war (was aber noch kein hinreichender

Grund wäre, die Gewaltthat zu entschuldigen), so hätte man nach acht oder zehn Tagemärschen die geraubten Träger loslassen und durch neu eingefangene ersetzen sollen.

Am 1. Mai war Stanley fast völlig wiederhergestellt und bestimmte den Aufbruch auf einige Tage später. Während dessen baten Casati und der Adjutantmajor Ali Ssīd Ahmed, ein von Alter und Krankheit erschöpfter Mann, das Haupt der Expedition um einige weitere Träger. Stanley aber hatte sich angewöhnt, uns an den Pascha zu verweisen und sich so unsere gerechten Reklamationen fern zu halten. Emin andererseits hatte seit der Schmach vom 5. April jegliches Interesse an der Expedition verloren und verlangte nur eins: an der Küste anzukommen. Er vermied deshalb jede Erörterung mit Stanley, um eine ihm peinliche Szene sich nicht erneuern zu sehen. Er sandte also Casati und Ssīd Ahmed mit den Worten zu Stanley zurück, dass das nicht seine Sache sei. Als ich Casati und Ssīd Ahmed in ihrer Verlegenheit sah, gab ich jedem zwei von meinen Trägern, lieh von meinen Reisegefährten etwas Geld und mietete für 170 Thaler (765 Francs) vier andere Neger.

Am Abend des 7. Mai, dem Tag vor unserem Aufbruch, sahen wir einen Boten ankommen, der zwei Briefe in der Hand hielt.[1]) Vergeblich suchten wir zu erfahren, von wem sie kamen und an wen sie gerichtet waren.

Am 8. Mai wurde das Lager mit Tagesanbruch abgebrochen und um 6 Uhr setzten wir uns in Marsch. Als wir gegen Mittag am Ufer eines Baches angekommen und bei dem Dorfe Godda des Waleggastammes (noch zu Mosamboni gehörig) gerade Halt gemacht hatten, erhob sich in unserem Lager ein verwirrter Lärm, und die Kunde von der Ankunft Ajūb Iskandars, eines Schreibers, den wir in Wadelai gelassen hatten, flog von Mund zu Mund. Wir erfuhren von Ajūb, dass die beiden Parteien Sselīm Mattar's und Fadl el Mūla's sich definitiv getrennt hatten; während der

---

[1]) Vergleiche Stanley II, 199 ff. B. M.

letztere mit seinem Anhang sich in die Landuberge zurückgezogen hatte, hatte Sselīm Mattar sich mit den Anderen, incl. der Leute von Makraka zum Abmarsch gerüstet und war im Begriff, uns zu folgen. Eine Vorhut von 37 Offizieren und Unteroffizieren befand sich schon bei Kawalli in Bugere und versuchte den Pascha einzuholen, fürchtete aber, dass die Expedition nicht auf sie warten wollte. Er wunderte sich, zu sehen, dass die Expedition sich so schnell in Marsch gesetzt hätte, während wir doch am vorigen Abend seinen Brief erhalten hätten, der uns das alles mitteilte. Er warf uns vor, sie im Stich gelassen zu haben, sagte mir aber, dass Sselīm Bey mir für meine freilich erfolglosen Bemühungen, den Abmarsch von Bugere zu verschieben, sehr dankbar sei und mir zu diesem Zwecke einen Brief gesandt habe, welchen der Bote vom vorigen Tage zugleich mit dem Briefe an den Pascha überbracht habe. Das Geheimnis von gestern klärte sich halb auf: zwei Briefe waren wirklich angekommen, und zudem hatten wir sie mit eigenen Augen gesehen. Von diesen zwei Briefen war der eine an meine Adresse gerichtet und konfisziert worden. Zu welchem Zweck? Warum wollte man uns die Nachrichten vorenthalten? Wir konnten darüber nur Vermutungen anstellen. Stanley dachte offenbar nicht daran, Sselīm Mattar und seine Leute mitzunehmen. Wenn er sich auch den Anschein geben wollte, als ob er es ihnen ermöglichen wolle, ihn einzuholen, so ist es ganz unzweifelhaft, dass er im Grunde seines Herzens das Gegenteil wollte und alles that, um sie zu täuschen.[1]) Emin seinerseits wünschte, dass niemand im Lager erfahren solle, dass unsere unglücklichen Gefährten nur zwei Tagemärsche entfernt seien und man sich weigere, sie zu erwarten; er wünschte dies um so mehr, als thatsächlich kein wirklicher Grund zur Rechtfertigung eines solchen Verfahrens geltend zu machen war. Niangaboni, das Land Mosamboni's, wo wir fast einen Monat lang still gelegen hatten, war ausserordentlich fruchtbar und hätte ohne den geringsten Schaden für die Eingeborenen

[1]) Vgl. Stanley's Aeusserung bei Casati II, 247. B. M.

uns noch mehrere Monate lang unterhalten können, selbst wenn wir zweimal so zahlreich gewesen wären. Ausserdem standen sich der Häuptling und die Bevölkerung sehr gut mit uns, so dass der Aufenthalt uns sehr angenehm war. Niangaboni ist ein gebirgiges von Thälern durchschnittenes Land mit mehreren Flüssen und vielen Bächen, das hin und wieder mit ungeheuren Bananenwäldern, weiten Feldern mit Bohnen, Mais, süssen Bataten u. s. w. oder mit Weidegründen mit zahlreichen Rinder- und Schafherden bedeckt ist.

Der Sergeant Abdallah el Tarabīschi und die vier Soldaten, welche Ajūb begleitet hatten, kehrten mit einem Briefe und dem Versprechen Stanley's an Sselīm Mattar zurück, ihn 10 Tage weiter am Fuss des Ruensorigebirges oder sonst noch etwas weiter am Ufer des Eduardsee's zu erwarten, wo die Expedition 20 Tage Halt machen sollte. Stanley glaubte am Eduardsee schon nach 10 Tagen ankommen zu können. Mit dem Sergeanten Abdallah kehrte der Adjutantmajor Ali Ssīd Ahmed zurück, welcher vorausahnte, dass er uns nicht würde folgen können und deshalb lieber umkehrte, ebenso auch die Frau Ajūb's, der in seiner Trägheit und seinem Geize sie mit zurücknahm, um sein Gepäck tragen zu helfen. Er bildete sich ein, wie übrigens wir Alle, dass Stanley auf Sselīm Bey und seine Leute wirklich warten wollte.

Am 9. begannen wir den Marsch von neuem und zogen immer an der Gebirgskette entlang, welche von Katenta bis zu dem Eduardsee sich hinzieht; wir erreichten ihn schliesslich, nachdem wir das Gebirge Wirika oder Ruensori umzogen hatten. Der Marsch war beschwerlich und ermüdend und wurde unseren Trägern bald verderblich. Bevor wir Niangaboni verliessen, hatte die Expedition eine Razzia ausserhalb Mosamboni's Gebiet gemacht und eine erhebliche Menge von Gefangenen zurückgebracht. Die Unglücklichen wurden noch schlimmer als Lasttiere behandelt. Sie wurden zu acht oder zehn mit starken Stricken an dem Hals aneinander gebunden wie Galerensklaven und mussten mit ihren

schweren Lasten auf dem Kopfe marschieren. Das Auf- und Absteigen auf den scharfen Steinen und das Ueberschreiten der Bäche machten die Füsse der Unglücklichen wund, die von der Nachhut mit Peitschenhieben vorwärts getrieben wurden. Um den Hieben zu entgehen, drängten sie sich aneinander, wobei sie stürzten und sich mit ihren schweren Lasten manchmal erheblich verletzten. Wenn einer von ihnen nicht mehr aufstehen konnte, band man ihn von seinen Gefährten los und lies ihn auf dem Wege liegen. Er fiel dann den wilden Tieren oder den Eingeborenen eines feindlichen Stammes zum Opfer, falls er nicht vorher an Hunger starb. Hinderte die Verletzung den Unglücklichen am Weitermarsche nicht, so wurde er gezwungen, seine Last so lange weiter zu tragen, bis die Verletzung durch Mangel an Pflege und die beständige Anstrengung zu einer grossen Wunde geworden war und ihn niederwarf. Das war das Schicksal dieser unglücklichen Schwarzen, die teils schon nach zwei oder drei, spätestens aber nach 30 Tagen den Weg mit ihren Leichen bedeckten. Wenn Europa die schwarzen Stämme nicht auf menschlichere Art zu zivilisieren weiss, dann thäte es besser, sie in ihrer Unwissenheit sitzen zu lassen und mit einer unbarmherzigen und vernichtenden Zivilisation zu verschonen. Man gebraucht Leute wie Livingstone für Afrika, aber leider sind sie heutzutage selten, während Leute wie Stanley immer zahlreicher werden. Ich muss mich verwundern, dass die christlichen Missionare, die in Asien und Amerika so viel gethan haben, sich so wenig mit den Afrikanern beschäftigen. Die wenigen Männer, die sich bisher für die enterbte Rasse interessiert haben, Livingstone, Mackay u. s. w., haben zur Genüge bewiesen, dass der Ssudanese der Besserung und des Fortschrittes fähig ist; diese Resultate hätten die Verkünder des Christentums antreiben sollen, an der Befreiung der schwarzen Rasse weiter zu arbeiten, die ihrer Thätigkeit noch ein weites Feld bietet.

Nach jener Razzia gegen die Waniero, Mosamboni's Nachbarn, wurden in verschiedenen Zwischenräumen noch vier oder fünf

andere unternommen, welche der Expedition zwar viel Vieh und Träger einbrachten, dafür aber eine ganze Anzahl Stämme zu Grunde richteten. Erst auf dem Gebiet des mächtigen Häuptlings Nkole wurden die Razzias eingestellt, aber nicht aus Menschlichkeit, sondern aus Furcht.

Der Weg war schlecht, immer Gebirge, und von dem beständigen Auf- und Absteigen begannen die Leute aus Aequatoria bald stark zu leiden. Nur der Major Hauäsch und der Kaufmann Marco besassen Reittiere. Alle Anderen, einbegriffen Emin, Casati und alle Offiziere der Expedition mussten zu Fuss gehen, und wenn auch einige für diese Art zu reisen geschaffen waren, so fiel sie doch dem weitaus grössten Teil schwer. Die Greise, Weiber und Kinder, welche fast die Hälfte unserer Karawane der Provinz bildeten, litten noch stärker, so dass sich die Kranken alle Tage mehrten. Das Gefährlichste waren die Fusswunden infolge eines Fehltrittes, eines Steines, eines Baumstumpfes oder sonst etwas; die geringste Wunde war fast immer ein Todesurteil. Dabei konnte man sich jedoch über den Mangel an Ruhetagen nicht beklagen; sie waren im Gegenteil sehr häufig und ziemlich lang. Nach einem oder zwei Tagemärschen hatten wir einen, zwei oder mehr Ruhetage; aber auch sie genügten nicht, die entstandenen Wunden zu heilen. Ferner ist nicht zu vergessen, dass alle Leute unserer Provinz nur die dortigen Sandalen trugen, eine Fussbekleidung, die kaum einige Tagemärsche aushielt. Schon in den ersten Tagen war meine Fussbekleidung derart abgenutzt, dass ich sie alle Abend mit Bindfaden befestigen und mit Stücken meiner Kleidung flicken musste. Eine ganze Stambulina und zwei Hosen sind so daraufgegangen, um meine schon stark schmerzenden Füsse vor der unmittelbaren Berührung mit den Steinen zu schützen; es war keine Fussbekleidung mehr, die ich anhatte, sondern ein unförmliches Packet, aber Not kennt kein Gebot. Wenn eine Wunde jemanden am Weitermarsch hinderte, mochte er ein Träger oder ein Geretteter vom Aequator, ein Weisser oder Schwarzer sein, so war sein Loos das gleiche;

er wurde auf dem Wege liegen gelassen, wo ihm nichts übrig blieb, als den Tod in einer seiner afrikanischen Gestalten: Sonnenstich, Hunger, Durst, wilde Tiere, Pfeile und Lanzen, zu erwarten. Man muss schaudern, wenn man an die schreckliche Angst und die stille Verzweiflung eines so Zurückgelassenen denkt, der da weiss, was er für ein Ende zu erwarten hat und dass es keine Rettung mehr für ihn giebt. Und wenn die Person ein Vater oder Sohn war, mag man sich, wenn man kann, den Schmerz des Sohnes oder des Vaters oder der Mutter vorstellen, wenn sie trotz der Peitschenhiebe der Nachhut stehen blieben oder sich umwendeten, um einen letzten Blick oder ein letztes Lebewohl dem gleichsam lebendig Begrabenen nachzusenden. Mit Veränderung eines Wortes von Dante's berühmtem Verse hätte man den unglücklichen Opfern unserer Rettung sagen können: »Lasciate ogni speranza o voi che qui restate.« Von den auf diese Weise so zahlreich zurückgelassenen Leuten will ich nur einige Namen anführen.

Der Schreiber Bassīli Bochtor liess seine zwei Brüder, einen älteren und einen jüngeren, zurück, eine ägyptische Frau Chadra ihren Mann Ibrahīm Alham. Hamdān, ein ägyptischer Soldat, der sich nur mit Mühe fortschleppen konnte, vorwärts getrieben von der Peitsche, welche Nelson so meisterlich zu handhaben verstand, warf seine Tochter, ein Kind von vier Jahren, weg, als er sie nicht mehr tragen konnte. Der Unglückliche brauchte übrigens den Schmerz und die Reue über seine Handlung nicht lange zu tragen, denn am folgenden Tage fiel er selber nieder und flehte um den Tod, wie um eine Wohlthat.

Die Sansibarer, die Wanjema, die auf den Razzias erbeuteten Träger und unsere Diener vom Aequator, welche Waffen und Gepäck tragen, bildeten für sich allein schon zwei Drittel der Karawane; und wenn auch die Zahl der Kranken noch so gross hätte sein können, so hätte man sie doch sämtlich bis zu ihrer Genesung tragen können, ohne einen einzigen zu opfern. Erst seit Ikongo in Niamwesi, wo zwei Europäer, die Missionare

Girault und Schynse, zu unserer Karawane stiessen, wurden die Kranken nicht mehr geopfert, sondern Träger für sie besorgt.

Von Mosamboni zog die Expedition einige Tage nach Westen durch gebirgiges Land, worauf sie in gerader Linie sich nach Süden richtete, bis zu dem Mondgebirge oder Ruensori, stets an dem Fusse einer Gebirgsreihe entlang.

Stanley hatte mir bei unserem Aufbruch von Kawalli zwei Träger gegeben, aber schon am zweiten Marschtage nach seiner Krankheit bei Mosamboni nahm er sie mir wieder weg. Ich würde nicht gut daran gethan haben, mich zu beklagen, da ich von Kawalli mit 37 Trägern, d. h. 35 eigenen Leuten und zwei Sansibarern Stanley's, aufgebrochen war; aber als ich das Recht hatte, mich zu beklagen, machte ich davon Gebrauch. Es geschah bei der Veranlassung, dass er mir zwei meiner eigenen Diener nahm, um sie zu bewaffnen und in die Nachhut einzureihen, während diese Diener mir für den Transport meiner Kinder und der notwendigsten Sachen unentbehrlich waren. Drei Viertel meiner Träger hatten sich schon davon gemacht und es waren mir nur noch zehn geblieben, welche meine beiden Kinder, das Bett meiner Negerin Ssaïda, das meinige, verschiedene Küchengerätschaften, etwas Kleidung und Lebensmittel tragen sollten. Zehn Träger waren sehr wenig, wenn man bedenkt, dass der Neger nur 15—20 Kilogramm trägt und wir eine Reise von acht Monaten in Aussicht hatten. Als meine beiden Diener mir sagten, dass sie Befehl erhalten hätten, zur Nachhut zu gehen, befahl ich ihnen, die Gewehre dem zurückzugeben, von dem sie dieselben bekommen hatten. Wenn das allgemeine Heil es verlangt hätte, dann würde ich nicht nur meine beiden Diener überlassen haben, sondern ich selbst, wir alle würden das Gewehr ergriffen haben. Dies war aber nicht der Fall. Stanley hätte zum allerwenigsten schon aus Höflichkeit den Herrn um die beiden Diener bitten und nicht über sie verfügen sollen, als ob sie ihm gehörten.

Von Kawalli bis zur Küste fand überhaupt kein freundschaftlicher Verkehr zwischen Emin und Stanley mehr statt. Der

erstere marschierte mit der Expedition, ohne sich in ihre Leitung zu mischen. Nur wenn Stanley eine Massregel hinsichtlich des Personals von Aequatoria zu treffen hatte, schickte er Parke zu Emin Pascha, damit wir von unserem Chef davon benachrichtigt würden. Als Emin Pascha von der Sache der beiden Träger gehört hatte, die Stanley mir nehmen wollte, hatte er eingewendet, dass das unmöglich sei, da er wusste, dass ich wenig Leute hatte und keinen derselben entbehren konnte. Diese Einwendung hatte Stanley nicht abgehalten, meine beiden Neger zu bewaffnen. Als ich sie die Waffen zurückgeben liess, schickte Stanley Stairs zu mir, welchem ich erklärte, dass ich meine Diener nicht entbehren könnte. Stairs berichtete darüber an Stanley und erschien gleich darauf mit einem Peloton von 24 bewaffneten Sansibarern, liess mich umringen und sagte, dass er Befehl habe, mich zu Stanley zu bringen. Diese Machtentfaltung war überflüssig, da ich entschlossen war, selbst zu Stanley zu gehen und mein Recht zu verteidigen. Stanley fuhr mich an: »Warum haben Sie die Waffen wegwerfen lassen, die ich Ihren Dienern habe geben lassen?« Ich erwiderte ihm: »Ich habe sie nicht weggeworfen, sondern zurückgeschickt; die Waffen gehören unserer ägyptischen Regierung, welche ich achte, und ich habe sie zurückbringen lassen, weil ich meine Diener gebrauche, um meine Kinder zu tragen. Ich verlange Ihre Diener nicht, aber ebenso wenig dürfen Sie mir die meinigen nehmen, zumal wenn ich so wenig habe und sie mir unentbehrlicher sind als der Expedition.« »Ich werde Sie schlagen lassen, wenn Sie so verstockt bleiben.« »Nein, Herr Stanley, ich habe weisse Haut, und einen Weissen schlägt man nicht; im übrigen habe ich die Ehre, Sie zu grüssen,« und ging hinaus.

Seit Mosamboni fanden wir Bananenwälder, die uns einen guten Teil unserer Nahrung lieferten. Bananen, etwas Mais und Bohnen mit einem Stück Fleisch, welches Stanley zweimal pro Woche, Montag und Freitag, verteilen liess, wenn wir Schlachttiere hatten, ausserdem von Zeit zu Zeit einige süsse Bataten und Kolokasien

bildeten unsere Nahrung während unserer achtmonatlichen Reise. Am Tage vor der Ueberschreitung des Ssemliki und während der beiden folgenden Tage war der Weg ausgezeichnet. Er zog sich durch eine weite Ebene, so dass wir uns von unseren schrecklichen Märschen durch das Gebirge etwas erholen konnten; aber wenn die Natur uns einige Tage Annehmlichkeiten mit bequemem Wege gab, kamen jetzt die Menschen, um uns Schwierigkeiten zu bereiten. Als wir die Gebirgskette verlassen hatten, waren die Banassura Kabarega's zweimal erschienen, hatten einige Schüsse auf uns abgegeben und sich dann schnell zurückgezogen. Als aber bei einem Halt in einiger Entfernung vom Ssemliki unsere Leute Wasser zu holen ausgegangen waren, empfingen die in dem hohen Ufergras versteckten Banassura sie mit einem lebhaften Gewehrfeuer, bei welchem der arme Wekīl, Casati's treuer Diener, von einer Kugel am Kopf tötlich getroffen wurde. Die Kriegführung des Wanjoroheeres, der Banassura, ist wenig gefährlich. Hinter Bäumen oder im hohen Grase versteckt, schiessen sie ihre Gewehre auf gut Glück ab, worauf sie sich zurückziehen oder in schnellster Flucht davon eilen, wenn der Feind nur Miene macht, sie zu verfolgen.

Der Ssemliki ist nicht sehr breit. Negerkähne, deren Eigentümer beim Anblick unserer Karawane entflohen waren, dienten uns als Fähren. Unsere Ueberfahrt vollzog sich ohne Hindernisse in zwei Tagen. Nach zwei Tagemärschen durch eine Ebene östlich vom Ssemliki gerieten wir von neuem an eine Gebirgskette, den Ruensori, der wir auf der Westseite von Norden nach Süden folgten. Nach dem Uebergang über den Ssemliki unternahmen Kabarega's Banassura noch drei weitere Angriffe auf die Karawane, ohne uns jedoch sonderlichen Schaden zuzufügen. Als die Banassura uns in Ruhe liessen, erschien eine Streifpartei Wanjema, die nach einigen Schüssen von den Leuten unserer Karawane glücklicherweise als Brüder erkannt wurden und die Feindseligkeiten sofort einstellten.

KAPITEL XVI.

Der Ruensori. Rettung meiner Koffer. Goddam und Kommanina. »Bezahlt und dann werdet Ihr geachtet sein.« Die Taxen. Die »geliehenen« Stühle. Die ehrlichen Sansibarer. Zum Eduardsee. Um den See herum. Krankheiten. Verlassen. Bei Nkole. Zwei Hühner für eine Glasperle. In Karaguë. Panorama. Die Frau Ssaïda von Stairs geschlagen. Chi ha fortuna prenderà la sposa. Stairs entschuldigt sich. Der Soldat Fadl. Langsam verbrannt. Letzter Tag in Karaguë. Tod meines Sohnes Müssa. Verteilung von Kauri. Man übertreibt die Dosis.

Ungefähr zwei Wochen nach der Ueberschreitung des Ssemliki und Umgehung der Ruensorikette kamen wir am Fusse des Hauptgebirges an, welchen die Eingeborenen Wirika nennen. Endlich zeichnete sich der Ruensori in seiner gigantischen und imposanten Masse vor uns ab. Die Spitzen folgten aufeinander, bald wurden sie verdeckt, dann wieder enthüllt, je nach dem Wechsel der Perspektive, und der mit ewigem Schnee bedeckte Gipfel verlor sich geheimnisvoll in den Wolken. Der Ruensori war schon von den Höhen von Kawalli sichtbar gewesen, auf den Märschen durch die Schluchten oder Thäler zwar bisweilen verschwunden, aber immer wieder zum Vorschein gekommen, sobald wir auf eine Höhe gelangten.

An einem nebligen Tage, wo die Sonne nicht zum Vorschein kam, begann schon vormittags Regen zu fallen, der gegen Mittag sintflutartig wurde und die ganze Nacht anhielt. Die Kranken baten Emin Pascha, Halt zu machen, und Emin glaubte diesmal ihr gerechtes Verlangen Stanley mitteilen zu müssen, der es aber ohne Erörterung abschlug. Die Karawane war niedergeschlagen; die Leute schleppten sich nur mühsam vorwärts oder

marschierten ganz zerstreut in völliger Auflösung. So nahm die Expedition eine Länge von mehreren Kilometern ein, und wenn die Eingeborenen feindlich gewesen wären, war es um die Karawane geschehen, da sie keinen Widerstand leisten konnte. Die Nachhut selbst war aufgelöst und hinter der Hauptmacht so weit zurückgeblieben, dass sie am Abend nicht mit der Karawane zusammen lagern konnte. Zwei meiner Träger, die, wie wir alle, von dem beschwerlichen Marsch in dem schrecklichen Wetter entmutigt waren, warfen ihre Lasten weg und entflohen. Ich gab auf meine Leute wenig Acht, da ich mit meinen Kindern und mir vollauf zu thun hatte, so dass ich diese Desertion nicht bemerkte. Das von den Flüchtigen im Stich gelassene Gepäck bestand aus zwei Koffern mit Wäsche und Kleidung, auf welche zwei lange Klappstühle gebunden waren, die sich mir bisher sehr nützlich erwiesen hatten. Am folgenden Morgen brachte mir Rāschid, der Chef der Sansibarer, von Seiten des Kapitän Nelson die beiden Koffer; die Stühle aber waren verschwunden. Als Belohnung für seine Sansibarer verlangte er sechs Thaler; es war die offizielle Taxe und musste also bezahlt werden. Da ich kein Geld besass, lieh ich mir die erforderlichen sechs Thaler vom Pascha.

Die zur Rettung oder wenigstens zur Hülfe Emin Pascha's in's Werk gesetzte Expedition war in einem solchen Zustand am See angekommen, dass sie selbst der Hülfe viel mehr bedurfte. Emin Pascha hatte deshalb an alle Mitglieder dieser Expedition, die fast nackt und ausgehungert ankamen, Damūr, Vieh und Lebensmittel aller Art auf das reichlichste verteilt, und als Stanley nach Westen aufbrach, um seine Nachhut zu holen, hatte er 101 Neger unserer Provinz mitgenommen, welche die für uns bestimmten Lasten tragen sollten. Von den 101 Negern hatte er nur 16 zurückgebracht, während die übrigen 85 mit ihrem Anführer, dem Aegypter Mohammed Geddaui, sämtlich umgekommen waren. Die für Emin herangeschafften Gegenstände bestanden in einigen Stücken blauen Baumwollenstoffes (auf Arabisch Terka,

auf Sansibarisch Kanika), einigen Stücken roten Baumwollenstoffes, einigen Taschentüchern und Servietten, vier paar Stiefel, einem Filzhut und einem Leinwandhelm. Dies zusammen mit einigem Unterzeug und vermoderten Strümpfen samt 33 Kisten Munition war alles, was Stanley's Expedition der Aequatorialprovinz und ihrem Gouverneur gebracht hatte. Da Emin Pascha hiermit nicht geholfen werden konnte, so liess er sich mit einem Teil seiner Leute retten, indem er mehr der Gewalt gehorchte, als der Not (man wird sich des 5. April erinnern). Wenigstens aber hatte man erwartet, mit einiger Rücksicht behandelt zu werden, wie man nach dem Schreiben des Chedive und Stanley's eigenen Versprechungen zu hoffen berechtigt war. Doch im Gegenteil mussten unsere armen Leute vom Aequator sich von Europäern mit Peitschenhieben traktieren lassen, welche ihnen gleichzeitig ausser zahllosen Goddams das schreckliche Wort Kommanina in's Gesicht schleuderten, ein sansibarisches Wort, das eine grobe und gemeine Beleidigung bezeichnet. Mit ihren Mitteln und Kräften geizte die Expedition uns gegenüber. Ausser den Trägern, welche Stanley bei Kawalli gegeben hatte, vier an Emin, drei an Casati und zwei mir (die er mir wieder abgenommen hatte), musste jedes Mitglied unserer Karawane sich seine Träger und Lebensmittel selber verschaffen, seine Kranken transportieren, seine Hütte während der Ruhetage bauen u. s. w. Wenn ein Unglücklicher, der keine Träger mehr besass, eine Hütte bauen wollte, um Frau und Kinder gegen den schneidenden Wind oder die glühende Sonne zu schützen, musste er den Sansibarern jedesmal den im Tarif festgesetzten Preis zahlen. Wenn man krank wurde, wurde man auf dem Wege zurückgelassen, falls man Sansibarer zu seinem Transport nicht bezahlen konnte. Es war das alte Sprüchwort: »kein Geld, keine Schweizer«, welches hier hiess: »kein Geld, keine Sansibarer«. Für die von den Trägern im Stich gelassenen und von den Sansibarern nachgebrachten Gepäckstücke musste man eine Taxe von drei Thalern (ungefähr 13 Francs) pro Gepäckstück bezahlen; und da die Träger nun schon davon gegangen

waren, musste der Besitzer des Gepäckstückes zahlen und es zurücklassen, da er niemand zum Tragen hatte. So musste ich auch meine beiden Koffer zurücklassen. Das Nützlichste waren mir dabei meine beiden Stühle gewesen, die ich leicht zu den Lasten der mir gebliebenen Träger hätte dazu legen können, aber sie waren, wie gesagt, verschwunden. Der Schēch Rāschid versicherte mir, dass sie sich bei Nelson befänden, und ich glaubte immer, dass dieser sie mir zurückgeben würde; aber er sprach nie ein Wort davon, und so musste ich schliesslich Trauer darüber anlegen.

Der Adjutantmajor Ibrahīm Alham bezahlte ungefähr um die gleiche Zeit die Taxe von drei Thalern für ein Gepäckstück, das ihm die Nachhut gebracht hatte. Er würde ein ganz gutes Geschäft dabei gemacht haben, wenn die ehrlichen Sansibarer Stanley's nicht die Kiste durchsucht und die Summe von 9 Pfund Sterling in Gold und 61 Thalern in Silber, das ganze Vermögen des Mannes, gestohlen hätten. Er musste, wie ich, sich an die Güte des Pascha wenden, um die Taxe zu bezahlen und dann die Kiste aus Mangel an Trägern zurücklassen. Alham war so thöricht gewesen, sich über das Verschwinden seines Geldes bei Stanley zu beklagen, der ihm launig erwiderte, dass seine Sansibarer keine Diebe wären.

Am Fuss des Ruensori machten wir zwei Tage Halt. Am dritten Tage brachen wir auf und lenkten unseren Marsch nach Süden. Wir marschierten bei Tage; unser einziger Kompass war die Sonne. Nach zwölf Tagemärschen durch eine ununterbrochene Gebirgskette erreichten wir den Eduardsee und lagerten uns etwa eine Stunde von seinem Ufer.

Stanley hatte in Kawalli seinen Willen kundgegeben, mindestens zehn Tage am Eduardsee zu rasten, um ihn zu erforschen und aufzunehmen; er blieb aber nur zwei Tage. Er hatte zudem erklärt, auf Sselīm Bey zehn Tage am Ruensori und am Eduardsee weitere zwanzig Tage warten zu wollen. Das war aber ganz und gar nicht seine Absicht, denn er that sein möglichstes, um Sselīm Bey an einer Vereinigung zu verhindern, die offenbar wie ein Alp

auf ihm lastete.[1]) Wir zogen zehn Tage am See entlang, bald in kleiner, bald in grösserer Entfernung. Am 1. Juli liessen wir ihn definitiv im Nordwesten, um das Gebiet von Nkole zu betreten.

Während unseres Marsches um den See waren viele Leute erkrankt und namentlich viele Kinder gestorben. Auch Nelson bekam Wunden an den Füssen. Eine Verwundung, die er sich am Kongo zugezogen hatte, war wieder aufgebrochen und konnte ihm eine Vorstellung von den Leiden unserer Leute geben, wenn er sie mit Peitschenhieben und Schimpfworten vor sich herjagte, unter denen das Wort Kommanina so häufig wiederkehrte. Dieser Nelson war der unbarmherzigste von allen Offizieren der Expedition, und der Tag, wo er die Nachhut befehligte, war ein Unglückstag. Die Klagen waren zahlreicher denn sonst, und Träger, die den reichlich ausgeteilten Hieben zu entkommen suchten, benutzten die geringste Gelegenheit, durchzugehen und ihre Last wegzuwerfen oder, was besser war, sie mitzunehmen. Auf Nelson's Bitte bereitete ich ihm mit Ingredienzien, die er mir selbst lieferte, eine Salbe für seine Wunde; man musste ihn eine Woche lang tragen, bis sich seine Wunde wieder geschlossen hatte.

Während der Reise wurden Alle, Stanley, seine Offiziere und Casati, nach einander krank und mussten sich in Hängematten tragen lassen. Die Einzigen, welche die ganze Reise zurücklegten, ohne sich auch nur eine Stunde tragen zu lassen, waren Emin Pascha und ich, obwohl mir einst meine Fusswunden die unerträglichsten Schmerzen bereitet hatten. Da jedoch Emin Pascha seit Makolo einen Esel ritt, war ich thatsächlich der Einzige von ihnen, der die Reise vom Albertsee bis zur Küste des indischen Ozeans zu Fuss gemacht hat. Einst waren meine Leiden so stark geworden, dass ich fest entschlossen war, die Karawane zu verlassen, um auf dem Wege meinen Tod zu erwarten. Die eine Fusssohle war nur noch eine grosse Wunde, keine Stelle war mehr heil, und bei jedem Schritt schien ich auf glühenden Kohlen

---

[1]) Vergl. Casati II. 247. B. M.

zu gehen. Der Untergouverneur Osmān Latif merkte meine Absicht und begleitete mich, ohne sich einen Schritt zu entfernen, indem er mir auf das Beste zuredete. Andererseits hatte uns Stairs eingeholt, da ich nur sehr langsam von der Stelle kam, und nolens volens musste ich weiter. Als wir das Land Nkole betraten, mussten unsere Retter einige der Geretteten aus Mangel an Trägern zurücklassen: Ibrahīm Terbās und Ibrahīm Tāhir, ägyptische Schreiber, den Adjutantmajor Ibrahīm Alham und den Hauptmann Abd el Wāhid, gleichfalls Aegypter. Die drei letzteren hatten nur je einen oder zwei Diener, aber alle zu jung, um sich von ihnen tragen zu lassen. Ibrahīm Terbās allerdings besass sechs Personen, Weiber und Kinder, und hätte sich im Notfall von ihnen tragen lassen können, aber er dachte an die schlechte Behandlung seitens der Nachhut zurück und zog deshalb die Gefahr vor dem Unbekannten den Leiden der Gegenwart vor. Er stellte sich kranker als er in Wirklichkeit war, erklärte, sich nicht weiter rühren zu können und wurde auf dem Wege liegen gelassen. Er war der Einzige, dessen Diener Treue und Hingebung zeigten; sie weigerten sich, ihn zu verlassen und blieben bei ihm. Alham selbst hatte sein ganzes, im übrigen sehr mageres Vermögen, 30 Thaler, für das Wohl seiner Frau geopfert; er hatte die Summe den Sansibarern übergeben, damit sie zehn Tage lang bei jedem Halt eine Hütte für seine Frau bauten. Als er in seiner Krankheit auf dem Wege liegen blieb, verliess sie ihn und setzte die Reise mit uns fort.

Als wir das Gebiet des Häuptlings Nkole betraten, gab Stanley die strengsten Befehle, dass die Pflanzungen nicht angerührt und nicht einmal ein Bananenblatt genommen werden sollte, um uns die Eingeborenen nicht zu Feinden zu machen. Fast den ganzen Monat Juli gebrauchten wir dazu, Nkole's Land zu durchziehen; während der ersten Tage durften wir nur von den Vorräten essen, welche wir mitgebracht hatten, später jedoch wurde es uns erlaubt, Bananen zu nehmen und die Felder zu betreten. Unsere Diener brachten uns bei jedem Halt einige

Bananen, Bohnen, Kolokasien, Basimbe (Maniok) und kleine Erbsen. Im Lande Nkole liessen wir wiederum einige Kranke zurück, welche die zu ihrem Transport nötigen Sansibarer nicht bezahlen konnten. Der Weg war nicht von dem verschieden, den wir bisher zurückgelegt hatten. Es waren ununterbrochene Gebirgsketten. Häufig musste man mehr als 1000 Meter hoch über Felsen und durch dichtes Gebüsch steigen, um dann auf Pfaden, die aus übereinander liegenden Steinblöcken bestanden, gleich den Stufen ungeheurer Pyramiden wieder hinabzusteigen.

Unsere Negerinnen trugen Gürtel und Halsbänder von Glasperlen von der Grösse einer kleinen Haselnuss und von den lebhaftesten Farben, wie kleine Glaskugeln. Diese Perlen waren bei den Leuten von Nkole sehr beliebt; für eine einzige gaben sie uns zwei Hühner und für vierzig einen Hammel. Selbst der Bruder des Königs war von den Perlen entzückt, als er den Führer der Expedition besuchte. Er liess seine Unterthanen alle behalten, die wir ihm schon gegeben hatten und verlangte von Stanley noch mehr dazu. Da dieser aber selbst keine mehr besass, so sammelte er sie durch Requisition bei uns ein, die er dann Sr. Königlichen Hoheit als Geschenke überreichte.

Endlich überschritten wir den Alexandranil und gelangten nach Karaguë. Es ist überflüssig, auf eine längere Beschreibung von Karaguë einzugehen, da alle Länder von Zentralafrika einander gleich sind. Es ist stets dieselbe Natur, dieselben Produkte und Einwohner, mit dem alleinigen Unterschied, dass die Hautfarbe zwischen pechschwarz und kastanienbraun variiert, ihre Nase mehr oder minder platt und ihre Lippen mehr oder minder wulstig sind. Je mehr man sich der Küste nähert, desto zivilisierter scheinen die Eingeborenen zu sein; während die Bari, Madi, Lur u. s. w. am Aequator vollständig nackt gehen, bekleiden die Schwarzen im Süden und Osten sich mit einer Art Schurz aus weissem Baumwollstoff oder Baumrinde, oder seltener mit einer grossen, gut gegerbten geschmeidigen Kuhhaut.

Wenn unsere Reise sich unter besseren Umständen vollzogen hätte, würden wir den Weg höchst wahrscheinlich sehr malerisch und anziehend gefunden haben. Es war eine ununterbrochene Folge von prächtigen Panoramen, die sich nacheinander entrollten. Bald war es ein Bach mit klarem Wasser, der auf dem Abhange des Gebirges einen dichten Bananenwald oder weite Grasflächen durchschnitt, welche eine weite Fernsicht gewährten, bald ein Thal mit leicht gewelltem Boden und mit Gras und Bäumen bedeckt, und bald bei den bewohnten Dörfern ausgedehnte Fruchtfelder, meistens mit Mais, seltener mit Kolokasien, Maniok, Bohnen, Erbsen oder Tabak. Bisweilen fanden wir auch endlose Dornenwälder mit vertrockneten und verkrüppelten Büschen, meistens Akazien, welche den traurigen Anblick einer abgestorbenen Natur boten, aber trotzdem nicht eines gewissen Reizes entbehrten. Aber wenn wir diese Wälder auf so engen Pfaden durchziehen mussten, dass man bei jedem Schritt sich bücken musste, um den dornigen Zweigen zu entgehen, oder wenn wir von dem Gebirge herabstiegen, dann dachten wir in unserer Ermüdung und Erschöpfung weniger daran, das Werk des Schöpfers zu bewundern, als bittere Betrachtungen über die Verkettung der unglücklichen Verhältnisse anzustellen, die uns in die gegenwärtige Lage gebracht hatten.

Gerade als ich bei unserem Einzuge in das Land Karaguë in mein Tagebuch den zwischen der Expedition und der aus Kairo gebürtigen Koptin Mongeda unter dem Datum des 2. August 1889 abgeschlossenen Kontrakt eintrug, wonach dieselbe, da sie schon leidend war, für zwei Thaler pro Tag von den Sansibarern getragen werden sollte, kam Ssaïda, meine Negerin und Mutter meiner beiden Kinder Mussa und Adla, mit Thränen in den Augen zu mir und sagte: »Ihr seid nicht ein Weisser und ein Türke wie die anderen alle.« (Bekanntlich werden alle Weissen am Aequator Türken genannt.) »Was giebt es«? »Bin ich nicht Eure Chādim (Sclavin), die Mutter Eurer Kinder Mūssa und Adla«? »Ja.« »Mag Stairs mit mir auch kein Mitleid fühlen, wenn ich mein Kind auf meinem Arm trage oder, trotzdem ich ihm die

Kesra (Brod) mache und ihm verschiedene andere kleine Dienste erweise, mir keinen Dank wissen, so hätte er doch wenigstens aus Achtung gegen Euch, meinen Herrn, einen Weissen wie er selbst, mich nicht schlagen sollen.«

Man kann nicht behaupten, dass Stairs Ssaïda nicht kannte, da sie ihm bisweilen Brod bereitete und Kaffee kochte, was sie übrigens auch dann und wann für Jephson that, ebenso wie es Marco's Leute für Nelson und Emin's Leute für Stanley und Parke thaten. Die Sache verletzte mich also sehr, und ich beschwerte mich darüber bei meinem Chef Emin Pascha, der mich still anhörte und dann traurig erwiderte: »Was soll ich thun? Sie sehen doch, dass ich keine Autorität hier habe, dass ich hier genau derselbe bin wie Sie, und wäre nicht der Umstand, dass die Expedition speziell für mich gekommen ist, dann würde man für mich solche Rücksichten überhaupt nicht haben. Hätte ich nicht Stanley im Kommando der Karawane gleichgestellt sein müssen? Jedoch seit der Geschichte von Kawalli kann ich mich in nichts mehr mischen, ohne eine Verletzung meiner Würde befürchten zu müssen. Haben Sie Geduld, Vita, Sie sehen, wieviel ich habe. Ist das nicht besser als Streit anzufangen, der eine Spaltung im Lager zwischen unseren Leuten und denen der Expedition herbeiführen und Unordnungen veranlassen könnte, die unseren Untergang zur Folge haben würden? Wir haben zwei Drittel der Reise hinter uns, seien Sie also geduldig bis zu Ende, wenigstens verzichten Sie darauf, sich bei Stanley darüber zu beklagen. Sie werden kaum glauben, dass man bisweilen den Esel schlägt, auf welchem ich reite, und ich häufig mir unangenehme Worte hören muss, die man auf englisch sagt. Was thue ich dann? Ich thue, als ob ich nichts höre und sehe, und setze meinen Weg fort, indem ich mir dabei denke, dass, wer das meiste Glück hat, die Braut heimführt.« (»Chi ha fortuna prenderà la sposa,« ein italienisches Sprüchwort, das Emin sehr geläufig war.)

Thatsächlich war es nur ein Schein von Rücksicht für den Mann, dessen Güte seiner Klugheit gleichkam. Während die

erstere für Schwäche galt, wurde die zweite für Unfähigkeit angesehen. Ich habe später aus sicherer Quelle erfahren, dass Einer im Lager von Emin Pascha gesagt habe, er sei ein altes Weib, ein Wort, das von Einem zum Anderen ging, bis es zu den Ohren des Pascha selbst drang. —

Während der ganzen Reise habe ich nur einmal mit Stanley selbst verkehrt, als er mir jene Drohungen gelegentlich meiner Weigerung, mir meine beiden Diener für den Dienst in der Nachhut rauben zu lassen, entgegenschleuderte. Ich wollte deshalb nicht ein zweites Mal mit ihm zu thun haben und entschloss mich, Stairs selbst aufzusuchen. Stairs befand sich gerade bei seiner Toilette im Zelte, als ich eintrat. Er entschuldigte sich höflich, mich im Negligé empfangen zu müssen und fragte mich, was mich zu ihm führe. »Ich habe gehört, dass die Sansibarer meine Frau ohne irgend welchen Grund geschlagen haben und noch dazu, als sie mein Kind auf den Armen trug. Ich bitte Sie deshalb, ihnen befehlen zu wollen, dass sie es in Zukunft nicht wieder thun, da sie eine solche Misshandlung nicht verdient.« Er schien einen Augenblick nachzudenken und fragte: »Wer ist denn die Frau?« »Es ist eine junge Dinka, hager und lang, mit einem kleinen Kinde auf dem Arm.« »Nicht die Sansibarer haben sie geschlagen, sondern ich.« »Und warum, wenn ich bitten darf?« »Weil ich sie im Walde gefunden habe, wie sie Halt gemacht hatte.« »Sie bewachte ein von dem Träger weggeworfenes Gepäckstück und suchte Jemanden, der es aufnehmen wollte; nur aus diesem Grunde ist sie stehen geblieben. Wenn ich eine Frau schlüge, würde ich bis zu einem gewissen Punkte zu entschuldigen sein, da ich zu drei Viertel Araber und zur Hälfte Wilder geworden bin; aber wenn ein Europäer eine Frau schlägt, so ist das nicht zu verzeihen, zumal wenn es ein Engländer ist, in dessen Lande selbst diejenigen bestraft werden, welche Tiere schlagen.« Stairs blieb beschämt, denn von Haus aus war er gut, und sein Benehmen hatte mich in Erstaunen gesetzt, da ich sonst von einer Misshandlung seiner-

seits nie reden gehört habe. Er bat mich um Verzeihung und gab als Vorwand an, dass er Ssaïda nicht gekannt habe, und damit war die Sache abgemacht. Zwar wollte er mich noch etwas bei sich behalten, um eine Tasse Thee mit ihm zu trinken, ich dankte aber und ging davon. Trotzdem teilte er unsere Unterhaltung Emin Pascha mit, der mir der Form halber vorwarf, ich wäre zu Stairs heftig gewesen, doch schien er im Grunde seines Herzens mit meiner Offenheit zufrieden.

Als ich bei einem Halt mich ruhig mit Emin Pascha unterhielt, erschien Omar Agha samt den 15 Soldaten, dem Rest der mit Stanley von Kairo aufgebrochenen Truppe, voller Aufregung und berichtete dem Pascha, dass einer der Ihrigen, der Soldat Fadl el Mūla, einen Eingeborenen durch einen Schuss getötet habe und dafür von Stanley den Wilden ausgeliefert worden sei. Diese hatten ihn weggeführt, mit Pfeilen gespickt, bei ihren Hütten um den mit Blut überströmten Mann einen Congo getanzt und, bevor sie ihn töteten, hatte ihm Mann für Mann einen Zahn ausgeschlagen. Die Gefährten des Unglücklichen gaben zu, dass er schuldig war, verlangten aber, dass er als Soldat hätte erschossen und nicht den Wilden ausgeliefert werden sollen, die ihn am Feuer langsam verbrannten. Auch Emin Pascha war derselben Meinung, doch hatte ihn Niemand darum gefragt und ausserdem war es zu spät. Er suchte die aufgeregten Soldaten nach Kräften zu beruhigen, die sich mutlos und verstimmt entfernten.

Der letzte Tag in Karaguë wurde für mich ein Unglückstag, da ich ausser dem Verlust von sechs Dienern den Tod meines Sohnes Mūssa infolge eines Sonnenstiches zu beklagen hatte. Kaum hatten wir das Lager verlassen, so hatten sich meine Diener den Weg entlang zerstreut; es waren nur drei bei mir zurückgeblieben, als zwei von ihnen, die meinen Sohn, einige Lebensmittel und Geräte trugen, zum Dienst in der Nachhut gepresst wurden. Meine Proteste dagegen waren nutzlos. Als am Nachmittag die Karawane Halt machte, holte mich mein Diener

Ambar wieder ein und berichtete mir, dass mein Sohn sich in hoffnungslosem Zustand befände. Emin Pascha kam zwar schleunigst herbei, verzweifelte aber an seiner Rettung und holte Parke; als dieser ankam, war es schon zu spät. Ich liess eine Grube für den armen Kleinen graben und verliess sein Grab erst am folgenden Tage, als man das Lager abbrach. Wenn Ambar nicht zur Nachhut gepresst worden wäre, so wäre das Unglück nicht geschehen.

Die Nachhut setzte sich bei der Länge der Karawane erst zwei oder drei Stunden nach dem Hauptkorps in Marsch und kam infolge dessen bei dem nächsten Lagerplatz mit der gleichen Verspätung an, also erst gegen 3 Uhr, wenn die Karawane Mittags Halt gemacht hatte, so dass sie also die schlimmste Hitze durchzumachen hatte.

Am 14. August verteilte man zum ersten mal Kauri, als wir das Gebiet Langiro betraten. Von diesem Augenblick an bis zur Ankunft an der Küste geschah unser Unterhalt nicht mehr umsonst, sondern wir mussten unsere Lebensmittel mit unserem und dem von der Expedition gelieferten Gelde bezahlen. Das letztere war nicht erheblich; mein Anteil für vier Tage und elf Personen betrug 352 Kauri, also 8 Kauri pro Kopf und pro Tag, was ungefähr dem Solde der italienischen Soldaten, ca. 2 Sous, gleichkommt. Man wird leicht begreifen, dass selbst im Herzen von Afrika, wenn auch eine Wohnung unter freiem Himmel nichts kostet, zwei Sous für den Unterhalt eines Menschen nicht hinreichen; wir waren gezwungen, uns der wenigen Stoffe oder Glasperlen, welche wir in Reserve hatten oder unsere Diener besassen, zu entäussern, um unseren täglichen Unterhalt bestreiten zu können.

Am 17. fand eine zweite Kauriverteilung statt, bei welcher ich nur 250 für vier Tage erhielt, was den Sold auf 5 Kauri (6 Centimes) pro Tag und pro Kopf herabminderte. Am 22. wurden mikroskopisch kleine Glasperlen von einem Millimeter Durchmesser verteilt, eine Reihe von 10 Gramm pro Person und

pro Tag, die am Aequator einen Wert von gleichfalls 6 Centimes repräsentierte. Das war zwar auch sehr dürftig; glücklicherweise aber hatten wir einen Reservevorrat von Tauschartikeln.

Ali Schamrûch, ein ägyptischer Kapitänleutnant, war erkrankt und gezwungen, sich an die Sansibarer zu wenden, da seine Diener seine gleichfalls erkrankte Frau tragen mussten. Er musste auf den Preis eingehen, der ihm von der Expedition diktiert wurde, nämlich 10 Thaler oder 45 Francs pro Tag! Dies war allerdings fabelhaft, und die Dosis war diesmal wirklich übertrieben, aber der arme Teufel musste es sich gefallen lassen.

KAPITEL XVII.

Mackay. Der Victoriasee. Ration für drei Monate. Was die Karawane gekostet hat. Ein praktisches Mittel. Das Einfangen von Trägern. Die Leopardenfelle. Geschenk an Mackay. Usukuma. Angriff auf die Karawane. Das Land Niamwesi. Die Missionare Girault und Schynse. Umpapua. Brief von Wissmann. Hauptmann Schmidt. Emin's Hoffnungen. Usagara und Usegua. Die Bevölkerung. Unbequeme Beschwerde. Stanley bei der Nachhut. Festlicher Empfang am Kingani. In Bagamoyo. Depeschen des Chedive und des deutschen Kaisers an Emin. Von Freude zu Leid. In Aegypten.

Der englische Missionar Mackay hatte sich an der Südseite des Victoriasees niedergelassen; seine ziemlich ansehnliche Ansiedlung bestand aus mehreren Holzhäusern, die von einer viereckigen Pallisadenumzäunung geschützt war. In ihrer Mitte erhob sich die Kirche, die wie eine schmucke Kapelle aussah. Wenn man die Umzäunung passiert hatte, so fand man zunächst eine mit den verschiedenartigsten Werkzeugen ausgestattete Werkstatt, in welcher schwarze Handwerker, sauber gekleidet und selbst mit Hüten auf dem Kopfe, arbeiteten. Dieser Anblick gab zu denken, was Beharrlichkeit mit Güte gepaart selbst bei den Wilden Afrikas ausrichten kann. Ich konnte mich nicht enthalten, solche bescheidene Leute wie Livingstone und Mackay, welche ihr Leben und ihre Thätigkeit der Zivilisierung, Erziehung und dem Unterricht des Negers widmen, mehr zu bewundern, als irgend welches Genie. Die Wohnungen der Eingeborenen waren wenige Minuten von Mackay's Niederlassung in Gruppen um dieselbe herum zerstreut und diese selbst von dem See etwa eine halbe Stunde entfernt.

In Makolo versteht der Eingeborene schon Handel zu treiben. Häufig genug durchziehen Europäer mit Karawanen das Land,

die selbst das Wasser für einen allerdings geringen in Glasperlen bezahlten Preis kaufen müssen. Stanley liess hier, um seine Sansibarer zu entlasten, Stoffe und Glasperlen austeilen, die wir gegen Lebensmittel umtauschen sollten und zwar gleich für die Reise bis zur Küste für die Zeit von drei Monaten auf einmal. Mein Anteil für acht Personen war folgender: 2 Stücke Tromba von 58 Metern jedes, also zusammen 116 Meter, in einem ungefähren Werte von 6 Thalern gleich 27 Francs an der Küste; 5 1/2 Stück Terka, jedes von ungefähr 8 Metern, also zusammen 44 Meter, in einem ungefähren Werte von 5 1/2 Thalern gleich 24 1/2 Francs; 3 1/2 Stück Malaia oder Servietten von einem Quadratmeter, im Werte von ungefähr 7 Francs — alle diese Stoffe sind von gewöhnlicher Baumwolle —; 15 Dutzend Taschentücher von einem ungefähren Werte von 46 1/2 Francs. Demnach kam der Unterhalt der Karawane von Makolo bis zur Küste auf ca. 13 Francs pro Person und für unsere ganze Karawane, von der am Victoriasee nur noch 250 übrig waren, auf 3250 Francs zu stehen. Rechnen wir noch den Wert der Kauri und Glasperlen, die von Makolo ausgeteilt waren, im Betrage von etwa 200 Francs hinzu, so erhalten wir in runder Zahl als Gesamtausgabe für die Karawane die Summe von 3500 Francs. Nachdem die Verteilung geschehen war, blieben der Expedition noch einige Ballen übrig, die man gern los sein wollte. Zu diesem Zwecke wurde ein geradezu genialer Gedanke ausgeklügelt: Man bezahlte allen Beamten der Provinz vom Pascha bis zum letzten Soldaten ein halbes Monatsgehalt in Silber auf Rechnung der ägyptischen Regierung und gegen dieses Geld, das wir hatten, verkaufte man uns jene übrig gebliebenen Ballen, die man los sein wollte.

Unser Aufenthalt bei Mackay dauerte gegen zwanzig Tage. Wir waren sämtlich sehr ermattet und der Aufenthalt war uns zu unserer Erholung durchaus unentbehrlich. Da mir meine Träger sämtlich davongegangen waren, hatte ich nur noch meine drei treuen Diener, Bāb Allah, Ambar und Rihān, welche mein

für die Reise unentbehrliches Gepäck nicht allein tragen konnten. Bis dahin hatten die Sansibarer auf ihren Streifereien täglich eine Zahl Neger gebracht, die uns zum Ersatz für unsere Deserteure überlassen wurden. Dies Einfangen hatte den Sansibarern nichts weiter gekostet, als ihre Mühe beim Fangen, weshalb sie uns dieselben zu einem anständigen Preise, 6—12 Thaler pro Kopf, grossmütig überliessen. Aber seit Makolo war das nicht mehr möglich. In meiner Verlegenheit wandte ich mich an den Pascha, um durch seine Vermittelung von Stanley zwei oder drei Sansibarer zu erhalten. Dieser untersuchte meine Ballen, deren einer aus zwei schönen grossen Leopardenfellen bestand, die mit Gazellenhäuten gepolstert waren und mir als Bett dienten, und sagte dann, dass die Felle überflüssiges Gepäck wären; das beste, was ich damit thun könnte, wäre, sie an Mackay zu verkaufen. Ich erwiderte ihm, dass ich noch nie den Händler gespielt habe und dass, wenn Mackay sie haben wollte, ich sie ihm schenken würde.

Ich weiss nicht, weshalb diese harmlose Antwort ihn so gewaltig aufregte; er begann auf englisch zu schreien und Worte zu brummen, von denen ich übrigens kein einziges verstand. Als er sich etwas beruhigt hatte, willigte er ein, mir einen Eingeborenen als Träger zu geben; dank weiteren Nachforschungen fand ich schliesslich noch zwei andere, welche ich für fünf Thaler und Verpflegung pro Monat mietete. Sodann bat ich Emin Pascha, eines der beiden Leopardenfelle in meinem Namen Mackay zu überreichen, was mit Vergnügen angenommen wurde.

Von der Landschaft Usukuma, wo die englische Mission sich befand, bis hin zur Küste üben die Eingeborenen gleich den Wanjoro Tauschhandel aus, wobei eine gewisse Ordnung herrscht. Man ist nicht mehr auf die Grossmut der Eingeborenen oder auf den Boden angewiesen; es giebt keine Bananenwälder mehr, aus denen man sich verproviantieren, noch Felder, auf denen man seinen Hunger stillen kann. Hier verkauft der Eingeborene gegen Taschentücher, ein paar Meter Baumwollenstoff oder einige Glasperlen alle Produkte seines Landes an jeden Beliebigen, ist auch

bereit, seine Dienste gegen Bezahlung zu vermieten. Dank diesem Umstande ist die Reise von der Küste bis zum Victoria-Nyansa weder schwierig noch gefährlich, wenigstens so lange die Karawane durch ihre Menge die Eingeborenen nicht misstrauisch macht. Unsere zu grosse Karawane befand sich in diesem Fall; und dort, wo Dr. Junker und so viele andere mit wenigen Dienern durchgekommen sind, wurden wir von der ganzen Bevölkerung Usukuma's aufgehalten, die uns den Weg zu versperren suchte. Es entspann sich ein ernstliches Scharmützel, und zum ersten Mal glaubte die Expedition, ihr Maximgeschütz gebrauchen zu müssen. Bei dieser Gelegenheit benutzten die meisten unserer Träger die entstandene Verwirrung und liessen uns im Stich. Fünf oder sechs Tage lang setzten die Eingeborenen ihre Plänkeleien fort, indem sie uns von Zeit zu Zeit einen Pfeilhagel zusandten.

In der Landschaft Niamwesi holten uns die beiden Missionare Girault und Schynse ein, welche uns bis zur Küste begleiteten. Bei ihrer Ankunft bildete Stanley mit einigen unserer Neger eine Kompagnie, um die Kranken zu tragen, welche von jetzt an nicht mehr wie früher auf dem Wege zurückgelassen wurden. Es geschah freilich ein wenig spät, denn seit Kawalli war unsere Karawane auf etwa die Hälfte zusammengeschmolzen; wäre dieses menschliche Verfahren etwas früher in Anwendung gebracht worden, so hätte manchem Unglücklichen, der von dem Aequator weggeholt wurde, um gerettet zu werden, sein tragisches Ende im Urwalde oder unter wilden Stämmen erspart bleiben können.

Nach dem Angriff der Wasukuma zog die Expedition friedlich und in Etappen von 4—5 Stunden täglich weiter. Gegen Mittag machte das Gros der Expedition Halt, um am anderen Morgen gegen 6 Uhr wieder aufzubrechen. Gerastet wurde jedesmal bei einem Dorfe, wo wir uns die nötigen Lebensmittel verschaffen und Träger für die folgende Etappe mieten konnten.

Eines Tages bemerkten wir auf einige Kilometer vor uns eine Fahne im Winde flattern. Als wir näher kamen, unterschied ich die deutschen Farben und ich ahnte, dass es die Station

Umpapua sein sollte, von der mir Emin Pascha so häufig gesprochen hatte. Schon einige Tage vorher hatte Emin einen Brief von dem Major Wissmann, dem deutschen Reichskommissar für Ostafrika, erhalten, des Inhaltes, dass er selber nach der Küste habe zurückgehen müssen, aber den Hauptmann Schmidt in Umpapua beauftragt habe, ihn und die Seinigen zu empfangen, ihm alles zu verschaffen, was er brauchte und ihn bis an die Küste zu begleiten.

Seit Empfang dieses Briefes wurde Emin wieder aufgeheitert und mit einem Mal aufgeräumt und mitteilsam; er fühlte, dass die Prüfung vorüber war und dass er seine Unabhängigkeit und Würde endlich wiedergewinnen sollte. Seit Kawalli war ich selbst etwas Mysanthrop geworden und nur selten bei Emin geblieben; als er aber den Brief erhielt, liess er mich rufen, suchte mich zu ermutigen und drückte mir seine Hoffnungen aus: »Ich möchte nicht, dass Sie mich verlassen; Sie sind immer bei mir geblieben, in den Tagen des Glückes wie in den Tagen der Prüfung, und ich werde Ihre Dienste nie vergessen. Glauben Sie nicht, dass ich den Ssudān verlasse, weil ich mit Stanley mitgekommen bin, ich habe lange darin gelebt und denke, dass ich auch darin sterben werde. Ich glaube nicht, dass Sie in Aegypten eine leidliche Stellung finden werden, denn die Dinge müssen sich dort sehr verändert haben. Hier bei der deutschen Regierung werde ich sicher eine Stellung für Sie finden, so dass Sie stets mit mir zusammen bleiben werden. Ich habe jetzt einen guten und bekannten Namen, und wenn ich einmal werde sterben müssen, hoffe ich, dass mein Ruhm auf Sie übergehen wird. Ich werde allerdings nach Kairo gehen, aber nur um für die Beamten zu sorgen, welche uns begleiten. Ich werde dann hierher zurückkommen und Sie mitnehmen, aber unter anderen Umständen als jetzt.« Ich dankte ihm für seine gütigen Absichten und versicherte ihm, dass ich mich freuen würde, immer bei ihm bleiben zu können.

Die Station Umpapua liegt auf einer Höhe, welche eine grüne, von hundertjährigen Sykomorenfeigen und von einem

Bache mit klarem Wasser durchschnittene Ebene beherrscht. Sie hatte damals eine Garnison von 100 wohlbewaffneten und gut gekleideten Negersoldaten, die von vier deutschen Offizieren unter dem Befehl des Hauptmann Schmidt kommandiert wurden. Sie bestand aus einigen Häusern aus Mauerwerk, die von einem Wall aus losen Felssteinen umgeben waren. Die Aussicht von der Station erstreckt sich über einen weiten stets grünen Horizont. Da ein Offizier der Garnison erkrankt war, ging Emin Pascha in Begleitung des Dr. Parke zu ihm und pflegte ihn während unseres ganzen Aufenthaltes.

Die Landschaften Usagara, die wir in 15 Tagen durchzogen, und Usegua, welche die gleiche Zeit beanspruchte, sind reichgesegnete Gebiete, in denen vollkommene Sicherheit herrscht. Trotzdem ist die einzige von den deutschen Truppen besetzte Station Umpapua. Wenn es aber auch in den anderen Dörfern keine Garnison giebt, so weht die deutsche Flagge überall auf den Häusern der Häuptlinge, und dieser schweigende Repräsentant der Autorität genügt, um Ordnung und Ruhe zu erhalten. Die Bevölkerung von Usagara beschäftigt sich mit Ackerbau und Viehzucht ebenso gut wie mit Handel an die nach dem Innern ziehenden Karawanen; jedoch die hauptsächlichste Beschäftigung der meisten ist, sich an die zahllosen Karawanen als Träger zu vermieten. Ihr Handel ist nicht ausschliesslich Tauschhandel; sie kennen auch den Wert des Silbergeldes und gebrauchen hauptsächlich die Rupie und den Madjidithaler.

Nach dreitägigem Aufenthalt in Umpapua setzten wir in Begleitung des Hauptmann Schmidt unsere Reise nach der Küste fort. Als während einer Rast Schmidt und Stanley sich unterhielten, erschien der Vizegouverneur Osmān Latīf, um sich bei Stanley zu beklagen, dass seine Frau von dem Befehlshaber der Nachhut misshandelt worden sei. Diese in Schmidt's Gegenwart vorgebrachte Klage schien Stanley sehr zu ärgern, welcher seit diesem Tage den Befehl über die Nachhut selbst übernahm. Wenige Tage noch und wir gelangten nach Simba, wo am Ufer

des Kinganiflusses Major Wissmann der Expedition ein Fest gab, das für das Land, in dem wir uns befanden, geradezu grossartig zu nennen war. Noch ein kurzer Marsch brachte uns von dort am 4. Dezember nach Bagamoyo, wo die Karawane 4 Uhr Nachmittags mit entfalteter ägyptischer Fahne einzog, während ein Salut von 21 Kanonenschüssen sie vom Fort begrüsste.

Eine Stunde darauf versammelte Emin die ganze Karawane und teilte uns mit, dass er soeben zwei Depeschen erhalten habe, eine von Sr. Majestät dem deutschen Kaiser, der ihm zu seiner glücklichen Rückkehr aus Afrika gratulierte, und die andere von Sr. Hoheit dem Chedive mit denselben Glückwünschen für ihn und seine Beamten, sowie der Mitteilung, dass das vizekönigliche Schiff Manssūra mit allem Nötigen für die Karawane ausgerüstet zu seiner Verfügung stehe, um ihn nach Aegypten zu bringen. Wir alle freuten uns bei dem Gedanken, im Gefolge unseres Chefs nun endlich nach Aegypten zurückkehren zu können, als ein schrecklicher Unfall unsere Freude in Trauer verwandelte. Gegen 11 $^{3}/_{4}$ Uhr abends, gegen Ende des von Major Wissmann gegebenen Banketts, that Emin Pascha den fürchterlichen Sturz, der ihn länger als zwei Monate in Bagamoyo zurückhielt. Ich war sofort nach der Unglücksstätte geeilt, aber Emin war schon in das Hospital geschafft worden, wo niemand zu ihm gelassen wurde. Zwei Tage nach diesem traurigen Ereignis musste ich nach Sansibar gehen, und dort schiffte ich mich mit allen unseren Reisegefährten nach Aegypten ein, das ich am 14. Januar 1890 in Ssuēs erreichte.

SCHLUSS.

Unsere Karawane zählte bei dem Aufbruch von Kawalli mehr als 700, nach Stanley 550 Personen. Hierunter waren 178 ägyptische Beamte mit ihren Weibern und Kindern; der übrige Teil der Karawane bestand aus Negern beiderlei Geschlechts, Beamten, Offizieren, Soldaten, Dienern und Trägern. Bei unserer Ankunft in Sansibar waren wir kaum noch 200, wovon 96 Aegypter resp. ihre Familienangehörigen und etwa 100 schwarze Beamten und Diener, die aus Aequatoria gebürtig waren. Demnach haben von den 700 Personen, welche die Aequatorialprovinz mit Stanley verlassen haben, nur 200 die Küste erreicht, die anderen sind, abgesehen von etwa 250 Dienern, welche infolge schlechter Behandlung desertierten, tot oder krank unterwegs liegen gelassen worden. Im Folgenden gebe ich ein Verzeichnis der weissen Mitglieder der Karawane, welche die Küste nicht erreichten:

Wāssif Effendi (Kopte)	unterwegs	gestorben
Jussuf Fahmi	„	„
Ali Schamrūch	„	„
Mohammed Cheir	„	„
Ssolimān Abd el Rahīm	„	„
Die Frau El Hägga Um Osmān, die Mutter des Vizegouverneurs	„	„
Asīsa, die Tochter Hassan Agha's	„	„

Thomas Effendi (Kopte)	krank zurückgelassen
Ibrahīm Alham	,, ,,
Ahmed Ibrahīm	,, ,,
Ibrahīm Tāhir	,, ,,
Abd el Wāhid Maklad	,, ,,
Ibrahīm Telbās	,, ,,
Mohammed Ruschdi	,, ,,
Mohammed Mutlak	,, ,,
Mohammed Hamad	,, ,,
Hawāri Gamā	,, ,,
Hamdān Ahmed	,, ,,
Mahbūb Ibrahīm	,, ,,
Mohammed Arabi	,, ,,
Mohammed Emīn	,, ,,
Fattūma Bint el Schēch	,, ,,

Hierzu müssen noch 80 Prozent der Kinder, fast alle von schwarzen Müttern, gerechnet werden.

Es ist klar, dass eine Reise wie die unsrige vom Albertsee bis an die Küste wirkliche Schwierigkeiten bot; jedoch ebenso gewiss ist, dass, wenn die Expedition unserer Retter unsere Karawane vom Chef an bis zum letzten Träger nur für etwas mehr als eine Viehherde angesehen hätte, unser Exodus nicht so verhängnisvoll geworden sein würde. Während der ganzen langen Reise fehlten uns Lebensmittel an keinem Tage, folglich können unsere Verluste nicht auf Rechnung des Hungers gesetzt werden. Auch die Eingeborenen thaten uns wenig Schaden; die, welche durch ihre Hände umgekommen sind, können gezählt werden. Es sind: Wekīl, Casati's Diener, der Soldat Fadl, der durch Stanley's Schuld von den Eingeborenen verstümmelt und getötet wurde, und zwei andere Diener. Demnach war der einzige Feind, der unsere Reihen derart gelichtet hat, die Strapazen und ihre Folgen, die Krankheiten. Wenn man die Zahl der desertierten Diener abzieht, reduziert sich die Ziffer unserer Karawane auf ungefähr 450. Nun ist sicher, dass in einer Zeit

von acht Monaten von 450 Personen 250 an gewöhnlichen Krankheiten nicht hätten sterben können, wenn sie nur die mindeste Pflege bekommen hätten und nicht statt dessen mit Peitschenhieben vorwärts getrieben worden wären. Wenn die Leute von Aequatoria das hätten voraussehen können, würde weder Ueberredung noch Gewalt sie zur Abreise haben veranlassen können. —

Nach den neuesten Nachrichten, welche einige im Juni 1892 nach Kairo zurückgekommene Soldaten gebracht haben, ist Fadl el Mūla Agha el Amīn mit 400 Soldaten und deren Familien, zusammen etwa 3000 Seelen, in der Gegend der alten Aequatorialprovinz geblieben und hat sich in Landu am Ufer des Albertsees niedergelassen. Die Partei Sselīm Mattar's, im ganzen 10000 Seelen, wovon 900 gutbewaffnete Soldaten, hat die alte Provinz verlassen, sich dann einige Zeit in Unjoro aufgehalten und sich schliesslich im Herzen von Uganda festgesetzt, wo sie jetzt im besten Einvernehmen mit den Eingeborenen lebt. —

Die Blicke Europas sind heutzutage auf Afrika gerichtet. Es ist sicher, dass dies jungfräuliche Land, das der Menschheit einst im hohen Grade nützlich werden kann, des Interesses und der Aufmerksamkeit nicht unwert ist. Wir glauben deshalb den Blick auf einen Punkt hinlenken zu sollen, welcher dazu berufen ist, eine Hauptstätte der zivilisatorischen Thätigkeit Europas zu werden. Es ist das Land zwischen dem Albert-, Eduard- und Victoriasee, d. h. das Gebiet von Unjoro und Uganda. Von der Küste zum Victoriasee existiert eine gebahnte und begangene Verbindungsstrasse, die leicht und sicher ist, eine alte Handelsstrasse. Von Kairo nach Ladó existiert eine weitere Verbindungslinie, der Nil, die früher oder später wieder geöffnet werden muss. Heutzutage findet sich mehr als je das einzige Bindeglied in dieser ungeheuren zukünftigen Strasse durch Afrika in dem Gebiet von Uganda und Unjoro. —

Die Lage des ägyptischen Ssudān ist gegenwärtig tief betrübend. Die Völkerschaften sind geknechtet und entmutigt, die Mahdisten selbst haben den Enthusiasmus der ersten Zeit völlig

verloren und folgen der Sache, zu der sie blindlings übergegangen waren, nur noch resigniert, da sie in der kritischen Lage der Gegenwart keine Hülfe und keine Hoffnung mehr sehen. Seitdem sie nicht mehr die ägyptischen Truppen zu bekämpfen und nichts mehr zu plündern haben, und nachdem das Land durch ihre Barbarei verödet ist, fangen sie an, sich unbehaglich zu fühlen und vom Mahdismus sich loszusagen. Da der Ackerbau fast vollständig verschwunden, der Handel vernichtet und die Beute verzehrt ist, sind die Mahdisten in eine schwierige Lage geraten, welche sie ihre Verirrung bereuen lässt. Mohammed Ahmed war nicht mehr da, um aufzubauen, nachdem er zerstört hatte, und der Chalife Abdallah ist zu wild und grausam, um Frieden und Gedeihen schaffen zu können.

Als es keine Ungläubigen mehr zu bekämpfen gab, wurde Darfūr angegriffen und das Land des Ssultān Jussuf verheert und ausgeplündert. Als es keinen Feind mehr gab, begann der Starke den Schwachen auszuplündern. So pflegte der Chalif irgend einem Stamm zu befehlen, nach El Búka'a (Um Durmān) überzusiedeln. Ein solcher Befehl bedeutete den Untergang, was alle wussten. Gehorchte der Stamm und siedelte er nach Um Durmān über, so wurde er ruiniert, zu Gunsten (wie ihm gesagt wurde) seiner Brüder, welche für die Religion im Felde standen und welche sie unterhalten mussten. Machte aber der Stamm auch nur Miene, sich zu weigern, so wurde eine Horde der Getreuen von Um Durmān gegen ihn losgelassen, der arme Stamm als Feind behandelt, ausgeplündert und niedergemetzelt. Die Stämme, welche diese Behandlung der Reihe nach erfuhren und fast gänzlich ausgerottet wurden, sind sehr zahlreich. Wir wollen uns aber begnügen, nur die wichtigsten anzuführen.

In Ssennār:

Der Stamm Abu Rōf, welcher 50000 Seelen zählte; gegenwärtig sind etwa noch 100 übrig.

Der Stamm Refāa el Schark el Hamada, welcher etwa 50000 Seelen stark war; Häuptling war Walad Abu Ginn.

Der Stamm Aggalīn, 10000 Seelen stark; Häuptling Ahmed Walad Abu Ssabūn.

Der Stamm Kauāhla, Häuptling Schēch el Abeid, 15 000 Seelen stark.

In Schaka:

Der Stamm Rabeitāt, Häuptling Madibbu; gegenwärtig nur noch ein ganz kleiner Rest übrig.

In Chartūm:

Der Stamm Dabbanīje, Häuptling Mahmūd Walad Seid; ehemals 40000 Seelen stark, gegenwärtig nur 10 Personen übrig.

Der Stamm Schukrīje, Häuptling Walad Abu Ssinn; ehemals 80 000 Seelen stark, wurde wegen seiner Treue gegen die Regierung vollständig ausgerottet.

Der Stamm El Homrān, Häuptling Awād Walad Eghein, 20 000 Seelen stark.

Der Stamm Battahīn, Häuptling Walad Bereir, 10 000 Seelen stark.

In Berber:

Der Stamm Gehemāb, Häuptling Ali Baschīr; ehemals 10000 Seelen stark, gegenwärtig der Häuptling allein noch am Leben.

Schliesslich noch die kleinen Stämme Manassīr, Manssurāb, Ireāb, Nasseāb, Amrāb, Aliāb u. s. w.

In der Provinz Berber existiert nur noch der grosse Stamm Gaālīn, dessen Treue dem Chalifen sehr verdächtig ist, und der Stamm Kammalāb; ausser diesen nur noch wenige Ueberreste der vernichteten Stämme.

In Tāka:

Der Stamm Halanga mit dem Häuptling Walad Mohammed Ela.

In Kordofān:

Der Stamm Kababīsch, dessen Häuptling Ssāleh Bey Wad Ssālim war; es war dies der bedeutendste Stamm von ganz Kordofān, der gegen 100 000 Seelen zählte, und ist jetzt fast vollständig vernichtet.

Die Macht der Mahdisten beschränkt sich gegenwärtig auf die Stämme der Baggāra von Darfūr und Kordofān, hauptsächlich die Baggāra Homr, Baggāra Hamar, Habbanīje Hauāsme, Maalīje, Resaikāt, die Stämme Saiadīje und Taaischa von Darfūr, einige wenige Danākla, Gaālīje, Hadendoa u. s. w. Die wichtigsten von ihnen sind die Taaischa, welche mit den Basinger (Negersoldaten) und den Bahhāra (Jäger[1]) die Hauptstütze des Chalifen bilden. Die Basinger sind Negersklaven, welche den Beduinen gehörten und die Kämpfe ihrer Herren ausfochten. Es sind die gefährlichsten Krieger der Mahdisten, welche letztere mehr als einmal ohne sie geschlagen worden wären.

Die Streitkräfte des Chalifen bestehen aus sechs Korps, welche zusammen etwa 60 000 Mann stark sind. Das erste Korps, etwa 20 000 Mann stark, steht unter dem Befehl von Osmān Adam Gano in Darfūr; das zweite, etwa 15 000 Mann stark, wovon ein Drittel alte ägyptische Soldaten, die beiden anderen Baggāra und andere Beduinen von Kordofān sind, steht unter dem Befehl von El Saki Tamal in Galabāt, um jede Ueberraschung von Seiten der Abessynier zu verhüten. Das dritte Korps, etwa 6000 Mann stark, steht unter dem Befehl von Ssaīd Mohammed Sughal in der Provinz Dongola; das vierte Korps, etwa 5000 Mann stark, steht in Ssaras bei Wadi Halfa; das fünfte, etwa 4000 Mann stark, abgesehen von den Hadendoa, deren Treue durchaus verdächtig ist, steht zwischen Ssuākin, und Tokār; das sechste schliesslich in Um Durmān ist etwa 10 000 Mann stark und steht unter dem direkten Kommando des Chalifen. Ausserdem stehen noch einige Tausend Bahhāra, Danākla u. s. w. unter dem Befehl Osmān Arbābs, des früheren Oberschreibers der Provinz, in Ladó. Dieses Korps wurde erst kürzlich von dem Chalifen infolge der Spaltung zwischen ihm und dem Sohne des Mahdi dorthin geschickt, um die Bahhāra und Danākla los zu werden, da sie Anhänger des Sohnes Mohammed Ahmed's sind.

[1]) Jäger aus dem Bahr el ghasāl. B. M.

Alle wichtigen Städte des Ssudān sind vollständig zerstört worden: Chartūm, Ssennār, Walad Madani, Massallamīje, el Obeid, Bara, Refāa, Abu Harās, Karkōg, Galabāt, Gadāref, Kassala, Chatmīje, Berber, Schendi, Matamme, Dāmer existieren nicht mehr, höchstens findet man auf ihrer Stelle einige schmutzige Hütten. Die Ufer des Stromes, welche früher in einer Breite von mehreren Kilometern angebaut waren, liegen brach, und kaum bemerkt man dann und wann ein kleines bebautes Ackerstück. Wenn der Acker auch der Bevölkerung gehört und die Derwische nicht ihre Pferde darauf weiden lassen, so können die Besitzer kaum so viel von der Ernte retten, um ihr Leben davon zu fristen. Ist die Ernte eingebracht, so erscheinen die Derwische, um mit dem Eigentümer zu teilen, eine Teilung, welche an die Fabel vom Löwen erinnert. Der Derwisch nimmt zunächst ein Fünftel der Ernte als Gebühr für das Beit el Māl. Ein anderer Teil der Ernte muss als Bezahlung für den Transport der Gebühr des Beit el Māl nach Um Durmān dienen. Der vierte Teil von dieser Gebühr an das Beit el Māl und des Betrages für den Transport desselben muss den Derwischen als ihre Gebühr für die Steuererhebung gezahlt werden, ganz abgesehen von dem, was die Derwische beim Eintreiben der Steuer für ihren Unterhalt gebrauchen, der die arme Bevölkerung gewöhnlich vollständig zu Grunde richtet. Bisweilen schickt der Chalife schon vor der Ernte seine Taaischa zu der Bevölkerung, um sie mit ihren Familien und Tieren unterhalten zu lassen. Da diese Gäste natürlich sehr gefährlich sind, so bitten die Leute den Chalifen oder seine Stellvertreter gewöhnlich, sie von dieser Einquartierung zu befreien, wofür sie gleich im Voraus die Hälfte ihrer Ernte abtreten. Wenn durch irgend einen Zufall die Ernte zerstört ist, so giebt es für den Ackerbauer keine Entschuldigung mit höherer Gewalt; er muss sich irgendwie die Mittel zur Befriedigung seines despotischen Gläubigers verschaffen, die gewöhnlich die Hälfte der Ernte betragen, falls sie geraten wäre. Wenn sich Einer erlaubt, Handel zu treiben, muss er ganz im Geheimen daran gehen

und sein Vermögen sorgfältig verstecken, widrigenfalls man ihn verhaftet und die Hälfte desselben als Anleihe einzieht; fordert er die Rückzahlung, dann wird ihm bedeutet, dass er das Geld für Gottes Sache zu opfern habe. Dasselbe geschieht mit Demjenigen, welcher einige Heller besitzt und man sie bei ihm entdeckt; stets konfisziert man für Gottes Sache und zum Unterhalt der Brüder, welche für die Religion kämpfen. Wehe dem, der sich widerspenstig zeigt; er wird sofort für einen Ungläubigen und Feind Gottes erklärt und samt seiner ganzen Familie hingerichtet und sein Eigentum konfisziert.

Das Getreide, welches von Faschoda nach Um Durmān geschafft wird, muss zunächst einen Eingangszoll für das Beit el Māl zahlen, der 50 Prozent in natura beträgt. Sodann wird die Ware nolens volens an die Taaischa, das Ardebb für 6 Thaler, verkauft und diese letzteren verkaufen es dann im Kleinhandel an die Einwohner mit 72 Thaler.

Der Chalīfe Abdallah und sein wenig zahlreicher Anhang, die Baggāra und Taaischa, haben den Mahdismus so verhasst gemacht, dass bei dem Vormarsch einer ägyptischen Armee alle Stämme sofort zu ihr übergehen und sich von dem Regime lossagen würden, das sie zu Grunde richtet.

Die letzten Flüchtlinge von Um Durmān haben ein Lied mitgebracht, welches die Bevölkerung des Ssudān singt, obwohl es der Chalife bei strengster Strafe verboten hat. Von diesem Liede, welches die Gesinnung der Ssudanesen zeigt, habe ich nur die ersten beiden Verse behalten:

Ja baba el Negūs ja Inglīs alfūna.
Ehna welād ferāsch misl el harīm aslūna.

»O Vater Negūs,[1]) o Engländer rettet uns.
Wir waren Söhne von Königen und jetzt sind wir geworden wie Weiber.«

[1]) Der Herrscher von Abessynien. B. M.

Der unerhörte Despotismus, der im Ssudān herrscht, hat das Land völlig zu Grunde gerichtet. Niemand wagt mehr den Acker zu bauen, noch Handel zu treiben, weil er befürchten muss, dass die Frucht seiner Arbeit den mahdistischen Räubern zur Beute wird. Mit einem Wort: Der Ssudān leidet und stirbt, indem er einen letzten Blick nach Aegypten richtet, von wo allein er auf Rettung hofft. —

Index.

A.

Aba, Insel. I., 90. 93. 182. 183. 185. 186. 187. 188. 189. 190. II., 9.
Ababde. I., 118.
Ababua. I., 62.
Abaja, Stamm. I., 59.
Abaka, Stamm. I., 59.
Abarambo, Stamm. I., 62.
Abbās Pascha, Chedive von Aegypten. I., 139. 142. 159.
Abbate Pascha, Dr. I., 142.
Abdallah Agha el Abd. I., 103. II., 150.
Abdallah Agha Nemeir. II., 23.
Abdallah, Chalife, Nachfolger des Mahdi. II., 241. 245.
Abdallah el Tarabīschi. II., 211.
Abdallah, Emir. II., 3.
Abdallah Mansal. II., 145. 159. 168. 182.
Abdallah Walad Mohammed Chalife. I., 221, 222.
Abd el Bāssit. I., 197.
Abd el Dāïm. II., 182.
Abd el Gabbār. II., 60. 102.
Abd el Kader. I., 210.
Abd el Kader Abu Hassana, Schēch. I., 214. 216. 219.
Abd el Kader Pascha. I., 8. 85. 93. 94. 95. 192. 193. 195. 196. 197. 198. 203. 204. 206. 212.
Abd el Latīf Pascha. I., 139. 158. 159.
Abd el Rahmān. II., 84. 88. 127.
Abd el Regāl. II., 102. 103.
Abd el Ssalām. I., 120.
Abd el Wahhāb Tal'at. I., 104. 107. 108. II., 23. 24. 38. 52. 60. 108. 114. 141. 155. 156. 157. 160. 163. 164. 172.
Abd el Wāhed Meklad. I., 112. II., 172. 239.
Abd el Wāhid. II., 223.
Abdullah, Chalife. I., 214. Abdallah Chalife.
Abdullah Agha Nemeir. I., 41. 113. s. Abdallah Agha Nemeir.
Abdullah Bakri. I., 183.
Abdullah Gharbaui. II., 28.
Abdullah Wad Daf'allah. I., 192. 199.
Abessinien. I., 140. 220.
Abramo. I., 62. 66. 67. 68.
Abu Angar, Emir. I., 222.
Abu Beidān el Gasār. I., 158.
Abu el Ssēūd. I., 182. 195.
Abu el Ssēūd Bey el Akkād. I., 189. 190. 191.
Abu Hamed. I., 153, 160.
Abu Harās, in Sennar. I., 192. 193. 194. 201. II., 244.
Abu Kaja, Stamm. I., 59.
Abu Karga, Emir. I., 210.
Abu Keräa. s. Balula. I., 90.
Abu Nachra, Station. II., 194.
Abu Rōf, Schēch. I., 200. 210. 216.
Abu Rōf, Stamm. II., 241.
Abu Schōk, Ort. I., 194.
Abu Schōka. I., 213.
Abu Ssala'a. I., 55.
Abu Ssinn, Schēch. I., 204.
Abu Ssinn Hamed Duda. I., 208.
Adam. I., 187.
Adam Pascha. I., 166.
Adla. II., 225.
Aegypten. I., 3. 83. 84. 120. 139. 140. 141. 156. 158. 159. 160. 161. 162. 163. 165. 166. 169. 170. 173. 174. 176. 181. 211. 212. 214. 223. II., 52. 84. 106. 134. 151. 159. 235. 237. 246.
Aequator. I., 16. 20. 21. 23. 36. 38. 39. 81. 94. 101. 117. II., 36. 52. 54. 56. 57. 66. 106. 108. 123. 157. 164.

165. 181. 190. 202. 205. 213. 214. 220. 224. 225. 230. 234.
Aequatoria, Aequatorialprovinz.
Aequatorialprovinz. I., 1. 3. 7. 13. 16. 21. 24. 27. 34. 35. 37 38. 39. 40. 41. 42. 43. 53. 57. 61. 64. 74. 75. 78. 80. 83. 85. 86. 90. 94. 111. 116. 122. 167. 168. II., 2. 28. 31. 33. 56. 57. 125. 127. 134. 162. 185. 186. 189. 213. 216. 220. 238. 240.
Affard, Station. I., 59.
Afrika. I., 1. 54. 86. 138. II., 57. 65 69. 74. 81. 85. 143. 231. 237. 240.
Agar, Stamm. I., 57.
Agawu, Station. I., 27.
Aggalīn, Stamm. II., 242.
Agoy, Häuptling. I., 54.
Ahmed el Barrād II., 177. 187. 201. 202.
Ahmed Agha Hamed. II., 115. 116 123.
Ahmed Bey Daf'allah. I., 206.
Ahmed Bey Ibrahīm. I, 38 40 41. II., 13. 177.
Ahmed Biri. II., 81. 82. 83. 85. 86.
Ahmed Dinkaui. II., 150. 182.
Ahmed Dongolaui. II., 181.
Ahmed Efendi Rāif. I., 104. II., 4. 52. 60. 98. 108. 109. 177.
Ahmed Ibrahīm. II., 239.
Ahmed Mahmūd. I., 17. II., 38. 41. 52. 54. 56. 141. 152. 156. 157.
Ahmed Pascha. I., 139. 158.
Ahmed Rēūf. II., 160.
Ahmed Walad Abu Ssabūn. II., 242.
Ahmed Walad el Mukāschif. I, 200. 203.
Ajak, Station. I., 59. 85. 87. 88. 89. 105. 106. 107. II., 34.
Ajūb Iskandar. II., 209. 121.
Ajūb Pascha. I., 161
Akka, Zwerge. I., 9. 61. II., 27.
Alā el Dīn Pascha. I., 206.
Albertsee. I., 42. II., 56. 58. 68. 71. 89. 94. 98. 104. 132. 222. 239. 240.
Alexandrien. I, 19.
Alexandranil. II., 224.
Aliāb, Stamm. II., 242.
Ali Agha Gabūr. I., 105. II., 123. 124. 144. 155. 159. 163. 164. 166. 172. 182.
Ali Baschīr. II., 242.
Ali Bey (Lutfi) Abu Koka. I., 192. 194.
Ali Bey Scherīf. I., 206
Ali Efendi Asmi. I., 190.
Ali Efendi Sserāg. I., 20.
Ali Fadli Pascha. I., 165.
Ali Karkutli. II., 26.
Ali Pascha Kako. I., 139. 159.
Ali Pascha Sebastopol. I., 159. 162.
Ali Schamrūch. II., 159. 182 230 238.
Ali Ssīd Ahmed. I., 107. 111. 112. II., 11. 39. 59. 116. 209. 211.
Ali Walad Mohammed. I., 221.
Aluba. I., 207.
Amadi. I, 85. 90. 91. 215. II., 9 12. 21. 22. 26 28. 29. 30 32. 34. 35. 36. 37. 38 39. 41. 42. 43. 46. 47. 48. 49. 57. 128. 156.
Ambar. II., 160. 229. 232.
Amerika. II, 212.
Amīna. II., 130.
Amira. I., 53.
Amiru, s. Lango.
Amrāb. II., 242.
Anfina. II., 42. 56. 59. 61. 62. 63. 64. 65. 68. 77. 112.
Anzia, Station. I, 64.
Arabi (Pascha). I., 94. 196. 206. II., 84.
Arabien II, 90.
Araga. II., 109. 110. 111. 112
Arākel Bey. I, 162. 164.
Arif Nadīm. II., 163.
Asanga. I., 64. 65. 68. 69. 70. 71. 72. 100.
Asien. II., 212.
Asīsa. II., 238.
Asrael. I., 187.
Assar el Nabi. I., 120.
Assuān. I., 140. 162.
Atmūr Gabra. I., 162.
Atrusch. II., 22.
Atwot, Stamm. I., 57.
Auād Abdallah. II., 3. 4. 6. 7.
Auād el Kerīm Abu Ssinn. I., 204. 205.
Auād el Kerīm Walad Kafud. I., 220.
Aulād Gabusch. I., 121. 194.
Awād Walad Eghein. II, 242.

B.

Bāb Allah. II., 232.
Babedongo. II., 71. 74. 84. 88. 187. 188. 190.
Bachīt Agha Barghūt. II., 26. 33. 68. 133. 145. 146. 159. 168. 182.
Bachīt Bey. I., 85. 95 96. 97. 98. 99. 100. 103. 104.
Bachīt Bey Batraki. I., 94. 96.
Bachīt, Schēch. II., 159. 182.
Badarīje. I., 193.
Badēin. I., 7. 27. 41. 45. 108. II., 38. 39. 49. 116. 159.
Baderīja. I, 194.
Bagamojo. II., 139 231. 237.
Bagere. II., 188.

Baggāra. I., 117. 120. 121. II., 243. 245.
Baggāra Hamar. II., 243.
Baggāra Homr. I., 121. 193. II., 243.
Baggāra Sselīm. I., 210.
Bahhāra. II., 243.
Bahr el abjad. I, 44.
Bahr el ghasāl. I., 24. 34. 38. 42. 50. 57. 62. 64. 66. 82. 89. 106. 107. 108. 111. 114. 116. 117. 122. 173. 220. II., 2. 5. 17. 19. 22. 26. 48.
Baker Pascha. I., 8. 24. 38. 40. 44. 112.
Bajuda-Wüste. I., 163.
Balula. I., 105. 113.
Bambaland. I., 65.
Banassura. II., 71. 76. 82. 88. 99. 101. 102. 103. 130. 131. 204. 217.
Bandje. I., 62.
Bangedi I., 65.
Bara. I., 188. 192. 194. 204. 205 II., 243.
Bari. I., 25. 27. 43. 45. 46. 47. 48. 49. 50. 51. 53. 55. 75. 105. 111. II., 1. 49. 224.
Barr el Rīf. I., 220.
Baschāgra. I., 122.
Bassili. I., 168.
Bassīli Bochtor. II, 4. 59. 177. 214.
Battahīn I., 120. II., 242.
Beffo. II., 24. 49.
Belāl Dinkaui. II., 159.
Belāl Scharkaui. II., 146. 147. 148.
Belu, Stamm. I., 57.
Beni Abbās. I., 116.
Beni Amr. I., 117. 119.
Bensa. II., 146.
Berber, Stadt. I., 1, 4. 5. 34. 93. 118. 119 122. 133. 140. 143. 151. 162. 166. 204. 210. 211. 215. 220. II., 242. 244.
Berged. I., 122.
Berlin. I, 25.
Bescharīje. I., 116. 118.
Bir Moho Bey. I., 4.
Birindji Soghaijar. I., 64.
Birri I, 214.
Bodo, Fort. II., 133.
Boki, Häuptling. II. 71. 73. 94. 112. 120. 129. 177.
Bonny. II., 186. 187.
Bōr, Station. I., 1. 9. 11. 12. 14. 23. 24. 40. 41. 43. 44. 45. 75. 77. 79. 92. 96. 108. 109. 111. 113. II., 13. 17. 23. 24. 25. 38. 40. 41. 49.
Bora. I., 12. II., 175. 176.
Bordein. I., 91.
Bufi. I., 59. 87.
Bugere. II., 184 186. 189. 190. 194. 196. 205. 210.
Bula Matari. II., 187.
Bussati Bey Madani. I., 93. 161. 168.
Butrus Sserkīs. I., 94.

C.

Cairo s. Kairo
Cango, Dorf I., 85.
Carota, Station. I., 42.
Casati I., 1. 7. 64. 72. 85. 87. 97. 101 104. 105. 107. II., 10. 17. 22. 45. 70. 71. 98. 106. 107. 108. 112. 113. 114. 115. 118. 119. 120. 121. 122. 124. 127. Casati von den Negern verfolgt 128. 129, seine Rettung durch Emin 130. 131. 132. 133 136. 137. 140. 142. 155. 157. 159. 161. 162. 165. 166. 167. 169. 172. 174. 177. 181. 182. 183. 184. 185. 187. 188. 189. 190. 192. 196. 197. 198. 209. 213. 217. 220. 222. 239.
Central-Afrika. I., 54. II., 90. 224.
Chadra. II., 214
Chālid Pascha I., 158.
Chalīl. I., 27. II, 153.
Chalīl Agha. I., 19. 20.
Chalīl Efendi. I., 24.
Chalīl Efendi Wassim. I., 15. 16. 40.
Chamssīn. I., 5.
Chartūm. I., 1. 4. 5. Lage von Chartūm 6. 7. 9. 12. 13. 19. 20. 22. 28. 34. 35. 36. 38. 39. 77—79 81. 84. 85. 86. 89—95. 97. 98. 100. 104. 107. 108 109. 110 114 bis 116. 119. 120. 122. 124. 133. 141 bis 144. 153. 157 bis 164. 166. 167. 168. 172. 173. 175. 181. 182. 183. 186. 187. 189. 191. 192. 193. 195. 197. 201. 202. 204—206. 211 212. Chartūm belagert 213. 214. die Lage verschlimmert sich 215 Fall von Chartūm 217. 218. 219. 223. II., 2. 5. 8. 9. 11. 52. 80. 84. 85 155. 200. 242. 244.
Chatir Efendi. I., 161.
Chatmīje. II., 244.
Chatt el istiwā. I., 50.
Cheir Allah Hamed. II., 29. 30.
Cheria. I, 72.
Chōr Abu Kerah. II., 38 39.
Chōr Aju. I., 45. 50. 108. II, 41. 43. 51. 52. 53. 54. 140. 149. 153. 159. 168. 172.
Chōr el Tīn. II., 54.
Chōr Galūba. I., 60. 61.
Chōr Kaffu. II., 105.
Chōr Timssāh. I, 89.
Churschīd Tāhir. II., 130.
Chutarīje. I., 8. 25. 40. 64. 66. 72. 74. 75. 76.

82. 85. 94. II., 19. 22. 23. 30. 107. 110. 119. 174. 176.
Congo, Fluss. I., 61. II., 127. 133. 135. 222.
Constantinopel. I., 17. 18. 19.

D.

Dabbanīje. I., 122. II., 242.
Dabbené. I, 85. 95. 104.
Dāmer. II., 244.
Danākla. I., 40. 75. 85. 86. 88. 92. 93. 99. 117. 118. 122. 192. 210. II., 28. 107. 128. 243.
Dango, Dorf. I., 61.
Dango-Kebīr. I., 61.
Dante. I., 18. II., 214.
Dara. I., 173. 193. 208. 209. 210. 215.
Dār Bāti. I., 121. 194.
Darfūr. I., 7. 20. 117. 122. 161. 166. 167. 173. 192. 193. 204. 208. 209. 210. II., 26. 241. 243.
Dar Gauād. I., 194.
Dar Gawād. I., 121.
Dar Hamar. I., 121. 193.
Dar Nehīla. I., 194.
Dār Neila. I., 121. s. Dar Nehila.
Dauwa. II., 187. 191.
Defallah Abu Regāja. I., 88.
Degein. I., 192.
Dimitri. I., 34.
Dinka. I., 9. 10. 11. 12. 43. 44. 45. 51. 54. 57. 58. 75. 82. 88. 105. 106. 107. II., 17. 27. 180. 193. 227.
Dinka Elsagiha I., 57.
Djadīn Agha. II., 140. 144.
Djange, s. Dinka.
Djuaja. II., 151.
Domat el Teleb. I., 194.
Dongo. I., 59.
Dongola. I., 116. 118. 122. 140. 143. 151. 162. 182. 214. 216. 218. 219. 220. II., 243.
Duēm. I., 197. 204. 206 211.
Dufilé. I., 2. 29. 42. 43. 45. 50. 53. 74. 75. 77. 79. 105. 108. 109. 113. II., 11. 21. 24. 25. 38. 39. 41. 42. 43. 44. 45. 48. 50. 51. 53. 54. 55. 64. 68. 107. 124. 125. 140. 143. 144. 146. 149. 150. 152. 153. 158. 159. 160. 161. 168. 170. 172. 174. 175. 176. 177. 178. 180. 181. 182.

E.

Earle. I., 218.
Ebeid, Schēch. I., 214.
Eduardsee. II., 211. 218 221. 240.
Eid el Nebeik. I., 192. 194.
El Abeid, Schēch. II., 242.
El Alali. I., 200.
El Arīsch. I., 3.
El Asab Agha. I., 87.
El Bereir. I., 211.
El Birke. I., 204. 207. 208.
El Bogra. I., 202.
El Boka'a el Tāhira. II., 2.
El Búka'a. II., 241.
El Dakrūri. I, 192.
El Ebējed (El Obeid). I., 121.
Elew, Schēch. I., 223.
El Fāscher. I., 122. 204. 209. 210. 215.
El Fung. I., 116. 118.
El Gabalein. I., 210.
El Gabsch. I., 183.
El Ghidiāl. I., 121.
El Ghodiāt. I., 121. 194.
El Gōk Muchtār. I., 59.
El Haba. I., 194.
El Hägga Um Osmān. II., 238.
El Haikūta. I., 119.
El Hakīka. I., 18. 19.
El Hemrān, Landschaft. I., 119.
El Hira, Dorf. I., 200.
El Homrān. II., 242.
Elias Bey. I., 162.
El Kiteina. I., 203. 213.
El Maalīje. I., 122.
El Mak. I., 118.
El Malek el Gahmān. I., 118.
El Malik Jussuf. I., 192. 201. 202.
El Mesrīje. I., 122.
El Mohammadīje. I., 120.
El Mongel Arbat. I., 118.
El Nemeir. I., 200.
El Obeid I., 116. 121. 159. 182. 188. 193. 194. 204. 205. 206. 207. 208 214. 215. 222. II., 244.
El Rāb. I., 207.
El Rawawka. I., 121.
El Reseikāt. I., 122.
El Saki Tamal. II., 243.
El Schalk. I., 192. 200.
El Schebudenāb. I., 119
El Tajāra. I., 192. 195.
El Taijib. I., 182.
El Tāka. I., 119. 122. 158. 173.
Embābeh. I., 7.
Emin Efendi. I., 20. 39.
Emin Bey (Pascha) I., 1. 2. 3. 8. 13—17. 23. 24. 25. 27. 30. 32. 38. Emin von Gordon zum Generalgouverneur von Aequatoria erhoben 40. 41. 42. 54. 61. 64. 74. 77. 78 79. 81. 83 bis 114. 182. 191. 193. 223. II., 1—24. 26. 29. 30. 35. 36—60. 63. 64. 65. 68—73. 78. 80. 82. 86. 97. 99. 100. 102—112. 114. 115. 117—120. 123. Emin zum Pascha ernannt 124. 125. 126. 127. 129. Emin rettet Casati 130. 131—134.

136—146. Emin und die aufständischen Soldaten 147. 151. Emin in Dufilé gefangen 153. 155—157. 160—167. 169. 170. 171. Emin freigelassen 172. 174. 175. 176. 177. 180 bis 192. 194—199. Emin von Stanley zum Aufbruch gezwungen 200. 201. 202. 206. 209 210—213. 215. 216. 218. 219. 220. 222. 226. 228. 229. 231. 233. 235. 236. Emin in Bagamoyo 237.
Emin Efendi, Dr. I., 20.
England. I., 22. 78. 216. II., 9. 119. 138. 185.
Esne. I., 214. 220.
Essuār el Sahab. I., 182. 187. 188.
Eucalyptus globulus. I.,31.
Europa. I., 69. 119. II., 64 65. 108. 129. 207. 212. 240.

F.

Fabbo. I., 53. II., 68. 120. 150.
Fachri. I., 23. 24.
Fadassi. I., 204.
Fadjellu. I., 59.
Fadibek. I., 27. 42. 43. 54. 55. 57. 74. 75. 77. 79. 96. 105. 109. II., 42. 68. 119.
Fadl el Mūla. II., 228, 239.
Fadl el Mūla el Amīn. II., 140. 149. 150. 151. 152. 155. 156. 159. 161. 163. 165. 173. 182. 183. 187. 189. 204. 240.
Fadl Hindi. II., 127. 128. 129.
Fadulli. II., 68.
Fakango. II., 60. 61.
Faloro. I., 105. 109. 111. 113. II, 68. 120.
Famka. I, 204.
Fanagura. II., 68.
Farabogo. II., 68.
Faradjok. I., 26. II., 68.
Farag Aghā El Gōk. I., 103. II., 167. 168.
Farag Dinkaui. II., 159. 172.
Farag Jussuf. II., 22.
Farag, Schēch. I, 55. II., 56. 68. 69.
Farīda. II., 167. 201. 203.
Farschila. II., 68.
Faschoda, Stadt. I, 7. 12. 34. 93. II., 245.
Faschoda, Provinz. I., 8. 39. 40. 57. 116. 117. 122. 191. 192. 198.
Fasoglu. I., 116. 117. 119. 122. 140. 162. 164. 204.
Fatiko. I., 53. 75. 104. 105. 109 111. 113. II., 25. 68. 107. 109.
Fattūma. II., 201. 202. 203.
Fattūma Bint el Schēch. II., 239.
Fausi Pascha. I., 167.
Felkin, Dr. II., 10. 174. 184. 185. 186.
Fenanga. II., 68.
Fischer, Dr. II., 81. 83.
Foda. I., 53. 75. II., 56. 60. 61. 62. 63. 64 65. 68. 69.
Fostāt. I., 7
Fowera. I., 42. 43. 53. 54 74. 75. 77. 79. 105 109. II., 62. 63. 68.

G.

Gaāfra. I., 214. 220.
Gaalīje. I., 4. 117. 118. 166. 192. 211. II., 243.
Gaalīn. II., 242.
Gabalein. I., 204.
Gabriāl Schenūda. II., 146.
Gadāref. I., 62. II., 244.
Gadīn Agha. II., 182.
Gadir. I., 93. 182. 191. 192. 195. 198. 200. 205.
Gafar Mas'har. I., 161. 165. 166
Gafar Pascha Ssādik. I., 161. 165.
Galabāt. I., 204. 211. 214. 220. II., 243. 244.
Galla. I., 8.
Gallāba. I., 4. 38. 80. 162.
Galli. I., 57.
Gambari. I., 65. 66.
Ganga. I., 61.
Ganda I., 61. 85. 90. 98.
Gaspari, Marco. I., 85. 88. II., 26. 34-37. 177. 178. 187. 188. 190. 213. 216.
Gasrāja. I., 119.
Gāssem Allah, I., 90.
Gāssem Allah Mohammed. II., 156.
Gaulein. I., 151.
Gauwāmea. I., 121. 136. 195.
Gebel Marra. I., 116.
Geēfi. I., 27.
Gehemāb. II., 242.
Gemeāb. I., 117. 118.
Gesīre. I., 153.
Gessi Pascha. I, 42. 117.
Giacomo Lumbroso. I., 14.
Giegler Pascha I., 20. 93. 192. 197. 201. 202. 204. 205. II., 9.
Gilio s. Bari.
Gime. I., 121.
Girault. II, 215. 231. 234.
Godda. II., 209.
Gōk Muchtār. I., 89. 90. 105. 106.
Gōk. I., 57.
Gōk el Hassan. I., 89.
Gomāa. I., 66.
Gomorrha. I., 188.
Gondokoro. I., 39. 112. II., 11. 41. 49. 50. 123.
Gordon Pascha. I., 8. 9. 20. 21. 22. 23. 24. 34. 38. 39. 40. 42. 43. 80. 81. 93. 114. 141. 142. 159. 161. 166. 167. 168. 169. 170. 171. 172. 173. 174. 175. 176. 179.

204. Gordon in Chartūm 212. 216. getötet 217. II., 76. 82. 84. 90. 118. 119.
Gosa. I., 61. 85. 90.
Gurguru. I., 43. 59. 61. 62. 64. 70. 74. 75. 77. 78. 79. 85. 87. 100. 101.
Grant. II., 10.

H.

Habbanīje Hauāsme. II., 243.
Hadendowa. I., 117. 118. 119. 173. 204. 211. 220. II., 243.
Hāgg Osmān. I., 13.
Hāgg Mohammed Osmān. II., 4. 5. 20.
Hāgg Osmān Hamed, Kadi. II., 4. 5. 163.
Halīm Pascha. I., 160.
Ham. I., 81.
Hamak. I., 117.
Hamdān Ahmed. II., 204. 214. 239.
Hamed Agha. II., 144. 162. 164. 165. 171. 172. 175. 176. 189.
Hamed Schauīsch. II., 164.
Hamūda. II., 81.
Hanak. I., 182.
Hannington, Bischof. II., 71, 80.
Hansal, Consul. I., 20.
Harar. I., 161. 166.
Harās. I., 133.
Hassan Agīb. II., 31.
Hassan Brima. II., 159.
Hassan Pascha Ssirri. I., 206.
Hassanīje. I., 117. 120. 122. 123. 136. 192.
Hattanīje. I., 121.
Hauāsch Efendi. I., 41. 55. 61. 62. 64. 65. 66. 67. 68. 69. 70. 71. 72. 73. 84. 85. 87. 97. 100. 101. 102. 103. 105. 108. 109. 113. II., 11. 21. 39. 41. 42. 43. 44. 45. 50. 51. 52. 53. 54. 55. 64. 70. 86. 107. 117. 118. 124. 137. 140. 142. 143. 144. Hauāsch gefangen 149. 150. 151. 152. 154. 155. 158. 161. 162. 164. 165. 167. 168. 170. 175. 177. 179. 204. 205. 206. 213.
Hauāsme. I., 121. 195.
Hawāri Gamā. II., 239.
Hedebāt. I., 204.
Hellet el Begeir. I., 116. 120.
Hessenāt. I., 210.
Hicks Pascha. I., 104. 204. 206. 207. vernichtet 208. 211. 215. II., 2. 156.
Hidjās. I., 116.
Hodeida. I., 3.
Homr. I., 122.
Hussein Bey Schukri. I., 201. 202.
Hussein Mohammed. II., 159. 172.
Hussein Pascha Chalīfa. I., 204. 211. 214. 220.
Hussein Pascha Mas'har. I., 210.

J.

Jambuja. II., 8. 133. 135.
Jangara. I., 66. 87.
Jbrahīm Agha Ghattās. II., 107. 110.
Jbrahīm Alham. I., 105. II., 119. 168. 169. 197. 214. 221. 223. 239.
Jbrahīm Bey. I., 162.
Jbrahīm Bey el Ssabbān. I., 5.
Jbrahīm Bey Fausi. I., 22. 38. 39. 40. 161. 167.
Jbrahīm Efendi Ali. I., 190.
Jbrahīm Ghattās. I., 89.
Jbrahīm Gurguru. I., 98. 99. 106. 107. 109. II., 17. 19. 35.
Jbrahīm Hamār Geli. I., 24., 111. II., 20.
Jbrahīm Pascha. I., 159.
Jbrahīm Tāhir. II., 223. 239.
Jbrahīm Telbās (Tirbās). II., 239.
Jbrahīm Tirbās. II., 19. 223.
Jdrīs el Dongolaui. II., 150.
Jephson. I., 1. II., 127. 132. 133. 135. 137. 139. 141. 142. 143. 144. 145. 146. 147. 148. 149. 152. 155. 156. 157. 158. 159. 160. 161. 169. 174. 177. 182. 184. 186. 226.
Jkongo. II., 214.
Jodo. I., 68.
Jreāb. II., 242.
Jskandar Bey. I., 206.
Jslam. I., 17. 210.
Jsmaīl Agha Hussein. II., 145.
Jsmaīl Chalīfa. II., 4.
Jsmaīl Efendi Hattāb. I., 98. 103. 104.
Jsmaīl Pascha, Chedive. I., 19. 80. 163. 166. 170.
Jsmaīl Pascha, Prinz. I., 139. 140. 223.
Jsmaīl Pascha Ajūb. I., 19. 20. 166. 167.
Jsmailīje. I., 5.
Jssa Hadal. I., 220.
Jtalien. I., 93.
Junker, Dr. I., 1. 21. 31. 39. 61. 68. 85. 87. 101. 105. 108. 113. II., 1. 4. 5. 10. 11. 17. 18. 21. 26. 37. 39. 41. 42. 44. 45. 56. 59. 60. 62. 63. 64. 65. 66. 67. 69. 70. 71. 73. 75. 77. 78. 80. 81. 83. 84. 86. 94. 96. 97. 98. 105. 108. 120. 127. 129. 130. 234.
Jussuf Pascha el Schallāli. I., 93. 192. 195. 198. 199. II., 2.

Jussuf Fahmi. II., 238.
Jussuf Ssultān. II., 241.

K.

Kaba. I., 205.
Kababīsch. I., 120. 173. II., 242.
Kabajandi, Station. I., 61. 98. 99. 100.
Kabajendi (Kabajandi). I., 59.
Kabarega, König von Unjoro. I., 21. 38 50. 53. 113. II., 6. 7. 46. 56. 58. 59. 63. 70 71. 72. 73. 75. 76. 77. 78. 79. 81. 82. 83. 86. 87. 88. 89. 91. 95. 96. 97 98. 100. 102. 104. 105. 106. 107. 108. 113. 114. 117. 120. 121. 122. 123 127. 129. 134. 140. 187. 204. 217.
Kadirīje. I., 183.
Kagaro, Häuptling. II., 73. 113. 131.
Kairo. I., 20. 32. 77. 84 140. 142. 153. 158. 163. 164. 166. 167. 172. 180 192. 196. 198. 201. 211. 212. 220. II., 6. 7. 46. 57. 78. 95. 97. 117. 122. 124. 134. 136. 141. 142. 143. 145. 151. 155. 159. 167. 185. 186. 188. 193. 201. 225. 228. 235. 240.
Kakuak, Stamm. I., 59.
Kalakla, Ort. I., 122.
Kalifornien. I., 176.
Kalika, Station. I, 61.
Kallika, Stamm. I. 59
Kamissura. II., 63.
Kammalāb. II., 242.
Kamrassi. II., 76. 88.
Kamrota II., 76.
Kangaho. II., 104. 105.
Karaguë. II., 218. 224. 225. 228.
Karam Allah, Emir. I., 76. 105. 115. II., 1. 2. 3. 5. 6. 9. 10 11. 12. 13. 15. 17. 19. 20. 22. 23. 28. 29. 31. 36. 37. 39. 41 48. 50. 57. 125. 139.
Karkōg. II., 244.
Karrari, Ort. I., 182. 183.
Kaschkil, Schlacht von. I, 192. 194. 207.
Kassala. I, 62. 118. 119. 122. 162. 164. 204. 210. 211. 214. 220. II., 244.
Kassoga. II., 76.
Katagrua. II., 75 88.
Katenta. II., 204. 205. 211.
Katinra. II., 58.
Katonga. II., 187
Katonsi. II., 132.
Kauāhla, Stamm. II., 242.
Kawa. I., 90. 92. 93. 95. 191. 192. 211.
Kawalli. II., 174. 186. 210. 215. 218. 220. 221. 226. 234. 235. 238.
Kawāhla. I., 200.
Kenāna. I., 192.
Kenāne. I., 122.
Kibiro. I., 50. II., 70. 71. 73. 74. 98. 99. 100. 104. 106. 107. 112. 113. 114. 115. 120. 131. 140. 141.
Kingani. II., 231. 237.
Kiri. I., 27. 43. 50. 74. 75. 77. 79. 83. 108. II., 38. 49 115. 116. 120. 123. 124. 140. 144. 145. 159. 168. 172.
Kiriangobi. II., 71. 74.
Kirk, Sir John. II, 80.
Kissa. II., 115.
Kitana. II., 74. 97. 140.
Kobbi. I., 61.
Kodi Agha Ahmed. II., 121. 137. 141. 175. 176. 182
Kogali, Ort bei Chartūm. I., 214.
Kolkol. I., 7.
Kome Schauīsch. II., 34. 41.
Kordofān. I., 80. 116. 117. 120. 121. 122. 123. 136. 140. 142. 143. 153. 159. 162. 163. 164., 167. 173. 187. 188. 192. 193. 194. 204. 206. 208. 210 212. 214. 215 222. II., 2. 26. 242. 243.
Korosko. I., 153. 162. 163.
Korobek, Station. I., 61.
Korti. I., 163. 216.
Kōs, Ort bei Chartūm. I, 214.
Kubbi, Ort in Mambettu. I., 66.
Kudurma, Station. I., 61.
Kuku, Stamm. I., 43. 50. 51. 52. 53.
Kussa, Häuptling. II., 98. 112.

L.

Labor, Station. I., 57.
Laboré. I., 27. 50. 105. 108. II, 17. 24. 41. 43. 50. 51. 140. 144. 146. 147. 149. 156. 159.
Ladó, Sohn Lorons. I., 112. 113.
Ladó, Ort. I., 1. 7. 12. 13. 15. 21. 22 23. 24. 27. 30. 31. 33. 34. 39. 43. 44. 45. 48 49. 50. 74. 75. 76. 77. 79. 84. 85. 89. 90. 91. 96. 97. 98. 100. 102. 103. 105. 106. 107 108. 109. 111. 114. 168. II., 1. 3 4. 11. 12. 17. 19. 21. 22. 24. 25. 26. 33. 34. 35. 36. 38. 39. 41. 42. 43. 44. 45. 48. 49. 50. 58. 59. 85. 114. 115. 116. 119. 159. 240. 243.
Lafontaine. II, 7.

Lako II., 111.
Landu. I., 75. II., 240.
Landu-berge. II, 210.
Langiro. II., 229.
Lango. I., 45. 56. 57. 96.
Latuka. I., 12. 23. 24. 25. 26. 40. 42. 43. 44. 54. 57. 74. 75. 77. 79. 83. 111. II., 12. 27.
Law, Station. I., 9.
Lenz, Dr. II. 114. 119.
Lessi, Station. I., 59.
Libanon. I., 18.
Lichfield. II., 10.
Ligi, Stamm I., 59. 90.
Livingston. II., 200. 212. 231.
London. II., 138. 199.
Loron, Barihäuptling. I., 105. 111. 112. 113. II., 1. 11. 49.
Lupton Bey. I., 13. 23. 24. 25. 27 89. 90. 93. 105. 106. 107. 109. 110. 111. 114. 191. II., 1. 3. 9. 22. 23.
Lur. I., 40. 53. 75. II., 177. 224.

M.

Maalīje. I., 199. 208. II., 243.
Mabodde, Stamm I., 62.
Mackay. II., 80. 84. 86. 96. 97. 107. 115. 120. 212. 231. 232 233.
Madi, Stamm. I., 43. 45. 50. 51. 52. 55. 68. 75. 105. 109. 113. II., 17. 24. 224.
Madibbu, Häuptling. I., 192. 199. 208. II., 242.
Magala. II., 152.
Maganīn, Stamm. I., 121.
Magango. I., 43. 45. s. Magongo.
Magongo. I., 75. II., 41. 42. 56. 60. 61. 62. 63. 68. 69. 75. 132.
Magugo. I., 53. 111. 113.
Mahagi. II., 112. s, Mhagi.
Mahbūb Ibrahīm. II., 239.
Mahdi, Der. I., 7. 90. 93. 109. 111, 112. 113. 115. 119. 181. 182. 186. 187. 189. 190. 191. 192. 195. 196. 197. 199. 200. 201. 202. 203. 204. 206. 207. 208. 210. 211. 212. 213. 214. 215. 216. 219. 220. 221. 222. II., 1. 2. 4. 5. 13 17. 31.
Mahdismus. I., 3. 139. 200. 223. II., 240. 245.
Mahmūd Abdallah. I., 214. 220.
Mahmūd Abd el Kader, Emir. I., 222.
Mahmūd el Agami. II., 4. 6.
Mahmūd Ssabri. II., 1.
Mahmūd Wad Abdullah, I., 182. 183
Mahmūd Walad Seid. II., 242.
Mahūne. I., 7.
Majaggo. I., 64. 68. 72.
Makolo. II., 222. 231. 232. 233.
Makraka, Land. I, 21. 43. 59. 60. 61. 64. 74. 75. 77. 79. 85. 90. 94. 96. 97. 98. 100. 106. 109. II., 19. 21. 22. 25. 28. 31. 38. 39. 41. 43. 47. 116. 123. 135. 136. 144. 159. 168. 194. 195. 210.
Makraka, Volk. I., 45. 61. 62. 75.
Makraka Sughaijara. I., 61.
Malek el Nāssir. I., 161. 163. 165.
Mambanga. I, 64. 66. 67. 68. 70. 71. 72.
Mambettu. I., 43. 53. 59. 61. 62. 63. 64. 65. 68. 75. 97. 100. 102. 103. 104. 105. 108. II., 10. 17. 22. 27. 28. 47. 86. 127. 135. 136. 161.
Manāssīr. I., 118. II., 242.
Manganga. I., 54.
Maniara. II., 123.
Mannāt. I., 119.
Mansurrāb. I., 210. II., 242.
Manssūr Efendi. I., 200.
Marat. I., 153.
Marco Gaspari. S. Gaspari.
Marcopulo. I, 85. 90. 91. 92. 96. 97. 98. 104. II., 70.
Marcopulo Bey. I., 90. 93.
Marno Bey. I., 7. 8.
Marquet. I., 78. 79.
Marra, Berg. I, 122. S. Gebel Marra.
Mason. II., 82.
Massalamīje. II., 244.
Massalīt. I., 122.
Massaua. I., 122. 161. 166.
Massūdi. II., 84.
Matamme. II., 244. S. Metamme.
Mboró, Häuptling. I., 66. 67.
Medina. II, 2.
Mekka. I., 184. 221.
Merruau, I., 142.
Meschra el Rēk. II., 5.
Meschra Fakuadj. II., 68. 69.
Mesoga, Landschaft. II., 61.
Meswa. II., 114. 115. 119 120. 121. 123. 132. 133. 137. 139. 144. 150 160. 161. 166. 174. 184. 191. 195 196. 205.
Metamme. I, 133. 214. 216. 217.
Metimera. II., 103.
Metu, Stamm. I., 43. 50. 51. 52. 57. 105. 109. II., 54.
Metu el Sogheijar, Häuptling. II., 24.
Mhagi. II., 119. S. Mahagi.
Michāil Awad. II, 168.

Michāil Ssa'ad. II., 4. 51.
Missid, Stamm. I., 122.
Miswa. I., 75. S. Meswa.
Mohammed, der Prophet. I., 21. 187. 208. 221. II., 2.
Mohammed, Sohn des Abu Rōf. I., 210.
Mohammed Abdallah. I., 189.
Mohammed Abd el Kerīm. I., 219.
Mohammed Abu Karga, Emir. I., 210. 214. 217
Mohammed Ahmed, der Mahdi. I., 90. 181. 182. 183 184. 185. 186. 187. 188. 189. 190. 192. 193. 195. 198. 199. 201. 205. 207. 217. 218. 221. II., 2. 31. 240. 243.
Mohammed Ali. I. 96.
Mohammed Ali Pascha. I., 213.
Mohammed Ali Pascha, Vicekönig v. Aegypten. I., 139. 140. 141. 142. 158. 161. 179. 223.
Mohammed Arabi. II., 239.
Mohammed Baba. II., 20.
Mohammed Bey el Telb. I., 197. 198.
Mohammed Bey Ssolimān. I., 195.
Mohammed Biri. II., 71. 112. 114. 120. 123. 127. 131. 160.
Mohammed Chālid Soghal. I., 208. 209.
Mohammed Cheir. II., 238.
Mohammed Efendi Ssajād. I., 105. 106.
Mohammed el Agami. II., 194. S. Mahmūd el Agami.
Mohammed el Cheir. I., 183. 204. 210. 211.
Mohammed el Defterdār. I., 139. 140. 141.
Mohammed el Ssajād. II., 21.
Mohammed Emīn. II., 239.
Mohammed Emin, Emir. II., 1. 2. 31. Emins Name bei den Mahdisten.
Mohammed Geddaui. II., 219.
Mohammed Hamad. II., 239.
Mohammed Pascha. I., 176.
Mohammed Massa'ūd. II., 104. 106.
Mohammed Mutlak. II., 239.
Mohammed Pascha Hassan. I., 173.
Mohammed Pascha Ssaīd. I., 194.
Mohammed Ruschdi. II., 239.
Mohammed Scherīf. I., 221.
Mohammed Sein Dakrūri I., 203.
Mohammed Ssaīd Pascha. I., 206.
Mohammadīje, Stamm. I., 120.
Mondu, Stamm. I., 59.
Mondu-Mondu, Stamm. I., 59.
Mondari, Stamm. I., 59.
Monfu, Stamm. I., 62.
Mongeda, Frau. II., 225.
Monnat. I., 4.
Moru-Kadderu, Stamm. I., 59.
Morgān Agha Ali. I., 105.
Morgān Agha el Danassūri. I., 105. II., 21. 29. 30. 32. 33. 34. 35. 38. 43. 128.
Moru-Miza, Stamm. I., 59.
Mosamboni. II., 204. 205. 210. 211. 212. 215. 216.
Mparo, Hauptstadt von Unjoro. II., 71. 74. 75. 97. 98. 99.
Mperia, Station. I., 61.
Mpinga, Häuptling. II., 204. 205.
Mruli. I., 21.
Mssigi. II., 76. 78. 88. 105. 106.
Mtesa, König von Uganda. I., 21. 39. 114. II., 100.
Muallediīn. I., 120.
Muanga, König von Uganda. I., 21. II., 63. 80. 82. 86. 96. 100. 104. 105. 107. 123.
Muawīja, Chalif. I., 116.
Muchtār Agha. I., 107.
Mugi. I., 27. 50. 108. II., 41. 124. 144. 145. 146. 159. 172.
Muhammed Abdu. I., 66.
Munzinger. I., 173.
Murchisonfälle. II., 68.
Mūssa. II., 99. 218. 225. 228.
Mūssa Pascha. I., 161. 164. 165.
Mūssa Bey Schauki. I., 89.
Mussallamīje. I., 122. 133. 164. 210. s. Massallamīje.
Mūssa Agha Konda. II., 4. 20. 21.
Mustafa el Agami. II., 142. 167.
Mutamahdi. I., 182.
Mutassahabīn. I., 182. 185.

N.

Nabimbari, Häuptling. I., 68.
Nāsim Efendi. I., 193. 194.
Nasseāb, Stamm. II., 242.
Nāssir Ismaīl. II., 155. 169. 170. 171.
Nelson. I., 1. II., 188. 189. 195. 214. 219. 221. 222. 226.
Nemeir. I., 193.
Nemr, Ssultān. I., 139. 140.

Nepata. I., 120.
Neptun. II., 86.
Nerutzos Bey. I, 3.
Niakamitera. II., 131.
Niamajem. I., 60. 61. 62. 65. 82.
Niamsanssi. II., 133 174. 182.
Niamwesi. II., 214. 231. 234.
Niangaboni, Landschaft. II., 210. 211.
Niāsi Pascha. I., 206.
Nil. I., 8. 161. 213 215. 218. II., 24. 102. 240.
Nil, blauer. I., 120. 140 162.
Nil, weisser. I., 57. 120. 140. 141. 162. II, 68.
Nkole. II., 213. 218. 222. 223. 224.
Noah. I., 81.
Nobat. I., 117.
Nsabe. II, 127. 132. 133. 137. 138. 139.
Nuba-Berge. I., 222.
Nuba-Neger. I., 195.
Nubar Pascha. II., 71. 80. 84. 86 115. 116. 117. 134. 137.
Nubien. I., 116. 117. 137. 142.
Nuēr, Stamm. I., 8. 57.
Nuguma, Station. I., 61.
Nūr Angara. I., 7. 109. 173. II., 3.
Nūr Bey Mohammed. I., 13. 21. 41. 85. 94. 95. 98. II., 82.
Nūr el Dāīm. I., 182.

O.

Obbo, Station. I., 27. 54.
Oberägypten. I., 118.
Oburé, Station. I., 54.
Okello, Station. I., 26. 54.
Oesterreich. I., 93.
Omar Agha. II., 228.
Omar Scharkauwi. II., 187. 193.
Omar Ssālch. II, 180.
Omar Wad el Mukäschif. I., 192.
Omar Walad el Mukäschif. I., 200.
Osmān Adam Gano. II., 243.
Osmān Arbāb. II., 1. 2. 3. 4. 5. 14. 20. 21. 31. 39 243.
Osmān Bey el Arnauti. I., 159.
Osmān Bey el Ssudāni. I., 162. 163.
Osmān Digna. I., 204. 210. 211. 214. 220.
Osmān Gano. I., 222.
Osmān Latīf. I., 97. 104. 105. II., 1. 11. 22. 26. 38. 40. 114. 125. 126. 128. 129. 156. 162. 163. 167. 169. 177. 184. 223. 236.
Osmān Scherīf. II, 1.
Osmān Ssāleh. II., 168.
Ostafrika. II, 235.

P.

Paris. I., 138. 161. 166.
Parke, Dr. I., 1. II., 133. 137. 206. 216. 226. 229. 236.
Pearson. II., 10
Peters, Dr. I, 1. II, 114. 119.
Prout. I., 22.

R.

Rabeitāt, Stamm. II., 242.
Rafāa Bey Rāfeī. I., 158.
Raffāī. I., 82.
Ragab Mohammed. II., 12. 13. 181. 188.
Rāgib. II., 107.
Rahwajan. I., 4.
Rakka'īn. I., 122.
Raphael. I, 34.
Rāschid Bey. I., 192. 193. 195. 199. II., 2.
Rāschid, Schēch. II., 219. 221.
Rāssich Bey. I., 164.
Redjāf. I., 27. 45. 108. 111. II., 20. 39. 41. 48. 49. 50. 116. 117. 144. 145. 155. 159. 168. 171. 172. 182.
Redjef s. Redjāf.
Refāa. I., 133. 164. 200. II., 244.
Refāa el Schark el Hamada. Stamm. II., 241.
Rensi, Station. I, 61.
Reseikāt. I., 199. 206. 208. II., 243
Rēūf Pascha. I., 3. 30. 42. 85. 87. 91. 92. 93 170 175. 189. 191. 193.
Rihān, Sclave des Hanāsch. II., 149. 152. 206. 232.
Rihān Agha. II., 22. 47. 48. 49. 52. 59. 115. 178. 180. 181.
Rimo. I., 61. II., 41. 47. 48.
Rionga. II, 63.
Robaitāt. I., 118. S. Rabeitāt.
Rōl. I., 9. 43. 44. 57. 59. 64. 74. 75. 77. 79. 85. 87. 88 89. 93. 105. 106. 107. 109. 115 II, 11. 17. 22. 23. 24. 34.
Rondegana. I., 21.
Ruensorigebirge. II., 211. 215. 217. 218. 221.
Rukoro. II., 128. 132.
Rumbēk. I, 59. 85. 89. 90. 105. 106.
Ruschdi Helmi. II, 180 191.

S.

Sabako. I., 120.
Safarān. II., 17. 201.
Saiadīje. II., 243.
Sansibar. II., 67. 71. 78 80. 100. 101. 115. 116. 237. 238.
Schahīn Pascha. I., 165.
Schaikīje, Stamm. I., 5. 116. 118. 140. 195. 210.

Schaka. I., 173. 192. 193. 199. 206. 208. II., 242.
Schambe, Station. I., 1. 8. 9. 11. 14. 44. 59. 84. 92. 96. 107. 108. 109. II., 17. 23. 25.
Schambe - Law. I., 9. 107.
Schatt. I., 206.
Schendi. I., 133. 139. 140. 141. 151. 211. II., 244.
Schikān, Schlacht von. I., 207. 208.
Schilluk, Volk. I., 8. 11. 57. II., 193.
Schir. I., 12.
Schisa. II., 119. 120.
Schmidt, Hauptmann. II., 231. 235. 236.
Schnitzler, Dr. I., 16.
Schukri Agha. II., 120. 132. 133. 155. 161. 182. 196. 204. 205 206.
Schukrīje, Stamm. I., 117. 119. 204. II., 242.
Schuli. I., 27. 43. 45 50. 54. 55. 56. 75. II., 1. 24. 28. 114. 121. 122. 127. 128.
Schweinfurth, Dr. II., 185.
Schynse. II., 215. 231. 234.
Seila. I., 161. 166.
Serībet Cango. I., 85. 87. 88.
Siadīje, Stamm. I. 122.
Simba. II., 236.
Slatin Bey. I., 192. 193. 200. 204. 208 210.
Soba. I., 116. 120.
Sobeir Abd el Kader. I., 197.
Sobēr Rahmi, Sobēr Pascha. I, 20. 122. 161. 166. 167. 173.
Sodom. I., 188.
Speke. II., 10.
Ssaati Bey. I., 213.
Ssabra I., 34.
Ssabra Jsmaīl. I., 91. 92.
Ssajadīn, Station. I., 59. II, 28.
Ssaīd. II., 148.
Ssaīd Mohammed Sughal. II., 243.
Ssaīd Pascha, Chedive. I, 80 142. 160. 161. 162. 163.
Ssaīd Pascha Gomāa. I., 208.
Ssaīda. II., 99. 167. 215. 218. 225. 226.
Ssāleh. I, 198.
Ssāleh Abi Jasīd. II., 182.
Ssāleh Bey Wad Ssālim. II., 242.
Ssāleh Walad el Mak. I., 203. 204 210.
Ssālim Chalaf. II, 172,
Ssālim Efendi Challef. I, 98.
Ssammanīje, Sekte der. I., 183.
Ssandjak. I., 175. 176. 177. 178.
Ssaras. II., 243.
Ssējid Agha Abd el Ssaīd. II., 68.
Sselīm. I., 121.
Sselīm Mattar, Bey. II., 41. 47. 50. 51. 137. 141. 147. 152. 153. 155 156. 172. 179. 180. 182. 183. 184. 188. 189. 190. 194. 195 196. 205. 206 209. 210. 211. 221. 240.
Ssemliki. II., 204. 217. 218.
Ssennār. I., 116, 117. 118. 119. 122. 133 140. 143 153. 162. 164. 192. 196. 200. 201 202. 203. 210. 214. 216. 219. II, 2. 241. 241.
Ssenussīje. I., 123.
Sserūr. II., 64. 97.
Sserūr Agha. II., 146. 157. 159.
Ssigi II., 58.
Ssinkāt. I., 204. 211, 215. 220.
Ssobat, Ort. I., 1. 7. 8.
Ssobat, Fluss I., 1.
Ssolimān Abd el Rahīm. II., 19. 59. 238.
Ssolimān Agha Ssudān. I., 106. II., 38. 47. 48. 160. 172. 174. 182.
Ssolimān Pascha. I., 206.
Ssolimān Sobēr. I., 39. 117.
Ssolimān Walad el Chalīfa. I., 204.
Ssonga. II., 102. 103. 112 114.
Ssuākin. I., 1 4 42. 122 161. 166. 204. 210. 214. 220. 223. II., 243.
Ssudān. I., 1. 3. 5. 6. 12. 16. 19. 20. 22. 27. 29 33. 38 39. 44. 52. 62. 65. 80. 81. 94. 102. 108. 109. 116 117. 119. 120. 122. 123, 126. 130—134. 136 138. 139. 140. 141. 142. 143. 152. 156—170. 172. 173. 174. 176. 179. 180. 181. 188. 190. 191. 198 201. 204. 206. 210 - 212. 220. 221. 223 II., 9. 26. 27. 52. 63. 74 80. 84. 85. 94. 100. 101. 119 134. 163. 179. 235 240. 244 – 246.
Ssuēs I., 19. 20. II, 237.
Stairs. II., 137. 139. 187. 190. 191. 204. 216. 218. 223. 225. 226. 227. 228.
Stanley. I, 1. 2. 62. II., 1. 7. 8. 40. 46. 47. 55. 57. 71. 82. 119. 127. 132. 133. 134. 135. 136. Stanley trifft mit Emin Pascha zusammen. 137. 138-145. 157-161 164. 165 166. 169. 174. 176. 180-199. Stanley

zwingt Emin zum Aufbruch. 200. 202. 204 bis 207. 209. 210-211. Stanleys Grausamkeit. 213. 215 216. 218-224. 226-228. 231-234. 236. 238. 239.
Stone Pascha. I., 84.
Subeir Abd el Kader. I., 192
Syrien. I., 159.

T.

Ta'aischa. I., 122. II., 243. 245.
Tagala, Berg. I., 99. 103. 164. 165.
Tāka. I., 116. 119. 143. 153. 157. 162. 166. II., 242.
Tamām. I., 193. 194.
Tamanīb. I., 220.
Tangāsi, Station. I., 61. 66. 72. 107.
Tanganjikasee. II., 58.
Tarāgma. I., 74. 106. II., 107. 110. 132.
Tarangole, Station. I., 26. 54.
Taufīk Pascha, Chedive. I., 163. II., 167.
Taufikīje. I., 8.
Tawīl. I. 64.
Tellem. I., 192.
Tell Hawein. I. 23. 104. 190.
Temba, Dorf I., 204.
Theben, das „schwarze“. I., 116. 120.
Thomas Effendi. II., 239.
Tia Agha Ahmed. II., 3.
Tia Agha Tenda. II, 3.
Tia Mohammed. I., 111.
Timbassi, Chōr. I, 209.
Tohāmi Galāl el Dīn. I, 161. 167. 168.
Tokār. I., 204. 211. 215. 220. II., 243.
Tonguru, Insel. II., 98. 102. 104. 105. 106. 107. 108. 109. 111. 112. 113. 114. 115. 119. 120. 121. 123. 125. 126. 128. 129 132. 133. 137. 141. 142. 143. 159. 174. 176. 177. 180. 181. 182. 195. 196.
Tōr. II., 60.
Trinkität. I, 220.
Tripolis, in Afrika. I., 17. II., 81.
Tschua, Beiname Kabarega's. II., 105.
Tuguru. I, 75. S. Tonguru.
Tuitsch, Volk. I., 1. 9. 10. 11. 44. 105.
Türkei. I, 166.

U.

Uëlle. I., 65.
Uganda. I., 21. 35. 39. 50. 108. 114. II., 6. 10. 17. 42. 45. 48. 58. 63. 69. 71. 78. 80. 82. 84. 86. 88. 94. 96. 97. 98. 100. 101. 105. 106. 107. 120. 122. 123. 127. 129. 240.
Ugongo, Stamm. I., 59.
Uledi. II., 133
Umbakukua, Insel. II, 104.
Umbimba, Station. I., 61.
Um Durmān. I., 119. 167. 206 211. 214. 215. 217. 221. 222. II., 3. 23. 31. 241. 243. 244. 245.
Umm Dirfi, Station. I., 61.
Umpapua. II., 231. 235. 236.
Um Schanga. I., 204. 210.
Uniboron, Station. I., 61.
Unjati, Dorf. I., 49. 50. 91. 108.
Unjoro. I., 21. 35. 38. 50. 53. 113. II., 6. 48. 56. 58. 59 69. 71. 72. 73. 74. 75. 76. 77. 81. 82. 86 89. 90. 92. 94. 96. 97. 98. 100. 101. 104. 106. 107. 108. 112. 119. 122. 127. 131. 140. 142. 240.
Usagara. II., 231. 236.
Usegua. II., 231. 236.
Usongora. I., 50. II., 120.
Usukuma. II., 231. 233. 234.

V.

Victoria-Nyansa. II., 234
Victoriasee. II., 231. 232. 240.
Vita Hassan, der Verfasser. II., 9. 10. 14. 15. 17. 18. 226.

W.

Wad Danākil. I., 173.
Wad el Gara. II, 132.
Wadelai. I., 17. 53. 75. 108. II., 41. 48. 49. 53. 55. 56. 58. 68. 69. 70. 72. 97. 98. 103. 105. 106. 108. 109. 113. 114. 116. 117. 119. 120. 121. 124. 125. 127. 140. 142. 143. 159. 160. 166. 169. 170. 174. 175. 176. 177. 178. 180. 181. 182. 183 189. 194. 195. 201. 204. 209.
Wādi Daruga. I., 4.
Wādi Halfa. I., 162. 211. 214. 220. 223. II., 243.
Wad Tira. I., 109.
Waganda. II., 98. 101. 102. 104. 122.
Wahuma (Bahuma). II., 71. 75. 77. 204.
Walad Abu Dakal. I., 193.
Walad Abu Ginn, Stamm. I., 122. II., 241.
Walad Abu Gerīd, Stamm. I., 123. 136. 137.
Walad Abu Rōf. I., 219.
Walad Abu Rūf. I., 122.
Walad Abu Ssafie. I., 193.

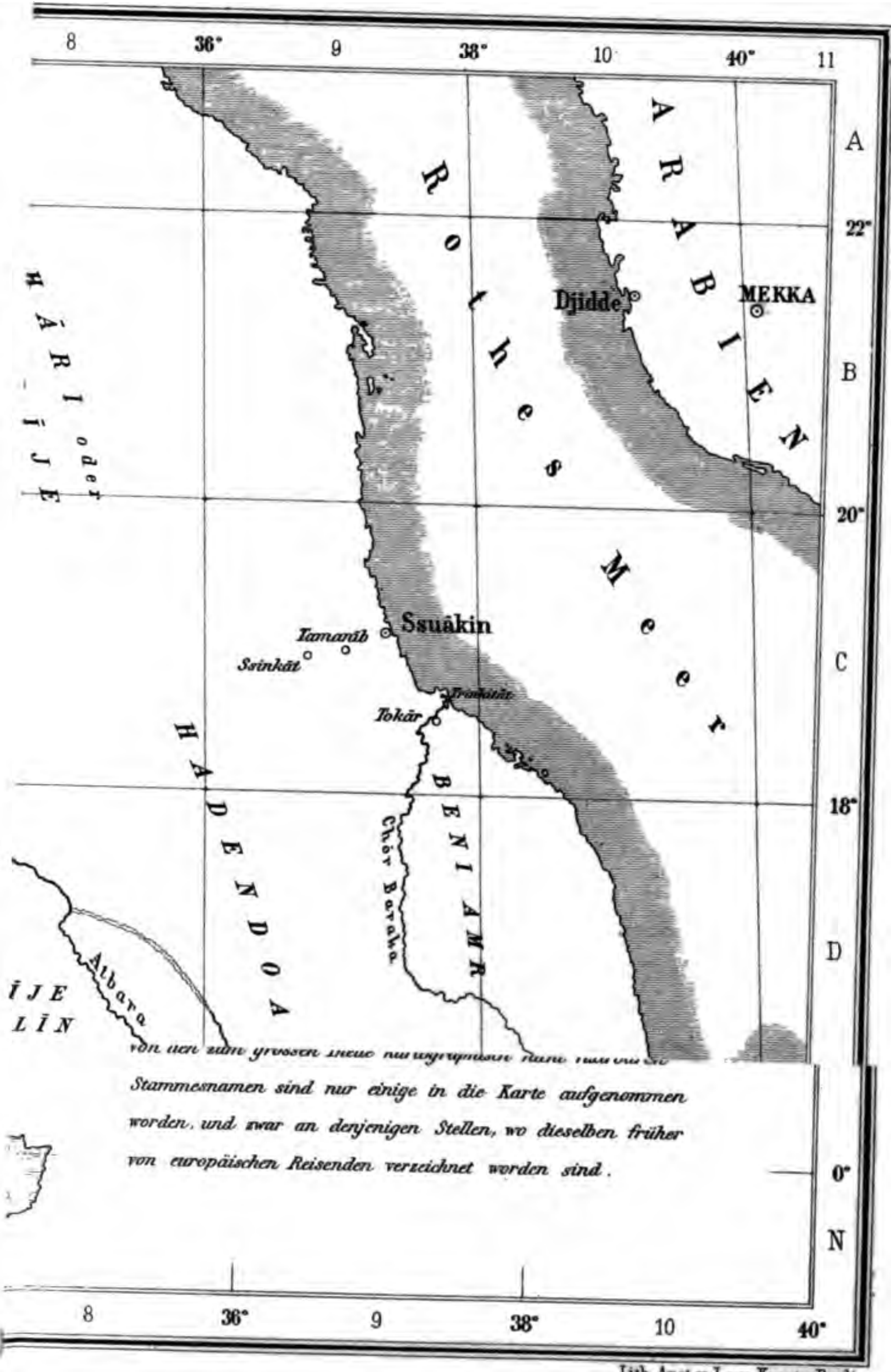
Walad Abu Ssinn. II., 242.
Walad Arba. I., 220.
Walad Bereïr. II., 242.
Walad el Hagg Abd el Kader. I., 204.
Walad el Melīh. I., 193.
Walad el Mukäschif. I., 202. 203. 210. S. Omar Walad el Mukaschif.
Walad el Negūmi, Emir. I., 214. 217. 219.
Walad el Scherīf. I., 192. 201. 204. 205.
Walad Gebāra. I., 214.
Walad Madani, Ort. I., 122. 133. 159. 164. 201. II., 244.
Walad Mohammed Ela. II., 242.
Walad Ssabūn. I. 122.
Walad Rahma. I. 193.
Walegga II., 209.
Wambesch, Dorf. I., 12.
Wandi, Station. I., 61. 90. 97. 100. 102.
Wando, Fürst. I., 82.
Wando, Häuptling (Dragoman. II. 58. 98.
Wanjema. II., 192. 199. 214. 217.
Waniero. II. 212.
Wanjoro. I. 71. 75. 87. 88. 101. 102. 104. 106. 132. 187. 217. 233.
Wässif Effendi. II., 238.
Wasukuma. II., 234.
Wataku, Station. I., 26. 61.
Wekīl. II., 131. 142. 217. 239.
Werd Ssahar. I., 180.
Were. II. 174. 184. 186. 189. 190. 192. 194. 195. 196. 205.
Wien. I., 25.
Wilson. I., 214. 218.
Wirika, Gebirge. II., 211. 218.
Wissmann. II., 231. 235. 237.
Wolseley, General. I., 216.

Z.

Zaidabīje, Stamm. I., 117. 118.
Zebairāb. I., 117. 118.
Zentralafrika, s. Centralafrika.
Zerbuhl, Dr. I., 7.

Druck von Otto Elsner, Berlin.


Otto Elsner, Berlin.



Stammesnamen sind nur einige in die Karte aufgenommen worden, und zwar an denjenigen Stellen, wo dieselben früher von europäischen Reisenden verzeichnet worden sind.

Lith. Anst. v. Leop. Kraatz, Berlin.

